

Mit 13 Modelkupfern
3 Kupfertafeln u.
1 Blatt Noten (Schubert)

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.
1 8 2 1.

Viertes Quartal des sechsten Jahrgangs.

Auf Kosten des Herausgebers

Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.



Rara

za

8582



Inhaltsverzeichnis

des vierten Quartals des sechsten Jahrgangs

der

Wiener Zeitschrift

für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Beurtheilungen und Rezensionen theatralischer Vorstellungen.

- Edmund und Karoline, ein Singspiel. 999.
Über Mad. Krüger: Aschenbrenner. 1008.
Ugolino, oder: Der Hungerthurm, ein Melodram. 1019.
Der Barbier von Sevilla. 1027.
Die Schlacht bey Fehrbellin, ein Schauspiel. 1033.
Das Intermezzo, oder: Der Landjunker zum ersten Mahl in der Residenz. 1064.
Die Hochzeit des Figaro. 1070.
Liebe kann Alles, oder: Die bezähmte Widerspenstige, ein Lustspiel. 1071.
Eduard und Christine. 1079.
Der Oberst, ein Lustspiel. 1087.
Die beschämte Eifersucht. 1096.
Johanna von Montfaucon. 1097.
Sappho. 1098.
Knabenraub. 1115.
Moderne Wirthschaft, oder: Don Juans Streiche, eine Posse. 1116.
Der goldene Fächer, oder: Arlequin als Schmetterling. 1116.
Die Jungfrau von Orleans. 1122.
Die Irrungen, ein Lustspiel. 1123.
Selbstbeherrschung, ein Schauspiel. 1131.
Das Zauberstöckchen. 1139.
Das Haus meines Onkels. 1140.
Die Unschuldigen. 1148.

Der Frenschühe, romantische Oper. 1153. 1206.
 Baron Dolsheim, oder: Husarenstreiche. 1163.
 Stille Größe. 1182.
 Das Käthchen von Heilbronn, oder: Die Feuerprobe. 1205.
 Der kleine Matrose, ein Singspiel. 1214.
 Lodoiska, ein Ballet. 1214.
 Rassiüs und Phantasiüs, oder: Der Paradiesvogel. 1215.
 Die Fee aus Frankreich, oder: Liebesqualen eines Hagestolzen. 1216.
 Iphigenia. 1231.
 Die heimliche Heirath. 1231.
 Die beyden Ehen, ein Singspiel. 1232.
 Johanna d'Arc, ein Ballet. 1232.
 Die Puppe, ein Lustspiel. 1239.
 Die verstosene Tochter. 1280.
 Der Essigbändler. 1247.
 Die Schuld. 1255.
 Der Köhler Adam Wiederbauer. 1264.
 Armida, eine Zauberoper. 1283.
 Der Jurist und der Bauer, ein Lustspiel. 1291.
 Die Entführung, ein Lustspiel. 1299.
 Das Milchmädchen, ein Ballet (Debüt des Hrn. Baptist Petit). 1300.

Literarische und Kunst-Nachrichten.

Über die Dresdner Kunstausstellung im August 1821. 997. 1006. 1014. 1094.
 Bildende Kunst. 1107.
 Literatur der Taschenbücher für das Jahr 1822. 1137. 1145. 1161. 1223. 1238. 1282.
 Kalender-Literatur. 1191.
 Waterländische Kunst. 1239.

Musikalische Notizen.

Tonkunst. 1045.

Kosmologische und naturwissenschaftliche Gegenstände.

Für Liebhaber der Botanik. 1000. 1028. 1046. 1072. 1100. 1124. 1140. 1176. 1192.
 1240. 1308.
 Kosmologische Betrachtungen über Jupiter und Saturn, von J. J. Littrow. 1089.
 1101. 1193. 1201. 1209.
 Brasilitanische Naturmerkwürdigkeiten in Wien. 1217. 1225.
 Naturgeschichte. 1288.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Pesth. 1017. 1025. 1254.
 Aus Berlin. 1043. 1130. 1245. 1253. 1306. 1314.

Aus Neapel. 1052. 1062.

» Salzburg. 1077.

» München. 1086. 1175. 1289.

» Dresden. 1105. 1020. 1146. 1273.

» Breslau. 1162. 1165.

Mannigfaltiges.

Notizen über das spanische Theater in Madrid. 1026. 1095. 1313.

Urbildungen des Kunstsinns, von J. F. Schneller. 1029. 1039. 1049. 1057.

Der Sauerhof in Baden. 1099.

über Lissabon. 1111.

Die Botocuden-Indier in Wien. 1167.

Über die herrschende Mode der gewürfelten Stoffe, von Böttiger. 1169. 1177. 1187.

Die Philadelpherrinnen. 1192.

Skizzen aus Paris, von G. L. P. Sievers. 1173. 1198. 1221. 1230. 1262. 1270. 1297.

Der Sonnenaufgang am adriatischen Meere. 1190.

Deutsches Abenteuer auf dem Vesuv. 1293.

Garrick's Triumph. Wahre Anekdote. 1312.

Romantische Dichtungen, Erzählungen, Märchen und Novellen.

Reise und Lebensunfälle, eine Erzählung von F. Gleich. 993. 1001. 1009.

Der Admiral. 1021.

Die Pathengaben, ein Märchen von J. A. Gleich. 1065. 1073. 1081.

Der Meierhof zu Southwark, eine Erzählung von Caroline de la Motte Fouqué.
1117. 1125. 1133. 1149. 1157. 1165.

Agathe oder: die Opfer, von E. Vohl. 1233. 1241. 1249. 1257. 1265. 1277.

Der Willi-Lanz, von J. Grafen Mailath. 1301.

Ottavio Buondelmonte, von M. Enk. 1309.

Gedichte, Lieder, Romanzen, Legenden, Idyllen.

An die Entfernte, von J. Langer. 1005.

Legende nach Meister Rumeland. 1014.

Poesie, von Friederike Susan geb. Salzer. 1025.

Unsterblichkeit, aus Campell's pleasures of Nope. 1069.

Allemanische Lieder, von Gottlieb Leon. 1084. 1114. 1168.

Gruß aus der Ferne, von J. Langer. 1094.

Meine Blumen, von Craigher. 1121.

Nachtstück. 1129.

Die ungenannte Tugend, von Theresie von Artner. 1137.

Der Herbst. Aus der Morning Chronicle vom 16. Oktober 1821. 1160.

Mädchen-Meinung, von Louise Brachmann. 1213.

Das Brautgeschenk, eine Erzählung von E. J. Braun von Braunthal. 1285.

Der blinde Knabe, von J. Grafen von Mailath. 1289.

Das Krönungsfest, eine Romanze. 1305.

- Das Besigthum, eine Idylle von Louise Brachmann. 1032.
 Der Neue Thränenfluth. 1043.
 Die Kunstrichter vor zweyhundert Jahren. 1104.
 Fortgesetzte Proben aus dem Lehrgedicht: die Blumen. 1109.
 Salomon König der Magyaren. 1141.
 An August Lafontaine, von J. Langer. 1197.
 Der Hammer Thor's, an Mosly. 1311.

Charaden.

- Charade von Craigher. 1097.
 Charade. 1182. 1237.

Gelegenheitsgedichte.

- Zur Geburtstags-Feyer Ludwig's van Beethoven. 1269.

Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Dinstag, den 2. Oktober 1821.

118

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertel, um 15 fl., halb, um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertel, um 7 fl., halb, um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bei A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die P. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Reise- und Lebensunfälle.

Erzählung.

Von Friedrich Gleich.

I.

Der Amtsbothe war fort und ich ein gemachter Mann. Sechs lange Jahre hindurch hatte ich umsonst, bloß für die Hoffnung, über langweiligen Aktenstößen geschwiegt, sechs Jahre lang hatte ich die unholden Launen eines hypochondrischen Oberrechnungs-Rathes ertragen, eben so lange, ach! eigentlich noch viel länger, hatte ich jeden beneidet, der die Füße unter eigenen Tisch steckend, so glücklich war, seinen wohlverdienenen Verdienst mit einem geliebten Wesen theilen zu können; jetzt stand ich am Ziele! ich hielt den Bestallungsbrief, der mich zum Adjunkten des alten Vice-Accise-Controleurs in Schildheim ernannte, triumphirend hoch in die Höhe; vor meinen Augen breitete sich ein Leben voll Lust und Wonne aus, ein reich umkränzt, blühendes Leben, geschmückt mit Allem, was die Einbildung eines fünf und zwanzigjährigen Menschen, der eben erst Vice-Accise-Controleur-Adjunkt geworden, nur aufzubiethen vermag.

Schildheim — so dachte ich — liegt in einer Paradiesesgegend; zwar ist es nur ein Krähwinkel, aber was thut das? lebt nicht frommer Väter reine Sitteneinfalt nur noch eben in solchen, vom Hochmuth der Großstädter verspotteten Orten? wo anders findet man noch altdeutsche Biederkeit und Treue, als da? zogen diese Tugenden sich nicht längst aus dem wilden Gewirre der Residenzen, aus deren Ball-, Komödien-, Soldaten- und Wagenlärm, in seine stillen Mauern zurück, die, Gras umwachsen und halbverfallen, nur noch vom Gebrüll traulich heimkehrender Heerden, vom lauten Hufschall! aus enger Schulstube herauspurzelnder Jugend, vom herzlichen Gespräch freundlicher Nachbarinnen, durchschallt werden? ach! und wo anders als da findet man noch Mädchen, deren Zierde Häuslichkeit, deren Schmuck Gesundheit, deren Stolz die Liebe eines Mannes ist? Ja! nur in Orten, wie

Schildheim, unbekannt, versteckt vor den entweihenden Blicken der großen Welt, wohnt noch das Glück, und ich Glücklicher werde es da finden! —

So dachte ich, und in der Freude meines Herzens, die mich blind machte für das Nächste, riß ich das vor mir stehende ungeheure Tintenfaß um, und mit ihm vorläufig gleich einen Theil meiner schönen Lebensaussichten.

2.

Aus den Ansichten sowohl, welche ich von dem, mir übrigens völlig unbekanntem Leben in kleinen Städten hatte, wie auch aus den sanguinischen Hoffnungen, die ich aus dem eben empfangenen Bestallungsbriefe zog, werden meine Leser sonder Zweifel bereits gesehen haben, daß ich, trotz Rechenwust und Aktenstaub, ein poetisches Gemüth war, und weil nun heut zu Tage kein Mensch, weder von der starken noch von der schönen Hälfte unseres Geschlechtes, nur ein klein, klein Fünkchen Poesie in sich verspüren, oder doch nur voraussetzen darf, ohne sogleich nach der Feder zu greifen und seine Begeisterung Schwarz auf Weiß zu dokumentiren; so hatte auch ich in müßigen Stunden, die ich Musenstunden nannte, bey Lampenschimmer und Mondesflimmer, ein Poëm elaborirt, von dem ich mir in mehrfacher Hinsicht die ungeheuerste Wirkung versprach. Gold, Ehre und Liebe, alles dieses in gewaltiger Quantität, sollte es mir verschaffen, die Unsterblichkeit obendrein.

Ich räsonnirte so: Lord Byron bekommt, laut öffentlichen Blättern, von seinem Verleger in London, für jede neunzeilige Stanze 1 Guinee, sage Eine Guinee. Nun bin ich zwar nicht Lord Byron und deutsche Buchhändler keine englischen; indeß, billig gerechnet, einen Dukaten für den Ottaverim ist auch schon Geld, mein Heldengedicht hatte wenigstens 1200 solche Achtzeilen; das machte nahe an 4000 Thlr.; ein hübsches Sümmechen, wohl hinreichend — so meinte ich — um die Wirthschaft eines Schildheimer Vice-Accise-Contrôleurs-Adjunkten so ziemlich standesgemäß einzurichten. Dieß war das Gold — den zukünftigen weiteren Ehrensold für zweyte, dritte, bis, so Gott will, fünfzigste und vielleicht noch weitere, neue Auflagen, rechnete ich dermahlen noch nicht, hoffend mit der Zeit auch schon noch Gelegenheit zu finden, ihn zu irgend etwas anwenden zu können. — In Betreff der Ehre war ich nicht so genügsam. Geld mag der Britte seinem Byron mehr spenden, wie dir der Deutsche, aber Ehre? Nein! da steht kein Deutscher einem Ausländer nach. Ist mein Knipperdolling — so hieß nämlich mein Heldengedicht — nur erst im Druck, dann wird sich's zeigen, wem die Welt mehr Bewunderung zu zollen hat, mir oder dem Verfasser des Chielde Harould, und aus dieser Weltbewunderung, o glücklicher Edmund Waller! wird dir dann unfehlbar der Liebe schönste, reinste Blüthe keimen, und die Unsterblichkeit natürlich auch.

Ach! und dieß alles war nun auf einmahl durch meine unvorsichtigen Freudenbewegungen und das ungebührliche Tintenfaß, zwar nicht vernichtet, jedoch verschoben, denn so, wie jetzt kraft dieser schwarzen Sündfluth mein Manuskript aussah, konnte ich es niemand präsentiren, weder einer Standesperson noch einem Verleger, und beydes war doch mein Wille; das Abschreiben nahm aber wenigstens einige Wochen weg, und jetzt, gerade jetzt, mir die Zeit gemessener denn je.

Ein Philosoph — Dichter sind immer Philosophen, diese aber nicht immer Dichter — weiß sich zu trösten. Ich wußte es auch, besonders jetzt, wo mir mein Anstellungspatent zum wahren Halt und Stab in meinem Leide wurde. Vor den Hoffnungen, die mir aus selbem emporgrüntem, hielten die schwarzen Flecke auf meinem Knipperdolling nicht Stich. Ich wickelte ihn, tigerartig, wie er dermahlen war, zusammen, packte mein irdisches Hab' und Gut — eine Beschäftigung, mit der ich, nebenbey bemerkt, sehr bald zu Stande war — nahm Abschied von den wenigen Bekannten, die ich hatte — vom Oberrechnungs-Rathe aber nicht; der Mann hatte mich zu oft gekränkt — und als die Thürme der Residenz zum zweyten Mahle seit meiner Standeserhöhung und bürgerlichen Begründung wieder vom Morgenstrahl vergoldet wurden, wanderte ich, mit der Prinzessin von Navarra im Johann von Paris singend: „Welche Lust gewährt das Reisen,“ zum Thore hinaus den Weg entlang, welcher gen Schildheim führt, und keine Kunststraße, sondern ein echter deutscher Weg, holperig und halbsbrechend, war. Indes, das focht mich wenig an; war ich doch zu Fuß, und da geht's schon. Wenn man nur gut zu Fuße ist, mag der Pfad auch so holperig seyn, wie er will. Was mich aber affizierte, waren einige Omina, von, wie es mich bedünken wollte, keinesweges günstiger Bedeutung. Gleich beym Austritt aus dem Thore begegnete mir eine alte Frau, die war wirklich über die Maßen häßlich und, was noch schlimmer, höflich dazu. In meinem Leben hat mich kein Morgenruß mehr geärgert, wie der von dem Mütterchen, denn, wer weiß nicht, daß ein solcher Gruß Unheil bedeutet? — Aber es kam noch schlimmer, keine hundert Schritt und ein Rabe krächzte mich, von einem Baumwipfel herab, so abscheulich an, daß ich ordentlich zurückprallte, und als vollends am ersten Kreuzwege ein Hase an mir vorüber schoß, da war es mit der guten Laune aus und das Wort auf der Lippe — man wird sich erinnern, daß ich singend fürbas zog — erstarrte mir vor Schreck, worüber man sich um so weniger wundern wird, wenn man bedenkt, daß ich ein Poet war, ein neumodischer nähmlich, welche Menschenart bekanntlich auf dergleichen Dinge heut zu Tage viel gibt, ob mit Recht oder Unrecht? mag der Leser aus dem weiteren Verlauf meiner Begebnisse abnehmen.

4.

Am Morgen hatte ich gesungen: „Welche Lust gewährt das Reisen,“ am Abend seufzte ich: „Nichts ist so beschwerlich auf Erden, als wandernd die Erde durchziehen;“ und fürwahr, ich hatte Ursache so zu sprechen, denn wenn ich daran denke, was mir alles an diesem Schicksalstage widerfuhr, so sträuben sich mir noch die Haare auf dem Haupte. Zwey volle Stunden stand ich am hohen Mittag in glühender Sonnenhitze, nicht wagend weder Hand noch Fuß zu rühren, verschmachtend dabey vor Durst, obschon, zur Vermehrung meiner Qual, keine zehn Schritte von mir eine Quelle rieselte, und starrete mit Todesangst im Blicke eine heillose Tafel an, auf der mit Ellen langen Buchstaben der Schreckensauspruch zu lesen war: „Hier liegt ein Selbstschuß.“

Was sollte ich da thun? Jeder Schritt vorwärts, rechts, links oder

zurück, konnte mich zum unfreywilligen Selbstmörder machen, ach! und sterben, sterben wollte ich doch noch nicht, jetzt gerade noch nicht, wo ich noch so viel vor hatte, theils als adjungirter Vice, theils als Poet, theils als Mensch, wovon nachher. Billig sollten solche heimtückische Mordanstalten und schreckbringende Tafeln nicht geduldet werden, von Polizey wegen, deren es genug gibt, aber freylich — — Ich weiß nicht, wie lange ich meine Betrachtungen vor dem Selbstmord drohenden Selbstschuß noch würde fortgesetzt haben, wäre nicht zu meinem Glück, in der Person eines Bauers, mir ein Erlöser erschienen.

'S hat nichts zu bedeuten, meinte der ehrliche Natursohn, seit zehn Jahren steht die Tafel nur noch zum Schein da.

Ich stand auch da und ärgerte mich, aber nicht zum Schein. Am meisten verdross es mich, daß ich nun noch für meine Angst ausgelacht wurde.

Das war der erste Unfall, der zweyte blieb nicht lange aus.

In dem Städtchen, wo ich Mittag machte, war heut ein Gerechtigkeits-Schauspiel und Volksfest zugleich. Einige Langfingerer, die ungeschickt genug gewesen waren, sich von der blinden Themis ertappen zu lassen, sollten nach Urtheil und Recht rückwärts auf Eseln sitzend einen Spazierritt durch die Stadt machen. Es läßt sich denken, daß zwey Stunden in der Runde, Alles was athmete, auf den Beinen war. Auch mich trieb mein böser Stern, den Wirthshaushafen, in welchen ich eingelaufen war, zu verlassen, gemeldete Merkwürdigkeit mit anzuschauen.

Mühsam drängte ich mich durch das Gedränge, aber ach! hierlandes gab es in Vergleich zu meiner Länge, die freylich nicht hinreichend war, um mich zum Tambour zu qualifiziren, lauter Gnockskinder. Was half mir mein Recken und Strecken? mir eröffnete sich nirgends eine Aussicht. Der Spekulationsgeist eines Gewürzkrämers kam mir endlich zu Hülfe. Vor seinem Laden hatte der Dienstwillige ein Paar leere Kaffehässer hingestellt: ein Platz auf dieser erhabenen Tribune kostete acht Groschen; ich zahlte und sah triumphirend über die wogende Masse weg. Mein Triumph war aber zu früh, wie bekanntlich mancher andere. In dem Augenblick wo der Jubel der lieben Jugend das Nahen der seltsamen Kavalkade um die Ecke her verkündete, blies der böse Feind einem dicken Pächter den Entschluß ein, seiner Seele einen Stoß und dem geldsüchtigen Krämer acht Groschen zu geben. Selbender stand ich schon oben — meine Noitie war eine auf Kunststreifen begriffene Anstands-Dame — nun kam gar der Dritte dazu, und was für ein Dritter! — Jetzt nahte der Zug, jetzt trat der Pächter auf das Faß, alle Hälse wurden lang, auch meiner; kracks! ging's, der Boden des Fasses brach, wir fuhren wie durch ein Versenkung hinab in die Sonne, und wer nichts sah, wohl aber fühlte, das war ich.

Häringe sind nicht so geschichtet wie wir; da war an kein Ketten zu denken. Unser Gestöhn verhallte in dem tobenden Lärm der Menge, deren Entzücken über die Armensünder-Ritter wir, die wir bezahlt hatten, anhören mußten, in einer armensündermäßigeren Lage, als jene auf den Eseln.

Es war zum Verzweifeln und der unheilvolle Dickbauch von mir zu viel Tausendmalen verwünscht, ganz in der Stille aber, denn der Mann sah selbst so grimmig aus, daß ich für räthlich hielt, ihn nicht weiter zu reizen.

In dermahliger Lage konnte mich ein einziger Athemstoß vor ihm, der nothwendig seine Peripherie noch mehr erweiterte, auf immer verstummen machen.

Die mehrste Fassung bewies die Anstands-Dame. Mit einem Heroismus, der Bewunderung verdient, ertrug sie die Preßhaftigkeit ihrer Situation, und erst als der Spektakel vorüber, Themis befriedigt, die Industrie-Ritter lange genug geritten, und der guten Stadt schaulustiges Publikum hinreichend geschaut, und wir — abermahls für Geld, und gute Worte obendrein, befreyt worden waren, machte sie in einer Rede, die einen glänzenden Beweis ihrer Zungenfertigkeit gab, ihrer Galle gegen den geldgeizigen Krämer und den zermalmenden Pächter Luft, was abermahls für des Ortes Jugend ein Fest, und gleichsam Nachgericht zu eben genossenem Volksvergnügen, gab. Ich aber schlich still in den großen Christophel zurück, bezahlte, neuen Drangsalen zu entgehen, ein versäumtes Kouvert an der Table d'hôte, und wanderte hungrig und des Vorsazes voll, nie wieder nach solchen Gerechtigkeits-Spektakeln zu gehen, meine Straße weiter.

(Die Fortsetzung folgt.)

Über die Dresdner Kunstausstellung im August 1821.

(Fortsetzung.)

Dritter Besuch.

Gleich bey dem ersten Eintritt fesselt sich unser Blick auf die herrliche große Landschaft, mit welcher unser genialer Friedrich ganz neuerlich unverhofft die Ausstellung noch beschenkte. Sie ist im Professorzimmer so glücklich aufgestellt, daß man sie aus den andern Zimmern schon von fern sehen kann. Der Totaleindruck derselben ist eben so grandios, als mild und ruhig. Wir sehen das Meer in nächtlicher Dunkelheit; warme dicke Dünste schweben im violettergrauen Farbenschimmer darüber, aus ihnen herauf, noch halb verhüllt und überzogen von diesen Wolkengebilden, steigt in stiller Gluth der Vollmond, über ihm lichtet sich der Himmel, die Dünste verschweben in Duft, der immer reiner und heller überhaucht von dem klaren Schimmer, zunächst der stillstrahlenden Scheibe in goldene Wölkchen verschwimmt. Sanfte Purpurlichter spielen über die grünlliche Fläche des Oceans; das geübte Auge findet den wunderbarsten Farbenschmelz über die Wogen sowohl als den Himmel verbreitet, und doch umhüllt der Schleyer der Dunkelheit das Ganze durchsichtig und magisch. Dieser Vollmond hat wahres Licht und wahren Glanz, er erhebt sich siegend über die Masse von Dünsten, aber noch beschränken diese seine Wirkung, und nur in der Mitte des Bildes fangen die Fluthen an ihn zurückzuspiegeln. Wir sind auf der Küste, zahllose Klippen und Steine haben sich in das Meer hinausgerollt, aber sie erscheinen nicht schroff, sondern altergrau und abgerundet durch die Fluthen, welche Jahrhunderte lang sie überspülten. Auf einem dieser Felsentegel im Vorgrund sitzen zwey Mädchen, hinausblickend auf das große Naturschauspiel; weiter in die Wellen hinein bis auf den fernsten, schon von Wogen überspülten Regal, wagten sich zwey Jünglinge, welche dort gedankenvoll betrachtend stehen. Am fernen Horizont ziehen, gleich Schwänen, zwey schnellsegelnde Schiffe vorüber, ein Silberstreif bezeichnet leise ihre Wellenspur. Ganz vorn im tiefsten Dunkel zwischen dem Geklüft sind zwey mächtige Anker eingesenkt und der einzige Keim der Vegetation in dieser Öde, ein blühender Grassalm, sproßt neben ihnen aus der Steinspalte hervor. Die Ausführung des sinnigen Ganzen ist des trefflichen originellen Meisters würdig, diese Farbentöne sind ganz der Natur abgelauscht. Er mahlte überhaupt (wie er meist thut) das Ganze nach der Natur, und beweist dadurch auf's Neue, daß, um echt poetisch und ideal in der Landschaftsmahleren zu seyn, es nicht nöthig ist, selbst

erfundene Gegenden darzustellen, sondern nur die vorhandenen sinnig zu wählen in Momenten, wo alles beiträgt, ihnen einen bestimmten Charakter zu geben, und sie dann meisterhaft aufzufassen und hinzuzaubern.

Zwey ganz kleine Landschaften, die Friedrich noch hingab, sind gerade in dieser Hinsicht auch ganz allerliebste. Die eine stellt einen Morgennebel vor, wie er über Strömen an kühlen Morgen oft aufsteigt; dichter welcher Dampf steigt rauchend aus dem Fluß empor und umhüllt die Gebüsch am Ufer so, daß die fernern Bäume wie graue Nebelgebilde erscheinen, und die nähern nur mit den Gipfeln auftauchen in die reinern Luftregionen; am Ufer hin gleitet eine Gondel durch den dichten Nebel, ein tüchtiger Schiffer lenkt sie, und sorglos überläßt sich das darin sitzende Paar stillen Träumereien. Die andere dieser kleinen Landschaften stellt das alte halbverfallene Schloß Scharffenberg im Winter vor. Die Sträucher sind entlaubt, nur das Moos grünt unter dem Schnee, der sich spärlich über das alte Gemäuer ausbreitet. Düstter umzieht der Himmel die Thürme der Ritterburg, nur ganz oben verkündet ein sanfter in's Violet spielender Schimmer, daß Sonnenstrahlen das Schneegewölk durchdringen wollen.

Das große Familiengemälde des Prof. Matthäi ist noch immer nicht angekommen. Übrigens befinden sich in diesem Zimmer noch einige Kupferstiche: die Blätter von Beith und Hammer, welche zu des Grafen Raczyński morgenländischer Reise gehören, sind mit gewohnter Nettigkeit und Zartheit ausgeführt, dasselbe muß man an dem Porträt des jehigen türkischen Kaisers loben, welches Prof. Krüger zu demselben Werk sehr brav stach. Weniger befriedigend ist der Kupferstich nach Ruissdael's berühmter Jagd; die Kühnheit und Genialität des Originals ging bey dieser Nachbildung ganz verloren.

Wir treten nun in das mittlere Zimmer zurück, hier bleibt uns noch vieles zu betrachten. Unter den Porträts zeichnen sich ein sitzendes Mädchen mit einem Knaben, von Gustav Hennig gemahlt, des Künstlers eigenes Bild von Wigan und einige Köpfe von Baumann, Sattler und Schwicker besonders aus. Von Franz Krüger aus Dessau ist ein sehr brav gemahltes Pferdestück hier; es stellt in einer Wintergegend eine Gruppe preussischer Kavalleristen dar. Die zwey Hauptfiguren vorn reiten auf einem Braunen und einem Schimmel; des letztern Kopf, den man ganz von vorn sieht, und des erstern Körper sind besonders mit Leben und Wahrheit trefflich gemahlt, die Beine, besonders die Hufe des erstern Pferdes, sollten wohl etwas stärker gehalten seyn, obschon es ein wenig im Schnee einsinkt, müßten sie doch größer erscheinen. Der Sturm saust durch Mähnen und Schweife und die wehenden Mäntel der Reiter sind mit treffender Wahrheit dargestellt. Im Hintergrunde sprengen noch mehrere zu der Anhöhe herauf, wo die Borden halten.

Recht interessant ist ein kleiner Karton von des jungen Hermann (der jetzt auch nach Rom pilgert) eigener Erfindung. Diese schön ausgeführte Kreidezeichnung stellt den Narciss vor, sein Bild im Wasser erblickend. Eine seltene Anmuth ist über die ganze Gestalt des liegenden Jünglings ergossen; das lieblich sanfte Lächeln, welches sich über alle seine Züge verbreitet, ist weit entfernt von eitler Selbstgefälligkeit, sondern es ist die stille Betrachtung, in die eine reine jugendliche Seele versinkt, wenn ihr tiefstes inneres Wesen sich ihr zum ersten Mal klar gestattet, und sie im Spiegel der Natur sich selbst und ihre geheimsten Gefühle wieder findet. Wer diesen eigentlichen Sinn der schönen Mythe tief zu fühlen und anschaulich darzustellen vermag, der hat in ihr gewiß einen der schönsten Kunstgegenstände gefunden, doch diese Aufgabe ist sehr schwer. Unser junger Künstler ist auf gutem Weg und berechtigt zu der Hoffnung, daß dieß ihm vielleicht einst gelingen könne. An seiner Zeichnung stört nur die etwas zu kühne Verkürzung des rechten Armes. Das Ganze ist sehr sinnig, völlig im Hell Dunkel gehalten, bey einer Ausführung im Großen würde dieß freylich die Schwierigkeiten sehr vermehren.

Ausgezeichnet schön sind zwey größere Landschaften nach der Natur in Sepia gezeichnet von Adrian Louis Richter, die eine stellt bey Abendbeleuchtung das Paglionethal bey Nizza in Piemont vor, in der Ferne sieht man die Seealpen, — die andere die Gegend um Toulon bey Sonnenaufgang. Die Haltung und Behandlung beyder sind vortreflich.

Wir finden dieß Jahr mehrere recht brave Kopien hier; das überaus zart ausgeführte Madonnenbildchen nach Gemignani von R. Laß ist unstreitig die vorzüglichste. Unsere berühmte Sirtinische Madonna von Raphael wurde von dem wackern jungen Künstler Carl Müller aus Elbing, als Brustbild mit dem Kinde, recht kräftig und schön kopirt. Eine Bemerkung drängt sich uns aber hierbey auf: wenn man die vielen Kopien nach dieser herrlichen Madonna vergleicht, so ist es sonderbar, mit wie verschiedenem Blick die Künstler dieß Original sehen. Für manche ist sie ganz die erhabene, fast strenge Himmelskönigin, für andere die stille, kindlich demüthige Jungfrau, die reine Magd des Herrn. Nur in dem wundersamen Original ist dieser doppelte Ausdruck ganz zur Einheit verschmolzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schauspiel.

Kärnthnerthor-Theater, den 21. Sept. zum ersten Mahl: Edmund und Caroline. Singspiel in einem Aufzuge, frey nach Marsollier, von Fr. Treitschke. Musik von Hrn. Joseph Weigl, Operndirektor der k. k. Hoftheater.

Die Fabel dieses Singspiels ist wie in dem kleinen Lustspiel: Brief und Antwort, von Lebrün.

Der Onkel zürnt auf seinen Neffen, weil er, ohne ihn zu fragen, sich verheirathet hat. Das junge Paar schleicht sich in das Schloß, wo der Oheim erwartet wird, und beyde empfangen ihn in den Kleidern des Verwalters und dessen Frau. Auf diese Art lauschen sie ihm seine Gesinnungen ab. Im Kabinet versteckt belauscht der Alte seiner Seits den Neffen, als dieser in seinem wahren Charakter erscheint, und auf die Nähe des Horchenden vorbereitet ist. Von beyden wird endlich ein Brief an den Oheim aufgesetzt, den dieser offen auf dem Tisch finden muß. Die schriftliche Antwort erfolgt sogleich und wird den abermahls Verkleideten, die jetzt erkannt sind, mitgetheilt. Das Gut soll ihnen angehören, unter der Bedingung, dem Geber nicht mehr vor die Augen zu kommen. Caroline macht mit Erlaubniß des Alten eine Abänderung im Rahmen der Verstoßenen, die dahin lautet, daß sie als treue Pfleger ihm zur Seite stehen, oder auf die Erbschaft verzichten sollen. Darin stimmen beyde überein. Durch diesen Beweis aufrichtiger Liebe wird der Oheim erweicht und gewährt ihnen Verzeihung.

Die Handlung ist etwas zu weit ausgesponnen, enthält aber mehrere gut geführte Scenen und artige Wendungen, die indessen durch die Länge an Lebendigkeit verlieren. Hierzu trug auch die Darstellung merklich bey, die wenigstens das erste Mahl rascher gehen konnte. Die Hauptcharaktere sind interessant, besonders der des Oheims, der aber unstreitig durch einen stärkern Zusatz von Rauheit oder aufbrausender Sinnesart, so sehr Hrn. Weinmüller auch der Ton mürrischer Gutherzigkeit in der ihm eigenen glücklichen Manier gelang, noch mehr gewonnen hätte.

Ein kleines Singspiel in Musik zu setzen, ist gerade für einen bedeutenden Komponisten eben kein Unternehmen, das Begeisterung erregen kann, am wenigsten alsdann, wenn diese Kleinigkeiten, die ohnehin nur auf eine ephemere Existenz Anspruch machen dürfen, einem Ballet oder Divertissement vorangehen, und ein Theil der Zuhörer zeigte sich dießmahl in der That so ungeduldig, als ob ihm schon die Pas-de-deux und Pas-de-trois aus dem Hintergrunde vor den Augen stümmerten und ihm nicht, wie man sonst zu sagen pflegt: Hören und Sehen — sondern vor lauter Sehen das Hören jezt vergehen wollte. Eigentlich liefert das Textbuch kein zu einer vorzüglich wirksamen Behandlung recht geeignetes Gesangsstück; der Tonsetzer hat aber mit der ihm unveräußerlichen Gründlichkeit überall, so viel die Charakteristik es erlaubte, das Gefällige zu vereinigen gesucht. Das Introduktions-Duett zwischen Lukas und dessen Frau (Hr. Rosenfeld und Mlle. Unger) empfiehlt sich durch leichte, angenehme Haltung zuerst; man fand die Reprise zu viel, weil die Sänger nicht sehr interessiren konnten. Den Charakter rührender Wahrheit trug das von Edmund (Hr. Forti), Caroline (Mlle. Schröder) und dem Oheim gesungene Terzett, dessen Wiederholung verlangt wurde. Das, von Caroline und Van der Hooft gesungene Duett, ist voll lei-

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 4. Oktober 1821.

119

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährlich um 15 fl., halbjährlich um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljährlich um 7 fl., halbjährlich um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbjährlich und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manske wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Reise- und Lebensunfälle.

Erzählung.

Von Friedrich Gleich.

(Fortsetzung.)

5.

Damit waren meine Unfälle noch nicht zu Ende. Drey Zeichen hatte mir das Schicksal am Morgen gegeben, drey mahl traf es mich mit seinen Schlägen, ach! der dritte war der herbste.

Eine Extrapost schlich hinter mir her; die Anstandsdame saß darin. Mein unseliger Hang zur Kourtoise ließ mich ein Gespräch mit ihr anknüpfen. Bald saß ich bey der Dame im Wagen; die Famben und Trochäen — wir waren ja beyde ästhetisch — flogen herüber und hinüber; ich Unglückskind glaubte in Mahoms Paradiese zu seyn. Der Selbstschuß und das Kaffeefaß, die grüfende Alte, der Kabe und der Hase am Kreuzwege, alles war vergessen, alles! mich vergaß aber das Schicksal, das tückische, nicht. —

Eine Stunde mochten wir gefahren seyn, da donnerte es hinter uns: „Halt! Halt!“ und ein Reiter sprengte hervor, der war fürchterlich anzuschauen, lang und martialisch, breitschulterig und grimmig von Gesicht, ein wahrer Eisenfresser.

„Räuber!“ schnauzte er mich an, „Räuber! ehrloser, abscheulicher Mörder meiner Ruhe, mir entgehst du nicht!“

Dabey hielt der gewissenlose Mensch mir eine Pistole dicht vor die Augen und, mein Entsetzen zu mehren, zog die Anstandsdame einen Dolch aus dem Busen und rief, pathetisch ihn schwingend:

„Dir, Bringer bitterer Schmerzen,
Verdank' ich meine Rettung.
Ohn' dieses Stahles Blinken
War ich sein Opfer schon.“

Der Handegen von Reiter fuhr aber fort:

Und borgt Ihr die Flügel vom Morgenroth,
Ich würde euch dennoch erfassen;

worauf die Dame wieder entgegnete:

Erbarmen, mein Bruder! o gib mir den Tod,
Den Verleiter laß mit mir erblaffen.

„Ey verdammt!“ rief ich, empört über die Unchristlichkeit dieser Aufforderung, aus: „ist das eine Manier, harmlose und artige Reisegefährten zu behandeln?“

„Harmlos?!“ schrie der Reiter. „Artig?“ versetzte naserümpfend meine Nachbarinn, „das wird sich ausweisen auf der nächsten Station. Schwager fahr zu, gerade vor's Amtshaus.“

Das war eine köstliche Aussicht. Ich kannte den Herrn Amtmann per renommé. Einen ärgern Rabulisten, wie ihn, gab es in Europa nicht, ach! und welch' einen Stoß mußte nicht mein Ruf in der Hauptstadt sowohl, wo man mich kannte, wie in Schildheim, wo man mich noch nicht kannte, durch eine solche Geschichte bekommen! „Bewünschter Hase,“ rief ich aus, „das ist dein Werf! O, hätt' ich dich nimmer gesehen!“

„Werde der Herr nicht noch anzüglich,“ meinte der Reiter, der vielleicht meinen Schmerzensausruf auf sich bezog, und die Dame sagte mit theatralischem Wehmuths-Pathos:

Leichtgläubig war ich; ja, dein Eid ist Tand;
Schwarz wie die Nacht ist die Verräther-Seele,
Doch ungestraft zertrittst du nicht dieß Herz;
Des Rächers Dolch wird rächen meinen Schmerz.

6.

„Sie verlangen also“ — sprach der gefürchtete Amtmann, vor dem wir bald darauf sammt und sonders standen, und sah den angeblichen Bruder meiner angeblichen Braut, die ich nolens volens entführt haben sollte, an.

Reparation d'honneur, erwiederte der Gefragte, Schadenersatz und — fiel meine Teufelsbraut ein — Erfüllung seiner Schwüre.

Von Rechts wegen, brummte der Amtmann, was sagt man (damit meinte er höflicher Weise mich) dazu?

Was sollte ich sagen? Meine Unschuldsbetheurungen wurden überschrien und nicht beachtet, mein Längnen des angeschuldigten Attentats für ausgezeichnete Bösherzigkeit erklärt, mein Berufen auf ordentlichen Lebenswandel bisher verlacht; mir blieb nichts übrig als zu schweigen. Das that ich denn auch, froh am Ende mit einer kleinen Summe, die für mich unbegüterten Vice-Accise-Kontrollleur-Adjunkten und Poeten indeß doch groß genug war, um meinen Finanzen einen Stoß auf lange zu versetzen, und Bezahlung der Gerichtsgebühren, davon zu kommen, abermahls dabey den festen Vorsatz fassend, nie, nie wieder den Galanten zu machen, am wenigsten gegen eine Anstandsdame, die einen so martialen Bruder hat.

Ob ich aber ein Recht hatte im Nachtquartiere zu brummen — das Singen war mir vergangen — „Nichts ist so verdrießlich auf Erden, als wandernd die Erde durchziehn,“ mag der geneigte Leser nun selbst entscheiden.

Sie sind also der, von Sr. Excellenz dem Herrn geheimen Rath und Präsidenten von Wurzenstock, Hochwohlgebornen Gnaden, gnädigst uns zugeschickte Vice-Accise-Kontrollleur-Adjunkt?" so fragte mich mit seltsamen Blicken messend am Morgen nach meiner Ankunft in Schildheim — welches beyläufig bemerkt, Kraft meiner Bequemlichkeitsliebe, bereits der achte war seit meinem Abmarsche aus der Residenz, der Herr Bürgermeister, dem ich schuldige Aufwartung machte, und des Mannes hinzugesetztes bedenkliches Hm! Hm! so wie seiner theuern Ehehälfte, die in Praesentibus war, vornehm kühles Benehmen, ließ mir Ärmsten und gleichsam noch von meinen verschiedenen Reiseabenteuern Zermalnten, ahnen, ich dürfte hier wohl als eine Hummel in der guten Stadt nettem Bienenkorbe angesehen werden.

Ah, und so war es auch! Wohin ich kam, und meine kleine Person, die freylich nicht gemacht war, zu imponiren, ergebenst präsentirte, empfing mich überall ein solches Hm, Hm, von männlicher, und solche kühle Blicke von weiblicher Seite; ja sogar in der Thalia, dem ästhetischen Honoratioren-Verein Schildheims, in welchem ich doch gehofft hatte, eine rechte Rolle zu spielen, ging es mir nicht besser, und daran war, wie ich bald merkte, niemand anders Schuld, als ein ganz ungehörlich langer und verhältnißmäßig schulterbreiter Ex-Musensohn, der zu meinem Unglück sich hier herumtrieb, mit den Männern rauchte und Solo spielte, den Weibern und Mädchen aber, Kraft seiner in die Augen springenden Erscheinung, die Köpfe verdrehte und, das war für mich das Schlimmste, zum Dank für dieses alles, von Allen zum Adjunkt des, seit mancher Zeit schon zwischen Leben und Tod schwebenden alten Vice-Kontrollleur, in Gedanken bestimmt, auch nebenbey noch ein ganz anderer schöner Geist denn ich war, statemahlen ihm ein Duzend Triolette auf was man wollte, aus dem Stegreif zu machen, nichts, mir dieß aber, aller Mühe ungeachtet, stets eine Unmöglichkeit blieb.

Ja, ich kann versichern, dieser Mensch, dieser Woldemar Treumund, wie er sich der Mode huldigend pseudonym nannte, und durch Verläugnung seines ehrlichen Tauf- und Vaternamens, Elias Schuster, neuen Beweis von seinem in Untrieben allerley Art befangenen Gemütthe gab, wurde mir zum wahren Dorn im Auge und Pfahl im Fleische, zum echten und rechten Marterholz, an dem alle meine schönen Hoffnungen, die gleich Schmetterlingen in bunter Farbenpracht am Morgen meiner Ernennung zum Vice-Adjunkt vor mir aufgeflattert waren, langsam und schmählich verbluteten.

Der Mensch war aber ganz, wie von Dämonen besessen. Bey einer einzigen Schönen, der Frau Auguste Morgendust, Witwe des Herrn Unter-Steuer-Kollaborators, einer hübschen, jungen und wohlhabenden Brünette, die ihren Goethe durch und durch kannte, und selbst zuweilen in der Thalia deklamirend mit eigenen Produkten auftrat, war es mir gelungen, gleichsam eine Art von Zutritt zu erhalten, und mein gebeugtes Gemüth hatte durch die Aussicht, an ihr im nächsten Winter eine Zuhörerinn zu meinem Knipperdolling zu bekommen, sich angefangen wieder etwas aufzurichten, als auch dieß mir durch ihn versalzen ward und dadurch mein Grimm eben gegen ihn zur höchsten Höhe stieg.

Freylich, wenn ich's recht bedenke, war ich selbst daran Schuld. Hatte

mich Auguste nicht oft genug darauf aufmerksam gemacht, wie nothwendig es sey, daß ich mich mit den Elementen des animalischen Magnetismus be- kannt mache? Warum that ich's nicht? warum blieb ich, sonst keinesweges Ungläubiger, es nur in diesem Punkt? Ach! meine bösslichen Spöttereyen über die ungeheuren Wirkungen dieser geheimen Kraft kamen mir theuer zu stehen. Ich hatte nicht allein den Schmerz, eines Tages meine innig verehrte Kollaborators - Witwe in vollem magnetischen Rapport mit dem langen Anta- gonisten sehen, sondern auch an mir selbst alsbald erfahren zu müssen, daß es kein Spaß ist, einen mit den Urkräften der Natur nach Belieben Schal- tenden und Waltenden zu erzürnen.

Meine Hitze — kleine Töpfe kochen leicht über — riß mich hin dem Ma- nipuleur und der Manipulirten einige deutsche Worte ohne Umschweif zu sagen; was thut der Bösewicht? Ein Paar Striche durch die Luft, und ich armer Vice - Adjunkt, dem an einem Assistenten gar nicht gelegen war, sah mich plötzlich, o schändliche Qual und Empfindung! in eine so vollkommene, somnambulistische Clairvoyance versetzt, daß ich, einer Mauer ähnlich, stehen bleiben und mit geschlossenen Augen, regungslos durch das Medium meiner drohend aufgehobenen Hand sehen muß, wie Woldemar Treumund des seli- gen Unter - Steuer - Kollaborators jugendliche Hausehre von einer magne- tischen Stufe zur andern führt.

Es war zum Verzweifeln, und Spaß gegen diese Situation meine To- desangst vor der Selbstschuß - Tafel.

8.

Dreyviertel Jahre hatte ich so geduldet, ein Opfer meines Geschicks, das mir in seiner herbesten Gestalt gleichsam personifiziert, in der Figur mei- nes amtlich - ästhetisch - magnetischen Widersachers, des abscheulichen Er- Musensohns Woldemar Treumund, tagtäglich vor Augen herumliefe und überall da schon war, wohin ich kam, so daß mir gemeldeter Überlaß recht zum wahren, leider nicht alten, Überall und Nirgends wurde: als ein Er- eigniß eintrat, das mir Rettung von solcher Pein verschaffte.

Feindliche Scharen rückten ein; mein patriotisches Herz blutete bey ihrem Anblick, aber, so ist der Mensch! es jubelte auch zugleich; denn mit wem es nun auf einmahl vorbey war, das war mit dem verwünschten Magnetiseur.

Noch wenig Wochen vorher hatte der Gewaltige an der Spitze von ein halb Duzend freywilligen Schildheimern die herandringenden Gegner mit Stumpf und Styl vernichten wollen — ich kann sagen, der Mensch nahm in den Abendstunden auf der Thalia den Mund so voll, daß ich ihn ein Paar- mahl für einen Neapolitaner zu halten versucht wurde — sein Rückzug beym Anrücken des Feindes auf den Wollboden des Herrn Stadtkämmerers aber, so wie seine, nach trübseliger Auffindung Statt findende politische Farben- änderung — ähnlich hierin, wie mancher Andere, dem Chamäleon, das auch schillert, wie das Licht oben fällt — brachten ihn urplötzlich um allen bisher behaupteten Kredit, und ein Blinder mußte bemerken, wie, indem seine Schale sank, meine bey den ehrlichen Schildheimern stieg.

Nicht mehr, wie sonst, war ich nun der letzten Einer in Gesellschaften und Klubs, nicht mehr, wie sonst, nur auf Bällen der Nothnagel verlassener

Schönen, nein! mein Gruß fand freundliche Erwiederung, mein Wort eine gute Stelle, und weder die Dose des regierenden Herrn Bürgermeisters ging mehr wegwerfend an mir vorüber, noch der Blick meiner einstigen poetischen Freundin, der Clairvoyanten Frau Steuer-Kollaboratorinn.

Ach, das waren schöne Tage! hätte nur nicht abermahls das Schicksal, das malitiose, mir einen Streich gespielt. —

(Der Schluß folgt.)

U n d i e E n t f e r n t e .

Es sahet die Jungfrau am Meeresstrand
Und windet sich Kränze mit eifriger Hand,
Und drin in den Fluthen da schwebet ihr Bild,
Das lächelt so freundlich, das blicket so mild.

Und wie sie sich leget am Widerschein,
Da fällt ihr der Kranz in die Wogen hinein;
Es füllt sich das Auglein mit Thränen so schwer,
Doch sieht es die Blumen, die bunten, nicht mehr.

Wohl eilt sie am Ufer hinab und hinauf,
Das hemmt nicht der Wasser gewaltigen Lauf,
Der Kranz ist zerstört, in's krystall'ne Grab
Trägt tief ihn die tosende Welle hinab.

Und wie sie so klaget, da faßt ihre Hand
Ein himmlisches Wesen im Hoffnungsgewand,
Es trocknet ihr freundlich die Thränen und spricht:
„Du liebliches Mädchen du, weine nur nicht!“

„Es prangen, gepfleget von Mutter Natur,
Der Blumen noch viele auf grünender Flur;
Doch pflückt ihre Blüthen der stürmische Nord,
Es reißt sie die Welle des Lebens mit fort.“

„Und Alles, was friedlich die Sonne bescheint,
Was lebet und liebet, was lächelt und weint,
Das welkt und verblüht, das wanket und bricht;
Denn Ewiges trägt ja die Erde nicht!“

„Nur dort, wo die ewigen Lichter geh'n,
Auf glänzenden Säulen die Himmel steh'n,
Dort thränet kein Auge, es herrschet kein Schmerz,
Dort schreckt keine Trennung das liebende Herz!“

Und als sie der Bothe der Hoffnung verließ,
Da wohnt' ihr im Busen die Tröstung so süß,
Und drückt auch der Kummer das Herz noch so schwer,
Sie blicket zum Himmel und — klaget nicht mehr!

Joh. Langst.

Über die Dresdner Kunstausstellung im August 1821.

(Fortsetzung.)

Friedrich M i l d e stellte zwey sehr liebliche Kopien in Pastell aus; das junge Mädchen nach Flinck, die am offenen Fenster stehend einen Brief liest, ist höchst gelungen; die Magdalena nach Wattoni ist hübsch gemahlt, aber der Charakter der reizenden Bissierinn ist nicht ganz so getroffen, wie wir es voriges Jahr in einer lebensgroßen Kopie in Öhl auf der Galerie sahen. Fräulein Therese von Winkel stellte dieß Jahr nur ein Paar ganz kleine Gemälde aus, da ihre größern Arbeiten wieder fortgesendet werden müssen, ehe die Ausstellung geschlossen wird. Es wäre sehr unbillig, diese Künstlerinn nach solchen Kleinigkeiten zu beurtheilen, man muß die reiche Sammlung ihrer Arbeiten in ihrem Hause selbst sehen, um sie richtig zu schätzen.

Sehr schlecht ist die verkleinerte Kopie des herrlichen Altargemäldes der heiligen Cäcilia von Raphael, welche Tuni ka ausstellte, geistlos und hart. Die große Zeichnung von Martini, nach der Caritas von Dominichino, spricht gar nicht an. Wir kennen das Original nicht, hier erscheint alles übertrieben und jeder Grazie beraubt. Recht ausgezeichnet brav ist dagegen eine äußerst kräftige Kreidezeichnung von Leonidas Müller, den Tod des Churfürsten Moriz von Sachsen vorstellend, nach einem Gemälde des Prof. Kössler.

Frau von Buttkar kopirte den Christus mit dem Zinsgroschen nach Tizian; sie ist als Zeichnerinn geübt und fängt an auch im Mahlen unverkennbare Fortschritte zu machen, doch war diese Aufgabe noch zu schwer für sie. Josephs Ergum von Mengs wurde von August Schmidt sehr treu kopirt. Auch sind die beyden großen Aquarell-Landschaften von Stamm, nach Ruissdael und Berghem, nicht zu übersehen, sie verdienen Lob.

Einige kleine in Öhl gemahlte Landschaften, eigene Erfindungen von August Rehsch, zeigen Gefühl und Poesie; die Mühle in dem wilden Felsenthal und die alte Ritterburg auf der Anhöhe, der sich ein Ritter durch das Gebüsch reitend naht, sind recht vorzüglich. Die danebenhängende Waldparthie von August Reichel ist auch sehr hübsch komponirt. Das kleine Öhlgemälde: Landleute aus der Gegend um Rom darstellend, von Aug. Klein, ist wohl ein wenig hart, aber mit Nettigkeit und Wahrheit ausgeführt. Recht naiv aus dem Leben gegriffen ist die kleine Landschaft von dem Galerie-Inspektor Wagenbauer in München. Unser sonst so hoffnungsvoller Landschaftsmahler Rothe verliert sich in Unbestimmtheit, Kraftlosigkeit und Manier. Georgi in Leipzig strebt noch darnach, ein Kindermahler, wie der selige Vogel, zu werden, aber es gelingt ihm nicht. Seine Arbeiten sind flach, die Zeichnung ist zu unbestimmt und charakterlos, alles ist zu flüchtig behandelt, Fleiß und Zartheit fehlen.

Von Therese Richter finden wir hier zwey sehr brave Souachegemälde, auf dem einen sind mannigfaltige Arten von Giftspitzen und Schwämmen mit Schierlingzweigen zusammen gruppiert, auf dem andern dagegen alle genießbaren Pilze und Morgeln nebst Zweigen von Petersilie. Die sonderbare Idee ist recht zart und schön ausgeführt. Vergebens suchen wir wieder nach Werken unsers trefflichen Blumenmahlers Moriz Lettelbach! Ihm kommt an Zartheit, Leichtigkeit und Grazie keiner der andern Künstler in diesem Fache gleich.

Die in Wachs bossirten Porträts von Seyffarth und Krüger sind sehr hübsch behandelt.

Vierter Besuch.

Heute wollen wir zuerst das dritte Zimmer besuchen. Ein sehr großer Karton von Overbeck aus Rom ist dessen Hauptzierde. Er wurde als Freskogemälde in der Villa Massimi ausgeführt. Der Gegenstand ist aus Tasso's befreitem Jerusalem, der Moment, wo Olindo und Sophronia an den Pfahl gebunden sind und eben der Holzstoß unter ihnen angezündet wird.

Die Meißner Porzellan-Manufaktur sendete mehrere sehr schöne Arbeiten her. Die großen Vasen, reich mit Blumen und Gold verziert, die Fruchtschalen, die Kandelabres, Zeller und Tassen sind höchst geschmackvoll geformt und gemahlt. Drey Basreliefs en

Biscuit auf grünem Massegrund, die Apotheosen des Rastor und Pollux, des Homer und Virgil nach der Antike vorstellend, sind recht gelungen. Nur die historischen Gemälde auf Porzellan-Platten sind wieder sehr schlecht; es ist kaum möglich, mehr an dem Geist, Charakter und Kolorit der Originale zu sündigen, als hier bey den Kopien der Magdalena von Battoni, der Madonna della Sedia und der Engel von Raphael geschah! Am besten gerieth noch eine Kopie nach der Raphaelischen Madonna im Palast Tempi in Florenz, doch hätte man nicht das Porzellan Gemälde aus der Florentiner-Manufaktur daneben aufstellen sollen, welches weit mehr mit Geist gearbeitet ist. Die Blumenstücke und Prospekte der Gegend sind allerliebste.

Recht schön gearbeitet ist der große silberne, inwendig vergoldete Weinkrug in getriebener Arbeit. Die Anbethung der Hirten vor dem Kinde Jesu ist darauf vorgestellt, die Arabesken darum sind auf vergoldetem Grunde, Griff und Deckelknopf in Gestalt von Genien, das Ganze ist einem Meisterwerk des Benvenuto Cellini nachgebildet von Westermann aus Leipzig. Mehrere schöne Bronze- und Stahlarbeiten sind hier aufgestellt, doch wir kehren zu den eigentlichen Kunstwerken zurück.

Zwey Büsten in Lebensgröße, in Gyps geformt nach der Natur, von Sanguineti aus Carrara, haben sprechende Ähnlichkeit. Die männliche ist besonders gelungen; bey weiblichen Köpfen sind wohl nur solche, die sich durch lieblich und zart gerundete Formen und zwanglose Haltung auszeichnen, recht geeignet für diese Darstellungsart. Umrisse, die in der Natur schon ein wenig mager und kantig sind, werden hier hart und eckig erscheinen, da hierbey ohnehin jeder Jugendreiz so leicht verschwindet und der sinnige Ausdruck des Auges verloren geht. Nur wahrhaft schöne Frauen können es wagen, sich auf eine Art darstellen zu lassen, die immer zur Vergleichung mit der Antike auffordert. Diese Büste war überdem zu alt dargestellt.

Die Zeichnungen und Malereien der Meißner Zeichenschule verdienen wieder eine harte Rüge, wenn man hoffen könnte, daß sie etwas fruchtete! Nur die zwey Vasen mit Blumen von dem Hofmaler Arnholdt sind ganz hiervon auszunehmen, diese können wir, als trefflich gelungen und mit meisterhafter Leichtigkeit ausgeführt, loben.

Besonders ziehen uns in diesem Zimmer die Landschaften des Doktor Carus an. Dieser gemüthvolle Dilettant scheint frühere Winke ernstlich benutz zu haben, und mit Freuden kann man dießmahl seine auffallenden Fortschritte rühmen. Seine größere geognostische Landschaft ist getreu nach der Natur und stellt den Gipfel eines Basaltberges aus der Gegend von Zittau vor; die sich nah und fern wiederhohlenden Gruppen von Basaltkegeln geben zwar dem Ganzen etwas Monotonen, sind aber in der Abstufung des Lichtes und der Reflexe sehr gut behandelt. Vortrefflich ist die kleinere Landschaft, welche eine Scene aus Goethe's Faust darstellt: Faust und Wagner kehren Abends nach der Stadt zurück, der schwarze Pudel mit den feurigen Augen begleitet sie; der Abendhimmel ist herlich gemahlt, im Purpurschimmer sank die Sonne, sanftleuchtend steht die kleine Mondichel über der Stadt, deren gothische Domkirche man durch den Duft deutlich erblickt. Dieß Bildchen ist eines Meisters würdig. Drey noch kleinere sind minder bedeutend, doch spricht tiefes Gefühl, poetischer Sinn und praktische Fertigkeit aus jedem; das eine stellt eine Meeresküste im Mondschein vor, ein Boot rudert eben auf ein auf der Höhe vor Anker liegendes Schiff zu, das andere ist eine kleine klare Quelle, die am Fuß eines Birkenstammes zwischen Feldblumen hervorrieselt, das dritte ein zu Tage aufsteigender Bergmann. Daneben hängt eine sehr brav und fleißig gemahlte Kopie nach dem Porträt von Raphael in der Münchner Galerie, von J. Schlessinger. Das Kolorit ist überaus kräftig und glühend, die Ausführung sehr zart, der Geist — scheint uns nicht ganz Raphaelisch; doch, um darüber abzurtheilen, müßte man es neben dem Original sehen. Ein Porträt von demselben Künstler im mittlern Zimmer ist auch überaus fleißig gemahlt, im Styl der neuen Schule; das Kolorit hat viel Wahrheit, der Hals ist besonders gut behandelt, doch die Anordnung ist ohne alle Grazie.

(Der Schluß folgt.)

Schauspiel.

Hoftheater nächst dem Kärnthnerthor. Mad. Krüger-Uschenbrenner ist auf dieser Bühne wieder in zwey Gastrollen erschienen. Erstens als Emmeline in der Schweizerfamilie, dann als Amenaide in Tanfred.

Durch Kraft und Wahrheit des Ausdrucks zeichnete sich die erste Leistung aus. Es ist einer ihrer Vorzüge, daß sie Gesang und Darstellung innigst mit einander zu verbinden weiß. Die charakteristische Haltung war vorzüglich, und blieb sich in allen Nüancirungen und Gradationen des melodischen Vortrags getreu. Zuweilen ließ sich die Sängerin von dem Feuer der Leidenschaft zu sehr hinreißen und der Ton erhielt eine Schärfe, die den Forderungen an die Anmuth des Gesanges widerstrebte. Dies war der Fall am Schlusse der Arie und in einigen Stellen des Duetts mit Jakob am Ende des letzten Akts; doch gewährte der hinreißende Ausdruck des Gefühls und die deklamatorische Energie bedeutenden Ersatz. Trefflich wurde das Duett zwischen Jakob und Richard gesungen, und die Wiederholung mit rauschendem Beyfall verlangt. Man bemerkte an diesem Abend, daß die meisten Tempi's eiliger, als geböhrig, genommen wurden, so daß auf die Sängerin die Mühe fiel, die raschen Bewegungen anzuhalten. Gerade bey älteren Opern, die ihr Recht eben so gut, wie Produktionen neuerer, hauptsächlich wollen, werden kleine Abweichungen dieser Art am meisten wahrgenommen.

Am 23. und 27. Sept. trat die Gastfängerin als Amenaide in Rossini's Tanfred auf, und wir glauben mit Recht, diese Leistungen als die vorzüglichsten und gelungensten unter den bisher erfolgten bezeichnen zu können. Durchgängig zeigte sich, besonders bey der letzten Darstellung, das Bestreben, dem hiesigen Kunstgeschmack und den Anforderungen des Publikums so viel möglich zu entsprechen; eine Aufmerksamkeit, die dem Talent der Künstlerin noch größeren Werth erwirbt und ihrer Bescheidenheit zum besonderen Verdienst gereicht, wie sie auch von der zahlreichen Versammlung mit warmer Theilnahme und wachsendem Beyfall anerkannt wurde. Ihre Sicherheit und die seltene Reinheit der Intonation sprachen sich besonders in dem mit bewundernswürdiger Präzision vorgetragenen Duett zwischen Amenaide und Tanfred aus, wiewohl diese glückliche Zusammenwirkung mehr durch stille Zufriedenheit, als laut ausbrechenden Applaus gewürdigt wurde. Die lobenswerthe Mäßigung, deren sich die Sängerin durchgehends befeiligte, und die bey einem hohen Grad von Lebhaftigkeit und Wärme des Gefühls schwerer zu behaupten ist, als im entgegengesetzten Falle, ließ auch die Passagen größten Theils deutlicher und leichter gelingen, als in ihren früheren Darstellungen. Die erste Arie des zweyten Aufzugs wurde beyde Mahl mit dem Ausdruck allgemeiner Zufriedenheit aufgenommen, die sich nach der folgenden, mit Begleitung des Chores, noch gesteigert zu erkennen gab. Der Vortrag war durch den angemessenen Ton der inneren Bewegung ausgezeichnet. Die äußere Haltung schien in ruhigeren Stimmungen in der ersten Produktion dem Charakter weniger angemessen, aber die Künstlerin wußte in der zweyten, in welcher sie nach der großen Arie im zweyten Akte und am Ende der Oper mit allgemeinem Enthusiasmus hervorgerufen wurde, auch diesen kleinen Fehlgriß zu vermeiden. Mad. Waldmüller (Tanfred) machte sich besonders in der zweyten Vorstellung dieser Oper ausgezeichneten Beyfalls würdig, und erhielt die Ehre des Hervorrufens nach der schönen Scene im zweyten Akte, wie am Schlusse der Oper, wo sie mit dem werthen Gaste Hand in Hand vortrat, um die lauten Beweise der Zufriedenheit vom Publikum zu empfangen.

Modenbild XL.

1. Krepphut mit Blondnehen und Federn.
2. Hut von Gros-de-Naples mit Gaze und Blumen.
3. Blond-Bonnet mit einem Blond-Voile.
4. Atlashut mit Gaze.
5. Krepphut mit Blond.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß.

nner ist auf
 line in der
 ung aus. Es
 nder zu ver-
 allen Nüan-
 lief sich die
 erhielt eine
 . Dies war
 ob am Ende
 nd die dekla-
 r Jakob und
 gt. Man bes-
 ommen wur-
 anzuhalten.
 neuerer, bes-
 genommen.
 ossini's Tanz-
 sten und ge-
 z zeigte sich,
 eschmack und
 merkbarkeit,
 escheidenheit
 nmlung mit
 cherheit und
 ndernswürs-
 s, wiewohl
 ausbrechen-
 Sängerin
 und Wärme
 es auch die
 heren Dar-
 m Ausdruck
 Begleitung
 gemessenen
 ruhigeren
 n, aber die
 venten Akte
 wurde, auch
 chte sich bes-
 ürdig, und
 t, wie am
 n die lauten



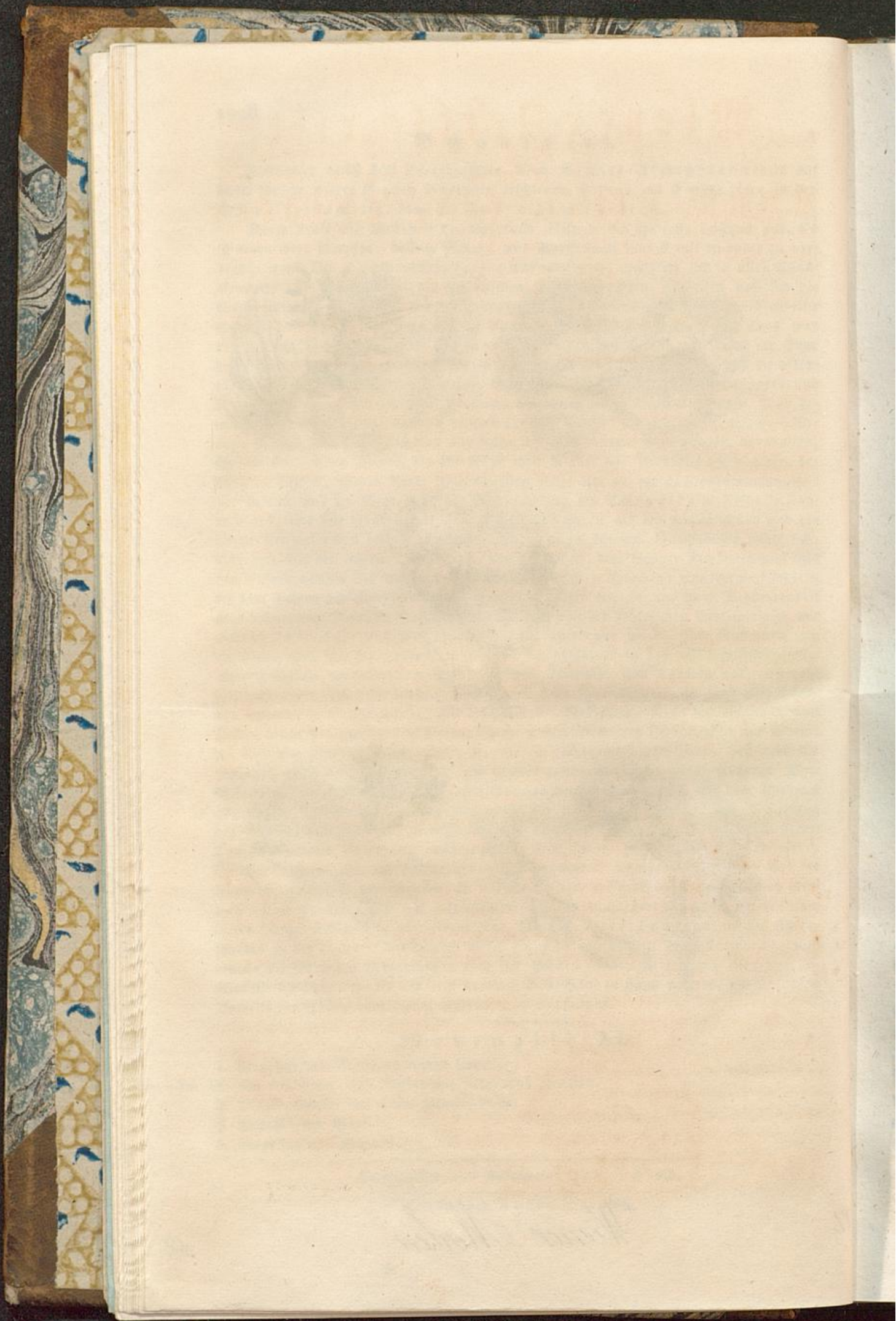
P. v. S. Del.

Fr. Steiner, sc.

XL.

Wiener Moden.

*119.
1857.*



Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Donnabend, den 6. Oktober 1821.

120

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen Viertelst. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer Viertelst. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Reise- und Lebensunfälle.

Erzählung.

Von Friedrich Gleich.

(Schluß.)

Die Kriegesstürme waren besänftigt, der Frieden, der segenreiche, wieder-gekehrt — ich hatte dieß alles in einer Ode auf's trefflichste besungen, und mir dadurch einen neuen Stein in's Bret bey den gutpatriotischen Schildheimern gesetzt — da führte mein Unglücksstern zu meinem Entsetzen ein wanderndes Kunstvolk in unsere Mauern, dessen Lichtblick und Blüthe meine vermünschte Reisegefährtin und quasi Braut, der Dirigens aber, ihr sogenannter Bruder, martialischen Andenkens, war.

Als ich beyde im bürgermeisterlichen Hause, wo ich, nebenbey bemerkt, jezt, Dank sey es meiner zu Tage gelegten Reimfertigkeit, mit der ich sonst, so lange die Er-Muse noch florirte, gar nicht aufkam — ein täglicher Gerngesehen war — zum ersten Mahle erblickte, glaubte ich, der Schlag müsse mich rühren, und die Angst meines Herzens vor diesem mir so theueren Geschwisterpaare war so groß, daß ich kindisch der regierenden Herrinn des regierenden Herrn, die eben mir dargereichte Kaffeetasse aus der Hand und deren Inhalt dem Lieblingsmops auf den Pelz beförderte, im Zurückprallen über solch Unheil aber noch mit meinen Eisenabsäzen à la mode den Frank'n Fuß des Stadthauptes so fürchterlich verlegte, daß vom Herrn, wie vom Mops ein lautes Zeter erhoben wurde, ein wahrer Grabgesang meines kaum erblühten Glücks, wie nur zu deutlich die liebevollen Blicke der Herrinn und Gemahlinn der Beschädigten mir verkündeten.

Indeß, kein Unglück ist so groß, daß nicht auch noch ein Glück aus ihm keimen kann. Die Wahrheit dieses Satzes erfuhr ich bald an mir.

Wie überall, gab es auch in Schildheim, Partheyen. Wer sich zu einer bekannte, war der andern ein Gräul; die zwischen beyden gleich Fledermäusen schwebenden Achselträger billig allen Beyden.

Bisher hatte ich — ich kam ja aus der Residenz — zu der sogenannten Alten mich gehalten; jetzt, wo ich wohl sah, daß es mit mir im bürgermeisterlichen Hause — natürlich dem Haupte der Alten — rein und für immer aus war — die Tasse und des regierenden verletzter Fuß hätte sich lassen vergeben, aber des Mopses verbrühter Pelz schrie fortwährend um Rache — faßte ich den klugen Entschluß mich in die Arme der Neuen zu werfen, deren Sprecher freylich keine graduirte Standesperson, sondern nur ein Bierbrauer, dabey aber ein reicher Kauf und Mann von großem Gewicht und Ansehen war, indem es sich oft ereignete, daß zu ihm, dem echten John Bull Schildheims, die bedeutendsten Personen Zuflucht nahmen, wenn Ebbe im Finanzsystem eintrat.

Von jetzt an sah mich die Thalia — aus reinen Ultra-Elementen gebildet, nicht mehr; zur Walkire zog ich Tag für Tag, und mit Jubel empfingen mich der nordischen Schutzgöttinn in Deutschthum und Purismus — letzterem oft recht drastisch derb sich aussprechende — herum sich drehende Mitglieder.

Ein Mann, wie ich, hatte ihnen, den starken Geistern, noch gefehlt; ich, der schöne Geist nämlich, sollte das Schöne ihnen bringen und so gleichsam durch mich in ihrem Verein, nach dem Ausspruch eines großen Schöngestes unserer Zeit, die Milde mit der Kraft gepaart werden, welches auch schon, wie Schiller lange vorher sagte, einen guten Klang geben soll.

Nun ist es zwar wahr, einen Klang gab es allerdings in Schildheim, daß ich, der Angestellte, folglich von Rechtswegen schon nicht zur Oppositionspartey Gehörige, in die Walkire ging, aber ein guter war es nicht, denn das Geschrey, so sich darüber erhob, wurde bald so laut und disharmonisch — das kam, weil die Thaliasten aus einer andern Tonart sangen, wie wir Walkiristen — daß man in der Hauptstadt sich bald gemüßigt sah, von solcher abscheulichen Dissonanz nähere Kunde zu nehmen, welches dann wieder zu Tonäußerungen verschiedener Art neuerdings reiche Gelegenheit gab.

8.

Im Ganzen stand ich mich bey all' dem doch nicht schlecht. Mit der Hoffnung auf Beförderung war's freylich vorbey; indeß, was machte ich mir jetzt daraus? Mir grüntem dermahlen ganz andere Kränze, als der dürre, ein wirklicher Vice-Accise-Kontrollleur zu werden. Meine Muse, die lang Bekannte, fing an, ein strahlend Licht zu verbreiten, und wenn sie gleich nicht so geldbringend war, wie des Britten Byron seine, den ich mir nun einmal zum Maßstab erkoren hatte, so schien sie doch auch nicht völlig unfruchtbar, für mich nämlich, bleiben zu wollen.

Mein Knipperdolling machte Fureur in der Walkire. Zwölf Abende hatte ich vorlesend damit die kunstverständige Gesellschaft unterhalten; ein ansehnliches Honorar, als Eintrittspreis, dafür in der Tasche, einen Verleger durch bündigen Kontrakt dazu, und, was das Beste war, ein reiches Herz obendrein.

Ist es mir da noch zu verdenken, daß ich mich nicht grämte, als mein alter Vice-Kontrollleur durch einen Andern als ich, ersetzt wurde? Nur Eins machte mir noch Kummer; das war der Eigensinn des gemeldeten reichen Herzens.

Ich bin selbst Dichter, aber ich kann versichern, daß ich in dieser Zeit alle Dichter, und vorzüglich die Romanschreiber, sammt und sonders in's Pfefferland wünschte, denn niemand, wie gerade sie, war daran Schuld, daß Konkordia so ganz ungebührlich hartnäckig sich bewies.

Der Eindruck, den mein Heldengedicht auf Konkordia von Felsenbruch gemacht hatte, war groß, meine kleine Figur vollendete das Übrige; nichts stand uns im Wege so glücklich oder unglücklich mit einander zu seyn, wie wir wollten, nichts — als nur die verwünschten Romane.

Ein schlichtes, gerades, offenes Ja zu sagen, war dem edlen Fräulein unmöglich, mit mir den ebenen, offenen Weg in die Kirche zu wandeln, gleich andern Christenmenschen, die fortan mit einander Leid und Freude tragen wollen, schien ihr abscheulich, gemein profaisch. Eher den Tod als dieß, versicherte sie, so oft ich auch bath, vorstellte und beschwor. Ich hätte selbst mögen den Tod bekommen vor Ärger, um so mehr, da ich vorausfah, wir würden, willfahrete ich, unsern Feinden und namentlich den lieben Mitgliedern der Thalia einen großen Triumph auf unsere Kosten bereiten. Ach! und dennoch beharrte Konkordia auf ihrem Eigensinne, und wollte ich wohl oder übel, ich mußte mich fügen.

Eine Stunde von Schildheim lag in wild romantischer Gegend meiner Verehrten ansehnliches Landgut; nahe dabey zog sich des Fürstenthumes Grenze hin. Von dort aus, über diese weg gewaltsam geraubt, und gleichsam, wie einst manch edles Burgfräulein in der Vorzeit vergangenen Tagen, durch kühnen Ritter gezwungen zu werden, Hand und Herz vor schon bereitstehendem Priester feyerlich hinzugeben, dieß und nichts anderes war der Dame unerschütterliches Verlangen, denn so hatte sie es in zahllosen Romanen gelesen, und, wie durch dritte Hand mir kategorisch erklärt wurde, dieß daher der einzige Weg zu ihren, mich magnetisch anziehenden Schätzen.

Wer nur reiten könnte! seufzte ich, die Unausweichbarkeit des Verlangten fühlend. Ach, es ist kein größeres Elend, als einen Ritter vorstellen sollen und keiner seyn.

Konkordia fragte aber nichts darnach. Es muß geschehen, dabey blieb sie und — es geschah auch, aber wie!

Auf meines Nachbars, Meister Plump, des Fleischers, Schecke, ritt ich unter Herzklopfen am bestimmten Abende aus, das Abenteuer zu bestehen. Schon von weitem sah ich Konkordia, die romantische, im halben Licht des bleichen Mondes, auf der Wiese längst dem Bache, schwermüthig hin und her spazieren. Und als ich mich nun nahte, wohlbewaffnet, wie ich war — denn alles dieß war ausdrücklich so bestimmt worden — und mit gewaltigen Worten noch einmahl die Liebende beschwor, die Gluthen meiner unnennbaren Gefühle nicht mehr mit dem Eise ihrer jungfräulichen Sprödigkeit zu torquiren, und immer und immer die Dame nur seufzte und weinte, die Hände rang, und alle Sterne zu Zeugen ihres festen Entschlusses als Jungfrau, einer zarten Blüthe gleich, dahin zu schmachten: da erfaßte mich — alles vorschriftsmäßig — eine gewaltige Rage, eine Bersererkwuth gleichsam und, wie ein tragischer Held, alle Dämonen der Unterwelt mit schrecklichem Pathos herauf citirend, rief ich mit Mortimer:

— „Und mag der Westen Brand
Sich lösen, eine zweeny Wasserfluth

Hertwogend, alles Athmende verschlingen!

— Ich achte nichts mehr! Eh' ich dir entsage,
Eh' nahe sich das Ende aller Tage."

und hob — es wurde mir etwas sauer, denn Konfordia war wohlbeleibt und ziemlich lang — die ob solchen verwogenen Redensarten in graziose Ohnmacht hinsinkende Geliebte auf den Schecken, der ob der doppelten, ungewohnten Last, den Kopf bedenklich schüttelte und — ich war einmahl in's Feuer gerathen — trotz meinen wiederholten Spornstichen langsam mit uns fortschlich, zu meinem großen Ärger, denn ich wäre gar zu gern galoppirt.

9.

Mit dem über die Grenze wurde es aber nichts. Ich weiß nicht, hatte das vermaledeyte Vieh von Rosinante sich den alten Spruch: „bleibe im Lande und nähre dich redlich," zu fest imprimirt, oder war es die Attraktions-Kraft der heimathlichen Krippe, genug, es bog rechts nach Schildheim ein statt links, und alles Zerren, Schelten, Bitten und Peitschen half nichts, ja vermehrte nur noch die Kaprice des widerspänstigen Thieres, das nun, ganz gegen meinen Willen, sich in eine Art von Trott setzte, und mich und meine, ob wirklich, ob nur scheinbar? weiß ich nicht, noch immer in Ohnmacht verharrende Innamorata nolens volens gen Schildheim trug, wo wir gerade anlangten, als der Wächter blies und die Ultras aus der Thalia den Heimweg suchten.

Das gab ein Aufsehen! Schon am Thore hatte die Schildwache, die eine wirkliche die und kein der war, indem, ihrem Manne einige Ruhe zu verschaffen, die Gemahlinn des gerade schildernden Stadthelden aus ehelicher Zärtlichkeit so lange die Funktion des Wachestehens übernahm, als besagter Gemahl und Held Zeit brauchte, seinen Nachtkaffeh gemächlich zu schlürfen — ob der Seltsamkeit unseres Anblicks die Hände über den Kopf zusammengeschlagen, und war kreischend davon gelaufen. Jetzt blieb dem Stundenrufer der fromme Spruch auf der erstarrten Zunge kleben, und den Thaliasten wollte es bedünken, ein dämagogisches Blendwerk gaukle, oder schauke vielmehr, vor ihren weit aufgerissenen Augen vorüber; Meister Plump aber, der Nachbar und Fleischer, in dessen Hof uns, den Ritter und seine Dame, der unlenksame Schecke trug, stemmte die Fäuste in die Seite und versicherte wiederholt: „Diese Kavalkade sey drolliger, wie die des weiland ehrbaren Gramsalbus," aus welcher Äußerung der geneigte Leser sehen wird, wie Meister Plump, trotz seines Gewerbes, doch ein literarisch gebildeter Mann war.

10.

Was mich und meine Dame anlangt, so kam uns die Sache jedoch gar nicht drollig vor, am wenigsten mir, der ich neben dem Gelächter der Schildheimer — die Alt- wie die Neugesinnten, obschon sonst in bitterem Haß geschieden, vereinten sich doch zu diesem Zwecke auf eine wahrhaft infernalische Art — auch noch den Schmerz hatte den Zorn derjenigen tragen zu müssen, für welche ich dieß alles so kühnlich unternommen, so ritterlich standhaft ertragen hatte. Wird man es glauben, Konfordia, die Grausame, ach! diese zweyte Turandot anErfindung von Männerqual, wandte sich, mich einen traurigen Ritter

und jämmerlichen Reiter nennend, noch an demselben Abend, an dem ich sie so wohl behalten in Meister Plumps Hof spediert hatte, zürnend von mir ab, und nichts, nichts vermochte sie zu versöhnen, denn zu arg verdroß es die Gute, ihren romantischen Plan, mit welchem sie gehofft hatte, ganz Schildheim mächtig zu imponiren, und alle Schönen dieses Ortes, in dessen Weichbild seit Jahrhunderten keine Entführung vorgefallen war, vor Neid ob so seltenem Glück — entführt zu werden nämlich — erblassen zu machen, durch mein Ungeschick in ritterlichen Übungen zum Triumph ihrer Gegnerinnen, d. h. aller Damen der ganzen Gegend, umschlagen zu sehen, und da es sich — mein hämisches Schicksal lauerte überall im Hinterhalte — gerade fügte, daß mein alter Antagonist, der Ex-Musensohn, Dichter und Freywilige, Woldemar Treumund, um diese Zeit wieder zum Vorschein kam; so hatte ich binnen kurzen noch obendrein den Kummer sehen zu müssen, wie der Verhaftete, der, nebenbey bemerkt, freylich ein besserer Koffebändiger war denn ich, und Nachbars Plumpe Schecke anders in Tritt zu bringen wußte, mein treuloses Kordelchen nahm, und mit ihr, recht mir zum Hohn und Troß, an hellem Tage an mir, der ich gerade auf einsamem Spaziergange Vergessenheit meines Grammes suchte, vorüber und der Grenze zu galoppierte, wo jenseits derselben Fräulein Konkordia von Felsenbruch sich zur Frau von Treumundsheim umwandelte, alles das Kraft ihres Goldes.

Einem solchen herben Schicksalsschlag konnte und mochte ich fürder nicht widerstehen. Zu deutlich war mir aus allem Erlebten geworden, daß kein wahrer und dauernder Glücksstern für mich in Schildheim leuchte und leuchten würde, in Zukunft noch weniger wie bisher, da nun nicht allein mein Nebenbuhler in jeder Beziehung ein an Bedeutenheit — er war ja reich und ich arm — mir weit überlegener Mann geworden, sondern auch durch Auflösung der Walkire, die sich etwas zu viel im Reden herausgenommen haben sollte, meine letzte Stütze mir entging. Ich nahm daher den mir recht à propos kommenden Vorschlag meiner alten poetischen Freundin, der jungen Steuer-Kollaborators-Witwe, die von dem Augenblick an, wo Woldemar Treumund zum Herrn von Treumundsheim sich umschuf, eine heftige Gegnerin des thierischen Magnetismus ward, und der, wie sie sagte, seit einiger Zeit die Luft dieser Gegend gar nicht mehr bekommen wollte, an, ihr als Reisebegleiter auf einer Tour zu folgen, welche sie, wie es jetzt Mode ist, in die Rheingegenden unternahm.

Es schlug aber diese ästhetisch-poetisch-empfindsame Wanderung, bey deren Beginnen mir keine fatale Omina begegneten, wie einst bey der nach Schildheim, so gut für mich aus, daß bald in unseren Reisepässen, statt, wie bisher jeder Name einzeln, nun: „Herr Edmund Waller benebst Frau Gemahlinn“ stand, welches in Schildheim zwar viel Gerede, dieß Gerede bey unserer Rückkehr uns aber wenig Kummer machte, indem wir nur so lange in dem mir unvergeßlichen Orte blieben, als nöthig war, um unsere Angelegenheiten zu ordnen, meine Dimission und beyderseitig höflichen Abschied zu nehmen — an langen Gesichtern fehlte es dabey nicht — worauf wir uns dann in der Residenz niederließen. Froh, ich durch Einlaufen im ruhigen Ehestandshafen, den Plackereyen meines rein fatalistischen Schicksals; Auguste aber, den unermülich stehenden Zungen der alten und jungen Schildheime-

rinnen entgangen zu seyn, die dem armen Weibchen gar nicht verzeihen konnten, daß sie einst der magnetische Pol des weiland Woldemar Treumund gewesen; eine Sache, die ich, gutmüthig, wie ich einmahl bin, zu vergessen strebe, nach allen Kräften an den Wahlspruch mich erinnernd: Ein Kluger hält es mit der Gegenwart.

Legende.

Nach Meister Kumeland.

Als der Herr noch geruht, auf Erden zu wallen,
Zu einer hohen Brück' er einst kam,
Und eben hinab ein Mann war gefallen,
Den schon der Strom in die Tiefe nahm.
Und wie Sankt Peter den Mann sieht sinken,
So ruft er: „Meister, erbarme dich sein,
Und hilf, und laß nicht den Mann ertrinken!“
Antwortet der Herr: „O Jünger, mein!
Ich will dem Manne schon Hülfe senden,
Er rühre sich aber mit Füßen und Händen!“

Über die Dresdner Kunstausstellung im August 1821.

(Schluß.)

Wahres Lob verdient das große Gemälde in Öhl, ein Avantgardengefecht bey Reichenbach in der Oberlausitz am 22. May 1813 vorstellend, aus der Erinnerung komponirt von Fr. Schubaer, Lieutenant beym k. sächs. Schützenkorps. Das Ganze hat Wahrheit, Haltung und Leben, die Zeichnung ist vortrefflich, Krieger und Pferde haben Charakter und Ausdruck, und so klein auch die Gestalten sind, so erkennt man doch deutlich die verschiedenen Helden und Anführer jener Tage. Es ist genial und mit reicher Phantasie aufgefaßt. Auch ein ganz kleines Gemälde desselben braven Dilettanten, der Angriff eines französischen Husarenoffiziers auf einen russischen Dragoners-Offizier, ist kühn und geistvoll, so wie seine Umrisse mit der Feder auch das entschiedenste Kunsttalent zeigen.

Eine große Landschaft, eigene Komposition, in Öhl gemahlt von Steinkopf, beweist wieder, wie durchdrungen dieser brave Künstler von dem eigenthümlichsten Charakter des Südens ist. Die dunkeln mit Epheu umschlungenen Baumgruppen linker Hand, die üppigen Pflanzen und Büsche im Vorgrund haben das glühendste Sonnenlicht eingefaugt und sind durchhaucht von dessen goldenem Schimmer. Schlank und hoch erheben sich die Pinien und Pappeln in dem klaren, ewig ungetrübten Äther. In dem blauen, wellenlosen breiten Strom spiegeln sich die fernen Berge mit den fröhlichen Villen auf ihren Abhängen, näher heran liegt das südliche Städtchen mit seinen flachen Dächern und von dort aus bis in den Vorgrund ziehen sich die reichen niedrigen Weingeländer mit ihrer Fülle schwellender Trauben. Eben wird das Fest der Weinlese gefeiert; aus der von Myrthen beschatteten Hütte, zu welcher das Treppchen von außen hinaufführt, eilt die junge Winzerinn herbey, ihren Säugling auf dem Arme haltend; das Tambourin schlagend, hüpfen ihre jüngern Schwestern voraus. Ganz vorn erblicken wir eine andere liebliche Gruppe, zwey Mädchen tanzen mit verschlungenen Armen den Weg hin zu den pflückenden Winzern, eine dritte, mit dem auf südliche Art gefalteten Tuch über dem Kopf, folgt lächelnd, einen Korb tragend, den mit Weinlaub bekränzten Schwestern. Alles ist mit Kraft und Fleiß ausgeführt. Zwey ganz kleine Landschaften verdienen noch Beachtung. Die eine von dem geschickten Dilettanten, Baron von Gumpenberg, in Öhl gemahlt, stellt eine Gegend aus Baiern vor, wo ein rauschendes Gewässer sich neben einer Mühle hin über Steine und Baumstämme ergießt; sie ist

leicht und genial behandelt. Die andere stellt die Ruine Neckar-Steinach vor und ist von dem Maler Köster aus Heidelberg zwar sehr fleißig, aber etwas kleinlich ausgeführt.

Lassen Sie mich nun eine Menge hier hängender bunter Nachwerke mit Stillschweigen übergehen, denn ich finde nichts darunter, was zu erfreulichen Betrachtungen Gelegenheit gäbe. Die Diana von Carl Schröter wäre unter aller Kritik zu nennen, wenn nicht Porträtköpfe von sogenannten Zeichenmeistern sie an Schlechtigkeit überträfen! Nur die Landschaften von Nieritz, den von Leschner recht brav gemalten Viehstall, und die Arbeiten der Fr. Thetta von Lust müssen wir von diesem Verdammungsurtheil ausnehmen. Letztere zeigt in Landschaften und Blumen- und Gemüsesüßken viel Fertigkeit und Übung. Lerne sie künftig noch mit mehr Zartheit und Seele die Natur befauchen, anstatt nur rasch ihre materielle Außenseite aufzufassen und darzustellen, so kann noch eine brave Künstlerin aus ihr werden. — Das bekannte Chokolatemädchen nach Liotard ist von Waldau recht hübsch kopirt.

Die vielen architektonischen Zeichnungen werden von Kennern gelobt. Eine halbe Rosette in kolossaler Größe in Gyps geformt von Ernst Matthäi ist in einem so erhabenen schönen Styl, daß sie den eifrigsten Wunsch erregt, noch mehr von diesem ausgezeichneten Künstler zu sehen.

In dem Zimmer, welches den Arbeiten der Industrieschule und andern ähnlichen Versuchen und Fabrikwaaren gewidmet ist, bemerken wir besonders die schönen Damastwebereyen der Groß-Schönauer-Fabrik, einen eisernen Sparofen, der Nughbarkeit mit Eleganz verbindet, mehrere recht hübsche in Thon bossirte Vasreliefs und ein sehr brav es Modell der hiesigen Frauenkirche, 24 Zoll hoch, frey nach dem Augenmaß in Karton gearbeitet von Kräbelin. Noch müssen wir einen sehr braven Kupferstich von Gottschick erwähnen nach dem Gemälde Johannes der Täufer von Grassi.

Mit wahrer Freude bemerken wir, daß die Sucht, Gemälde stucken zu wollen, sehr abgenommen hat. Soll es durchaus seyn, so ist die Art, in Kupferstichmanier zu stucken, wie hier Olle. Pajeken die Köpfe von Heloise und Abailard im verkleinerten Maßstab arbeitete, bey weitem die vorzüglichste.

Fünfter Besuch.

Endlich ist das große Familiengemälde des Professor Matthäi angekommen, worauf wir längst ungeduldig warteten. Von diesem Meister durfte man mit Recht etwas Ausgezeichnetes erwarten, und dieses Gemälde ist auch ein Meisterwerk, der Künstler sparte weder Zeit noch Sorgfalt daran. Es ist die Familie eines sehr würdigen Leipziger Kunstfreundes und Kunstbeschützers, die wir hier dargestellt sehen. Die Figuren sind lebensgroß, die außerordentliche Wahrheit und Natur spricht in diesem Gemälde gleich auf den ersten Blick sehr wohlthuend an. Nichts ist gesucht, alles ist zwanglos und doch höchst kunstgerecht geordnet; Klarheit und Kraft herrscht in dem ganzen Bild, die Haltung und Farbenharmonie ist ganz vortrefflich, die Gruppen treten hervor und weichen zurück, ohne daß in den ersten irgend etwas zu grell oder in den letztern zu unbestimmt erschien. Die Wahl und Anordnung der Gewänder ist sehr geschmackvoll, sie sind ganz einfach und natürlich und gehören gar keiner bestimmten Mode an, so, daß sie auch in ferner Zeit immer dem Auge wohlgefällig bleiben werden, ohne daß man sie idealisch nennen kann; diese sehr schwierige Aufgabe ist wohl selten glücklicher gelöst worden. Bey diesen mannigfaltigen und seltenen Vorzügen des herrlichen Bildes bleibt uns aber doch noch ein inniger Wunsch! Es ist ein zu hohes Kunstwerk, als daß man nicht den Mangel eines Hauptmotivs schmerzlich empfinden sollte; keine Handlung, kein Gefühl vereinet durch das Band des innern Lebens diese Gestalten, sie sind mahlerisch vortrefflich vereinigt, poetisch aber fast gar nicht. Nur ganz geringe Abänderungen, nur ein leiser Seelenhauch hätte noch dazu gehört, um dieß zu bewirken. Der Künstler scheint absichtlich dieß mehr dramatische Leben verschmähzt zu haben, vielleicht aus Scheu, der zur Porträtähnlichkeit so wesentlichen Ruhe dadurch zu schaden; doch wenn ein Werk alle übrigen Vorzüge des echt historischen Stils in

so hohem Grade besitzt, so vermist man diesen ungern. Lassen Sie uns nun die Anordnung des Ganzen genauer betrachten, das Werk ist zu bedeutend, als daß es nicht die sorgfältigste Beobachtung verdiene.

Einfach und großartig ist die herrlich ausgeführte Landschaft, die den Hintergrund bildet, ein breiter Strom fließt sanft an fernen Bergen vorüber, der Himmel ist heiter, aber leicht überwölkt, wie es zur stillen Ruhe des Ganzen paßt. Links strebt eine kräftige Pappel gerad' empor, rechts sehen wir einen starken Baumstamm, um den sich junge Eichenweige recht schön gruppieren. In dieser Landschaft ist wahre Poesie, und sie deutet uns den Sinn des Familienbildes glücklich an. Etwas zurück im Wilde, unter diesen Eichen, steht der Vater, das kleinste Kind mit beiden Händen liebevoll haltend, indem er es an einen Zweig lehnt. Dieser etwas bejahrte aber kraftvolle Kopf ist herrlich gemahlt und der Natur in jeder Falte abgelauscht. Die bequeme häusliche Tracht hat etwas Gemüthliches, die sanften Farbentöne derselben machen, daß die Gestalt gut zurückweicht; der Ausdruck des Kopfes aber ist unbestimmt, er blickt gerade vor sich hin, weder auf das Kind noch auf die Gattinn. Diese, eine überaus anmuthige Gestalt, die neben den jugendlichen Töchtern selbst noch sehr holdselig erscheint, eilt herben und scheint mit einer Art von Sorge nach dem Kinde hinzublicken, welches auch nicht lächelnd, sondern ängstlich aussieht. Wozu dieß? da es von dem liebenden Vater so fest gehalten wird! Der Ausdruck stiller Freude und seliger Ruhe würde bey diesen drey Gestalten weit passender seyn. Mit der linken Hand langt die Mutter über den Vater weg nach dem Kinde und hebt leise das weiße Hemdchen desselben über dem Knie auf; diese Bewegung ist nicht glücklich gewählt, die schön gemahlten Beinchen des Kindes konnten sichtbar seyn ohne sie. Trefflich gemahlt ist aber der im Profil stehende Kopf der Mutter, ein ganz einfaches Florhäubchen umschließt die dunkeln Locken, ihr Gewand ist von einem in's Graue spielenden Blau und geht bis an den Hals, um den sich eine Spitzenkrause legt, ein chamois Shawl flattert bey der schnellen Bewegung, in der sie kommt, um sie her. Im Borgrund des Gemähltes, mehr links, sitzen die beyden lieblichen Töchter und ihre jüngste Schwester kniet traulich bey ihnen. Herrlich gemahlt sind diese Mädchen, die älteste in dem paille Gewand und dunkelblauen Shawl hat ihre linke Hand auf die Achsel ihrer Schwester gelegt; diese, ein gar holdes reizendes Mädchen, ist überaus geschmackvoll in ein frühlinggrünes Gewand gekleidet, ein orangefarbener Shawl ist von dem schlanken Nacken herabgelunken und fällt nachlässig über ihre Knie; sie ergreift mit der Linken die weiße Ringelblume, welche die kleinere Schwester ihr aus dem Blumenvorrath reicht, den sie in ihrem purpurfarbenen Kleidchen hält. Wie so ganz abgeschrieben aus der Natur ist auch das naive Köpfcchen dieses jüngeren, noch halb kindischen Mädchens! Die ganze Gruppe wäre reizend, wenn die Schwestern nur die Augen auf einander richteten, anstatt daß jede in das Leere heraus blickt. Wie leicht hätte hier das mädchenhafte süße Blüthenenspiel des Blätterausrupfens mit der Ringelblume angebracht werden können, wie lebendig und erwartungsvoll wäre dann der Ausdruck dieser freundlichen Augen geworden, wenn bang und scherzend zugleich das: „er liebt mich,“ „er liebt mich nicht“ auf diesen rothigen Lippen geschwebt, und die ältere Schwester die mittlere neugierig dabey belauscht hätte! So ist hingegen bey aller Kunstvollendung für den gefühlvollen Denker doch der Egoismus störend, womit jede dieser Gestalten nur mit sich selbst beschäftigt scheint. Obwohl sehr brav gemahlt, sind doch die Hände nicht jugendlich und zart genug. Die sinnigste Gestalt des ganzen Gemähltes bleibt uns aber noch zu betrachten, wahrscheinlich ist es die jüngere Schwester der Mutter oder des Vaters, eine edle schöne Blondine, mit ausdrucksvollem klugen Blick und reinen angenehmen Zügen. Sie sitzt rechts auf dem Rasen zu den Füßen des Vaters und sieht mit ernstem Wohlwollen nachdenkend auf die Mädchengruppe hin; ein einfaches Gewand von dem zartesten Silbergrau umschließt im schönsten Faltenwurf ihre schlanke Gestalt, ein leichter Kragen von weißem Flor umgibt den Hals, man sieht den Kopf scharf im Profil, in wenigen kunstlosen Locken ringelt sich das blonde Haar um die hohe, edle Stirn, eine volle Flechte schlingt sich um das Hinterhaupt; der Purpurshawl ist herabgesunken und bedeckt halb das auf einem Stein neben ihr stehende Blüthenkörbchen. Diese Gestalt ist die wohlthuernde

von allen, weil sie in sinniger Beziehung zu den andern steht. Jeder Kenner wird gern zu diesem Gemälde zurückkehren und lang davor verweilen.

Noch sind zwey Arbeiten des Hrn. E t t l i n g e r in diesen Saal gekommen; er ist als vortrefflicher Miniaturmaler bekannt, dies sind die ersten Öhlgemälde, die wir von ihm sehen. Das eine ist das Brustbild einer Dame in Lebensgröße, sehr fleißig und schön ausgeführt, treffend ähnlich, aber ein wenig kalt im Farbenton; das andere, eine Ariadne, auf dem Felsen stehend und schmerzlich die Arme ausstreckend nach dem schon fern auf den Wogen hinfliegenden Schiff; der Sturm weht wild in ihr weißes Gewand, düstere Wolken bedecken den Horizont; die Figur ist in halber Größe. Das Bildchen hat etwas Unsprechendes und Reizendes, doch kann man es nicht frey sprechen davon, daß es mehr theatralischer Effekt ist, was wir hier erblicken, als echte Natur und wahres Gefühl.

Von dem genialen D a h l ist noch eine treffliche, äußerst fleißig ausgeführte Landschaft angekommen, eine Gegend aus Tyrol. Alles bis auf die geringste Kleinigkeit ist hier mit treuer Liebe auf das zarteste ausgeführt und doch dabey so kühn und leicht hingeseht, daß man vergißt, daß es Gemälde ist. Ganz dunkle Fichten- und Tannenwaldung zieht sich hier über die näher liegenden Berge, seitwärts ragen im Hintergrunde die schneebedeckten Alpengipfel in die Wolken, welche trüb und phantastisch den Himmel so überziehen, daß nur spärlich das tiefe Blau desselben durchschimmert; grüne Matten ziehen sich längst des Abhanges der Alpen herunter, ein Fußsteig windet sich daran hinauf. Am Fuße des Gebirges liegen ein Paar nette Hütten, ganz landesüblich gebaut, wir sehen in der Einfahrt bey der einen, den vollen Heuwagen stehen, eine Tyrolerin kommt schwer bepackt des Weges her, auf uns zu. Ein rauschender Bergstrom ergießt sich neben den Hütten und breitet sich vorn aus, wie klar und kryskallhell ist dieß Wasser, wie übersprudeln die Wellen Steine und Gras und Holz, und lassen uns doch bis auf den tiefften Grund schauen. Das Bauholz, welches vorn liegt, besteht theils aus aufgeschichteten Bretern, theils aus noch runden Baumstämmen, die trotz des kleinen Maßstabes der Landschaft von der täuschendsten Wahrheit sind. Eine hohe Trauerbirke erhebt sich schlank neben feuchtglänzendem Weidengebüsch und ihr zartes Laub, ihr weißlicher Stamm tritt wunderbar hervor auf dem düstern Hintergrund des Nadelgehölzes, zwischen dessen Schatten wir in der Ferne weidende Heerden erblicken.

Mit einem ganz eigenen Scharfblick betrachtet dieser Künstler die Natur und bleibt ihr dabey so kindlich treu, daß man fühlt, er würde sich ein Gewissen daraus machen, das Mindeste nach Willkühr zu ändern, das kleinste Gräschen ist ihm heilig, dabey ist seine praktische Fertigkeit bewundernswerth. Möge er uns bald mit mehrern so gelungenen Werken erfreuen!

Wenn wir nochmals die diesjährige Ausstellung überblicken, so finden wir sie reich ausgestattet an interessanten Werken im mittlern und kleinen Maßstab, so, daß der Kunstfreund, wenn er größere historische Kompositionen erwartet, bey dem ersten Besuch wohl unbefriedigt bleibt, bey öfterer Wiederkehr und näherer Betrachtung aber immer lieber verweilen wird, reichen und mannigfaltigen Genuß findend.

Correspondenz-Nachrichten.

P e s t h am 15. Sept. 1821.

Sie haben nicht Unrecht — Werthester! wenn Sie die in meinem letzten Briefe enthaltenen Berichte über die Leistungen unserer restaurirten Schauspielers-Gesellschaft etwas oberflächlich, ja eine Zurücksetzung des wahren Verdienstes darin finden, daß ich die Vorzüge der besseren neuern Mitglieder nicht näher erörtert habe: allein ich bitte zu bedenken, daß nichts mißlicher ist, als die Kritik des Mittelmaßigen, und daß unsere Bühne, wie jetzt ihre artistischen und geschäftlichen Verhältnisse sind, eigentlich nur eine große Theater-Probe vorstellt. Erst d a n n, wenn die durch die sämtliche Lösündigung aller alten Kontrakte vorbereitete zweyte Restauration in's Leben getreten seyn wird, muß sich der Charakter des Ganzen deutlicher entwickeln, Zu Nr. 120.

und wird sich zur Zufriedenheit des Publikums unfehlbar gestalten, wenn die Direktion in ihrem Eifer für die gute Sache beharrt und namentlich den Künstlern nicht zu vielen Willen läßt. Denn leider! wird man inne, daß, sobald die Priester der Thalia die Opfer der Muse nach ihrem Belieben einrichten dürfen, sie die Kunst und das Publikum leichtsinnig behandeln und sich sogar marktshreyerische Umtriebe verzeihen. Einen Beweis hiervon gab in diesen Tagen „das große musikalisch-deklamatorisch-mimisch-plastische Vokal- und Instrumental-Konzert, womit am 8. d. M. ein Mitglied des Orchesters, unter Mitwirkung (und resp. Mitschuld) mehrerer Mitglieder des Theaters sich an der Kunst und am Publikum versündigt hat.

Schon vierzehn Tage vorher cirkulirte die lächerlich-großsprecherische Ankündigung in Folio, und bey ziemlich vollem Hause kamen in zwey Abtheilungen folgende Produktionen zum Vorschein.

1. Overture, ad hoc komponirt von Hrn. Friedrich Makoweh, sprach die Kenner nicht an, doch ließ man die billigen Ansprüche eines Versuchs gelten.

2. Duett aus Rossini's Armide, gesungen von Mad. Wächter und Hrn. Babnigg, wurde brav exekutirt und applaudirt; doch hätte das Künstler-Pärchen mit mehr Anstand abtreten können.

3. Des heiligen Ladislaus Zwenkampf mit Afus (von R. Walther) gesprochen von Hrn. Melchior, wobey die beyden Hauptmomente (des Königs Gebeth vor dem Zwenkämpfe und Afus-Fall) als Tableaux vorgestellt wurden.

Das Gedicht selbst hat weder epischen Rhythmus noch Kraft und läßt bey dem Lesen kalt, allein wenn es vollends so monoton vorgepoltet wird, wie von Hrn. Melchior geschah, so mußte ein Publikum, unter welchem Wenige etwas vom heiligen Ladislaus, noch weniger von dessen Zwenkampf mit Afus wußten, vor Langeweile frieren und konnte höchstens an den bunten Figuren der kaum mittelmäßigen Tableaux das Interesse haben, darunter die vorzüglichsten Mitglieder der Oper und des Schauspiels (denn also hatte es der Zettel mit großen Lettern angekündigt) heraus zu finden. Große Nachlässigkeit gegen das Publikum verschuldete Hr. Melchior dabey, daß er sich nicht die Mühe genommen, ein Gedicht von 17 achtzeiligen Stanzas zu memoriren, ja nach der Art, wie er aus dem Buche las, konnte man nicht glauben, daß er es nur einmahl vorher mit Andacht durchgelesen habe.

Warum überhaupt ein so seelenloses Gedicht, warum etwas aus der Nebelperiode der magyarischen Geschichte wählen? der Ungar hat nähere und klarere Bilder in der Pöete seiner Edlen.

4. Konzert für die Violine von Rode, gespielt von Friedrich Makoweh. Gefiel wie billig.

5. Die Maus und Ratte, Gedicht von Hrn. Saphir, gesprochen von Hrn. Karshin. Ein miserabler Schwank, miserabel gereimt, aber gut vorgetragen. Hr. Karshin! haben Sie den Lichtwer und Gellert vergessen? Sie thaten sehr übel, Ihre des Ausdrucks volle und des Eindrucks gewisse Diktion an eine solche Reimeren zu verschwenden!

6. Großes Violoncell-Konzert mit ganzer Orchester-Begleitung, gespielt von Aug. Birnbach. Wurde mit verdientem Applause gelohnt.

7. Charade (Dressyblig).

„Als Mars ein Kind zu sprechen kaum begann,
Fing er voll Kraft mit meiner Ersten an:
Was man vergebens oft dem Gott, dem Menschen bringt,
In meinen Lehren zweyen euch entgegen winkt,
Und bringt ihr sie, wenn Erste ihr gewonnen,
So kennt das Ganze ihr mit seinen Wonnen.

Die Darstellung einer Charade durch Tableaux ist eine passende Aufgabe für Wiß und Phantasie und ergeht, sinnig gelöst, große und kleine Zirkel ungemein; aber hier war schwer zu entscheiden, ob Wahl oder Ausführung unglücklicher zu nennen sey. Wir sind zwar durch die jenseitige Zeitung an schlechte Charaden gewohnt; aber hier im

Texte und in der Darstellung das Wort *Schlacht-Dyfer* herauszufinden, war eine schwere Aufgabe. Wollte man auch den schlecht gruppirten Scharmüchel des ersten Tableau's für eine *Schlacht* erkennen und war auch das *Dyfer*, wenn nicht schön, doch deutlich dargestellt, so konnte man durch das dritte, eine Hinrichtung durch's Weil vorstellende Tableau durchaus nicht auf *Schlachtopfer* kommen, und dann das *Ganze* mit seinen *Wonen* zu finden, quae? qualis? quanta? — wenigstens war die angeblich analoge Musik nicht im Stande, dieser in der Geburt verkrüppelten *Sphinx* einiges Ebenmaß und Interesse zu verleihen. —

(Der Schluß folgt.)

Schauspiel.

Theater an der Wien, den 26. Sept. zum ersten Mal: *Ugolino*, oder: *Der Hungerturm*. Melodram in fünf Aufzügen, nach dem Französischen. Musik vom Hrn. Kapellmeister Ignaz Ritter von Seyfried.

Der Stoff dieses Melodrams ist ursprünglich aus dem *Dante*. In den sechziger Jahren hat bereits ein namhafter Dichter, *Gerstenberg*, diese Geschichte zu einer Tragödie bearbeitet, in welcher der Vater mit seinen Kindern durch fünf Akte eines qualvollen Todes stirbt. Wäre dieses Trauerspiel jemahls zur Aufführung gekommen, so hätten die Zuschauer ohne Zweifel einen nicht minder peinlichen Todeskampf zu bestehen gehabt. In Paris ist endlich jemand darauf verfallen, für den *Gymnase dramatique* des Hrn. *Franconi* ein Ballet daraus zu verfertigen, das durch kunstreiche Scenerie und glänzendes Spektakelwerk die Zuschauer in Verwunderung gesetzt hat. Hier erschien dieses pantomimische Mirakel in der ziemlich zahmen Gestalt eines Schauspiels mit Orchester-Begleitung und Chören. Der Kern der tragischen Handlung, über deren eigentliches Motiv man hier eben so wenig wie in der vorhin genannten Tragödie Auskunft erhält, bildet eine einzige Scene, und diese füllt einen ganzen Akt, den zweiten, aus, worin *Ugolino's* Verschmachten in der Mitte seiner hinsterbenden Kleinen ein schaudervolles Gemählde darbiethet, mit den gräßlichsten Farben geschildert, die sich in einer dramatischen Darstellung irgend nur verwenden lassen. Was sonst dieser kläglichen Haupt-Situation angereicht ist, und alle Erscheinungen, die sich in bunter Verwirrung und in der allerflachsten Gestaltung bis zu den schall- und knallreichen Effectscenen des letzten Aufzugs hin und her bewegen, sind den trocknen Konversationen der Verliebten in Zauberopern und Burlesken ähnlich, die nur die Glanzmomente vorzubereiten dienen. Wäre jene hochtragische Tonart, wovon sich wieder Anklänge im vierten Akt, der abermahls im Thurm spielt, vernehmen lassen, wirklich fortgesetzt und durchgeführt, sicher würde dann in diesem Drama das Schauderhafte und Entsetzliche den höchsten Grad erreichen; glücklicher Weise geht sie zur rechten Zeit in's Lustige hinüber, eben da, als der barmherzige Burgvogt zum Eingang in den Thurm gelangt, um die mehr als halb verhungerten Kinder, nachdem der Vater durch die vom Blitz gespaltene Mauer entsprungen ist, Rettung suchend und die Rache zu bekümmeln, mit Speis und Trank zu sehen; in dem gefahrvollsten Augenblick aber das Nothwendigste vergißt, und den *petit-maitre de la garderobe* spielt, während er Einem nach dem Andern frische Kleider anlegt. So war es in der ersten Vorstellung. Durch den größten Theil des letzten Aufzugs werden die Zuschauer zwischen Erwartung und Abspannung so sehr in Schach gehalten, daß sie weder weinen noch lachen können, sondern die Köpfe hängen lassen; da eröffnet plötzlich eine Oktave von *Troubadours* mit ihren vergoldeten Harfen das Hochzeitfest, bald darauf bricht der Rache schnaubende Feind hervor — Kriegsgetös und Schlachtensturm — ein wüthendes Kunstgefecht beginnt — der Verräther wird geworfen, und um den siegreichen Vater, der ihn eben vernichten will, bilden die dem Hungertode entrissenen Kinder eine triumphirende Gruppe. Aus solchen Materialien erhebt sich der weltberühmte *Hungerturm*, der auf diesem dramatischen Grund und Boden auch der *Thurm zu Babel* heißen könnte.

Die Musik ist das Beste an diesem Melodram und nicht nur durchgängig mit Ernst und Würde behandelt, sondern enthält auch mehrere vorzüglich gelungene Einheiten.

Sehr wirksam bereitet das Violoncell die Thurnscene der zweyten Abtheilung vor und eröffnet sie; mit ergreifendem Ausdruck und einfach rührendem Vortrag wurde es vom Hrn. Linke behandelt. Eine leichte, lebendige Melodie zeichnet den Gesang der Troubadours aus, worin Hr. Heizinger Gelegenheit fand, mit der glänzenden Höhe seiner Stimme durchzugreifen.

Hr. Heurteur, als Ugolino, entwickelte den zweyten Akt mit Gefühl und innerer Kraft, ohne zu sehr in theatralische Überspannung zu gerathen, und die Kleinen erregten durch den natürlichen Ausdruck des Leidens herzerschütternde Theilnahme. Hrn. Kott (Graf Roger) gelang es noch so ziemlich gut am Schlusse der Anfangs-Szene des dritten Akts die scheue Angst des zermalnten Gewissens durch theatralische Visionen-Geberden auszudrücken; über Darstellung und Vortrag zu Anfang des ersten Akts wäre viel zu sagen. Jene war zu starr, dieser im höchsten Grade unverständlich, und das häufig abgewendete Gesicht vermehrte noch den Nachtheil. Die Zuschauer würden übel daran seyn, wenn ihm einmahl die Exposition anvertraut wäre, wovon in diesem Melodrama freylich nicht die Rede ist; indessen geht die Rede doch von allerhand, was man auch nicht gern verlieren möchte, um sich so viel wie möglich durch die Finsterniß hindurch zu tappen.

B e m e r k u n g e n

über einen Theater-Korrespondenzartikel aus Dresden, in Nr. 69 der Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater &c.

(Eingefendet.)

Durch Zufall ist mir, einem sonst fleißigen Leser Ihres so verdienstvollen Zeitblattes, erst jetzt die oben angezogene Nummer desselben zu Gesicht gekommen, und ein gleicher Zufall wollte, daß ich, bey einer Reise nach Dresden im Monath März d. J., mich eben in dieser reizenden Stadt befand, als die italienische Oper *Leonora*, von Vaer, gegeben ward, über deren Vorstellung Ihr Berichterstatter darin sein Urtheil fällt.

Nun will ich mich über seine andern Angaben nicht verbreiten; die Gehässigkeit und Unwahrheit aber, welche in den Äußerungen über Mlle. Wilmana darin liegt, ist zu auffallend, als daß ich sie mit Stillschweigen übergehen könnte. Zwar ist es wohl nicht ganz unwahr, daß einige Mitteltöne dieser ausgezeichneten Sängerin nicht ganz so wohlklingend und voll ansprechen, als die übrigen Töne der so außerordentlich weit umfassenden Tonleiter ihrer Stimme; wenn aber der Berichterstatter von „gellend“ und „unangenehm“ spricht, so thut er der Sängerin auffallend und offenbar unrecht, denn so sind auch durchaus diese Töne keineswegs zu bezeichnen. In der Vorstellung wenigstens, welcher ich beywohnte, fielen sie fast gar nicht auf, sprachen nur etwas weniger melodisch an, alle übrigen Töne aber waren dafür desto reiner und voller, und das Publikum schien auch durch lauten, enthusiastischen Beyfall mit mir den Genuß zu theilen, den mir der treffliche Vortrag dieser Künstlerin gewährte. Denn eben so gehässig und unwahr ist auch der andere Vorwurf jenes Berichtes, daß diese Sängerin immer kühl und nur mit sich selbst beschäftigt bleibe, vielmehr war ihr Spiel sehr ausdrucksvoll und innig, und sie drang mit Wärme in die Situation ein, welche eben auf der Bühne vorwaltete. Das Athemhohlen zur Unzeit habe ich vollends gar nicht bemerkt, vielmehr ihre Stimme sehr ausdauernd und biegsam, und ihr Spiel aus dem Herzen kommend gefunden. —

Es wird mich sehr freuen, wenn Sie diesen, der Wahrheit gemäßen Bemerkungen eine Stelle in Ihrer Zeitschrift einräumen, welche sich ja sonst durch Gerechtigkeit und Unparteylichkeit so sehr auszeichnet.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dinstag, den 9. Oktober 1821.

121

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welches hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährlich um 15 fl., halbjährlich um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljährlich um 7 fl., halbjährlich um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey U. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der Admiral.

„Sa, der allerliebste Schmetterling!“ rief Friß, indem er mit dem Hute nach ihm haschte.

„Nicht doch,“ schalt Antonie, „störe nicht seine glückliche Freyheit.“

„Aber,“ entgegnete Friß, „es ist der schöne Admiral, den ich so lange gesucht.“

„Also deine Freude über ihn,“ bemerkte Antoniens Führer, „war nicht reines Wohlgefallen an ihm selbst, sondern nur Freude in Beziehung deiner, ihn zu deinem Eigenthum zu machen.“ —

„Ey, steh doch, welche fein moralische Bemerkung!“ lächelte Antonie.

„Hat meine schöne Kousine sie mir nicht zugetraut?“ —

„Wenigstens überrascht es, den Komus im Helme der Minerva zu sehn. Frage also, kam jene Bemerkung aus dem Kopf oder Herzen?“ —

Lebhaft fiel hier die muntere Henriette ein: „Dein ernster Geist, Antonie, will überall Goldkörner der Weisheit finden; ich sehe nichts weiter, als die Natürlichkeit, sich seines Gleichen anzunehmen.“

„Ergebener Diener, löse Henriette. Ich fühle den Stich, aber er blutet nicht.“

„Das glaube ich gern; denn eure Schmetterlingsnatur, ihr Flattergeister, ist an dergleichen Stiche gewöhnt.“

„Sieh doch, wie die artige Henriette galant seyn kann!“ —

„Himmel, welch ein Berstoh! ein Frauentzimmer galant — Ich meine, dieß sey nur ein Vorrecht Ihres Geschlechts; wir können nur gnädig seyn.“

„Still, still,“ unterbrach Antonie, „ich werde den Vergleich mit dem Schmetterlinge sogleich zu hohen Ehren bringen.“

„Hieran erkenn' ich meine sanfte, gerechte Antonie,“ ihr die Hand küssend.

„Urtheilen Sie nicht zu rasch, mein schöner Herr. Bilden Sie sich nicht etwa ein, ich wolle euch Flattergeistern das Wort reden, und wären sie auch alle so liebenswürdig, wie Kousin Karl. Ich will nur den Vergleich mit dem

Schmetterlinge heben, indem ich in ihm das Bild von uns jungen Mädchen sehe."

„Bravo, bravo!"

„Nicht zu früh gefrohlockt," warnte Genervette, „wer weiß, mit welchen harten Wahrheiten unsere kluge Antonie anrücken wird — die dem weichen Herrchen nicht behagen und da Schwielen drücken könnten, wo mein Stich kaum gefühlt ward. Aber sprich, liebe Antonie."

„Ich meine, wir Mädchen hüpfen gleich dem Schmetterlinge, in unbestandner Unschuld und Fröhlichkeit von einer Naturfreude zur andern. Ihr Männer, sobald ihr uns bemerkt, je nachdem wir an äußerer Schönheit ein Admiral, ein Pfauenauge u. s. w. sind, treibt es wie jener Knabe, eure ganze Aufmerksamkeit ist auf uns gespannt, es zieht, es drängt euch zu uns hin."

„Wollen Sie, strenge Antonie, die allgewaltige Kraft des Magnets der Liebenswürdigkeit uns zum Vorwurfe machen?"

„Ey bewahre, vielmehr wünsche ich, daß Sie dem Magnete meiner Liebenswürdigkeit auch seine Kraft mögen gelten lassen, und von einem weiblichen Munde, der, wie ihr Männer meint, nur geschaffen sey, durch Tändeleien sich zu amüsieren, einige ernste Worte anhören."

„Minerva im Grazien-Gewande findet überall Gehör."

„Aber Sie wissen doch auch, daß Minerva sich nicht bestechen läßt?"

„Still davon, liebe Antonie, diese weise Dame hatte auch ihre Eitelkeit. Hast du ihr Geschichtchen mit der Flöte vergessen?"

„Fürchte nichts. Minerva's Schild weiß ihre weibliche Schwäche zu decken. Allein Sie, unartiger Kousin, haben mich in dem schönen Erguß meiner Rede gestört. So ist es, wer sich gegen die Wahrheit nicht sattelfest fühlt, weicht ihr gerne aus. Indes, Sie werden ihr doch nicht entwischen, denn — sie ist ein Weib."

„Ich unterwerfe mich und schweige."

„Recht gut; aber wie knüpfe ich nun wieder meine Rede an, ohne einen harten Knoten zu bilden?"

„So hüpf doch nach unserer Schmetterlingsnatur, wie du sie nennst, ohne weiteren Übergang darauf zurück."

„Es sey. Also ihr Männer, durch unser Äußeres, wie der Knabe durch das Farbenspiel des Schmetterlings gereizt, sucht, wie dieser jene, durch verborgne List uns zu fangen, indem ihr mit der süß übertünchten Leimruthe feiner, sanftlockender Schmeicheley unsre Eitelkeit fesselt, und habt ihr diese erst fest, dann gute Nacht Freyheit und Ruhe!"

„Warum lassen sich aber die Schönen durch geschmeichelte Eitelkeit fesseln?"

„Die Eitelkeit, die ich meine, ist ein Gefühl, das euch Männer ehrt; denn hohe Achtung für euch, hohe Würdigung eures Beyfalls, eurer Liebe hat es erzeugt."

„Wie so dieß?" —

„Unserm Herzen, die Wahrheit der Worte des großen Dichters empfindend: Das Weib soll sich nicht selber angehören. — Dem Gefühl unserer beschränkten weiblichen Kraft thut es wohl, dem Manne etwas

werth zu seyn, ihm Freude und Glück geben zu können. Unter diesem, unförmlichen bessern Selbst schmeichelnden Gefühl, verstehe ich jene Eitelkeit, die ihr Männer, wenn ihr wolltet, zur Basis der schönsten weiblichen Tugend und Liebenswürdigkeit zu erheben vermöchtet, statt daß sie jetzt meistens unser und euer Verderben wird."

"Nicht weiter," flüsterte Henriette, und legte ihre Hand auf Antoniens Mund, „es sind hier einige profane Ohren;" sie deutete auf einige junge Herrchen, die mit Blicken Admirale und Pfauenaugen zu fangen suchten, — „für diese gehört nicht die heilige Sprache der Wahrheit und des Gefühls."

"Nicht doch," entgegnete Karl, und nahm Henriettens Hand sanft hinweg, „unsere kleine Aspasia muß nicht unterbrochen werden."

"Keinen Spott, Signor Karl, oder ich werde gewaltig schelten, und Sie kennen doch wohl die furchtbaren Waffen eines Weibermundes."

"Ohne sie auch von Ihnen erfahren zu haben, hege ich schon a priori den vollkommensten Respekt davor. Also nur weiter, liebe Antonie, Sie sind mit Ihrem Vergleiche noch nicht zu Ende."

"Wie der Knabe nach dem Schmetterlinge sich oft athemlos hascht, jagt ihr Männer nach uns, wenn wir klug genug sind, uns nicht sogleich fangen zu lassen. Doch diese Ausdauer des Interesses für uns ist eben so wenig reines Wohlgefallen an uns selbst, als es Frißens Freude bey Erblickung des Admirals war; denn habt ihr uns endlich, so weidet ihr euch zwar an dem äußern Glanz und Farbenspiel, den die Natur uns gegeben; aber bald macht Zeit und Gewohnheit euch gleichgültig dagegen. Ihr gebt uns die Freyheit wieder, nicht um unser, sondern um euer selbst willen; gebt sie uns wieder, wenn ihr die Fesseln uns lieben gelehrt, wenn, gleichwie der schöne Farbestaub des Schmetterlings sich leicht vermischt, der Blüthenschmelz unserer Jugend durch euch verweht und dahingewelkt ist. — Ja dann gebt ihr uns eine Freyheit zurück, die ehmahls unser Stolz, jetzt nur unsere Demüthigung seyn kann."

"Aber oft entschlüpfen auch die Frauen freywillig unsern Fesseln."

"Ich gebe Ausnahmen zu."

"Und der Knabe läßt selten den Schmetterling wieder frey, den er gefangen."

"Auch hier trifft mein Vergleich. Wie der Knabe, wenn er sich längst an den bunten Farben seines kleinen Gefangenen satt gesehen, ihn dennoch aufbewahrt, weil es ihm schmeichelt, eine Sache sein zu nennen, die von andern bewundert wird, so haltet auch ihr uns zuweilen noch fest, weil es eurer Eitelkeit wohl thut, etwas zu besitzen, das auch Werth in den Augen anderer hat, vielleicht sogar von ihnen beneidet wird; allein nichts desto weniger hascht ihr aufs neue nach dem Schmetterlinge, der euer Auge reizt. — Und wahrlich das Insekt, das in der Sammlung eines Knaben prangt, ist oft gegen uns zu beneiden, denn jenes, todt oder noch lebend, fühlt doch nichts von dem Schmerz, der das weibliche Herz zerreißt, noch lebend sich todt in dem Andenken des Mannes zu wissen, dem es Liebe und Freyheit dahin gegeben."

Kaum daß Antonie diese letzten Worte ausgesprochen, als ein junges, etwa fünfzehnjähriges Mädchen, welches dieses Gespräch mit gespannter Auf-

merksamkeit angehört hatte, auf sie zukam, ihre Hand lebhaft ergriff und mit Rührung sagte:

„Sie haben mich recht erschreckt, aber auch wohlthätig belehrt.“

„Wie so, meine Liebe?“ entgegnete Antonie etwas überrascht.

„Ach ich war nahe daran, Ihren Vergleich des Schmetterlings mit uns Mädchen durch eigne Erfahrung zu bestätigen. Aber nun will ich gewiß nicht mehr glauben, daß diejenigen Herren, die bald meine Augen, bald meinen Mund schön nennen, und mehr dergleichen freundliche Worte mir sagen, es gut mit mir meinen. Stets werde ich dann an Ihren Vergleich mit dem Schmetterlinge denken. — Noch war es zu rechter Zeit, morgen vielleicht schon bereute ich.“ —

„Was meinen Sie eigentlich, meine Liebe?“ fragte Antonie theilnehmend.

Erröthend antwortete das liebenswürdige Mädchen: „Ein junger, ganz hübscher Mensch, den ich wohl leiden mag, und der mir schon lange nachgegangen, wie der Knabe dem Schmetterlinge, hat durch schöne Worte mich zu bereden gesucht, ihn, da meine Ältern den Zutritt in unser Haus ihm verweigert, heute heimlich im Garten zu sprechen, und gewiß,“ setzte sie ängstlich schüchtern hinzu, „gewiß würde er mich dann so, wie Sie es meinen, fangen wollen. O, wie muß ich Ihnen danken. Sie sind meine Retterin, meine Wohlthäterin geworden! Und um nie wieder in ähnliche Gefahr zu kommen, will ich dieß Bild, welches er mir zur Erinnerung meines Versprechens gab, ihn heute im Garten zu erwarten, von mir entfernen (bey diesen Worten nahm sie ein kleines, Krystallnes, in Gold gefaßtes Herz, worin das Bild zweyer sich schnäbelnden Tauben lag, vom Busen) und statt dessen, als ewig wahnendes Andenken, das Flügelpaar eines Schmetterlings hineinlegen. Könnte ich dieß doch sogleich!“

Antonie gab Fritzen einen Wink, dieser verstand ihn und überreichte dem jungen Mädchen das Flügelpaar des Admirals, den er gefangen. Schnell vertauschte diese es mit dem Taubenpaar, und umarmte Antonie mit dem Versprechen eines baldigen Besuchs. Diese hielt sie noch einen Augenblick zurück und sagte: „Liebe, schöne Kleine, veredeln Sie Ihr Herz, schmücken Sie Ihren Geist mit nützlichen angenehmen Kenntnissen, so werden Sie sich die dauernde echte Farbenschöne geben, die der edle, fühlende Mann, denn noch gibt es deren, von jenem vergänglichem Schmetterlingsglanz zu unterscheiden, ihn zu würdigen versteht. Fühlen Sie einem solchen Manne, bey der Versicherung seiner Liebe, Ihr Herz einst entgegen klopfen, so dürfen Sie nicht fürchten, ihm Ihre Freyheit, Ihre Liebe zu weihn, ruhig vertrauend können Sie sich an ihn schließen, und sicherer und schöner werden Sie durch's Leben gehen.“

„Aber wie erkenne ich diesen edlen Mann und seine wahre Liebe?“ —

„Zuerst, daß er Ihren äußern Reizen, an denen er allerdings Wohlgefallen finden kann, nie geradezu schmeichelt, dann, daß er Sie und Ihre Handlungen zuvor im Stillen beobachtet, und nach gewonnener Achtung für Sie erst seine Liebe sprechen läßt.“

„Ich begreife Sie wohl,“ versetzte das liebe Mädchen, „aber ich bange, ohne den leitenden Rath einer erfahrenen Freundin dennoch den Irrweg der Täuschung zu gehen — Wollten, könnten Sie mir diese Freundin seyn?“ —

„Von Herzen gern,“ erwiederte Antonie, die sich zu dieser liebenswürdigen Unschuld hingezogen fühlt, „gewiß, wir müssen uns näher kennen lernen.“

„Sie wollten also?“ rief sie lebhaft und freudig, und hüpfte mit unbefangener Heiterkeit zu ihrer Gesellschaft zurück.

„Fürwahr,“ sagte Antonie, deren Augen noch lange auf dem jungen Mädchen ruhten, „fürwahr, ein Admiral als Kriegesheld kann schwerlich sich eines schönern Sieges freuen, als Frizens Admiral als Schmetterling.“

P o e s i e.

Mir tönt eine Stimme aus tiefem Gemüth,
Sie stillt so freundlich mein Sehnen,
Entlocket, wenn treulos die Freude mich flieht,
Mir schmeichelnd die lindernden Thränen.

Es klaget so lieblich ihr zärtlicher Ton,
Wenn Menschen mein Herz nicht verstehen;
Sie biethet mir jenseits den schöneren Lohn,
Wenn Irdisches Lüfte verwehen.

Sie hebt mich zu leuchtenden Welten hinauf,
Und lehrt nach dem Wahren mich streben;
Es schließet ihr Zauber den Himmel mir auf,
Und gibt meinem Leben das Leben.

Friederike Susan, geb. Salzer.

Correspondenz-Nachrichten.

(Schluß.)

Pesth.

Die zweite Abtheilung des Konzerts eröffnete

Nr. 8. Große Polonoise für das Fortepiano mit ganzer Orchesterbegleitung, komponirt und gespielt von Hrn. Winkler. — Entsprach dem anerkannten Talente.

9. Lühov's Jagd. Vokal-Quartett und Chor von den HH. Babnigg, Geyer, Wächter und Gned und sämmtlichem Chorpersonale. — Gefiel und gelang, aber wer sie auf den norddeutschen Theatern gehört hat, wo das ganze Parterre den Chor macht, der müßte diese Anstrengung von schwachem Effekte finden.

10. Variationen für die englische Mandola (ein noch nie hier gehörtes Instrument, sie!), komponirt vom Hrn. Baron Nicolson und gespielt von einem Dilettanten.

11. Männlich und Weiblich. Gedicht von Hrn. Saphir, gesprochen von Hrn. und Mad. Karschin, gefiel — den Muses sey's geklagt! einigen Schreibern im Publikum so, daß sie ein da Capo durchsetzten. Diesen höchst elenden Zweisprach scenisch darzustellen (so ungefähr nach Kogebue's häuslichem Zwiste) war ein unglücklicher Gedanke des Karschinischen Ehepaars. Beyde, zumahl Hr. Karschin, führten die Diktion gut aus, aber mit dem Buche in der Hand; ja! selbst da, als die Sprache in Handlung überging, sah Mad. Karschin — es war knapp vorm Versöhnungskusse — noch einmahl in's Buch, dann küßte sie und hob den Gemahl auf. — Klüger that Mad. Walla, denn nachdem

12. Variationen für das Waldhorn von Fischer, durch Hrn. Czwrzef gefällig und beyfällig vorgetragen worden waren, wäre es an ihr gewesen

13. Das Schnupftuch (lokale Parodie von Schiller's Handschuh) zu sprechen, allein sie ließ sich krank melden.

Den Schluß (man sehnte sich darnach) machte

Nr. 14. Potpourri und Variationen für das Violoncello von Rom

berg, gespielt von August Birnbach, verbunden mit einer mimisch-plastischen Darstellung vom Hrn. Balletmeister Ehrenstein.

Obgleich dieß als ein bis jetzt nur in London bekannter Versuch — „die Wahrheit und Schönheit eines Tonbildes durch Plastik und Körper-Materie zu unterstützen und so die Schwesterkünste zum glänzendsten Effekte zu vereinen“ — angekündigt war, obgleich der Konzertgeber versichert hatte, „daß er durch sein Bestreben, etwas eben so Neues als Überraschendes und Kunstsinziges zu leisten, bewogen worden, diese Komposition, ihren schwung- und phantasiereichen Ideengang mit einem charakteristischen Einklang mimisch-plastischer Darstellung zu verschmelzen, und so das im Tonbilde beruhende Schöne und Harmonische organisch belebt hervorgehen zu lassen“ — so hatte doch diese so wortreiche Anzeige nichts zur Folge, als ein langweiliges Musiciren, während welchem sich eine geschmacklose Dekoration in mehreren Schichten entwickelte.

Dennoch aber und dieweil unser Publikum so gutherzig, als klatschfertig ist, wurde am Ende des Ganzen, wie am Schlusse aller Leistungen (nur bey Hrn. Melchior's Produktion schienen die Sibila vulgi vorzuklingen) gewaltig applaudirt.

Notizen über das spanische Theater in Madrid.

(Aus der spanischen Zeitung El Universal, von N. Fürst.)

Es geht mit den Komödien, sagt Moratin, wie mit den Besugos^{*)}, die, sobald die Kälte sich einfindet, an Werth gewinnen. Diejenige, die in der wärmsten Jahreszeit und besonders in den Hundstagen das Theater besuchen, geben dadurch einen Beweis ihrer außerordentlichen Liebe für diese Art Unterhaltung, oder vielmehr einen auffallendes Beispiel, was nicht alles die Gewohnheit vermag. Es gibt allerdings Leute in der Hauptstadt, die nach den mühseligen Geschäften des Tages es als ein Bedürfnis ansehen, Zerstreuung zu suchen, um sich wieder zur Arbeit zu stärken, aber in diesem Falle dürfte es besonders nothwendig seyn, daß der Genuß die Unbequemlichkeit bey weitem überwiege. Im Monate July 1818 gelang es dem Schauspieler Marquisnez, ungeachtet der sehr drückenden Sommerhitze, wenn er den Othello, den Oedipus, den Orestes oder den Oskar spielte, die Leute in's Theater zu locken, und wer hätte auch der Versuchung, diesen Künstler zu sehen, wohl widerstehen können? — wer so gefühllos seyn, diesen Künstler nicht zu bewundern? Aber gibt es heute ein ähnliches Anziehungsmittel? Die Dame Correa und Hr. Mari könnten wohl bewirken, diese Frage affirmativ zu beantworten. Nichts desto weniger ist es aber doch wahr, daß, da diese Personen sich selten zeigen, das Publikum auch nicht verlangt, daß sie häufiger auftreten. Seit der zweyten Wiederholung des Trauerspiels: das Klosteropfer (La Victima de Claustro), haben wir die Männerschule (La Escuela de los Maridos), die heuchlerische Mutter (La madre hipocrita), zwey Wiederholungen der Oper Alzire und ein Schauspiel betitelt: einem zornigen Schwiegervater eine verständige Schwiegertochter (A Suegro irritado Nuera prudente) darstellen sehen. Die Männerschule ist ein Stück von Moliere, übersetzt von Moratin, das, ungeachtet einer so triftigen Anempfehlung, sey es nun, weil es unserm Geist und unsern Sitten fremd ist, oder weil es in der That wirkliche Mängel hat, auf unserer Bühne kein großes Glück machen wollte. Das Sujet scheint aus einer Novelle von Boccaccio entlehnt, wo die Frau eines Florentiner Kaufmannes, deren Gemahl bis zum Übermaß eifersüchtig ist, sich die Einfältigkeit eines Mönches zu Nutze macht, um ihre Liebe zu einem jungen Manne befördern zu helfen, für dessen Weichvater eben dieser Mönch gehalten wird. Die Moral dieses Stückes ist für Ehemänner, Väter und Vormünder von gleich großem Nutzen, und der Charakter des Sganarell höchst komisch und originell. Aber die Einheit des Orts wird in diesem Stück mit solcher Unwahrscheinlichkeit beobachtet, daß dieses gewiß auch eine der Ursachen ist, weshalb

^{*)} Besugo ist der spanische Name eines föklichen Seeisfisches, der häufig an den Küsten von Biskayen und Galizien gefangen wird.

wegen es keinen größern Beyfall erhalten hat. Schon der Umstand, daß die ganze Handlung auf einem öffentlichen Marktplatz vorgeht und der Geliebte der Rosita sogar einen Stuhl mitten auf der Straße herbeihohlet läßt, damit der Vormünder sich setzen kann, wollte auf keine Weise den Zuschauern gefallen. Durch die übergroße Ängstlichkeit, womit man die Eintheilung des Orts und der Zeit zu beobachten strebt, entstehen weit größere Unschicklichkeiten, als die, welche man zu vermeiden sucht.

Was die Oper *Azire* betrifft, so wurde sie, wie dieß bey einer guten Musik gewöhnlich der Fall ist, ziemlich brav executirt. Diese Oper als auch die Sänger, die darin auftreten, verdienen gewiß von bessern Choristen unterstützt zu werden. Die Einschaltungen, die man sich bey dieser Oper erlaubt hat, indem man Musikstücke von *Rossini* statt Musikstücke von *Portugallo* untergeschoben, wurden jedoch von dem größten Theil der Zuschauer sehr günstig, ja sogar mit großem Beyfall aufgenommen. Das Duett aus der *Armida*, welches die Dame *Correa* und *Jr. Mari* im ersten Aufzuge sangen, gewann allmählig an Interesse, bis zuletzt der Beyfall des Publikums in einen allgemeinen Enthusiasmus ausbrach. Die Arie des *Mari* im zweyten Aufzuge und die folgenden Gesangstücke, welche die *Correa* vortrug, ließen nichts zu wünschen übrig. Welche Meisterkunst! welcher natürliche und passende Ausdruck der Gefühle, die sie so treffend darzustellen wußte! — Die *Sefiora Lledo* sang die *Kavatine* im ersten Aufzuge mit vieler Anmuth und Geschmack, und alles, was wir zum Lobe ihrer Anstrengungen und ihres Fleißes sagen können, ist, daß sie in den Ensemble-Stücken, an der Seite der vorgenannten beyden Sängerinnen, keineswegs im Schatten stand. Dießmahl gelang es auch der *Sefiora Navarro*, einen Applaus zu erhalten, der sie gewiß für die Zukunft ermuntern wird, ihre Parthien mit mehr Sicherheit und Unbefangenheit auszuführen. Aber was die Einschaltungen in dieser Oper betrifft, so müssen wir aufrichtig gestehen, daß man bey dergleichen Fällen nicht behutsam genug zu Werke gehen kann. Wenn das Publikum die Musik von *Rossini* allen Kompositionen anderer Tonsetzer vorzieht, so suche man bey passender Gelegenheit die Opern dieses Tonsetzers ausschließlich auf die Bühne zu bringen. Wenn aber der hauptsächlichste Werth einer Musik darin besteht, daß sie, so zu sagen, sich mit dem Text identificiren muß, wie kann man an der Einschaltung von Musikstücken Geschmack finden, die auf ganz andere Situationen und ganz andere Charaktere berechnet sind? Die Analogie ist in solchen Fällen keineswegs hinreichend, um die Kenner zu befriedigen.

Aber was sollen wir von dem Schauspiel: „einem zornigen Schwiegervater eine verständige Schwiegertochter“ sagen? Sollen wir sagen, daß nicht gepffiffen wurde, weil dieß bey leeren Bänken nicht wohl möglich ist? daß es eine Posse ist, die sich nur für herumziehende Theaterbanden eignet und daß das Publikum weit mehr als der Schwiegervater Ursache zum Zorn gehabt hat? — Genug, dieses Nachwerk wimmelt von Gallicismen, die Schreibart ist gemein, die Härten, Nachlässigkeiten und Zweydeutigkeiten gehen in's Unendliche, und der Unwahrscheinlichkeiten gibt es beynahe eben so viele als Worte. Wir wollen es rund heraus sagen: dergleichen Possenspiele sind schlechterdings nicht für unsere Bühne geeignet. Von der Wahl der Stücke hängt vorzüglich der mehr oder wenige Besuch des Publikums in den Schauspielhäusern, und folglich der Flor oder der gänzliche Ruin derselben ab. Der Geschmack für Musik nimmt allmählig zu, als das regitirende Schauspiel in Verfall geräth, und wenn man nicht bey Zeiten bedacht ist, diesem Übelstand abzuhelfen, werden wir in Kurzem kein Schauspiel mehr haben, und an den Abenden, wo keine Oper gegeben wird, uns keine andere Zuflucht übrig bleiben, als hinzugehen, und die Sprünge der Seiltänzer und andere dergleichen Künste zu beschauen.

Schauspiel.

Kärnthnerthor-Theater. Den 1. und 3. d. M. wurde *Rossini's Barbier von Sevilla* gegeben. *Mad. Krüger-Afschenbrenner* sang den Part der Rosine. Die Gastspielerinn trat am ersten Abend mit merklicher Befangenheit auf, sie war überdieß nicht wohl bey Stimme, das zeigte sich gleich Anfangs während der *Kava-*

tine, die sie mit einiger Unsicherheit und Mangel an Kraft vortrug. Sie schien dieses selbst zu bemerken, und die Besorgniß des Mißlingens, die ihrer natürlichen Bescheidenheit zur Ehre gereicht, trug gewiß am meisten bey, den günstigen Erfolg zu hindern. Das Duett mit Figaro gelang bey weitem besser, die Passagen wurden leicht und deutlich vorgetragen, durch richtige Schattirungen und den Ausdruck des Gefühls belebt. Sowohl der Sängerin als dem Sänger, der sie durch Spiel und Vortrag kräftig unterstützte, wurde verdienter Beyfall gezollt. Die im zweyten Aufzuge eingelegten Variationen haben einen eigenen Charakter, der mit dem Styl des Confectors der Oper auffallend kontrastirt, außerdem zeichnen sie sich durch Schwierigkeiten aus, die der Sängerin aber Gelegenheit verschafften, ihre Geläufigkeit zu zeigen. Bey aller nöthigen Kraftäußerung wußte sie auch hier eine vortheilhafte Mäßigung zu behaupten. Wenn einige Stellen nicht völlig gelangen, so wurden andere dagegen besonders glücklich ausgeführt. Dieses läßt sich ebenfalls von dem Vortrag des Terzetts zwischen Rosine, Almaviva und Figaro sagen, das übrigens im Ganzen als eine beyfallswürdige Leistung gerühmt werden darf und durch die treffliche Mitwirkung der beyden Sänger doppelt gewann. Das vom Hrn. R i o t t e komponirte, angenehme Duett wurde von Rosine und dem Grafen ungemein lieblich vorgetragen, nur blieb der Sopran etwas hinter dem Tenor zurück, der mit besonderem Nachdruck sang. Zwey Mahl mußte dieses beliebte Gesangstück repetirt werden.

Am 3. wurde die Oper wiederholt. Die Zusammenwirkung war außerordentlich gelungen, und der hohen Feyer des Tages angemessen. Man kann die Ausführung im Allgemeinen für die gelungenste dieser Oper halten. Die Gastfängerin hatte ihre Schüchternheit bemeistert und erhielt gleich Anfangs größere Theilnahme. Es ist hier noch zu bemerken, daß sie den Part während ihres Aufenthalts in Wien erst einstudirt hat. Im Ganzen sang sie rein und in mehreren Stellen war der Vortrag ausgezeichnet schön zu nennen. Im zweyten Akt bewährte sie abermahls die Biegsamkeit ihrer Stimme in den oben angeführten Variationen, deren Styl veraltet ist, und in gewisser Hinsicht der Arie des berühmten Caffariello, die Doktor Bartholo als Gegenstück singt, ziemlich nahe kommt. Die Gastspielerin hat früher nie tiefe Sopran-Parthien gesungen, für die sich ihre Stimme doch besonders eignet; sie ist daher mit den Erfordernissen noch nicht vertraut genug. Unter andern würde es ihr zum Vortheil gereichen, wenn sie die tieferen Töne, die stark und voll bey ihr anschlagen, weniger forciren wollte.

Hr. K o s n e r und Hr. F o r t i kämpften wieder um den Preis mit gleichem Glück. Der Vortrag des ersteren verdient, seiner seltenen Sicherheit und Solidität wegen, vorzüglich ausgezeichnet zu werden. Die Zufriedenheit des Publikums mit dieser Leistung überhaupt äußerte sich laut und kräftig.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

- Amaryllis undulata. Wellenblättrige Amaryllis. Vom Kap.
- Achania Malvaviscus. Baumartige Linnenmatve. Aus Jamaica.
- Cestrum fastigiatum. Gleichhöchster Hammerstrauch.
- Justicia christata. Gefämmte Justicia. Von Caracas.
- Scabiosa caucasica. Vom Kaukasus.
- Solanum aggregatum. Gehäufte Nachtschatten. Vom Kap.
- Stapelia sororia. Verschwesterte Stapelie. Vom Kap.
- - - deflexa. Herabgebogene Stapelie. Vom Kap.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Donnerstag, den 11. Oktober 1821.

122

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertel. um 15 fl., halb. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertel. um 7 fl., halb. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb. und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Zedler und v. Monstein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Urbildungen des Kunstsinnes.

Von Julius Franz Schneller, Professor zu Grätz.

I n d i e r.

Die Indier trugen in die drey Künste, deren urweltliche Überreste auf uns gekommen, nämlich in Bildnerey, Baukunst und Dichtung, den allgemeinen Zeitcharakter des Urkräftigen und Riesenhaften mit einigen leisen Andeutungen des Milden und Gemüthlichen. Die Entwicklung des Menschenkörpers durch Tanz und Kampfspiel besaßen sie gewiß, Bildnerey setzte die Zeichnung voraus, und die Dichtkunst führte überall zum Gesang.

Das Morgenland bildete in der Urwelt Götter, Menschen und Thiere in ungeheurer Größe. Man trifft in China einen Berg ausgehauen zur Statue, an welcher man in der Entfernung einiger Meilen die Nase und die Augen zu unterscheiden vermag. Anderswo stehen zwey Berge, welchen man die Gestalt eines Drachen und eines Löwen durch Bildhauen gab.

Indiens urweltliche Bildwerke haben wir in unsern Tagen durch die Gesellschaften von Bombay und Kalkutta näher kennen gelernt. Abbildungen lieferte Niebuhr von den Tempelgrotten auf Elephante, Lord Valentia von den Tempelgrotten auf Salsette, Malet von der Tempelgrotte zu Ellore.

Bildhauerarbeit findet man an allen Denkmahlen der urweltlichen Baukunst, welche dreyfach sich zeigte, erstens in Tempelgrotten, das ist unter der Erde ausgehauenen Felsen, oder erweiterten Höhlen; zweytens in Fellentempeln, das ist, über der Erde ausgehauenen Bergmassen oder erweiterten Höhlen; drittens endlich in eigentlichen Gebäuden.

Wo sich natürliche Grotten und Höhlen fanden, waren sie wahrscheinlich die ersten Wohnungen der Menschen, welche die Erweiterung nach dem Bedürfnisse der Familien, und die Verschönerung zur Ehre der Götter unternahmen. Die Stärke und Höhe der Naturanlagen stimmte die Gemüther zu ähnlichen Empfindungen, aber Feines und Mildes konnte an den ursprünglichen Wänden erst durch den Kunstfleiß späterer Jahrhunderte angebracht werden.

Die Natur bildete ihre Pfeiler, und die Kunst durfte sie nicht stützen, höchstens formen und meißeln. Der Meißel arbeitete vorzüglich an den Wänden, wo die Figuren als erhobene Arbeit hervorsprangen, aber gleichsam mit dem Rücken angeheftet waren, und den Gedanken freystehender Bilder anregen mußten.

In der Nähe des jehigen *Bombay* treffen wir auf den Inseln *Elephante* und *Salfette* ungeheurere Tempelgrotten mit urweltlichen Bildwerken. Ein kolossales Brustbild von dreizehn Fuß Höhe erscheint mit drey Köpfen und vier Armen. Die drey Köpfe bedeuten *Brama*, *Wischnu* und *Shiwa*, welcher oft *Mahadeu*, das ist, der große Geist, genannt wurde. Ihnen zur Seite befanden sich *Tschubdars* oder Diener, doch Götter, kenntlich an übermenschlicher Größe, an der Schnur der *Braminen*, und durch das Stützen auf *Zwerge*.

Auf *Elephante* erscheint *Shiwa* als Zwitter, halb Mann, halb Weib, mit einer Brust, weshalb er auch *Arthanari* oder *Mannweib* genannt wurde. Mit einer seiner vier Hände hält er die Schlange, mit der zweyten die Pauke, mit der dritten die Geißel, mit der vierten stützt er sich auf das Reitthier, den Stier *Nundi*. In seiner Nähe ist der *Dreyack* als Sinnbild der Herrschaft über obere, mittlere, untere Welt. In seinem Gefolge erscheinen die vier Schwäne, welche ihn im Himmel tragen; ferne steht der Gott der Wissenschaft, *Ganescha*, mit dem Griffel und *Elephantenkopf*; noch zeigt sich eine Reihe schwebender Figuren von *Dewas* und *Dewanis* als *Dienerchor* beyder Geschlechter.

Ein drittes Bildnerwerk auf *Elephante* stellt *Shiwa* vor, wie ihm seine schwer errungene Gemahlinn *Parbutti* von *Kamaden* (dem Gotte der Liebe) in seinem Paradiese zu *Keplas Parbut* zugeführt wird in Gegenwart des vierköpfigen *Brama*. Als Nebengestalten zeigen sich Reihen von *Dewas* und *Dewanis*, ein mit zugedeckter Schüssel das Festmahl bezeichnender Diener, und das große Schreckensbild mit Schwert, Schlange, Pauke, einem zappelnden Kinde und einer Kette von Schedeln, womit man die Idee der Rache und Vernichtung bezeichnete.

* * *

In den Felsen der *Ghaut-Gebirge* findet man viele Tempelgrotten mit riesenhaften Bildwerken. Die größten aller bekannten Tempelgrotten sind zu *Ellore*, in der Nähe des Götterhügels oder *Deo-Gur*, im Mittelpunkte *Judiens*, nämlich gleichweit von dem Nordgebirge und der Südspitze entfernt. Zu *Ellore* bildet eine Reihe unterirdischer Grotten die Galerie ungeheurer Tempel, wo man Vorhöfe, Treppen, Brücken, Kapellen, Säulen, Säulengänge, Obeliskten, Kolosse, Stockwerke von Kammern über einander, und an allen Wänden Reliefs trifft. Die einzelnen Tempel erhielten die besonderen Nahmen nach den Göttern, denen sie geweiht waren, und deren Geschichte sie abbildeten.

Die Grotte des *Jndra* und seiner Gattinn *Jndrani* stellt ihn auf einem liegenden *Elephanten*, sie auf einer liegenden Löwin, umgeben von Riesenschildern der Dienerschaft, dar. Die Grotte des *Wischnu* hatte in der Nähe noch Tempel für seine Gattinn und seine Begleiter, und insbesondere für

seinen Baumeister Biskurma, welcher ihm seinen himmlischen Wohnsitz Vaidikonda erbaut.

Aber unter den Wunderbauten von Ellore ragt noch empor jene Reihe von Tempelgrotten, welche Kelyas heißt. Sie gibt im Hintergrunde ein indisches Pantheon, wovon man bis jetzt drey und vierzig kolossale Götterbilder unter Rahmen zu bringen wußte. Sie gibt auf der rechten Seite die Schlacht zwischen Rama und Ravuna, nämlich den Hauptgegenstand des Ramayon. Sie stellt auf der linken Seite gerade gegenüber die Hauptschlacht der Söhne Pandos dar, den Gegenstand des Mahabarat. Die Kämpfer sind meistens Fußgänger, keine Reiter; einige sitzen auf Elephanten, andere auf Wagen; die meisten sind bewaffnet mit Bogen, auch mit Keulen und Schwertern.

Die Bildnerwerke und Tempelgrotten von Ellore sind nach Angabe der Braminen vor 7894 Jahren, also 5000 Jahre vor Christus, gemacht worden, doch scheinen sie jünger als jene von Elephante und Salsette.

Alle diese Tempelgrotten sind nicht als Bauwerke, sondern als Werke des Meißels zu betrachten, welcher ganze Bergreihen aushöhlte. Die Steinart ist häufig von dem allerhärtesten Thon-Porphyr, welchen nur der berühmte indische Stahl, Wudz genannt, zu bezwingen vermochte. Hohe Einfachheit im Plane des Ganzen und sorgfältige Ausführung bey dem Schmucke des Hauptes und der Sinnbilder der übrigens nackten Göttergestalten findet man bey allen diesen Werken. Bey allen trifft man im Innersten nackte Bilder, welche man nicht als Zeichen der Sittenlosigkeit, sondern als Symbole der Genesiß betrachten darf.

Alle Tempelgrotten scheinen wetteifernd von Braminen gemeißelt zu seyn, als sie den Sieg über die Tschetris davon getragen. Alle dienten als Heiligthümer der Götter, als Wohnplätze der Priester, als Herbergen für die Hunderttausende der Pilger, und als Kammern für die Tausende der Büßer. Bey allen erblickt man Reihen von Stützen, welche in drey oder sechs Linien neben einander hinlaufen, und mehr Pfeiler als Säulen sind, obwohl man Schaft und Knauf wesentlich unterschied. Die Wände wurden oft mit dem Mörtel Tschuna beworfen, und bisweilen bemahlt, wenigstens mit Farben überstrichen, um die Bildwerke zu erheben. Hier und da findet man Inschriften in einer Art Sanskrit, welchen die Braminen veraltet nennen, indeß auch ihr neuer als Volkssprache schon ausgestorben ist.

Lord Valentia ruft aus mit weltgeschichtlicher Wehmuth: „Nicht bloß die Menge dieser Grotten ist es, die uns zeigt, was einst die Bevölkerung dieser dürren Felsen gewesen seyn muß, sondern auch die Leiche, die Terrassen, die Reihen der Treppen, welche von einer zur andern führen. Jetzt hört man hier keinen menschlichen Fußtritt, als etwa den des neugierigen Reisenden; die einst bebauten Gesilde der Bewohner sind ein undurchdringliches Dickicht geworden, der Schlupfwinkel der Tiger, und der Sitz von Seuchen und Verwüstung.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Besizthum.

I d y l l e.

I n o.

Was es war, was ich in Kindheitstagen
 Gern mir träumte? — So ein niedlich Gütchen,
 So ein Schloß nur wollt' ich sagen! Prätig
 Weiter nicht, — doch — was nun schön man nennet!
 Liegend in der anmuthvollsten Gegend,
 An des Stroms romantischem Gestade,
 Von den Blüthenthälern rings umzogen,
 Daß der Blick vom hohen Fenster nieder
 Sich verlör in labyrinth'scher Fülle.
 In dem Garten grüne Dämmerlauben,
 Wo am murmelnden Geräusch der Quelle
 Süß der Schlummer winkt' auf weichem Rasen.
 Dann, mich jeder Sorge zu enthalten,
 Noch ein art'ger kleiner Schatz von Golde!
 Nebenbey, — — doch wie, mein Freund? so düster
 Irrt dein sprechend tiefes Aug am Boden?
 O was ist's, mein Liebling, mein Verlobter?
 Zürnst du, hat dein Mädchen dich beleidigt?

A t y s.

Ja, das war's, was längst mein Herz bekommen!
 Leis' es ahnend floh ich den Gedanken;
 Doch er muß durchdacht, durchlitten seyn!
 Wohl, dein Werth darf höhern Wunsch dich weis'n;
 Nimmer wird das kleine Glück dir gnügen,
 Das sich eint mit dieser treuen Hand.
 Die gerechten, leisen Seufzer fliegen
 Ewig in ein fernes Wunderland.

I n o.

Wie, Verräther! lieblicher Rebell!
 Stellst du so dich gegen Lieb' und Glauben?
 Kehrst du so in Ernst des Scherzes Träume?
 O du weis't: für mich die einzig schöne
 Aussicht, schöner als in Blüthenthäler,
 Als in gold'ne Paradiesgefilde,
 Schöner, ist — in dieses Auges Himmel!
 Süße Ruh, sie winkt an deinem Herzen,
 Und der Landschaft weite Grundgebiete,
 Die mein Traum zu schildern fühl' gewußt,
 Dieses Lenzgefilde, das reiche, holde,
 Und mein Schatz von mehr als ird'schem Golde,
 D er wohnt in dieser reichen Brust!

Louise Brachman.

Schauspiel.

R. f. Burgtheater. Den 3. d. wurde hier am Vorabend des allerhöchsten Namensfestes Sr. Majestät des Kaisers zum ersten Mal aufgeführt: Die Schlacht bey Feurbellin. Schauspiel in fünf Aufzügen, von Heinrich von Kleist.

Der hier genannte Dichter hat sich in seinen hinterlassenen Werken als ein seltenes dramatisches Talent bekundet. Jedes zeichnet sich durch einen eigenthümlichen Charakter aus, in allen aber athmet ein dichterischer Geist, tiefes Gemüth und jugendliche Lebensfülle, die zwar mit einer regen Phantasie verbunden zuweilen die Grenzen der Natur und Wahrheit überspringt, doch nur in einzelnen Momenten, wo er von dem Zauber des Geheimnißvollen oder von dem Triebe, das Ungewöhnliche und Wunderbare in die Handlung zu verweben, hingerissen wurde, während ihr innres Leben, in freyen, großen Umrissen leicht und ruhig fortschreitend, sich überall bedeutungsvoll entfaltet. Wenn irgend ein dramatisches Werk eines solchen Dichters angekündigt wird, von dessen hervorragendem Talent schon so manches andre kräftig zeugte, dessen Name wenigstens an Eins erinnert, das nur dem kleinsten Theil der Zuschauer unbekannt seyn mag, so sollte man vermuthen, daß der größte Theil der Versammlung auch das Neueste, wenn gleich Anfangs fremdartige und etwas seltsam scheinende, vertrauensvoll begrüßen und die Lösung des ihnen unbegreiflich vorkommenden Räthfels mit Geduld erwarten würde; leider war das hier am Abend der ersten Vorstellung dieses Schauspiels nicht der Fall. Die Mehrzahl der Zuschauer erschrock vor einer ganz natürlichen Menschengestalt, eben weil sie ganz natürlich, aus der Tiefe des menschlichen Gemüths hervorgebildet, in die theatralische Beleuchtung trat. Es wird daher vor allem nöthig seyn, diese wundersame Schreckgestalt — wir reden von der Hauptperson, dem eben so feigen als tapfern Helden, Friedrich Arthur — in ein andres Licht zu ziehen und etwas näher zu beleuchten, da es kaum möglich ist, über das Ganze der Handlung ein kräftigeres und tiefer in das Wesen dieser dramatischen Dichtung eindringendes Urtheil auszusprechen, als es ihr Verehrer, der selbst verehrte Dichter Ludwig Tieck, mit wenigen Worten bereits gethan hat. Er erklärt dieses letzte Werk des Dichters für sein reifstes, und wer die übrigen kennt, das aus der tiefsten Tiefe der geheimnißvollen Wunderwelt der Liebe geschöpfte Mädchen von Heilbronn mit eingeschlossen, der wird sich etwas darauf zu Gute thun, ihm beizustimmen. Worüber entsetzten sich aber die geliebten Zuschauer, die wir meinen, an diesem Helden gar so sehr? — Laßt sehen! — Als Nachtwandler mit einem Lorberkranz in den Händen erscheint er uns zuerst. Diese Anlage ist höchst poetisch und verräth, wie alles Folgende, eine große Kühnheit der Erfindung; überhaupt schreitet der erste Akt so reichhaltig an lebendiger Entwicklung fort, und die Zerstreung des Prinzen während des Niederschreibens der theils überhörten, theils mißverstandnen Ordre, läßt ein drückendes Gewicht von Besorgnissen in der Seele des Zuschauers zurück; der Schluß erregt zugleich ein so mächtiges Interesse, wie es selten im ersten Akt eines Stücks von fünf Abtheilungen zu geschehen pflegt. Begeistert von den Verheißungen des prophetischen Traums, trunken von der Seligkeit der Liebe und von dem gewissen Siege, eilt er auf das Schlachtfeld.

Seiner Zustand des Nachtwandelns, worin wir ihn zuerst erblicken, deutet auf eine große Reizbarkeit, auf eine krankhafte Stimmung des Gemüths, die wenigstens leicht erregt werden kann; im churfürstlichen Saal sehen wir ein Proßchen seines leidenschaftlichen Herzens und seines Leichtsinns; im Augenblick der einbrechenden Schlacht zeigt sich sein aufbrausendes Temperament und seine Unbesonnenheit — ein Charakter, der, aus so heterogenen Bestandtheilen gemischt, solchen Anwandlungen unterworfen ist, kann auch wohl vom Gipfel des Heldenthums in den Abgrund der niedrigsten Verzagtheit herabstürzen! Aber mit welcher kunstgewandten Hand wird dieser Fall vom Dichter vorbereitet! — Der Sieg ist erfochten und sein Vertrauen auf das Glück bekräftigt. Den Kummer um den vielgeliebten Fürsten mildert die Hoffnung des Besizes der Geliebten. Die glückliche Rettung des todt gewählten Herrschers wird gemeldet und bald darauf erscheint er selbst. Mit freudigem Selbstgefühl tritt der Sieger ihm entgegen,

und unwissend noch, daß er gefehlt, wird ihm als Übertreter des Gesetzes der Degen abgefordert und nach dem Kriegsrecht über ihn verfahren. Das verwirrt, betäubt ihn erst. Doch bald erwacht sein Stolz, und das Gefühl des Unrechts muß dem Troste weichen; doch ist sein Vertrauen auf das Glück noch nicht von ihm gewichen, und die Zuversicht auf die Großmuth und Liebe seines mächtigen Beschützers verbündet sich mit jenem. Hier zeigt sich abermahls der Leichtsin in bekannten Zügen. Da erfährt er die Bewerbung um die Hand der Prinzessin, begreiflich wird es ihm gemacht, daß sein Verständniß mit ihr ein Bewegungsgrund mehr seyn muß, ihn zu verdammen; hier öffnet sich der Abgrund vor seinen Augen. Auf sein Ehrenwort eilt er aus der Haft zu seiner fürstlichen Freundin; unterwegs erblickt er sein offnes Grab und ein Geißt des Entsetzens überfällt ihn, von der Höhe seines Glücks ist er schon herabgestürzt, er sinkt nun unter sich selbst herab und bittet um sein Leben, denn er hat in sein offenes Grab geschaut und seine Vernichtung gesehen! — Hier liegt der Stein des Anstosses, und gerade hier stellt sich ein rein menschlicher Charakter dar. Aber man will lauter Bühnenhelden sehen. Selbst die bewunderten Heroen des Alterthums zeigten sich zuweilen in der verhüllten Schwäche ihrer menschlichen Natur; die modernen sollen immer mit dem Panzer um die Brust einher stolzieren; die Theaterhelden immer den Kopf gegen die Kollisionen rennen und mit klirrenden Spornen die Gardinen zerreißen. Wenn es denn so ungewöhnlich ist, einen Helden, der auf blutigem Schlachtfeld den Tod verachtet und den Sieg ersehnt hat, vor dem Tode zittern zu sehen, der sich seinem Triumph entgegenstellt, warum soll dem Dichter, der sich über das Gewöhnliche erhebt, nicht das Recht zugestanden werden, eben jenes Ungewöhnliche darzustellen, sobald es ihn nur einen kühnen Griff in die Tiefe des menschlichen Herzens kostet, um es an das Licht zu ziehen? — Wie aber, wenn der Dichter absichtlich durch diese Darstellung jene Empfindung erzeugen wollte? Wenn er durch diesen tiefen Fall des Prinzen die Gebrechlichkeit menschlicher Größe zu schildern suchte? und wenn in dieser überraschenden Umwandlung eines großartigen Charakters, in dem grauenvollen Sturz von einer glänzenden Höhe, das beweinenwürdige Loos der Menschheit sich enthüllte, deren hochfliegendes Streben der physischen Ohnmacht unterliegt? — Und so ist es wirklich. Nataliens Worte in der Scene mit dem Churfürsten deuten kurz aber tief ergreifend darauf hin:

„Zu solchem Elend, glaub' ich, sank' keiner,
Den die Geschichte als ihren Helden preist.

— Ach! was ist Menschengröße, Menschenruhm!“

In diesem Augenblick zeigt sich das Weib größer als der Held, und der Dichter hat zugleich allen Zweifeln und Einwürfen kleinmüthiger Zuschauer vorgebaut, die sich vielleicht gegen diese kühne Charakteristik mit dem merkwürdigen Spruch jener Tragödie waffneten:

„Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Übel größtes aber ist die Schuld.“

Dieser große Ausspruch findet auf den Prinzen in seiner jetzigen Lage keine Anwendung, denn er hat seine Schuld noch nicht erkannt, sein Vergehen ist ihm nicht klar geworden. Bald soll es aber werden, und wie herrlich lösen sich die Zweifel nun an seinem Heldenmuth und seiner Menschenwürde! Wie fein und einfach kunstvoll ist diese Wendung des Charakters herbeigeführt! Indem die vorhin erwähnte Scene die Handlung auf einen höchst tragischen Punkt erhebt, entspringt zugleich aus ihr die Quelle tiefer Betrachtungen. Richten wir nun aber unsern Blick auf den Fürsten, so steht er herrlicher als alle übrigen Gestalten dieses Drama's vor uns da. Ein großer, würdevoller Charakter, ganz vollendet, ohne poetischen Bombast und theatralisch ritterlichen Prunk, rein menschlich und doch voll erhabner Majestät; in stiller, ruhiger Größe, Held und Herrscher, streng gerecht und väterlich mild, ein Charakter, wie wir ihn eben nicht so weit zu suchen brauchen, wie ihn aber auf der Bühne, mit solchem Glück, so leicht kein Dichter darzustellen wußte. Auf die Nachricht von des Prinzen unheldenmüthigem Benehmen ruft er aus:

„Nun denn, bey'm Gott des Himmels und der Erde,
So fasse Muth, mein Kind, so ist er frey!“ —

Über sein Scharfblick dringt tiefer in des Gebeugten Seele, und er irrt sich nicht. Als dieser den Begnadigungsbrief entfaltet, nachdem er den Inhalt überdacht, und dessen Sinn gefaßt hat, leuchtet ihm sein Unrecht ein, die Verblendung schwindet, er erwacht zum ruhigen Bewußtseyn, aber die Schuld fällt auf seine Brust, dem Würdigsten sieht er sich, den Unwürdigen, gegenüber:

— „kann er mir
Vergeben nur, wenn ich mit ihm drum streite,
So mag ich nichts von seiner Gnade wissen“ —

ruft er aus, sich selbst ist er zurück gegeben, um diesen Preis gilt ihm das Leben nichts, und nun erscheint er erst des Lebens wieder würdig.

Indem wir diesen mit feltner Kühnheit und doch mit großer Wahrheit gezeichneten Charakter nach seinen Hauptzügen betrachtet haben, wäre auch im Allgemeinen zur Würdigung des Stücks das Nothwendigste gesagt; denn dieses Drama ist ein wahrhaft charakteristisches, die Handlung entwickelt sich regelmäßig aus den Charakteren, und ganz vorzüglich aus diesem. Über den Schluß entscheidet der Charakter des Churfürsten, der im letzten Akt in seiner ganzen Größe auftritt. Wenn dieser letzte Theil leerer, als die übrigen, an äußerer Handlung scheint, so ist er nicht minder reich an innerer Bewegung, gehaltvoll und bedeutsam. Von dem Ganzen gilt aber in strengstem Sinn, was oben schon bemerkt wurde: das dramatische Leben schreitet in Hauptmomenten rasch und einfach fort; jede Scene führt weiter, es gibt keine überflüssigen, keine leeren Zwischenreden, keine ruhmrednerischen Phrasen und keine süßlichen Sentenzen, verwöhnte Ohren zu bestechen; die Soldaten reden wie Männer sollen, und das liebende deutsche Mädchen scheut sich nicht, ihre Neigung offen auszusprechen. Im fünften Aufzug handelt sich's um die richtige, ganz hierher gehörige Frage: was Subordination eigentlich sey? und diese Frage wird dramatisch, auf eine so lebendige, interessante Art gelöst, jeder Charakter greift so wirksam nach seiner eignen Weise ein, daß man die Gewandtheit des Dichters bewundern muß. Sehr sinnreich ist der Ausgang herbegesührt, indem der Freund Arthurs den Churfürsten an die Scene im Garten erinnert, und dieser, dadurch zum Nachdenken gebracht, ihn aus freyem Antriebe zu begnadigen geneigt wird. Die Schlussscene reiht sich dem Anfang an: die Handlung begann mit dem Traum des Prinzen, ein Traum schließt sie wieder; die Verheißung wird erfüllt, und jetzt erwacht er erst zur schönen Wirklichkeit. So gewinnt das historisch durchgeführte Drama einen poetisch reizenden Schmuck, worin es leicht und ruhig sich bewegt, und völlige Befriedigung gewährt.

Nach der größeren Aufmerksamkeit und Theilnahme bey der zweiten Vorstellung zu urtheilen, ist zu erwarten, daß Diejenigen, die Tags vorher die Bedeutung mißverstanden, sich über dieses Schauspiel nach und nach verständigen, oder die Mißbilligung wenigstens der Schwierigkeit zuschreiben werden, mit der man sich zu jeder Zeit von alten Gewohnheiten los zu reissen pflegt.

Die Musik zu den Zwischen-Akten, von der Komposition des Hrn. Kapellmeisters Umlauf, war ergreifend und vereinigte den vorhergehenden Theil der Handlung immer mit dem nächstfolgenden zu einem lebendigen Gemälde. Das geschmackvolle Kostüm, nach der Angabe des Hrn. von Stubenrauch, und die reizenden Dekorationen von den Hoftheatermählern Janik, de Pian und Gail verliehen dem Werke des talentvollen Dichters einen festlichen Glanz, der als Vorbothe die erhabne Feyer des nächsten Tages zu verkündigen, sich ganz geeignet fand. In diesem Sinn und mit der größten Sorgfalt für den glücklichen Erfolg, waren die Rollen besetzt. Sehr interessant mußte es seyn, in den ersten beyden Vorstellungen den Charakter des Churfürsten von den alternirenden Künstlern Koberwein und Anschütz dargestellt zu sehen. Ersterer entwickelte mehr diese Züge väterlicher Milde, menschenfreundlichen Wohlwollens und der fürstlichen Huld; zuweilen schlug der Ton des Humors zu kräftig durch, wo der strenge Ernst mehr gewirkt haben würde. Der natürliche Ausdruck

blieb sich jedoch im Ganzen gleich und der Anstand imponirte ohne Zwang. Der Persönlichkeit des zweyten Darstellers entsprechender war der feste Sinn des heldenmüthigen Regenten und die durchgreifende Strenge des Gesetzgebers. Glückliches Studium zeigte sich besonders in der Scene mit *Natalie*, wo der Doppelsinn der Begnadigungsworte auf eine edle Weise sich verrieth. Die Darstellung des fünften Akts war ein gediegenes Werk.

Der *Prinz* ist gleich bey seiner ersten Erscheinung, als *Nachtwandler*, eine schwierige Aufgabe, die *Hr. Korn* mit vorzüglicher Gewandtheit löste; doch nicht jeder Theil der Entwicklung gelang mit gleichem Glück. Wir erwähnen des wichtigsten vor andern, weil von der richtigen Auffassung und Bezeichnung desselben, die richtige Ansicht dieses bedeutungsvollen und eben deshalb seltsam scheinenden Charakters abhängt. Es betrifft die Scene des dritten Aufzugs, wo *Urtur* sich als Fiehender zu den Füßen der Fürstinn wirft, ihre Verwendung für die Erhaltung seines Lebens anzurufen:

„Du bist ganz außer dir, was ist geschehn?“

fragt sie ihn, und in diesen Worten ist die wahre Stimmung angegeben, worin der tief Erschütterte vor ihr erscheint. Er ist außer sich, auf das gewaltigste bewegt; er hat sein Grab beym Fackelschein gesehen; finstre Nachtgesichter rauschen hinter ihm, verfolgen ihn, und wollen ihn mit sich hinunterziehen. Er hat die Besinnung verloren, befindet sich in dem Zustand eines fieberhaften Paroxysmus. Durch den Ausdruck der heftigsten Bewegung kommt, aber eine Scheinkraft, eine Spannung in diese ganz entnervte Gestalt, die den entflohenen Heldengeist ersetzt und der herabwürdigenden Stimmung einen minder abschreckenden Eindruck verstatet.

Dagegen muß die Hindeutung der *Prinzessin*, auf das beklagenswerthe Loos der Menschheit, mit schärferen Zügen geschehen, damit das Bild sich tiefer in die Seele des Zuschauers einpräge, und die tragische Erhebung ist auf andere Weise hier gleichfalls unumgänglich nöthig. Übrigens wurde *Natalie* von *Mad. Löwe* mit weiblicher Anmuth und fürstlicher Hoheit in der lieblichsten Verschmelzung dargestellt.

Die Erscheinung der *Churfürstinn* (*Mad. Weisenthurn*) kündigte angemessene Würde an.

Hr. Koch führte den Charakter des alten biedern, rüstigen, derben und edel gesinnten Militärs, diesen trefflich gezeichneten Charakter trefflich aus. Die Vertheidigung des Strafbaren im fünften Akt griff in des Herzens Tiefe. Diese gelang am ersten Abend besser, und war eindringlicher als am folgenden.

In der Mitwirkung der übrigen Rollen, selbst der kleineren, zeigte sich die zweckmäßige Besetzung, und die beyden Erzählungen im zweyten Akt sprachen wirksam an.

Modenbild XLI.

Kleid von Gros-de-Naples, die Halbermel und die Einfassung von Atlas. Hut von Gros-de-Naples mit Gaze verziert.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Der Per:
heldenmü:
s Studium
er Begnadi:
Aktis war

eine schwie:
jeder Theil
en vor an:
die rich:
Charakters
Flehender
nes Lebens

worin der
legt; er hat
ihn, ver:
g verloren,
usdruck der
diese gan:
würdigenden

werthe Loos
n die Seele
er gleichfalls
blicher An

angemessne

nd edel ge:
ertheidigung
am ersten

die zweckmä:
ksam an.

Utsas. Gut

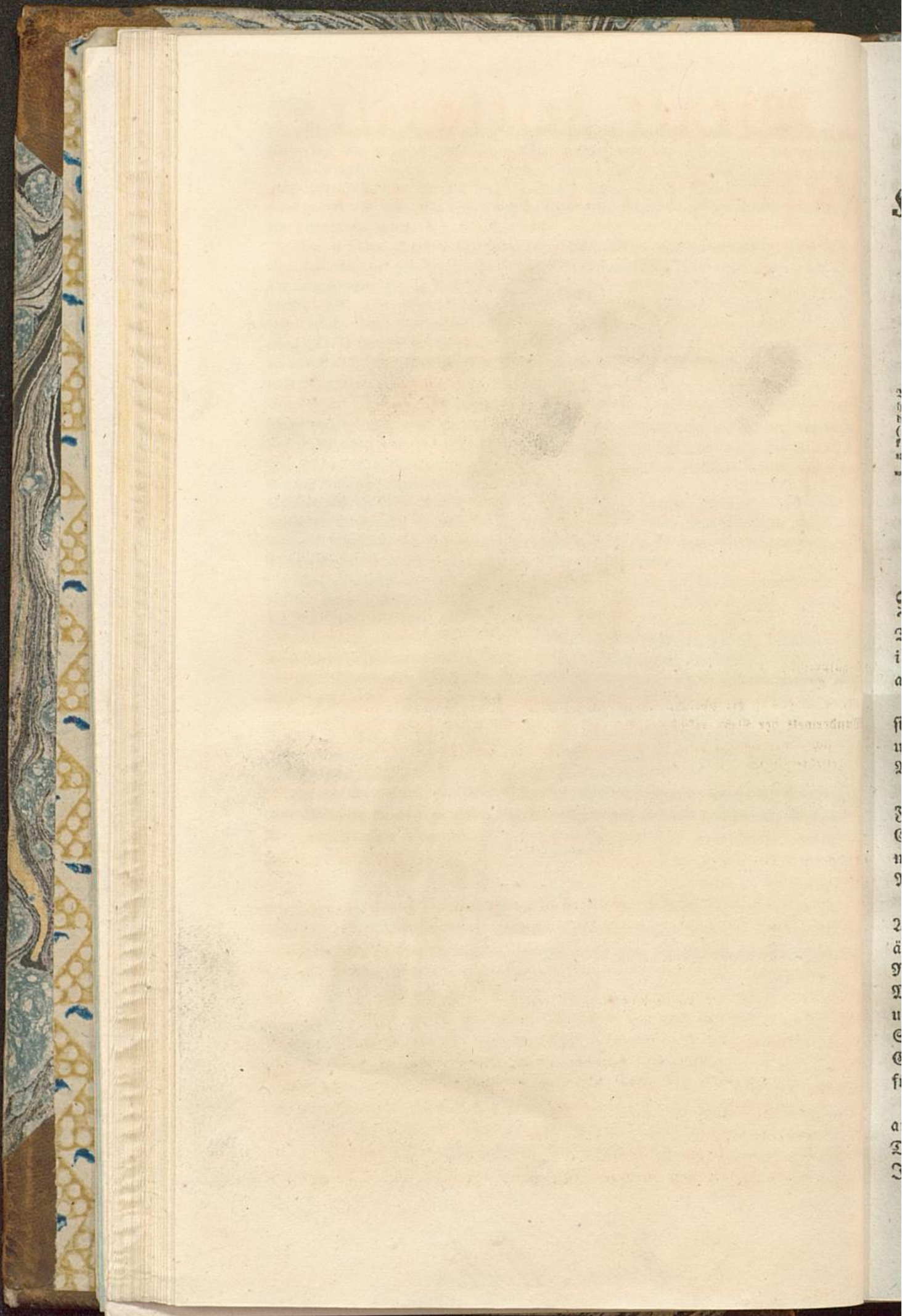


D. v. St. Del.

Im Stiche

Wiener Moden.

1821



Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater

u n d

M o d e.

Sonnabend, den 13. Oktober 1821.

123

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Urbildungen des Kunstsinnes.

Von Julius Franz Schneller, Professor zu Grätz.

(Fortsetzung.)

Bildhauerey und Baukunst Indiens vereint erblicken wir in den urweltlichen Trümmern von Mavalipuram, eine Tagreise vom jetzigen Madras. Es ist eine zum Theil in Felsen gehauene, zum Theil aus Steinmassen von Grund aufgeführte Königsstadt.

Die niederen Punkte derselben scheinen vom Meere verschlungen, doch sieht man von seiner Fläche aus das Emporragen von sieben Pagoden, worunter wir Europäer jene Pyramiden = Tempel verstehen, welche der Sanskrit Behar nennt.

Die höheren Punkte reichen bis auf einige Meilen landeinwärts; es sind Felsengruppen vom Fuße bis zum Scheitel ausgehauen für Grotten, Säle, Gemächer, Herbergen und andere Anstalten. Auf einem der Berggipfel will man einen Felsenspiß als Königsthron erkennen. Dieß sind Arbeiten des Meißels.

Aber die eigentliche Baukunst beurkundet sich hier in Mauern, welche nach Art der cyclopischen aus übereinandergelegten Quaderblöcken gebaut sind. Aus ähnlichen Steinmassen ist eine Pagode in pyramidalischer Form errichtet. Neben diesen Quadern und Blöcken findet man ganze Hügel von Backstein. Mavalipuram scheint unvollendet, und durch ein furchtbares Naturereigniß unterbrochen, welches vermuthlich als Erdbeben den Felsen spaltete, und die Stadt versenkte. Die Bestimmung der Baue war für die Heiligthümer der Götter, für den Thronsiß der Könige, für die Niederlagen des Handels, und für den Aufenthalt eines Volks, das nicht in Höhlen, sondern Häusern lebte.

Die Baukunst der Indier nahm den Charakter der Pyramiden = Form an, indeß die übrigen Morgenländer ihn vom Bilde des Gezeltes ableiteten. Die Pyramiden = Form schloß oben Wölbung und Kuppel aus, welche die Indier vielleicht nur bey kleineren Gebäuden anwandten. Die Pyramiden =

Form machte Pfeiler und Säulen überflüssig, doch wußten die Indier auch diese anzubringen bey bedeckten Gängen.

Zu einer echten Pyramiden = Pagode gehörten außer dem Tempel noch Eschultris oder Herbergen für die Tausende von Wallfahrern, dann Pyloren zum Herumtragen der Heiligthümer unter flachen Dächern bey ganzen Reihen von Säulen, endlich Teiche zum Abwaschen und Untertauchen der Ankömmlinge.

Mehrere urweltliche Pagoden sind bey Deogur, bey Tanjore, bey Ramiseram, bey Jagarnaut, bey Seringam auf uns gekommen. Doch als Muster von allen kann man betrachten jene von Tschillambrun in der Nähe des jetzigen Pondichery. Sie ist erbaut 617 vor Christus.

Eine doppelte Einfassung umschließt hier die Heiligthümer. Die äußere, regelmäßiges längliches Viereck, 220 Toisen lang, und 160 breit, und genau nach den Weltgegenden orientirt, ist aus Backsteinen, aber mit Quadern bekleidet; die innere dagegen ganz aus Quadern gebaut. Jede Seite hat ein prächtiges Thor aus großen Steinen mit Pilastern gebaut, 32 Fuß hoch, und über jedem Thor eine Pyramide von 150 Fuß Höhe. Sie sind offenbar den Pagoden nachgebildet, aber von leichter Bauart, und von unten bis oben mit Skulpturen bedeckt von Göttern und Thiergestalten. In dieser zweyten Einfassung sind die heiligen Gebäude und Anlagen.

Einen Theil des Areals derselben nähmlich nimmt eine dritte Einfassung ein, um welche inwendig eine Kolonnade läuft. In ihr stehen drey Kapellen, die eine dem Lingam, die andere dem Wischnu geweiht, die dritte ohne Götterbild. Die Mitte des Areals nimmt ein großer, zu den Reinigungen bestimmter Teich ein. Auch um ihn läuft ein Säulengang; und auf steinernen Stufen steigen die Pilger und Pilgerinnen in das heilige Wasser, um sich ihren Betrachtungen zu überlassen. An der rechten Seite ist der Haupttempel der Parbutti geweiht, deren Statue dem Eingange gegenübersteht.

Auch dieser Tempel hat wieder seine Einfassung, um welche inwendig ein Säulengang läuft; eine Vorhalle mit sechs Reihen Säulen führt zu dem Tempel, dessen Heiligstes stets durch viele Lampen erleuchtet ist. Vor dem Eingang erblickt man den Stier Rundi. Die Pilaster, welche den Eingang bilden, sind oben durch eine Steinkette verbunden, deren Glieder sehr künstlich aus einem Block verfertigt sind. Säulen und Pfeiler sind von unten bis oben mit Skulpturen verziert. Gleich neben dem Tempel ist im Süden ein Saal, dessen flache Decke von hundert Säulen getragen wird, so wie ein ähnliches kleineres Gebäude im Norden.

Aber die bewundernswürdigste Anlage ist an der andern Seite des großen Teiches. Ein Heiligthum oder Kapelle, in der Mitte einer ungeheuern Säulenhalle, ist 360 Fuß lang und 260 breit. Gegen tausend Säulen, jede 30 Fuß hoch, und gerade Alleen bildend, tragen das flache Dach, das so, wie in den ägyptischen Tempeln, aus großen, platt aufliegenden Steinblöcken besteht. Alles ist mit Bildwerke bedeckt; man erblickt ganze Vorstellungen aus dem Mahabarata, wie überhaupt aus der indischen Theogonie. Vor dem Eingange stehen Masten mit Flaggen.

Diese verschiedenen Hallen mit ihren Kapellen waren dazu bestimmt, bey den feyerlichen ProzeSSIONen das Götterbild aufzunehmen, das auf un-

geheuern Wagen zu ihnen geführt ward. Nicht weniger als dreytausend Braminen waren bey diesem Heiligthume angestellt, und wie unermesslich mußte nicht der Zufluß der Pilger seyn, da die Kosten der Unterhaltung bloß durch die milden Gaben von diesen bestritten wurden, weil das Heiligthum selber ohne Vermögen an liegenden Gründen ist.

Diese Nachrichten von indischer Baukunst gab uns Deutschen Heeren mit klaren Worten, Langles den Franzosen mit artigen Zeichnungen, und die Daniell's den Britten mit prächtigen Bildern.

* * *

Die Dichtkunst soll in Indien aus der sanften Stimmung des Mitgefühls entstanden seyn, als alle Wunder der Götter und Riesen schon über die Welt als Sage sich verbreitet hatten. Der Bramine Balmiki war nämlich in die Einsamkeit des Waldes gegangen, um sich durch fromme Reinigungen zur Beschreibung Ramo's vorzubereiten. Da sah er zwey Liebende; der Geliebte ward von einem wilden Krieger erschlagen. Die Trauer der Übriggebliebenen erregte Balmiki's Mitgefühl, und da er in Nachdenken darüber versank, war der Ausbruch seiner Klage ein metrischer Spruch. Mit Erstaunen ward er es gewahr, und theilte seinem geliebten Schüler die gemachte Entdeckung mit.

Dem Entzückten erschien Brama, und freute sich über einen neuen Beweis, den Balmiki von der eben geschenehen Erfindung des Verses machte; der Gott forderte ihn auf, das große Werk Ramajon in dieser Form zu beginnen und zu vollenden. In der nämlichen Form dichtete auch Biaso das Mahabarat, welches so viel heißt, als der große Krieg. Die den Dystichen ähnliche Form heißt bey den Indiern Schloken. Jede Schloke schließt eine Periode im Didaktischen, doch im Epischen greift eine in die andere hinüber. Es nahmen die epischen Gedichte durch Einmischung von Gesprächen eine dramatische Form an, und bisweilen wurden sie im Selbstgespräche durch die Stärke der Empfindung sogar lyrisch. Ramajon und Mahabarat, von Braminen gedichtet, und an den Pagoden abgesungen, entschieden den Charakter nicht nur des indischen Epos, sondern der ganzen indischen Poesie. Dieser Charakter bestand im Folgenden: Die Dichtung blieb dem Göttlichen und Kirchlichen geweiht; das rein Menschliche, ohne Übernatürliches, genügte den Sängern nicht; überall zeigte sich die Fleischwerdung des göttlichen Geistes; die Fleischwerdung bestand nicht bloß in Erscheinung als Mensch, sondern auch als Aff, Bär, Adler und in verschiedenen Thiergestalten; aus diesen entsprangen die seltsamsten Zusammensetzungen und die Unmöglichkeit bloß vergötterter Menschenbilder.

Wahrscheinlichkeit verschwand bey dem immerwährenden Fortschreiten des Ungeheuern. Rührung ward unmöglich als bleibende Empfindung bey den unglaublichen Märchen. Erhabenheit entsprang aus der Unterordnung aller Götter unter Schicksal und höchstes Gesetz. Stärke vermählte sich mit Schönheit durch große Wahrheit in treffenden Bildern. Da hieß es: „Vor den Augen der Sterblichen, und selbst vor menschengewordenen Göttern hängt die Wolke Maja, das ist, Täuschung; wird diese gehoben, so entfaltet sich dem Auge der innere Zusammenhang der Dinge, und die Zukunft liegt offen vor ihm.“

Kamajon und Mahabarat wurden an die Seite gesetzt den Vedas und Shastras, das ist, göttlichen Verordnungen, oder Werken himmlischen Ursprungs. Auf sie gründeten sich später die achtzehn Purana's, worin halb episch, halb didaktisch, oft hymnisch, stets mythisch die Kosmogonie, die Theogonie, die Genealogie, die Chronologie und der Heroism fünftheilig sich darstellte. Auf sie gründeten sich noch später die Lyrika des Tadjadeva, so wie die Dramatika des Kalidasa, und die Didaktika des Pilpay.

M i t t e l - A s i e n .

Die Mittelastaten überhaupt, und insbesondere die Babylonier, trieben bey ihrem Gange zu allen Arten von Genuß, und bey dem Besitze aller Mittel zur Befriedigung desselben, auch die schönen Künste.

Bey öffentlichen Festen ward die Tonkunst angewandt. Als Nebukadnezar sein eigenes Bild zur Anbethung in Babel aufstellte, hörte man Stimmen von dem Horn der Posaunen und Trompeten, und den Laut von Pfeifen und Zitharn und Schalmeyen und Harfen und Lauten und allerhand Saitenspiel.

Die Kampfspiele und Kriegestänze standen bey der außerordentlichen Pracht der Heere in großem Ansehen. Das Pferd galt als ein von der Sonne begeistertes Thier, und der Wagen entschied im Gefecht. Die nisäische Pferde aus Medien achtete man als die besten, und der Wagenlenker gehörte zu den Freunden des Helden.

Daß der Geschmack der Babylonier nicht bloß kolossal, gigantisch, grotesk war, leuchtet dadurch hervor, daß sie an Siegelringen als Schmuck der Hand besondre Freude fanden.

Die Kunst der Bildneren bestand in halben und ganzen Formen, in Relief und Statuen. An den Thürmen und Mauern Babels waren allerley Thiere, künstlich nach dem Leben, sowohl in Ansehung der Gestalt als der Farbe (Farbe heißt es bey Diodor) abgebildet. Vornehmlich war eine Jagd vorgestellt mit allerley wilden Thieren, die über vier Ellen hoch waren; unter ihnen zeigte sich Semiramis, wie sie vom Pferde auf einen Panther den Speiß warf, und neben ihr der Gemahl Ninus, wie er einen Löwen durchstach. Auf einer andern Seite der Mauer standen neben Bel-Semiramis, Ninus und ihre Satrapen mitten in Bildern von Schlachten und Jagden.

Die Kunst, Standbilder aus Metall zu gießen, besaßen die Babylonier in fast ungläublicher Stärke. Herodot sah noch selbst eine sitzende Statue Bels, welche mit Tisch, Thron, Schämel aus bloßem Golde verfertigt, und nach dem Zeugniß der Chaldäer achthundert Goldtalente, das ist, zwanzig Millionen Gulden werth war.

Der Gartenbau ist bekannt durch die hängenden Gärten Babels, welche Diodor von Sizilien nicht der Semiramis, sondern einem Könige zuschreibt, welcher dadurch die über einander aufsteigenden Bergterrassen oder Alpenwiesen Perfiens für seine dort geborene Gemahlinn nachahmen wollte. Die Gärten waren angebracht auf einer Reihe viereckiger, schräg ablaufender Gebäude, welche nach vermindertem Maßstab über einander standen. Jedes dieser Gebäude hatte zwey und zwanzig Fuß dicke Mauern; jedes trug die ganze Last eines Gartens; jedes erhielt die nöthige Bewässerung durch innere

unsichtbare Pumpwerke, und jedes bewahrte seine Feuchtigkeit in der hinaufgetragenen Erde für die eingewurzelten höchsten Bäume, durch einen untergelegten Bleyboden. Der oberste der Gärten mit der Balustrade stand fünfzig Ellen hoch.

Babel hatte zwey Theile, welche der Euphrat trennte. Auf der einen Seite stand die Burg der Könige, auf der andern der Tempel des Bel. Dieser war in's Viereck, wie die ganze Stadt gebaut, mit ehernen Thoren versehen, und hatte zwey Stadien im Umfang. In der Mitte desselben stand ein fester Thurm, der eine Stadie lang und breit war. Auf diesem war wieder ein Thurm gebaut, auf diesem ein anderer, und so standen acht Thürme auf einander. Um alle diese Thürme zog sich außen herum eine Kreistrepe, auf welcher man in jeden davon gehen konnte. Mitten auf derselben war ein Ruheplatz mit Bänken versehen, um beym Hinaufsteigen sich daselbst niederzusetzen und auszuruhen. Im letzten Thurm war ein großer Tempel, und in diesem stand ein großes, prächtiges Ruhebett und daneben ein goldener Tisch. Eine Bildsäule aber befand sich nicht daselbst. Die Chaldäer sagten, der Gott komme, um auf jenem Bette Ruhe zu halten. Man glaubte es.

Herodot, welcher dieß Werk der Urwelt noch sah, sagt, er habe Babylon als die schönste aller Städte gefunden. Dieß bedeutet sehr viel; erstens weil er weit reisete; zweitens weil er als Anatolier und Helene die schönsten Werke zweyer Welttheile kannte; drittens weil der Vorzug babylonischer Baukunst vor jener in Hellas und Ägypten entschieden seyn mußte, um dem eifrigen Patrioten dieß Urtheil abzuwingen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Neue Thränenfluth.

Wenn aus dem Thal gen Berg die Wasser fließen,
Kann auch die Sünd' Verzeihung noch genießen;
Ich meine hier den heimlich leisen Fluß,
Der aus dem Herzen zu den Augen strömen muß, —
Dieß Wasser hat den allerstillsten Lauf,
Und dennoch dringt sein Ton durch alle Himmel auf!

(Freidank, V. 605 — 10.)

Correspondenz = Nachrichten.

(Wegen Menge der Correspondenzen etwas verspätet.)

Berlin, den 8. Sept. 1821.

* Ich hatte Ihnen in meinem Freunde, dem Zwensterler, einen so guten Ersatzmann aufgestellt, daß ich, bey meiner immer zunehmenden Trägheit, hoffen durfte, Sie würden mich im Frieden entlassen, und sich mit jenem begnügen. Da Sie aber durchaus von dem Einsterler noch ein Lebenszeichen haben wollen, und mich sogar bey der schwächsten Seite aller Erdenöhne, bey meiner Eitelkeit zu fassen, und sich wirklich zu stellen wissen, als sey Ihnen noch an meinen Berichten etwas gelegen, so habe ich mich mit meinem Kumpan besprochen, um Wiederholungen so viel als

möglich zu vermeiden. Sein Brief ist dem meinigen vorausgegangen, und ich halte Nachlese. Daß sie dürrtig ausfallen wird, brauche ich Ihnen nicht vorherzusagen.

Die Großfürstin, unseres Königs erstgeborene, liebste Tochter, hat ihn und uns nach zehnmonathlichem, schnell verfloßenen Aufenthalt verlassen. Den Geschmack ihres durchlauchtigsten Vaters für häusliches Glück und häuslichen Umgang theilend, und keinen Anspruch auf öffentliche Prunkfeste machend, ist von ihrem Hierseyn keine Spur übrig geblieben, als das Andenken an ihre sanften, lebenswürdigen Eigenschaften, und vieler geheimen Wohlthaten. Unter den Trauernden über ihre Abreise befindet sich vor Allen der Kronprinz.

Auf die muthmaßliche Ankunft des Königs von England werden im Schlosse die nöthigen Vorkehrungen getroffen; schon sind die gewöhnlichen großen Opern ausgewählt; es wird von Festen gesprochen, aber der ganze Gegenstand scheint zur Zeit noch mit vieler Lauheit behandelt zu werden. Auch heißt es in der Gesellschaft: Wird Georg IV. kommen? Nein. Ja. Nein. Das Nein überstimmt immer das Ja.

Vom neuen Schauspielhause, dessen Eigenschaften und Mängeln, kein Wort. Heute (den 8. Sept.) wird das restaurirte Opernhaus mit Ferdinand Cortez wieder eröffnet. Des Königs weiser Befehl: Alles zu lassen, oder wieder herzustellen, wie es war, ist so pünktlich befolgt worden, daß man das Haus mit Recht das *verschönerte* nennen kann. Hier sollten die Säulen des Proscaeniums ungeschickten, ungestalteten Kasten weichen; dort sollte die herrliche Decke mit Brettern vernagelt werden *ic. ic.* Aber des Königs Wort und Wille hat gesiegt. Io, triumphe! Selbst der Vorhang ist geblieben, d. h. das Opfergemälde in der runden Tempel-Vorhalle, die sich der Architektur des Hauses so schön anschließt.

Wir haben Schauspieler-Gäste gehabt und haben ihrer noch. Auf Hrn. Maurer, unsern ehemahligen verdienten Künstler (den sie auch in Wien kennen) ist, doch nur in ein Paar Rollen, ein Leipziger Schauspieler, Hr. Carl Stein, ein Maurer im *diminutivo*, gefolgt. Er fand bey einer gewissen Parthey große Unterstützung, aber nicht bey sich selbst. Wären seine Mittel wie seine Intentionen: könnte er das ganz leisten, was er, obschon sehr richtig, doch nur mit halben Kräften angibt: hätte er die tragische Kraft wie das tragische Gemüth, ich würde ihn über M. stellen. Nicht so vortheilhaft denke ich von Hrn. Zarth, vom Darmstädter Theater. Er war nur in der einzigen Rolle, als armer Poet, erträglich; man dürfte ihn für einen armen Schauspieler halten, ohne ihm großes Unrecht anzuthun.

Die Gebrüder Henschel haben sie schön und treu gemahlt und gestochen. Und da ich doch eben sie genannt habe, so muß ich auch des großen Blatts erwähnen: „Der König an Blücher's Krankenbette, oder: Friedrich Wilhelms III. Abschied von Blücher,“ ein Gegenstück: zu Zietzen sitzend vor Friedrich II., welches nun vollendet ist und der Erwartung Aller entspricht. Es ist dem Fürst Staatskanzler von Hardenberg zugeeignet. Sämmtliche Dargestellte sind Porträts: der König und Blücher überaus ähnlich; die Übrigen, weniger bekannte Personen, ebenfalls. Chodowicki's Zietzen hängt an der Wand im Hintergrund; ein glücklicher, genialer Gedanke! Die Gebrüder Henschel beschäftigen sich mit der zweenen Lieferung der Kupfer zu Goethe's Leben. Sie scheinen der Allegorie und Satyre einige Ruhe gönnen zu wollen; wirklich haben die gegenwärtigen Ereignisse zu viel Ernstes und Trauriges für die Laune der Karrikatur und die Geißel der Satyre. Man müßte die Ruhe der Gräber und die Asche der Verstorbenen stören wollen, oder hier und da einen irischen Bull zum Besten geben.

Von unsern schönen Geistern sind Ihnen gewiß nur sehr wenige unbekannt. Als launige und geniale Erzähler wiederholte ich Ihnen die Nahmen J. von Boff, Heun (H. Claren) und Subitz, der aber nur für sein Blatt lebt, und es recht lebendig erhält. Heun schreibt die Staats-Zeitung, die keine Märchen und Schnurren enthalten darf. Boff gehorcht nur seinen Launen und seiner begeisternden Satyre. Seine Familie Lichtheim ist ein neuer Beweis davon; sey es nur nicht der letzte! denn er ist doch immer noch Original und originell! Er hat ein kleines Lustspiel geschrieben: Der Stralauer Fischzug oder der 24. August, eine Lokalposse, die sich auf das einzige Volksfest bezieht, das wir hier in Berlin haben, und die grosse joie (die verbe Fröhlichkeit)

der untern Klassen schildert. Nebenbey gibt es Hiebe rechts und links auf die höhern Klassen. Ein sich hinter dem Nahmen *Wilibald Alexis* verbergender junger, geist- und talentvoller Mann, hat glückliche Anlagen als Dichter und Schönschreiber zu Bastei und zur Erzählung; nur daß er noch zu oft in die lezten — Lieblingmaterien einschleibt und abhandelt, welche dann von vielen Lesern (als nicht dahin gehörend und episodisch) übersprungen werden. Er hat die seltne Nuance des Drolligen sehr in seiner Gewalt, und wird einst in der Ironie desto mehr leisten, je mehr er die Jean-Paul'sche Manier abzustreifen Willen und Muth haben wird; denn solche Manier glückt nur Einem, nur dem Ersten; bey den übrigen wird sie gleich zu Grimasse.

Auch haben wir, unter dem Nahmen *Sophie May*, eine an Verstand und Jahren reife angehende Schriftstellerin, die im Felde des historischen Romans und der Erzählung mit Werth auftritt, der es aber an der poetischen Einbildungskraft fehlt, weil sie sich der beschreibenden Sentimentalität zu sehr hingibt: eine Seuche, die besonders alle unsere Dichter und Gelehrte ansteckt, und beyde (das schrecklichste von Allem!) langweilig und monoton macht. Ich möchte solche affectirt sentimentale Produzenten und Produkte mit einem Pferde auf einem blumenreichen Acker vergleichen; es graset Blumen und Kräuter, aber mit dem Hinterfuß ist es an ein langes, an einem Pflock befestigtes Seil gebunden; es kann nur im Kreise weiden, hat immer dieselben Blumen und Gräser in seinem Bereich, und düngt den Acker, von welchem es seine Nahrung erhält. Von unsern dramatischen Dichtern unterhielt ich Sie in einem frühern Schreiben. In unsern Zeitschriften und Unterhaltungsblättern wird leider auch der einschläfernde Ton immer einheimischer; in unsere Zeitungen hingegen nistelt sich der sogenannte kritische, dramaturgische ein. So gründlich die Musik beurtheilt wird, so oberflächlich und schief das recitirende Schauspiel und die Schauspieler. Wer den Recensenten kennt, weiß immer vorher, wie die Recension ausfallen muß, noch ehe er sie gelesen hat. Sie wird — zwar nicht vom Pythischen Dreyfuß, aber vom Schämel — dem dreybeinigen, des Unfehlbaren entweder herabgedonnert, oder aus seinem — nicht Tintenfaß, sondern — Rauchfaß hinauf geschmeißelt. Diesen Recensentenunfug haben wir großen Theils Hrn. Müllner zu verdanken, dem Hirten und Vortreter des servi pecoris der Imitatoren.

Von unsern großen Herbstmanövern, von dem schönen Kavallerie-Lager von sieben Regimentern wollen Sie doch wohl nicht unterhalten seyn? Leider haben sich schon mehrere Unglücksfälle ereignet. Der ungeheure Staub erschwerte die Evolutionen.

S o n e t t e n .

In der Kunst- und Musikalien-Handlung der H. Cappel und Diabelli ist erschienen: Große Sonate für das Pianoforte auf vier Hände, komponirt und Hr. K. K. Hoheit und Eminenz, dem Durchl. Hochw. Hrn. Erzherzog Rudolph in tiefster Ehrfurcht gewidmet von Fr. A. Sommer.

Ein Adagio (Es-dur C) bildet die kurze Einleitung zu einem Allegro vivace der nämlichen Ton- und Takt-Art. Dieses beginnt mit einem angenehmen, melodischen Motiv, das der Verfasser in der Folge zum Haupt-Motiv erhoben und auf mannigfache Weise ausgeführt hat. Nach einem Zwischenspiele, welches zur Ausweichung nach B-dur benützt ist, folgt das zweyte Motiv (der Mittelfaß), worauf das Haupt-Motiv wieder zum Vorschein kömmt und zum Schluß des ersten Theiles führt. Im zweyten Theile modulirt der Autor mittels eines neuen, sich in beyden Stimmen nachahmenden Satzes durch G-moll und B-moll nach Des, wo der Mittelfaß des ersten Theiles angebracht ist, der nach Ges übergeht, dann dem Hauptmotiv Platz macht, das Anfangs in getheilter Nachahmung, nachdem es aber durch die kleine Septime von B in die ursprüngliche Tonart zurückgekehrt ist, wieder in seiner ursprünglichen Gestalt erscheint. Von hier an ist der zweyte Theil in der Tonica ungefähr so gearbeitet, wie der erste in der Dominante war. Diesem Allegro folgt eine Phantasie (C-moll C), worin, nach

einem pathetischen Gesange, ein aus Sechzehnteilen gebildetes Thema durch alle vier Hände kanonisch durchgeführt, und von dem ersten melodischen Gedanken von Zeit zu Zeit unterbrochen wird. Die vielfältigen Modulationen entwickeln sich natürlich eine aus der anderen und zeigen des Verfassers Kenntnisse in der Harmonie. Ein Scherzo Presto (Es-dur $\frac{3}{4}$), wobey sich besonders das Trio auszeichnet, ist zwischen jene Phantasie und das Rondo (Es-dur $\frac{3}{4}$) gestellt, welches mit einem lieblichen Motiv anfängt, das, nach der Ausweichung in B, von einem einfachen Mittelsatz abgelöst wird, aus welchem durch einige leicht ausführbare Tongänge der Schluß des ersten Theiles erfolgt. Im zweyten Theile sind aus dem Hauptmotiv genommene Tongänge, in beyden Stimmen wechselnd, zu verschiedenen Modulationen nach F-moll, C-moll und G-moll verarbeitet, bis nach der Rückkehr in die Tonika das Hauptmotiv wieder in seiner ersten Gestalt hervortritt, der zweyte Theil den Gang des ersten, nur in veränderter Tonart, nimmt, und nach einer kurzen Coda das ganze Werk schließt.

Der Autor scheint bey dieser Komposition den Zweck gehabt zu haben, Jedermann faßlich zu bleiben, Schwierigkeiten in der Ausführung zu vermeiden, und dadurch seine Arbeit möglichst gemeinnützig zu machen, wofür er um so mehr Dank verdient, als es bald dahin kommen wird, daß auch die geübtesten Klavierspieler kein neues Tonstück mehr vortragen können, ohne es vorher Tage lang eingeübt zu haben, somit zur Erholung wird, was Erholung seyn soll.

Die Auflage ist zierlich und korrekt.

Schauspiel.

Der Oberst, Lustspiel in einem Akte, von Scribe, welches in Paris noch immer so viel Glück macht, und auch in der deutschen Bearbeitung auf den Bühnen von Berlin und Dresden gleichen Beyfall erhält, wird nächstens auf dem k. k. Hoftheater erscheinen. Mad. Löwe ist im Besiz der Hauptrolle und wird dabey gewiß neuerdings zu glänzender Gelegenheit finden.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

- Banksia praemorsa. Abgebissene Banksee. Aus Neuholland.
- Ehretia Beurreria. Ovale Ehretie. Von Jamaika.
- Hibiscus acerifolius. Ahornblättriger Hibiscus.
- Haleria lucida. Glänzende Gallerie. Vom Kap.
- Indigofera tinctoria. Färber-Indigo. Aus Ostindien.
- Petiveria alliacea. Knoblauchartige Petiverie. Von Jamaika.
- Stapelia maculosa. Fleckige Stapelie. Vom Kap.
- Volkameria inermis. Wehrlose Volkamerie. Aus Ostindien.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Dinstag, den 16. Oktober 1821.

124

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen Viertelst. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer Viertelst. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey J. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbj. und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das Inn- und Ausland versendet.

Urbildungen des Kunstsinnes.

Von Julius Franz Schneller, Professor zu Grätz.

(Fortsetzung.)

Man bemerkt leicht, daß alle Landschaft ohne Wasser erstirbt, und ohne bewegtes Wasser versumpft. Die Bewegung des Wassers ist ein Hauptbeförderungsmittel der Fruchtbarkeit, und eine reiche Quelle von Schönheit. Die Babylonier machten dafür bewundernswürdige Baue. Sie waren nöthig, um den ebenen Boden dem Sumpfe abzugewinnen. Sie waren schwierig, weil die weiche Grundlage eine feste Steinverschalung brauchte. Sie waren heilsam, da man aus den Kanälen durch Pumpwerke beym Mangel des Regens die Feuchtigkeit auf die trockene Erde brachte.

Beide Ufer des reisenden Euphrats waren in einer Länge von fünf geographischen Meilen mit einem Bollwerke von gebrannten Steinen verschalt; an dieser hohen und dicken Dämmung ging man auf ungeheuren Treppen aus den ehernen Thoren der Stadt zum Flußbette hinab.

Der Strom selbst, damit er weniger heftig abschöß und mehr Befuchtung umhertrug, wurde in Krümmungen so geführt, daß er dem Flecken Arderikka drey-mahl zuströmte, und daß die Segler, welche aus dem Meere stromaufwärts gen Babel zogen, eben diesem Flecken in drey Tagen drey-mahl in's Angesicht kommen mußten.

Rings um Babel, also gegen sechszehn geographische Meilen lang, lief ein ungeheurer Wassergraben. Als man diesen Rinnfal ausgrub, nahm man den gewonnenen Thon, bildete ihn zu Ziegeln, brannte diese im Ofen, und baute aus denselben die Seitenwände des Grabens, indem man die Backsteine, statt des Mörtels, mit gekochtem Asphalt und eingelegtem Rohrgeflecht verband.

Auf ähnliche Art war in der Ferne von Babel der See gegraben, welcher 420 Stadien im Umfange, die Tiefe bis zum Wasser in der Erde, die Ausmauerung mit seinen selbstgelieferten Backsteinen, die Einfassung mit

einer kolossalen Mauer, und die Bestimmung zur Aufnahme des Euphrat-Wassers hatte, wenn man an diesem etwas zu bauen gedachte.

Die Wasserleitungen, welche an jedem der beyden Hauptströme eingeschnitten, Meilen weit fortgeführt, und mit ungeheuern Pumpwerken versehen waren, beförderten den Landbau durch Wässerung, den Verkehr durch Mühlen, und den Handel durch die erleichterte allseitige Schifffahrt.

Der ungeheuerste der Kanäle hieß *Nahar-Malca* oder Königsfluß, ein urweltlicher Bau bey dem späteren Seleucia, und jetzigen *Al Modain*. Er verband den Euphrat mit dem Tigris.

Über die schmaleste Stelle des Euphrats ging in Babel der Wunderbau einer Brücke, welche fünf Stadien maß. Die Grundsäulen waren viereckig, zwölf Fuß von einander entfernt; sie standen im Strome, hatten Böcke zum Brechen der Wasserwogen, und waren aus ungeheuern Steinblöcken gefügt, welche mit Eisenklammern und Bleyeinguß befestigt waren. Der Boden der Brücke, dreyßig Fuß breit, wurde mit Balken von Cypressen und Cedern, und mit Stämmen von Palmbäumen überdeckt.

Diodor von Sizilien sagt bey Beschreibung dieser urweltlichen Baue: *Niemand* in der Nachwelt habe an Kraft und Pracht etwas Gleiches hervorgebracht. Dieß bedeutet viel, da er ganz leidenschaftlos, sehr kenntnißreich, und ein Zeitgenosse der Augustischen Römer war.

Agypter.

Soll Menschenstärke an der Naturkraft sich versuchen mit einigem Glücke, so muß sie den Charakter des Kolossalen und Gigantesken annehmen; dieß bestimmte den Kunstgeschmack des Ägypters, welcher gegen Nil und Meer und Zeit in Kampf trat. Die Erhabenheit der Sache, und der Anblick großer Muster machte den Geschmack dauernd, welcher Kunstseen, Labyrinth, Pyramiden erschuf.

In der Nähe des Sees *Möris* lag das Labyrinth, welches nach *Manetho Labares*, der Nachfolger des *Sesostris*, nach *Herodot* die Reihe von zwölf Königen, in jedem Falle aber die Urwelt erbaute. Nach *Herodot* war das Labyrinth mehr als die Pyramiden, und doch sey jede der Pyramiden mehr, als eine Reihe der größten Hellenischen Kunstwerke; — dieß konnte der Reisende sagen, welcher die Tempel von *Ephesus* und *Samos* kannte.

Das Labyrinth diente vielleicht zu einem Schachhause, vielleicht zu einer architektonisch-symbolischen Darstellung des Thierkreises, und des Laufes der Sonne sammt den Planeten durch denselben. Vermuthlich brauchte man es auch zu einem Versammlungsplatze der Abgesandten Ägyptens, wegen die Zahl der von Einer Mauer umschlossenen und von Einem Dache gedeckten Palläste mit der Anzahl der Provinzen wuchs; sie beliefen sich nach *Herodot* auf 12, nach *Strabon* auf 27. Gewiß war es auch Hauptkirche oder Pantheon für alle Gottheiten Ägyptens; daher umschloß es viele Tempel, deren Stufengänge, Geländer, Deckengemälde, Porphyrsäulen, Königsbilder und Götterstatuen in erstaunenswerther Abwechslung erschienen. Es enthielt ein tausend fünfhundert Gemächer über der Erde, und eben so viele unter derselben. Dort waren Wohnplätze für Priesterfamilien; hier Begräbnißstätten der heiligen Krokodille. Eines der Gemächer, 40 Fuß hoch, 25 breit, und 46 lang, war mit 12 ungeheuern Granitplatten ganz belegt.

Alle Säulengänge und Gemächer gaben Stoff zur Bewunderung; die Wände prangten in einer glänzend geschliffenen Steinbekleidung, und weiße Marmor Pfeiler stützten die Decke, welche das sternbesäete Himmelblau abbildete. Der ganze Bau mannigfaltig durchkreuzter Gänge von der Tiefe zum Dache, und vom Dache wieder in die Tiefen der zusammenhängenden Paläste und Tempel war so geführt, daß ein Fremder ohne Wegweiser sich nicht mehr herauszufinden vermochte. Bey Eröffnung der Thüren und Thore vernahm man ein fürchterliches Geräusch, ähnlich dem Rollen des Donners, welches nur der Eingeweihte zu hindern verstand. Überall befanden sich Hieroglyphen, worin urweltliche Weisheit in einer für uns, so wie für die Menge unleserlichen Schrift verwahrt wurde.

Fester als das Labyrinth, dessen majestätische Trümmer Paul Lukas beschrieb, stehen seit vier Jahrtausenden in Ägypten die Pyramiden. Die erste und prächtigste forderte nach Herodot zwanzig Jahre, und nach Diodoros täglich 36000 Arbeiter. Sie stehet in der Nähe von Memphis auf einem Naturfels, welcher mit einem gemächlichen Abhange sich hundert Fuß hoch erhebt. Über ihm thürmt sich das Kunstwerk zu einer Höhe von vierhundert und achtzig Fuß auf. Jede von den vier Hauptlinien der Grundfläche hat gegen siebenhundert Fuß, und verliert sich gegen die Spitze in einer sanften Verengung. Der Gang bis zur Spitze, welche noch aus einem geräumigen Vierecke besteht, wird durch breite Stufen aus festen Steinblöcken gebildet. In dem Innern sind Gänge, Brunnen, Höhlen, Gemächer, Bogengewölbe und Ruhestätte, zum Theil mit buntgemischten und glatt geschliffenen Marmorarten geschmückt. Das innerste Gemach diente zum Grabmahl des Erbauers Cheops, wo an Feinheit und Auswahl der Steine das Vollkommenste sich zeigte. Die Ruhestätte selbst glich einem Altare, war inwendig hohl, und gab einen Klang, gleich einer Glocke von sich. Einen wunderbaren Laut vernahm man durch ein Echo, welches nach Plutarch fünffach, nach den Aegyptern aber zehnmal wiederhallte.

Die Gelehrten streiten, welchen Zweck die Pyramiden gehabt, und ob alle für die nämliche Bestimmung dienten. Sie verfielen auf Schatzhäuser, Kornkammern, Sternwarten, Tempel, Archive, Studierzimmer, endlich auf Kirchhöfe und Grabmäler. Arbeiteten die Pharaonen aus eitler Ruhmsucht zu ihrer Namensverewigung, so ward ihr Endzweck verfehlt; denn von den meisten noch stehenden Pyramiden kennen wir die Namen der Erbauer nicht mehr. Es sind etwa vierzig übrig geblieben. Sie theilen sich in fünf große Gruppen von Dschise, von Manjelmusa, von Sakara, von Dagschur und Fejum.

Wir können die Herrscher nicht bewundern, welche die ererbten Reichthümer für solche Werke aufwandten, und gefangene Menschen deswegen zusammenpeitschten. Eher verdienten Bewunderung die Baumeister, welche in den frühern Tagen der Urwelt solche Kraft und Kunst besaßen, um das Einzige zu vollbringen, was Jahrtausende lang der Zeitgewalt und der Menschenwuth trogte.

* * *

Bey den urweltlichen Gebäuden Ägyptens waren Steine angebracht, welche sechs Fuß breit, eben so hoch, und sechszehn oder mehr Fuß lang

waren. Derley Massen legte man auf einander, so daß ihre eigene Schwere sie befestigte, ohne daß man die Verbindung des Mörtels oder Bleyeingusses bedurfte. Der Meißel des Handwerkers, welcher solches zu leisten vermochte, lieferte in der Hand des Künstlers die Sphynx und Obelisken.

Der Sphynx, welchen man vorzugsweise den großen nennt, ist durch Anschwemmung des Wassers, und Sandaufhäufung des Windes zur Hälfte unter der Erde. Er wurde aus Einem Felsen gehauen. Hals, Kopf und Rücken, welche aus dem Sande hervorragen, sind 27 Fuß hoch. Der Anfang der Brust ist 33 Fuß weit. Vom Anfange des Halses bis zum Ende sind 20, von da bis zur Öffnung in dem Rücken 75, die Länge der Öffnung 5, von da bis an den Schwanz 30 Fuß; also beträgt die ganze Länge dieses Standbildes 130 Fuß.

Die Obelisken, auf Aegyptisch Sonnenstrahlen, von Herodot Obeloi genannt, waren hohe, pyramidenartige Säulen auf einem Fußgestelle. Ohne dieß erreichten einige die Höhe von 150 Fuß, und die unterste Breite von einer der vier Seiten maß auch 25 Fuß. Alle bestanden nur aus einem einzigen Steine von der härtesten Granitart; sie waren auf's Feinste polirt, und auf einer oder auf allen Seiten mit hieroglyphischen Bildern bedeckt; diese Bilder wurden eingearbeitet, oder eingesenkt. Jeder Obelisk forderte fünf Hauptarbeiten ungeheurer Art, so daß Menschen zu vielen Tausenden sie nur leisten konnten. Erstens das Aushauen und zum Theile das Aussprengen des Steines aus dem Gebirge durch eiserne Keile. Zweitens das Abschleifen mit Sandstein, um die genaue Figur und die unbeschreiblich feine Glätte zu erhalten. Drittens das Eingraben oder Einsenken der anderswo gefertigten Hieroglyphen. Viertens die Fortschaffung an Ort und Stelle; äußerst schwierig und langwierig, da man sogar neue Wege bis zu einem der Nil-Kanäle deswegen anlegen mußte. Fünftens die Erhebung auf das Fußgestell genau nach den vier Weltgegenden. Der Obelisk des Rhamssinit, an welchem 20000 Menschen arbeiteten, war 108 Fuß hoch, und über 13000 Zentner schwer. Konstantin der Große ließ ihn nach Alexandrien, und Konstantin II. nach Rom bringen, wo man ihn in der Rennbahn aufstellte. Die Romstürmer warfen ihn um, so daß er in drey Stücke gespalten, in Sumpf und Morast Jahrhunderte lag. Papst Sixtus V. ließ ihn wiederherstellen, und errichten vor dem Lateran durch Domenico Fontana, welcher ihn mit 5 Hebeln, 40 Kreuzhaspeln, 75 Pferden, und 907 Menschen auf das Fußgestell brachte.

(Der Schluß folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Der Tempel des Jupiter Serapis in Pozzuoli *).

Neapel im August 1821.

Wie merkwürdig auch die Ostküste von Neapel durch die aus ihrem Grabe erstandene Stadt Pompeii und durch die aus den vulkanischen Grüften des alten Herkulanums

*) Grundrisse und Ansichten dieses Tempels befinden sich in der Voyage pittoresque en Italie T. II. P. 167—174. dann in Monumenti mediti di antichità e belle arti, raccolti e dati in luce da una società archiologica Napoli 1820 und in mehreren anderen großen Werken. Ann. d. Ned.

gezogenen Schätze geworden, so biethet doch die Westseite nicht minder merkwürdige Gegenstände für den Geschichts- und Alterthumsforscher dar, zu denen sich die Phänomene halb und ganz ausgebrannter Vulkane, die Schrecknisse ihres Jornes, wie die Reize und die Fruchtbarkeit dieser Landschaft gesellen, die schon unter den Alten die Glückliche genannt, damals der Sitz der höchsten Verschwendung und Wollust waren, jetzt zum Bild des menschlichen Stends unter giftigen Ausdünstungen des fruchtbarsten Erdbodens sich verwandelt hat, wo im Gegentheil wieder jener Kessel, der einst den Eingang zur Unterwelt versinnlichte, dessen Gewässer keine Fische nährten, dessen verpesteter Luftkreis alle gefiederten Wesen verscheuchte, jetzt mit lieblichen Gebüsch umgrenzt zum Genuß der erquickendsten ländlichen Stille — nur von Philomelens Klagesang unterbrochen — einladet, in welcher das Orakel der kumanischen Sybille belauscht werden kann. Von hier lenken wir zur Bahn, die einst Herkules mit den geraubten Kindern betreten, und mit der geheimnißvollen Geisterwelt schon mehr vertraut, von Nymphen und Dryaden geleitet, erreichen wir den nicht allzufernen stygischen Fluß: der mürrische Fährmann steuert mit dem morschen Rahne herbey; getrost sich ihm überlassen: die Seufzer der Sterbenden tönen nicht mehr aus der einsamen Acherusia; aber auf Elysiums üppigen Rebhügeln strahlet das glühende Bild von Erde, Meer und Himmel in die entzückte Seele zurück.

Dieser klassische Boden, von Neapel bis zum Misenischen Vorgebirg im Halbkreis gezogen, ist mit zahllosen Trümmern dieser längst verschwundenen Jahrhunderte bedeckt, unter denen die des Serapis-Tempels in Pozzuoli besondere Aufmerksamkeit verdienen. Aus dem Amphitheater — in welchem unter Kaiser Diokletian der Bischof Januarius von Benevent sich die Märtyrer-Krone erzwungen — an den Tempeln des Neptuns und der Diana, an vielen alten Grabmählern vorbei, durchschneidet man die Via Campana, um zum Meeresufer herab zu diesem äußerst merkwürdigen Denkmahl zu gelangen, das in seinen Ruinen noch zur Bewunderung über den hohen Grad des Geschmacks und der Vollkommenheit in der Baukunst damahliger Zeiten hinreißt. Erstaunt bleibt Jeder unter dem Thore — von einem Invaliden geöffnet — stehen, bey dem Anblick einer verschwenderischen Menge der kostbarsten Marmorgattungen an Säulen, Gestellen, Kapitälern, Fußböden u. dgl., womit der Raum dieses Gebäudes ganz bedeckt ist. Nur drey kolossale Säulen heben noch mit Troze ihr Haupt zum Himmel, alles übrige gibt eben so sehr das Bild der Zerstörung, als es die Majestät beurfundet, in welcher dieser Tempel zu den vorzüglichsten seines Zeitalters gehörte. Wie auch immer die Zeit und die Barbaren an ihm gewüthet haben, so ist doch noch seine ganze Gestalt und innere Einrichtung zu erkennen.

Nach einer auf drey großen Marmorplatten gefundenen Inschrift *) ist dieser Tempel aus dem ihm zugehörenden Schätze im siebenten Jahrhunderte der römischen Zeitrechnung wieder hergestellt, und deshalb von den Puteolanischen Duumviren mit dem Unternehmer aller öffentlichen Gebäude der Vertrag zu dessen Verschönerung so abgeschlossen worden, daß dem Baumeister nicht nur die Arbeiten nach den Regeln des damahligen Geschmacks vorgezeichnet, sondern auch noch besonders bestimmt wurde, wie der ganze Bau der Beurtheilung der Duumviren und eines Ausschusses von wenigstens zwanzig Mitbürgern unterzogen werden soll. Unter andern Arbeiten werden darin auch die der Opferaltäre und der Statuen vieler Gottheiten angeordnet, deshalb manche vermuthen, dieser Tempel wäre nicht dem Serapis allein, sondern allen Göttern von Pozzuoli geweiht gewesen. Indessen ist nicht zu zweifeln, daß er immerhin vorzüglich dem Jupiter Serapis zu Ehren erbaut worden, wie nicht nur aus der Stelle eben dieser Inschrift: *lex parieti faciendo in area, quae est ante aedem Serapi trans viam mare versum* deutlich erwiesen, sondern auch durch die unter der Regierung des Königs Carl III. hier gefundene Statue dieses Gottes noch mehr bekräftigt wird. Hier ist dieser Götze mit dem Bart sitzend abgebildet, das Fruchtmaß auf dem Haupte, den Cerberus (auf dessen Köpfe er sich stützt) zur Rechten und einen Speer in der linken Hand

*) Dieselbe befindet sich ihrem ganzen Inhalte nach in Jani Gruteri, *Corpus Inscriptionum* Tom. I. P. II. poeg. CCVII.

haltend. Diese Statue, nach ihrer Arbeit zu urtheilen, weit älter als die Wiederherstellung des Tempels, wird im königl. Museum zu Neapel verwahrt. Bekanntlich waren es die Ägypter, von welchen Pluto als Jupiter Serapis verehrt wurde; die Phönizier und Araber hingegen nannten ihn Dusari, deshalb auch auf manchen hier ausgegrabenen Säulen: Dusari sacrum gefunden wird. Es würde befremdend seyn, unter diesen beyden Benennungen diese Gottheit hier verehrt zu finden, wenn nicht geschichtlich erwiesen wäre, wie häufig der Puteolanische Hafen von diesen Nationen besucht worden, und also der nähmliche Fall eintritt, wie bey dem Isis-Tempel zu Pompeji.

Der Anfang der schon ein Paar Mahl erwähnten Inschrift läßt bey dem Vergleich der zwey hier benannten Konsuln mit der Chronologie des Petavius und bey der Überzeugung, daß Pozzuoli im Jahr 559 zum zweyten Mahl in eine römische Kolonie verwandelt worden, keinen Zweifel, daß dieser Tempel im J. 649 der römischen, also 105 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung diejenige Gestalt und Verschönerung erhalten, in welcher seine Trümmer noch jetzt bewundert werden. Die Kaiser M. Aurelius Antoninus und Septimius Severus haben später nur einige Ausbesserungen veranstaltet, wie in den Piedestalen zweyer Säulen an der Zelle eingegraben gefunden worden.

(Der Schluß folgt.)

Schauspiel.

R. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore, den 8. zum Vortheil der Mad. Rozier, geb. Aumer: Eine musikalische Akademie.

Diese wurde mit der, von dem Orchester meisterlich ausgeführten, Overture aus Beethovens Prometheus eröffnet.

Hierauf folgte: Lebenslauf eines Verdrießlichen, von Fr. Treitschke. Ein heitres, scherzhaftes Gedicht, mit vieler Laune vorgetragen vom Hrn. Krüger. Es gereichte dem Deklamator zum besondern Vortheil, daß er es frey und sicher recitirte.

Das beliebte Gedicht von Goethe: Erlkönig, mit der geschätzten Musik des Hrn. Franz Schubert, gesungen vom Hrn. Vogel, machte diesmal nicht die erwartete Wirkung, so sehr die Kunst des Sängers durchzugreifen strebte, weil der Begleiter auf dem Fortepiano, Hr. K. Schunke, den Gesang durch das Akkompagnement nicht zu unterstützen wußte.

Nach diesem: Feuer und Wasser, von L. Brachmann. Es ist schwer, die Sprache der Elemente zu reden, um so mehr, wenn zwey mit einander konversiren. Das Wasser behauptet hier die Oberherrschaft über das Feuer; Mad. Schröder gelang es, ihren Zwiespalt zu beschwichtigen, indem sie das Gedicht mit vielem Nachdruck und mit Beyfall las.

Den Schluß machte Kreuzer's kraftvolle Overture aus Lodoiska.

Dann wurde zum ersten Mahl aufgeführt: Das Schweizer-Milchmädchen. Ballet in zwey Aufzügen, vom Hrn. Philipp Taglioni, Balletmeister der K. K. Hoftheater. Musik vom Hrn. Hoftheater-Kapellmeister A. Gyrowetz.

Der Inhalt dieser neuesten Erfindung des Hrn. Taglioni ist sehr einfach, aber nichts destoweniger äußerst unterhaltend und anziehend. Die Scene eröffnet sich mit einer reizenden Schweizer-Landschaft; ein kunstvolles Gemälde der H. Hoftheater-Maler Janitz und Gail. Es ist Sonnenaufgang. Jünglinge und Dirnen eilen zur Arbeit, die Heerde zieht auf die Trift, und reges Leben verbreitet sich rings umher. Auch Natalie (Mad. Rozier), Tochter des Pächters bey dem Hrn. von Sernange (Hr. Rozier) eilt mit ihrer Milch auf einem leichten Karren nach der Stadt. Sie wird von Alexis (Hr. Taglioni), Bruder des Gutsbesizers, der ihr aus Liebe nachstellt, überrascht und flüchtet sich in's Haus zurück. Der Bediente des jungen Herrn gibt ihm den Anschlag, sich versteckt zu halten, und bey schicklicher Gelegenheit durch seine übrigen Diener sie entführen zu lassen. Bald nachher kommt der Gutsherr und seine Ge-

Mahlinn (Mlle. Milidre). Das junge Volk versammelt sich; die Dame theilt Geschenke aus, die Heirath der ältesten Tochter des Pächters, Henriette (Mad. Brete) mit Charles, ihrem Verlobten (Hr. Brete), wird unterzeichnet. Hierauf erfolgt ein Divertissement, und mit den drey Schwestern vereinigt sich die Dame selbst zum Tanze. Nachdem die Herrschaft endlich in dem seitwärts stehenden Pavillon ein leichtes Frühstück eingenommen, geht es auf die Jagd, und die Landleute zerstreuen sich wieder. Natalie mit ihrer jüngern Schwester Nannette (Mlle. Heberle) bleiben zurück, um in dem Lusthaus aufzuräumen, letztere entfernt sich aber wieder; in dieser Zeit wird Natalie von den Leuten des Alexis überfallen, und nachdem ihr der Mund verbunden worden, ohnmächtig davon getragen. Nannette, die wieder heraus kommt, findet der Schwester Halskette, schöpft aus diesem und andern Umständen ängstliche Besorgniß, meldet es den Ältern; diese gerathen außer sich, der Raub ist entschieden, die ganze Gegend wird zur Hülfe aufgebothen. Unter Bestürzung und Verwirrung schließt der erste Akt.

Im zweyten befindet die Geraubte sich auf dem Schlosse des Entführers, ohne Bewußtseyn auf einem Sopha ausgestreckt. Durch das Fenster eines Balkons erblickt man, wie durch einen leichten Duft, Gebirge, Thäler und Landschaften, in einem lieblichen Gemälde. Diese Dekoration mit dem offenen Saal, worin die Handlung vorgeht, ist vom Hrn. de Pian, und in Hinsicht auf Perspektive das Auserordentlichste geleistet. Nachdem Alexis die Bewußtlose durch einen vorgehaltenen Flacon wieder in's Leben gerufen und sich entfernt hat, um sie hinter einem großen Vorhang zu belauschen, kommt sie wieder zu sich, betrachtet Alles um sich her mit Erstaunen, erschrickt vor ihrem eignen Bilde, das sich im Spiegel zeigt, öffnet den Vorhang seitwärts im Hintergrund und erblickt eine Gestalt in Lebensgröße. Es ist das Ebenbild ihres Liebhabers, als Wachsfigur auf einer stufenförmigen Erhöhung. Anfangs hebt sie scheu hinweg von der Erscheinung, will entfliehen, doch da sie keinen Ausweg findet, nähert sie sich allgemach, wird immer mehr und mehr mit der Figur vertraut und gibt ihr Wohlgefallen zu erkennen. Ihre Äußerungen entzücken den von Zeit zu Zeit hervortretenden Alexis, der sich endlich selbst an die Stelle der Wachsfigur postirt. Sie sucht nun die Gestalt auf verschiedene Weise mit Band und Blumen auszuschnücken, die ihr in die Hände fallen, ihre Zuneigung wächst, weil sie Herzschlag und Leben leicht verspürt; nachsinnend setzt sie sich auf die Erhöhung nieder. Alexis wird einige Mahl von dem Gefühl seines Herzens hingerissen und will sie berühren; durch die Bewegung aufgeschreckt, erhebt sie sich, er aber steht sogleich starr und unbeweglich wieder da. Endlich kann er der Gewalt der Liebe nicht mehr widerstehen und schlingt die Arme um sie her. Die Erschrockene entreißt sich ihm, er schwört ihr Liebe, steht um Gegentliebe, gelobt ihr Treue. Die Schöne fühlt sich überwunden und ist im Begriff, dem geliebten Verräther an die Brust zu sinken, da bricht durch die verschlossene Thür das ungestüme Landvolk herein, der Bruder des Entführers und der Pächter an der Spitze. Natalie fällt zu ihres Vaters Füßen und erklärt ihm, wie sie durch ein lebloses Bild getäuscht worden. Hr. von Sernange fordert von Alexis Genugthuung; dieser ist dazu erbötig, bezeugt aber seine redlichen Absichten, und daß er das Mädchen zu seiner Gattinn erwähle, worauf die Ältern sie vereinigen. Nun eilen Alle auf den ersten Platz zurück, wo festliche Zubereitungen getroffen sind, und ein glänzendes Divertissement die Handlung schließt.

Der Gang dieses Ballets ist einfach und klar, die Scenen folgen natürlich auf einander, und es bedarf keines Kommentars, um bey der ersten Ansicht die Begebenheiten zu verstehen. Auf den Charakter der Hauptperson, des unbefangenen, in ländlicher Einfalt aufgewachsenen Schweizermädchens, das seine Berge, seine Thäler noch nicht gegen städtischen Prunk, den Frieden der Natur nicht gegen die Blendwerke der feinen Welt vertauscht hat, gründet sich die Anlage, und dieser Charakter entwickelt sich im zweyten Akt vom Anfang bis zum Ende der mimischen Darstellung, durch den sinnreichen Gedanken, das Ebenbild des Liebhabers hinzustellen, um die Neigung der Getäuschten zu erforschen und ihr Vertrauen zu gewinnen, Schritt für Schritt, und Zug für Zug, mit immer wachsendem Interesse. Es ist hier auch hauptsächlich

auf das Talent der mimischen Künstlerinn Rücksicht genommen, die jeden Wink versteht, jede Andeutung mit einem so lebendigen Gefühl aufzufassen und jeden Zug zu einem vollständigen Gemälde mit Leichtigkeit und Wahrheit auszuführen und zu verbinden weiß. Diese Vorzüge zeigten sich hier abermahls in einer mit streng charakteristischer und psychologischer Genauigkeit durchgeführten Reihe von Momenten, worin Kunst und Natur mit einander um den Preis kämpften. Ein nicht minder sinnreicher Einfall ist es auch, nach der Verwandlung, kurz vor Anfang des ländlichen Festes, den Liebhaber als Landmann verkleidet auftreten zu lassen, der die Geliebte und ihre Schwestern eine Zeit lang täuscht, bis Natalie ihm den vorgehaltenen Hut entzieht, und den Neckenden erkennt. Nun schließt er sich den Tanzenden an, und das durch kunstreiche und reizende Tänze belebte Divertissement beginnt, worin die anmuthigsten Bilder und Gruppierungen sich entfalten. Zuerst wetteiferten Hr. und Mad. *Bretel* in einem durch Leichtigkeit ausgezeichneten Pas-de-deux um den vielfach wiederholten Beyfall. In dem darauf folgenden Pas-de-trois nahmen Mad. *Kozier*, Hr. *Taglion* und Mlle. *Heberle* die volle Theilnahme der befriedigten Zuschauer in Anspruch. Zuletzt entzückte ein mit großer Meisterschaft durchgeführtes Pas-de-deux von Mlle. *Milère* und Hr. *Kozier*, worin die höchste Anmuth des Tanzes mit Kühnheit der Bewegungen, Kraft und Leichtigkeit sich paarte, die zu immer lautern Zeichen der Bewunderung hingerissene Versammlung.

Auch das Korps verdiente allgemeinen Beyfall, der ihm schon im Final des ersten Aufzugs, wegen der mit aller Präzision ausgeführten Ensembles, in vollem Maß zu Theil wurde.

Die Musik ist besonders während der pantomimischen Darstellung des zweyten Akts gelungen und der Situation angemessen. Manche bekannte Sätze, auch aus Rossinischen Kompositionen, sind gut verwendet. In den Tanzstücken wird die reizende Melodie und rhythmische Bewegung oft vermisst.

Außer den trefflichen Dekorationen ist noch das Kostum zu rühmen, worin zu ländlicher Einfachheit sich Reiz und Mannigfaltigkeit gesellen.

Der Beyfall war in der zweyten Vorstellung noch enthusiastischer, als am ersten Abend, und wuchs, vorzüglich im zweyten Akt, mit jedem Moment der Handlung, so daß dieses Ballet ohne Zweifel sich als ein Lieblingsstück auf dem Repertoire erhalten wird.

Den 14. wurde dieses Ballet zum vierten Mal bey voll gedrängtem Hause gegeben, mit gleichem Beyfall, wie vorher, wodurch das so eben Gesagte hinlänglich bestätigt wird.

Diesem voran ging *Edmund* und *Caroline*, zum zweyten Mal. Frey bearbeitet vom Hrn. *Freitsche*. In Musik gesetzt von dem Opern-Direktor Hrn. *J. Weigl*. Es sind nun mehrere vortheilhafte Abänderungen getroffen worden, die Brief-Scenen nehmen weniger Zeit weg, das Ganze ist mehr zusammengedrängt, und die Ausführung ging rascher. Das Theater-Publikum erkannte diese Sorgfalt durch günstige Aufnahme, und unfehlbar wird sich auch dieses interessante kleine Singspiel, seiner Bestimmung gemäß, im Gefolge der Ballets fernerhin behaupten.

Herausgeber und Redakteur: *Joh. Schisch.*

Gedruckt bey *Anton Strauß.*

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 18. Oktober 1821.

125

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zu haben in einem viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbe und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Lendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Urbildungen des Kunstsinnes.

Von Julius Franz Schneller, Professor zu Grätz.

(Schluß.)

Die urweltlichen Mahlereyen Ägyptens sind für uns höchst anziehend, theils, weil wir keine anderen aus dem ersten Alter der Geschichte besitzen, theils, weil wir die Dauer der Farben durch Jahrtausende bewundern. Ein Meister unter den neuern Reisenden Pocock sagt: „Die Gräfte bey Theben sind als lange Gemächer oder Galerien sehr schön unter den Bergen ausgehauen. Diese Berge bestehen aus einem dichten, weißen Stein, der sich wie Kreide schneiden läßt, und so glatt ist, als die feinste Stukatur-Arbeit. — In dem äußersten Gemache einer von diesen Galerien ist das Bild des Königs nach der völligen Länge auf dem Stein gemahlt. Sowohl die Seiten, als die Decken der Gemächer sind mit hieroglyphischen Bildern und Vögeln und Thieren eingehauen; einige davon sind gemahlt, und sehen so frisch aus, als ob sie eben fertig geworden wären.“

In dem Grabmahle des Osymandias war der gestirnte Himmel auf den blauen Grund gemahlt; und nicht selten illuminirte man die Hieroglyphen. Der Vater der Geschichte Herodot sagt an mehreren Orten: „Den heiligen Vogel Phönix habe ich nicht in der Natur, sondern nur im Gemählde bey den Ägyptern gesehn; er sieht fast aus, wie ein Adler; seine Flügel sind theils goldfärbig, theils roth. — Das Bild, welches reiche Leute nach geendigten Gastmahlen ihren Gästen in einem Sarge vorweisen ließen, war von Holz, und so treffend gemahlt und bearbeitet, daß es wie ein todter Menschenleib aussah. — Die Balsamierer zeigten den Leuten, welche Mumien bey ihnen bestellten, gemahlte Muster von Holz vor. — Unter andern Weihgeschenken, welche der König Amasis an die Hellenen zu Kyrene schickte, war auch sein gemahltes Abbild.“

Das trübe Bild irdischer Vergänglichkeit und menschlicher Verwesung gab dem Gemüthe der Ägypter solch eine Finsterniß, daß sie in ihrer urweltlichen Kunst stets etwas Düsteres ausdrückten. Sie wandten dieselbe auch auf Ausschmückung der mühsam verfertigten Mumien, welche man begypste, und in künstlich gearbeitete, oft durchsichtige Futterale einschloß. Die Musik bestand in einem Leichen- und Trauergeheule. Die Dichtkunst erheiterte nie, brachte nie vor die Seele die körperlichen Bilder der geistigen Größe. Der Tanz ward nur bey dem Gottesdienste, niemahls zur häuslichen Freude der Ägypter gebraucht.

I s r a e l i t e n .

Moseh gab gelegentlich Nachrichten von der beginnenden Kunst bey seinem, in Ägypten sklavischen, in Arabien nomadischen Volke.

Jubal hieß der Erfinder der Zither und Harfe. Tonkunst und Tanz vereint, wurden angebracht bey gottesdienstlichen Festen und häuslichen Freuden. Fortziehende begleitete man mit Pauken und Harfen. Neugeborne begrüßte man mit dem Schalle des Saitenspieles. Mirjam, die Prophetinn oder Dichterin, Aron's Schwester, nahm die Pauke, und alle Frauenzimmer folgten ihr mit Pauken und Tanz, und sangen mit Moseh und allen Mannspersonen chorweise abwechselnd Jeova's Lob und das Siegeslied. Beym Feste, das die Israeliten Jeoven unter dem Bilde des goldenen Kalbes feyerten, standen sie auf nach der Mahlzeit zu Tänzen und Lustbarkeiten. Zur Schlacht zog man mit Musik; zu Volksversammlung und Aufbruch rief Moseh die Seinen mit silbernen Trompeten.

Des Zeichnens und der Malerey wird nicht besonders erwähnt, aber des Modells, nach welchem man die künstlichen goldenen Leuchter und die heilige Wohnung bildete. Mit dem Grabstichel grub man die Form, in welche das goldene Kalb aus allerley Schmuck gegossen wurde.

Moseh kannte die Pyramiden, baute aber die Stiftshütte nach dem Bilde eines Gezeltens mit Säule und Vorhang. Er nennt Festungen mit Mauern, Thoren, Riegeln, Vorrathshäuser, Zeughäuser, Arbeitshäuser, Mühlen, statt Glasfenster Balken, und wirkliche Leitern.

Ehe die Menschen lesen und schreiben konnten, dichteten und sangen sie Lieder. Lamech's Lied auf die Erfindung des Schwerts ist das älteste bekannte. In Form des Gesanges überlieferte man Gesetze und Sagen. Die Helden der Urwelt und Babels Thurmbau erscheinen in Bruchstücken von Liedern im Pentateuch. Das Buch Job ist ein erhabenes Lehrgedicht über Theodicee mit Episoden über Menschenschicksal und Naturschönheit. Moseh selbst, der Feldherr, Gesetzgeber und Geschichtschreiber, hinterließ drey seiner Gesänge, die Siegeshymne, den neunzigsten Psalm und sein Abschiedslied.

* * *

Die Israeliten hatten in ihrer Dichtkunst eine so bestimmte kirchliche Richtung bekommen, daß sie auch unter ihren Königen den Gesang der Gottheit vorzüglich weihten. König David verfaßte Hymnen und Psalmen mit Schwung und Kraft; König Salomo gab Sprüche der Weisheit, und das hohe Lied, worin sich die Freuden eines Brautfestes, die Schönheit der Kirche

abbilden sollen. Diese beyden königlichen Sänger, welche ihre Muse dem Dienste Jeova's außer den Stunden der Verirrung weihten, erfaßten den Gedanken, dem Ketter ihres Volkes, nach dem Bilde der wandernden Stiftshütte, einen festen Tempel auf dem Berge Moria bey Jerusalem zu erbauen.

David hatte die Fremdlinge seines Reiches zählen lassen, und dieselben zu Arbeitern am Tempelbau bestimmt; 70000 zu Lastträgern, 80000 zu Steinhauern, und 3600 zu Aufsehern, in allem 153600 Menschen. Leviten waren zur Oberleitung, Sidonier zur Kunstausfuhrung bestimmt. Man hatte den Anfang mit Holzfällen und Steinhauen gemacht, als David dahinstarb.

S e l l e n e n .

Homeros ward als Dichter und Menschenschilderer so berühmt, daß man sein Leben, wie jenes der Religionsstifter und Staatenbegrunder, in allerley Mährchen gläubig hüllte. Sieben Städte stritten um die Ehre, sein Geburtsort zu seyn; sie errotheten nicht, daß die Sage verkündete, er habe als blinder Sänger sein Brot verdienen müssen. Ob er als Jonier mit kräftiger Seele die Erzählungen der Seefahrer auffaßte, oder ob er auf weiten Reisen die Welt nach Selbstansicht kannte, ist nicht entschieden. Ob er der Maonide von seinem Vater Maon, und Melesigenes vom Flusse Meles bey Smyrna hieß, ist nicht entschieden. Aber gewiß lebten auf der Insel Chios die Homeriden, welche sich für seine Nachkommen hielten.

Die Homeriden hatten die Gewohnheit, einzelne Stücke aus den Werken Homer's abzusingen, wobey sie vorzüglich prächtige Gewänder, und eine goldene Krone auf dem Haupte trugen. Sie begannen alle Mahl mit einer Anrufung des Zeus, und sangen dann wechselweise einige Stücke aus der Ilias und Odyssee, welche sie, nach dem Zeugnisse der Alten, mit so viel Einsicht und mit so großer Begeisterung vortrugen, daß man in dem Dichter neue Schönheiten entdeckte.

Die Homeriden veranlaßten die zwey Fragen: erstens, kannte Homer die Schreibkunst so, daß er seine Werke dadurch auf die Nachwelt brachte? Zwentens: rührt die ganze Ilias und Odyssee von einem einzigen Dichter her, welcher sich Homer nannte? Die allgemeine Meinung, selbst der Gelehrtesten, antwortete auf beyde Fragen mit Ja. Aber Professor Wolf verfocht in unsern Tagen siegreich das entscheidende Nein. Die folgende Reihe seiner gehaltreichen Sae gibt Aufschluß über das Wesen urweltlicher Dichtung.

Als die Ilias und Odyssee gebichtet wurden (1000 vor Ch.), war die Buchstabenschrift bey den Hellenen wohl schon bekannt, doch noch nicht allgemein eingeführt. Sie hatte noch nicht alle Zeichen, und lieferte bey dem Mangel der Schreibmaterialien noch keine Bücher. Gesee und Inschriften, sehr abgekürzt, erschienen seit 664 vor Christus. Das griechische Alphabet wurde zuerst von den Samiern im sechsten Jahrhundert vor unserer Are gebraucht, wo auch die Papyrusstaude statt der Schafhaute eingeführt wurde, auf denen man bisher die größten Heiligthümer seit Lykurgos und Kadmos verzeichnet hatte. Mit Thales und Prosa begann erst die eigentliche Schriftstellerey. Homer kannte also die Schreibkunst so gut wie gar nicht. Was er davon andeutete, ist von Hieroglyphik zu verstehen.

Die *Barden* hatten im heroischen Zeitalter die Kriegeszüge dichtend begleitet, so wie die *Rhapsoden* im historischen Zeitalter die Dichtungen singend vortrugen; beyde brauchten die Schreibkunst nicht, die Begeisterung und das Gedächtniß diente ihnen statt Buch und Note. Homer gründete nach der Sage eine Schule von Sängern, so wie später die Dramatiker ihre *Daskalien* hielten, wo man den Schülern die *Distychen*, so wie später die *Rollen* einlernte. Beständige Übung und ausschließende Widmung, schärften das Gedächtniß so, daß man die größten Gedichte auswendig wußte. Ähnliches bemerken wir bey den *Braminen* mit den indischen *Wedam's*, und bey den *Kalmucken* mit der ungeheuern *Dschangariade*.

Das *Rhapsodiren* hob den engen Zusammenhang der Gedichte auf und veranlaßte Veränderungen derselben bey dem öfteren Vortrag. Zerstreute Theile des großen Ganzen der *Ilias*, welche etwas lockerer zusammenhängt, und der *Odyssee*, welche in künstlicherer Verbindung steht, bestanden anfangs für sich, und wurden endlich an einander gepaßt. Auch für Gleichförmigkeit der Sprache fing man an zu sorgen, doch bleibt in der *Odyssee* ein eigenthümliches Wesen, und selbst vom neunzehnten Gesang der *Ilias* an eine merckliche Verschiedenheit. Die *Homerischen Werke* waren also nicht *Komposition* eines Menschen, oder eines Zeitalters, sondern die Frucht vereinigter Bemühungen verschiedener Köpfe in verschiedenen Zeitaltern.

Sechs solche Zeitalter hat *Homer* erlebt. Im ersten entscheidenden wurden die *Rhapsodien* in *Ionien* abgesungen, von *Lykurgos* stückweise nach dem *Peloponnes* gebracht, von *Solon* nach der Zeitfolge der Begebenheiten für die öffentlichen Feste, z. B. die *Panathenäen* geordnet; dieß war die urweltliche Gestalt. Im zweyten Zeitalter wurden die Dichtungen als zwey geschlossene Ganze in der jetzigen Ordnung von *Pisistratus* niedergeschrieben. Seitdem begannen *Gelehrte*, *Diaskevesten* genannt, das Vorhandene zu überarbeiten, auszufüllen und zu runden; gramatische und kritische *Recensionen*, natürliche und allegorische *Kommentare* kündigten sich an. Man schrieb dem *Homer* noch andere Werke zu, wie *Batrachomyomachia*, *Kyprike*, *Epigone*, *Hymnen*; doch sprachen ihm andere auch die *Odyssee* ab.

Im dritten Zeitalter wurde durch *Aristoteles* der Glaube an die epische Einheit der Werke und die persönliche Einheit des Dichters herrschend. Sechs Städte oder Staaten, nämlich *Nassilia*, *Chios*, *Argos*, *Sinope*, *Kypros* und *Kreta*, sandten eigene *Recensionen* oder *Kommentarien* in die *Bibliothek* nach *Alexandrien*. *Zenodotos* von *Ephesus* ging als *Hauptkritiker* mit Worten und Versen despotisch und anmaßend um: Sein Schüler *Aristophanes* von *Byzanz* milderte den Satz, man müsse bey Herausgeben des Dichters auf die höchste ästhetische Bervollkommnung desselben mehr als auf die ursprüngliche Gestalt sehen. Dessen Schüler *Aristarchos* wußte *Strenge* und *Weisheit* mehr als alle kritischen Vorgänger zu verbinden, so, daß seine *Überarbeitung* herrschend wurde und blieb.

Im vierten Zeitalter, von *Aristarchos* bis *Longinus*, gewann vorzüglich die *Interpretation* Homers, doch verfiel man nicht selten in den *Irrthum*, dem wirklich höchst lehrreichen und hochsinnigen *Barden* noch größere *Gelehrtheit* und noch tiefern *Sinn* anzudichten, als er wirklich hatte. — Im fünften Zeitalter bestand Homers *Ruhm* während der *Jahrhunderte*

des Mittelalters eigentlich nur in Konstantinopel, von dorthier brachte ihn der Flüchtling Chalkokondilas, welcher im Abendlande die erste Ausgabe in Druck veranstaltete. — Im sechsten Zeitalter endlich ist er in allen Formen gedruckt worden zur Lehre und Freude der Tausende von Wißbegierigen, welche in den Muttersprachen ihn erhielten. Wolfs Untersuchung und Bossens Übersetzung sind unerreichte Denkmahle deutschen Fleißes und Geistes.

Homeros spricht gelegentlich ^{*} die Ansichten seiner Zeit über alle schönen oder freyen Künste aus.

Vom Gesange sagt er: Sie erhoben die Hände zum leckerbereiteten Mahle. Aber nachdem die Begierde des Tranks und der Speise gestillt war, jetzt dachten sie auf andre Reize der Seelen, Reigentanz und Gesang, denn das sind Zierden des Mahles. Siehe, der Herold reichte die stattliche Laute dem Sänger Femios, der vor allen an Kunst des Gesanges berühmt war. Dieser rauscht in die Saiten, und hub den schönen Gesang an."

Vom Tanze sagt er: „Dädalos erfann künstlich der lockigen Ariadne einen Reigen. Blühende Jünglinge dort und vielgefeuerte Jungfrau tanzten all' einander die Händ' an dem Knöchel sich haltend. Jegliche Tänzerinn schmückt ein lieblicher Kranz, und den Tänzern hingen goldene Dolche an silbernen Riemen herunter. Bald nun hüpfeten jene mit wohlgemessenen Tritten leicht herum, so wie oft die befestigte Scheibe der Töpfer sitzend mit prüfenden Händen herumdreht, ob sie auch laufe; bald dann hüpfeten sie wieder in Ordnungen gegen einander. Zahlreich stand das Gedräng um den lieblichen Reigen versammelt, innig erfreut; vor ihnen auch sang ein göttlicher Sänger, rührend die Harf; und zwey Haupttummeler tanzten im Kreise, wie den Gesang er begann, und dreheten sich in der Mitte."

Von der Zeichenkunst sagt er: „Der König ereiferte. Zwar ihn zu morden vermied er, aber gen Likia sandt' er ihn hin, und traurige Zeichen gab er ihm, viel Mordwinke geritzt auf gefalteten Täflein, daß, wenn er solches dem Schwäher gezeigt, er das Leben verlöre."

Von der Bildnerey sagt er: „Singe des Iliischen Rosses Erfindung, das aus Gebälk Speios erbaut, und in die Burg zum Betruge geführt der edle Odysseus. In dem gewaltigen Rosse saßen die tapfersten Helden Achaja's, das troische Volk mit Tod und Verderben bedrohend, wenn Ilios Mauer sie aufnahm."

Von der Baukunst sagt er: „Wie der Sonne Glanz umherstrahlt, oder des Mondes, strahlte des hochgesinnten Alkinoos ragende Wohnung. Wänd' aus gediegenem Erz erstreckten sich hierhin und dorthin, tief hinein von der Schwelle, gestimmt mit der Bläue des Stahles. Eine goldene Pforte verschloß die innere Wohnung; silbern waren die Pfosten, gepflanzt auf eherner Schwelle, silbern auch oben der Kranz, und golden der Ring an der Pforte. Goldene Hund' umstanden und silberne jegliche Seite, welche die Künstler gebildet mit kundigem Geist der Erfindung. Sessel entlang an der Wand auch reiheten sich hierhin und dorthin, tief hinein von der Schwelle des Saales; und Teppiche ringsum, fein und künstlich gewirkt, bedeckten sie, Werke der Weiber. Hierauf setzten sich stets der Fäakier hohe Beherrscher, festlich zu Speise und Trank, des beständigen Mahls sich erfreuend. Goldene

Jünglinge, dann auf schön erfundenen Gestühlen standen erhöht, mit den Händen die brennende Fackel erhebend, rings den Gästen im Saal bey nächtlichem Schmause zu leuchten. Fünzig dienten der Weiber umher im Pallaste des Königs. Diese mit rasselnder Mühle zermalmeten gelbes Getreide, jene wirkten Geweb, und dreheten emsig die Spindel, sitzend am Werk, wie die Blätter der luftigen Zitterpappel, und wie vom triefenden Öhl war hell die gewebete Leinwand. Denn so weit die Fäaken vor allen Männern geübt sind, hurtig ein Schiff zu lenken im Meer; so siegen die Weiber dort in der Kunst des Gewebes, denn dieß gab ihnen Athene, Werke der Kunst zu üben, voll Reiz und kluger Erfindung."

Von der Gartenkunst sagt er: „Außer dem Hof des Alkinoos erstreckt ein Garten sich, nahe der Pforte, eine Huf in's Gevierte, und rings umläuft ihn die Mauer. Dort sind ragende Bäume gepflanzt mit laubigen Wipfeln, voll der saftigen Birne, der süßen Feig' und Granate, auch voll grüner Oliven und rothgesprenkelter Äpfel. Diese tragen beständig im Jahre, nie mangelnd des Obstes, nicht im Sommer noch Winter, vom athmenden Weste gefächelt, knospen sie hier und blühen, dort zeitigen schwellende Früchte, Birne reift auf Birne heran, und Apfel auf Apfel, Traub' auf Traube gelangt, und Feig' auf Feige zum Vollwuchs. Dort auch prangt ein Gesilde von edlem Weine beschattet; einige Trauben umher, auf ebenem Raume gebreitet, dorren am Sonnenstrahl, und andere schneidet der Winzer, andere feltert man schon; hier stehen noch Härlinge vorwärts, eben der Blüthe ent-schwellend, und andere bräunen sich mählich. Dort sind auch geordnete Beete am Ende des Gartens reich an manchem Gewächs und stets von Blumen umduftet. Auch sind dort zwey Quellen; die eine fließt durch den Garten schlängelnd umher, und die andre ergießet sich unter des Hofes Schwell an den hohen Pallast, woher sich schöpfen die Bürger."

Von der Dichtkunst sagt er: „Bey allem Geschlecht der Sterblichen werden die Sängler werth des Vorzugs geschätzt und der Ehrfurcht, weil ja die Muse ihnen gelehrt den Gesang, und huldreich waltet der Sängler."

Von der Redekunst gibt er mannigfaltige Proben. Nestor und Odysseus waren Meister derselben, und siegten dadurch im Rathe der Könige und in der Versammlung des Volkes. Der zürnende Achilleus redete den schlauen Agamemnon also an: „Trunkenbold mit dem Blicke des Hund's und dem Muthe des Hirsch's!"

Correspondenz-Nachrichten.

Der Tempel des Jupiter Serapis in Pozzuoli.

(Schluß.)

Neapel.

Der Eingang zu diesem prachtvollen Tempel war auf der westlichen Seite, da aber diese gegenwärtig ganz mit elenden Häusern überbaut ist, und man deshalb nördlich eingeführt wird, so thut man wohl, gleich von der wahren Eingangsseite aus, diese merkwürdige Ruine mit einem Überblick aufzufassen, und sodann zur Betrachtung der einzelnen Theile überzugehen. — Nach einer vorgenommenen Messung hat dieses vierseitige Gebäude 185 Schuh Länge und 162 Schuh Breite. Nicht nur der ganze Fußboden war mit weißen Marmorplatten gepflastert, sondern auch die Bekleidungen des Daches und der Seitenwände von gleichem Materiale, dessen feine Bearbeitung billig

in Erkaunen setzt. Auf der östlichen Seite gelangt man durch eine halbkreisförmige Vorhalle zur Zelle, wo in einer Nische, mit mehreren Säulen und Statuen prächtig verziert, das schon beschriebene Götzenbild verehrt worden. Die vier Stufen, die dahin führten, so wie die Gestelle dieser Säulen, schimmern noch in blendender Weiße. Außerhalb der Vorhalle standen vier Säulen von cipollinischem Marmor, jede 5 Schuh im Durchmesser, 15 Schuh im Umkreis und 44 Schuh in der Höhe, mit korinthischen Kapitälern und Gesimsen von der vorzüglichsten Arbeit, alles aus einem Stück gehauen. Auf denselben thürmten sich vier andere von giallo antico in einem kleineren Maße auf und vollendeten so die Pracht dieses Flügels. Vor dieser Halle stehen die drey Säulen, von denen ich früher gesprochen, in deren Umkreis bis zur Halbscheid der Höhe viele Höhlungen, von Bohrmuscheln eingefressen, keinen Zweifel lassen, daß dieser Tempel längere Zeit vom Meere bedeckt gewesen, wie auch gegenwärtig dessen Boden nicht höher als 10 Zoll über der Meeresfläche erhoben ist. Innerhalb der Vorhalle standen gleichfalls zwey kolossale Säulen von cipollinischem Marmor symmetrisch mit zwey andern halb in die Wand eingemauerten, deren Piedestale noch vorhanden. Zwey Gruppen Statuen, hier gefunden, sind jetzt im Museo zu Neapel zu sehen.

Wenden wir uns jetzt zum innern Raum dieses Gebäudes, so finden wir 24 Fußgestelle im Umkreis der drey andern Seiten gezogen, auf denen einst Granitsäulen mit korinthischen Gesimsen ruhten; eben so viele Statuen standen vor dieser Säulenreihe, welche mit Marmor gedeckt war, worauf sich die obere Galerie von giallo antico erhob; Treppen, deren Reste noch in den Kammern, welche das ganze Gebäude umschließen, sichtbar sind, führten zu dieser erhöhten Kolonnade. In der Mitte des Platzes besteigt man auf vier marmornen Stufen einen kleinen runden Tempel, 67 Schuh im Durchmesser, dessen Kuppel, mit weißem Marmor getäfelt, einst auf 16 Säulen von rosso antico ruhte, deren jede vom Kopf bis zum Fußgestelle aus einem Stück gebildet war. Statuen von Göttern füllten den Raum zwischen den Säulen aus und umkränzten den Opfertisch, dessen achteckiges Piedestal bis jetzt der Zerstörung entgangen ist. Ringe von Bronze unter den Stufen im Boden eingemauert mögen zum Anbinden der Opfertihere gedient haben. Um den Altar ziehen sich zwölf zylindrische Gefäße von Marmor mit künstlich gearbeiteten Einfassungen, die von manchen für Aufbewahrungs- Behälter der Eingeweide, aus denen die Priester weis sagten, gehalten werden. Wahrscheinlicher sind es Zisternen zur Sammlung des Mineralwassers, von welchem Philostratus erzählt, und das gegenwärtig, wo diese Gefäße verschüttet sind, sich über die ganze Fläche des Platzes ergießt. Hier haben wir zugleich das Geheimniß der von Serapis an so vielen Leidenden, die mit frommem Glauben auf seine Hülfe aus den entferntesten Gegenden herbeyströmten, und seine Priester bereicherten — ausgeübten Wunder. Den Nymphen war dieses Wasser geheiligt, deren Quelle sie hüteten und rein bewahrten; ihr mußte geopfert werden, um sich Serapis Schutze werth zu machen. Deshalb besaß der Tempel solche Schätze, mit denen dieser prachtvolle Bau unternommen werden konnte. Hier haben wir nun auch den Gebrauch der Kammern gefunden — von welchen schon gesprochen worden — die, 36 an der Zahl, die Einfassung dieses Gebäudes bildeten. Von denselben sind eilf zu jeder Seite, acht beim Eingang und sechs an der östlichen Seite, angebracht; in den Kammern der letzteren findet man zwey Schuh hohe marmorne Bänke, mit ausgebohrten Rigen, unter welchen ein Kanal läuft, der ihre Bestimmung verräth, und jeden Zweifel hebt, daß dieses Gebäude ein Serapeum, ein dem Jupiter Serapis geweihtes Spital gewesen, in welchem Kranke ihre Genesung erwarteten, und woben die Priester zugleich als Ärzte gedient haben.

Wahrscheinlich führte noch ein äußerer Gang um den Tempel, wie an einem Vorgehen und mehreren Resten eines Fußbodens von musivischer Arbeit zu sehen ist. Hier findet man die großen Wasserbehälter, woraus es durch unterirdische Kanäle zum Innern des Tempels geleitet worden. Ungestellte Versuche mit dem Thermometer zeigen, daß dieses Mineralwasser mit einem laugensalzigen Geschmack nicht mehr als 15 Grad Wärme über die Temperatur der Atmosphäre enthält. Einige der erwähnten Kammern sind erst unlängst zum Badgebrauch dieses Wassers neu hergerichtet worden, das für

rheumatische und anhrithische Beschwerden als sehr heilsam geachtet wird: innerlich gebraucht, wirkt es vortheilhaft gegen Obstruktionen und befördert die Verdauung.

Nach der hier gegebenen einfachen Beschreibung dieses Tempels läßt sich auf die Pracht und den Reichthum desselben schließen, der an Umfang, Anlage und Kunst jenem berühmten in Griechenland, von Perikles dem Theseus zu Ehren erbaut, gleichgestellt werden kann, ja in Verschwendung des Marmors ihn übertraf, da, wie wir wissen, dessen Dach nur aus gemeinen Steinen zusammengesetzt war. Wie sehr ist zu bedauern, daß zur Erhaltung dieses merkwürdigen Denkmahls — im Jahr 1750 nur Ausnahme der obern Galerie beynähe ganz unverseht ausgegraben — nicht zweckmäßige Anstalt getroffen, sondern Alles vielmehr willkürlichen Plünderungen und Zerstörungen Preis gegeben worden ist. P.

Schauspiel.

R. F. Burgtheater, den 14. das Intermezzo, oder: Der Landjunker zum ersten Mal in der Residenz. Lustspiel in fünf Aufzügen, von U. v. Rohrbach. Hr. Wallbach, vom königl. preussischen Theater in Breslau, gab als erste Gastrolle den Junker Hans von Birken mit vielem Glück.

Seine Persönlichkeit ist diesem Charakter völlig entsprechend und sein Benehmen dient ihm zur gefälligsten Einfassung. Anfangs etwas verlegen, oder in sich selbst zurück gehalten, löste sich bald alles zur freyeren Wirksamkeit, immer mehr und mehr von Scene zu Scene. Die Lebhaftigkeit nahm zu, und es ist besonders zu rühmen daß sie nie ausartete, und selbst im Affekt weder die Artikulation noch die Bewegungen scharf und schneidend wurden. Treuherzigkeit und Gemüthlichkeit vereinigten sich glücklich, und die Übergänge waren leicht. Vorzüglich empfahl sich die Zusammenkunft mit Amalie, in der dritten Scene des vierten Akts, und hierin wirkte besonders der Ausruf: „Ey! bewahre!“ — indem Hans von der Bestimmten, die ihm wenig zusagt, mit ländlicher Unbefangenheit zurücktritt, sich aber schnell an den Verstoß gegen die Artigkeit erinnert. Hr. Wallbach wurde mit allgemeinem Beyfall hervorgehoben.

Anzeige.

Wien am 16. Oktober 1821.

Hr. Doktor Pohl ist gestern Nachmittags mit einem sehr ansehnlichen Transport brasilianischer Naturseltenheiten glücklich hier angekommen. Von Amsterdam, wo er lebete, hatte er alles bis Würzburg zu Wasser gebracht, hier ließ er die lebenden Pflanzen, die schon durch die lange Seereise von 109 Tagen gelitten hatten und wegen der unvermuthet eingetretenen kalten Jahreszeit nicht mehr ohne Gefahr fortzubringen konnten, zurück und schaffte das übrige zu Land bis Regensburg, dann von da zu Schaffhausen auf der Donau hierher. Unter andern überbrachte er zwey Potokuden, Mann und Weib nebst ihrem Kinde. Unter den Naturseltenheiten befinden sich ein Krokodill, ein Armadillo oder Gürteltier, ein Kasuar, ein Königsgeyer u. s. w.

Eine ausführlichere Anzeige dieser für die Naturwissenschaft interessanten Schätze wird nächstens in diesen Blättern erfolgen.

Modenbild XLII.

Kleid von Alexandrine mit einer Garnirung von Dünntuch: Puffen, die mit Atlasknöten gehalten sind. Das Halstuch gleichfalls von Dünntuch mit Seidenfelpere gebrämt. Hut von Atlas mit Rosen und Kornähren und mit einem feinen Dünntuch Boile herabgebunden.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß.

d: innerlich ge
erdaunng.
st sich auf die
e und Kunst je
erbaut, gleich
, da, wie wir
Wie sehr ist ja
Jahr 1750 mit
nicht zweckmä
ungen und Be
P.

ojunker zum o
o h e b u e. He
e Gastrolle de

sein Benehmen
in sich selbst
mehr und mehr
ers zu rühme
h die Bewege
vereinigten si
Zusammenku
te besonders
die ihm wen
den Verstoß
eyfall hervor

Oktober 1821
lichen Transp
dam, wo er la
lebenden Pfl
und wegen
ortzubringen
on da zu S
Mann und
dill, ein Ar
essanten Sch

r, die mit Al
Seidenfelpen
einen Dünntu



P. v. de Sel

F. v. de Sel

XVIII.

Wiener Moden.

*125
1821*

R

Don
hier
dann
(Bure
t. t. 9
und v.

C

dich
Thy
barf
besp
stent
ihres
wird

preß
But
gebe

bere
gehe
fühlt
desse
her
schon
ger
es ist
Sch
chen
Hau
Kun
ten
hart
Her

Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Sonnabend, den 20. Oktober 1821.

126

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertels. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbj. und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Pathengaben.

Mährchen.

Von Joseph Aloys Gleich.

„Sey ruhig, liebe Liese!“ sprach Martin, und schob sich das krause Haar dichter vor die Stirne, damit die leidende Wöchnerinn die hervorperlende Thräne nicht gewahren möge. „Es wird doch ein Mann in der ganzen Nachbarschaft so viel Gutmüthigkeit besitzen, an dem kleinen Wurm die erste Liebespflicht des Christen zu üben, und der Ältern Armuth eingedenk, wenigstens so viel einzubinden, daß Wöchnerinn und Kind in den ersten Tagen ihres Leidens nicht verhungern dürfen. Gott hilft dem Wurme im Grase, er wird also das Geschöpf nach seinem Ebenbilde auch nicht verderben lassen.“

Mit diesen Worten drückte er die Hand der mattlächelnden Dulderinn, preßte den Krempenhut tief in den Kopf, und schritt, ohne den fünf wackern Buben, welche ihm zuriefen, ja bald wieder zu kommen, eine Antwort zu geben, rasch aus der Hütte, um sich im Freyen mehr Luft erathmen zu können.

Sehr hart ging's dem armen Martin, er hatte, ohne das Zureden der berechnenden und spekulirenden Anverwandten zu achten, eine arme Dirne geheirathet, weil er sich bey einem Kusse von ihren Purpurlippen glücklicher fühlte, als wenn er einen alten Kumpelkasten in sein Haus genommen hätte, dessen ganzer Werth in einigen Säcken Thaler bestanden hätte. Er lebte daher die ersten Flitterjahre in selbigem Frohmuth; als aber nach 4 Jahren schon fünf muntere Buben um ihn herumgaulen, der Hände Arbeit weniger ausgiebig, dagegen Kästen und Schränke immer leerer wurden, da reute es ihn zwar nicht, seine Liese zum Weibe genommen zu haben, aber Meister Schmalhaus dängte sich dem Sprichworte nach gar bald bey ihm als Küchen- und Kellermeister ein. Die ehmal's heitere Stirne hüllte sich, wie das Haupt der Berge bey herannahendem Ungewitter, in die Nebelwolke des Kummers — er ward düster und grämlich, und obschon er seine Anverwandten nicht um Hab und Gut beneidete, schalt er sie doch karge Filze und Neidharte, und begnügte sich lieber mit einer Brotrinde, als daß er es hätte über's Herz bringen können, einen von ihnen um eine milde Spende anzusprechen.

Jetzt war sein Weib von dem sechsten Knaben entbunden. Dem Vater hätte bey dem Anblicke des gesunden hausbäckigen Jungen vor Freude das Herz im Leibe springen mögen, aber hinter ihm stand die Noth in ihrer bleichen, dürrern Knochengestalt, klopfte ihn gar unsanft auf die Schulter, wies mit dem hageren Finger nach dem ausgeleerten Speisekasten, und wandelte so sein behagliches Wohlgefallen an dem Kleinen in bitteres Herzenleid um.

Nun war Noth am Manne, und es blieb dem guten Martin nichts übrig, als unter seiner Sippschaft einen Gevatter zu wählen, der noch menschenfreundlich genug dachte, von seinen Vorräthen etwas zur Erquickung der Mangelleidenden abkommen zu lassen. Er sann hin und her, an wen er sich wohl zuerst wenden möge, da er aber in der Wahl nicht einig werden konnte, ging er zu dem am nächsten wohnenden Better, brachte sein Gewerbe nach christlichem Gebrauche kniend vor, erhielt aber zur Antwort, daß man sich verschworen habe, kein derley Liebeswerk mehr auszuüben, weil schon mehrere kleine Pathen in frühen Tagen verstorben seyen. — Bey dem Zweyten hieß es, man habe eben bedeutende Auslagen gehabt, und wolle sich der feyerlichen Handlung lieber gar nicht unterziehen, wenn man nicht zugleich dem Better eine namhafte Pathengabe schenken könne; der Dritte ward unwirsch und überhäufte den Bittwerber mit mancherley Vorwürfen; zu den Andern war indessen schon Kunde über Martins Begehren gekommen, welche sich daher sammt und sonders verläugnen ließen, so daß er bey der ganzen Sippschaft angepocht hatte, ohne daß ihm jemand aufgethan hätte.

Nun fiel es ihm schwer auf's Herz wie ein Alp, Born und Beschämung wütheten in ihm. Er verließ unter Verwünschungen das Dorf, und langte, ohne selbst zu wissen wie, in der Gebirgswaldung an.

So heiter der Morgen gewesen war, so unfreundlich wurde es gegen Abend, der Wind heulte heftig durch die Bäume, düstere Nebel umzogen das Gebirge, ein nahes Ungewitter verkündend, und eben so stürmte es in Martins Herzen. Keine menschliche Liebe, keine menschliche Hülfe zu finden, ist ein zu Boden drückendes Gefühl für den Bedrängten. Er blickte düster nach den aufgethürmten Felsenmassen, „ha,“ rief er, „wär's doch wahr, was man von Alters her spricht, und bewohnte diese Klippen ein verrufener Kobold, ich würde seine Arglist und Tücke nicht scheuen, und ihn hervorrufen zu meinem Beystande; er könnte mich höchstens anfassen mit gewaltiger Faust, und hinschleudern an die Felsenspitze, und so wäre auf einmahl des Leidens ein Ende!“ — Ploßlich drängte sich das Bild der lieben Liese vor seine Sinne, er bebte zurück ob der Worte, welche er laut in der unheimlichen Gegend gesprochen hatte, kalter Schauer durchrieselte seine Gebeine, und er machte sich stracks auf den Weg, um unbeschadet und unangefochten von Geistesgewalt wieder zu den Seinen zu gelangen, denn in dem Augenblicke war ihm nicht anders, als wenn er das Ungethüm vor sich sähe, das der Sage nach hier hause, ein zwar mächtiger, aber auch schadenfroher Berggeist seyn sollte, der als ein reicher und mächtiger Übermüthler mit den Wanderern bloß Kurzweil treibe, und sie auf alle erfindliche Weise necke und quäle, in vielerley Gestalten erscheine, und des Bösen schon verübt habe, daß die Leute selbst am hohen Tage die Grenzen seines Gebiethes nicht mehr betreten.

Einige hundert Schritte war Martin noch von seiner Hütte entfernt,

da kam ihm ein kleines, bucklichtes Männlein entgegen, ganz in Lumpen gehüllt, und sich mühsam stützend auf seinen Knotenstock; der Schnee des Alters lag ihm auf Bart und Haupthaar, doch flammten zwey schwarze große Augen unter den buschigen Wimpern hervor, welche, wenn das Auge der Spiegel der Seele genannt werden kann, ein fast arges und störriges Gemüth gar deutlich beurlundeten. „O lieber Mann,“ sprach der Alte zu Martin, „erbarmet euch meiner Noth, ich bin schwächlich und preßhaft, habe mich im Walde verirrt, und mit dem Steigen über Baumwurzeln und Strauchwerk mich so abgearbeitet, daß ich nicht mehr weiter zu schreiten vermag; so ihr vielleicht eine Hütte in der Nähe bewohnt, übt an mir das Liebeswerk und gönnt mir ein Nachtlager, wofür ich euch mit dankbarem Herzen zugethan bleiben werde.“

Martin schüttelte bedencklich den Kopf, in der kleinen Hütte war kaum Platz für die Seinen, auch wußte er wohl, daß man einen fremden Gast nicht bloß beherbergen, sondern auch pflegen müsse; er entdeckte daher dem Fremden ungeschert seine eigene Noth, und daß ein Stück Brot und ein Krug Wasser die einzige Labung sey, welche bey ihm in Anspruch genommen werde könne. Das Männlein war mit allem zufrieden, ließ sich nicht mehr abtreiben, und stolperte neben Martin her, so gut es die müden Knochen erlaubten.

Wie sie in der Hütte anlangten, wunderte sich Liese höchlich, statt dem gehofften Pathen einen Mitzehrer an dem Bischen Armuth zu erblicken. — Der Alte erfuhr, was die armen Leute Fränke und quäle. „Zur Noth,“ sprach er, „kann wohl ich euch den Liebesdienst erweisen, und das Eingebinde von mir soll auch nicht zu verachten seyn.“ Kurz der Knabe erhielt den Nahmen Konrad, und sobald der Alte sich mit Brot und Wasser gesättiget hatte, warf er sich auf das Strohlager, und schlief die ganze Nacht, ohne sich zu regen. Wie der Morgen heranraute, ging Martin in das Gärtchen, um Kräuter zu einem Kraftsupplein für seine Liese zu sammeln. Gleich darauf machte sich das Männlein auf, hing seinen Wadsack um die Schulter, dankte der Wöchnerinn gar herzlich für die Bewirthung, und verlangte noch einmahl den Knaben zu sehen. „Nun will ich dir meine Pathengeschenke geben, du lieber Kleiner,“ sprach er, und küßte ihn dreymahl auf die Stirne. „Bis zu deinem zwanzigsten Jahre,“ fuhr er fort, „soll alles, was du unternimmst, dir misslingen, dann werde ein Dieb, und wenn durch dich zwölfmal Blut vergossen worden ist, so gehen meine Wünsche an dir in Erfüllung.“ Mit diesen Worten schob er den Säugling in die Arme der erstarrenden Mutter zurück, und flugs war er außer der Stube, ohne daß Liese so viel Zeit hätte gewinnen können, ihn zurückzurufen. Wie Martin gleich darauf mit den gepflückten Kräutern eintrat, erblickte er seine Liese in Thränen, mit stotternder Stimme verkündete sie ihm den schrecklichen Wunsch des Alten. Der nicht minder erschrockene Vater eilte stracks aus der Hütte, den boshafsten Gast einzuhohlen und zur Widerrufung seiner Worte zu nöthigen, aber keine Spur von ihm war zu entdecken; da fiel es schwer auf sein Herz, daß er wohl gar den schadenfrohen Verggeiß bewirthe habe, er bebte vor der schrecklichen Bestimmung des Knaben zurück, ließ aber Liesen von seiner Herzensangst nichts merken, sondern besänftigte sie damit, daß der Alte etwas verrückt seyn müsse, und daher auf solche Worte gar nicht zu achten sey.

Der Knabe gedieh an der Mutterbrust trefflich, blühte lustig heran, wie eine aufsteimende Rose, und wurde bald zum rüstigen Buben, der mit ungewöhnlicher Kraft alles anfaßte, und dem Vater thätig in der Wirthschaft half — aber demungeachtet konnte er es nicht dahin bringen, die Gunst der Ältern und Brüder zu gewinnen. Wenn der Vater ihn so rüstig arbeiten sah, fiel der Gedanke schwer auf sein Herz, daß diese seltene Kraft derelinst zum Bösen angewendet werden würde; wenn Konrad über dieses oder jenes schweigend nachdachte, sah man den spekulirenden Duckmäuser in ihm, der schon darauf sann, sich allgemach zu den prädestinirten Diebstählen vorzubereiten. Da er eine weit schnellere Fassungskraft hatte als seine Brüder, und sie über dieses oder jenes zu belehren suchte, wurden ihm auch diese abgeneigt, und so oft eine Kleinigkeit im Hause verloren ging, hatte sie niemand als Konrad entwendet, und wurde derb gezüchtigt. Kurz der böse Geist des Widerwillens hatte sich in die Herzen seiner Angehörigen gelagert, ohne daß es dem Jungen möglich gewesen wäre, ihn daraus zu verbannen. Der auf ihm liegende Fluch des Pathen war nicht verschwiegen geblieben, alle Dorfbewohner wichen ihm aus und hielten sich schon von weiten die Taschen zu, so daß Konrad endlich weder die Verachtung der Dorfbewohner, noch die harte Behandlung im väterlichen Hause mehr ertragen konnte, einmahl Nachts seinen Bündel schnürte, und während alles im tiefen Schlafe lag, die väterliche Hütte verließ mit dem Vorsatze, sie nie wieder zu betreten.

Als Ältern und Geschwister am folgenden Tage die Flucht des Jungen gewahrten, waren sie eben nicht sonderlich bestürzt darüber, meinten, daß nun der Zeitpunkt herangebrochen sey, wo sich seine unglücklichen Pathengebaben entwickeln würden, bekreuzten und segneten sich mit dem Wunsche, ja nichts mehr von dem Auswurfe der Menschheit zu hören, und wünschten ihm ein besseres Ende, als ihm vermög seiner unseligen Bestimmung bevorstehen könne.

Der arme Konrad wanderte so schnell im Nachtdunkel fort, über Stock und Stein, als ob er mit jedem Augenblicke befürchtete, vom harten Vater eingeholt und unter derber Züchtigung zum Rückweg gezwungen zu werden. Wie der Morgen herangraute, befand er sich tief im Gebirge, ohne mehr einen Ausweg zu finden. Ermattet sank er auf den grasigen Boden nieder. Die aufgehende Morgensonne umzog die Gegend mit schimmerndem Purpur, im tausendfältigen Gesange freueten sich die Säger der Luft der wieder aufwachenden Natur, und auch Konrad fühlte sich von dem wunderholden Anblick der Schöpfung so innig durchdrungen, daß er auf seine Knie sank, und mit thränenden Blicken das Schicksal um Änderung seiner traurigen Lage ansuchte. Staunend hatte ein vorüberwandernder Klausner den bethenden Knaben betrachtet. — Die Morgensonne überzog sein holdes Antlitz und die langhervorwallenden Locken mit rosigem Schimmer, die fromme Andacht, welche über sein ganzes Wesen ausgebreitet lag, ließ ihm die Gestalt eines frommen Engels, so daß der gutmüthige Klausner, nachdem er den Knaben lange im Stillen bewundert hatte, sich nicht entblöden konnte, ihn anzusprechen und nähere Erkundigung über sein seltsames Erscheinen einzuziehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

U n s t e r b l i c h k e i t.

Aus Campbell's pleasures of hope.

Lebt Himmel unter deinem Schreckensbogen
 Jemand dem blinden Zufall so gewogen,
 Daß ihm als Nahrung kann genügen
 Die Leidenschaft von niedrigem Vergnügen;
 Daß erdwärts modernd, dem Mistrau'n zum Raub',
 In freudenloser Eh' vermählt dem Staub',
 Im Stand' er sey dem Aufschwung zu entsagen,
 Und diese Welt als Segen zu ertragen? —
 Zwar schauen Manche gegen Himmel hin
 Von hohem Geist und weisem heit'ren Sinn,
 Die dich, o Mensch, als Tagespilger nehmen,
 Als Braut der Würmer und als Sohn des Lehmen,
 In gelbem Herbstgebüsch' als schwaches Laub,
 Als Thau auf Blumen und im Winde Staub,
 Als armen Sklaven und als eine Waise,
 Des Lebensfunken auf der Grabesreise
 Die ungefähr geschaff'ne Form erhellet,
 Wie in dem Sturme Licht vom Schiffbruch fällt,
 Wo, wenn der Blich im Nothschuss nicht mehr blinket,
 In Nacht und Schweigen Alles ewig sinket.

Sind dieß die Kunden eures Heiligthums,
 Halbgötter, Erdenlichter, Söhn' des Ruhms?
 Ist dieses euer Sieg, ihr Weisheitswächter,
 Und darauf seyd ihr stolz des Lichts Verfechter?
 Und deshalb hat die müde Wissenschaft
 Zu Land und See, was lebt und todt, zusammengecraft?
 Und deshalb mußte sie von Felsenriffen
 Iberia's zu fremden Welten schiffen?
 Und deshalb hat des Aug's lebend'ges Rad
 Durchrannt der Himmelszeichen Siegespfad? —
 O Sternenängichte! o Himmelskunde,
 Machst du uns zur Verzweiflung nur die Runde,
 Dann winde Kränze, die dein Weiser sucht,
 Aus welkem Laub' und todeschwang'rer Frucht!
 Der Lorberkranz, nach dem sich Mörder sehnen,
 Mit Blut getränkt und mit der Witwe Thränen,
 Ist nicht so faul und nicht so schmachbefleckt
 Als der Nachtschattenkranz, der Zweifler deckt.
 Was sind Brandfackeln und Tyrannenketten?
 Ich lach' des Tods, kann mich die Hoffnung retten!

Doch ist der leere Brief des Lebens nur
 Vielleicht die widerstreitende Natur,
 Und hat das Loos, das eisern sich vollstreckt,
 Die Ephemere fieberisch geweckt,
 Verdamm't der Erde Wechsel zu durchzieh'n,
 Schnell, wie die Wetter über Meere zieh'n,
 Die Lust mit Trennungsschmerzen zu vereinen
 Und kurze Zeit zu wünschen und zu weinen,
 Dann schmelzt ihr Elemente! dieß Gebild
 Von Pulsen krampfhaft und von Träumen wild!

Berwelkt ihr Blumen, die mein Ruhm befeuchtet,
 Verlöscht ihr Sterne, die zum Grab mir leuchtet! —
 O Wahrheit, die seit Weltenanfang scheint
 Der Dränger Feindinn und der Menschen Freund,
 Weck' aus dem Balsamschlummer nicht mit Schmerzen
 Die Tugend, weich gebettet in dem Herzen!
 Doch wenn dein Laut nur wild wie Donner schallt,
 Wenn wahr es wär', was nimmer hat Gehalt,
 Dann rühme Weisheit nicht, was sie gewonnen, —
 Es blinzt kein Schatz, es leuchten keine Sonnen —
 Sie lese still und scheu das Urtheil ab,
 Das uns ein bess'res Loos verschließt durch's Grab,
 Wie Engel schreiben der Gerechten Sünden,
 Soll sie es weinend und erröthend künden!

5.

Schauspiel.

Kärnthnerthor-Theater, den 11. die Hochzeit des Figaro, mit Mozart's Musik.

Mad. Krüger-Afchenbrenner trat zum letzten Mal im Charakter der Susanne auf. Außer dem wiederholten Genuß dieses nie veraltenden Meisterwerks, den wir der Wahl des Gastes zu verdanken haben, wurde uns auch das Vergnügen zu Theil, unsere erste Sängerin, Mad. Grünbaum, nach längerer Abwesenheit in dem Part der Gräfinn zu hören. Die treffliche, kunstvolle Zusammenwirkung beider Sänginnen offenbarte sich besonders in dem bezaubernden Duett des dritten Akts, wo die größte Genauigkeit und Übereinstimmung herrschte. Die Wiederholung wurde unter rauschendem Beyfall verlangt. Schon das erste mit Figaro trug sie rein und angenehm vor. In den übrigen Ensembles wurden allerdings auch Unsicherheit und leichte Abweichungen wahrgenommen, die jedoch der Künstlerinn um so eher zu verzeihen sind, da sie fortwährend und mit zunehmend glücklichem Erfolg sich dem Geschnad des hiesigen Publikums zu fügen und dessen Anforderungen zu erfüllen sich bestrebt. Dieses war in einem ausgezeichneten Grade hier der Fall. Die erste Arie in der Scene mit der Gräfinn und dem Pagen gelang durch zarten und belebenden Ausdruck, den ein eben so lebendiges Spiel unterstützte, zur freudigen Anerkennung der Zuhörer; aber durch den meisterhaften Vortrag der letzten großen Arie im vierten Akt überraschte sie die Versammlung und schmückte ihre bisherigen Leistungen mit einem frischen, glänzenden Kranze. Diese sehr schwierige Arie, die sonst gewöhnlich übergangen wird, hörten wir von Mad. Bessermann schon singen, doch zur Hälfte, nämlich das Adagio nur; dieß Mal wurde sie ganz vorgetragen, mit Kraft und Gefühl, Klarheit und Sicherheit in allen Abstufungen, daß die größte Aufmerksamkeit von Anfang bis zu Ende herrschte, und mehrmahls der rauschendste Beyfall erscholl. Der Vortrag dieses, einen jedoch weit höheren Kunstaufwand erfordernden Gesangstücks, reihte sich übrigens an den schönen, Herz bewegenden Ausdruck im Vortrag der Paghiera, wodurch die Sängerin sich uns in ihrer ersten Gastparthie so sehr empfahl.

In der Darstellung äußerte sich Ungezwungenheit und natürliches Benehmen, doch die stille Schalkhaftigkeit und schlaue Überlegenheit hatten nicht überall freyes Spiel genug. Ein leichter Anklang von Akzent tritt in dieser Art von Rollen merklicher als sonst hervor. Mad. Krüger-Afchenbrenner wurde mit laut ausbrechender Theilnahme gerufen, und dankte höchst rührend und bescheiden in Worten, deren Wahl und Stellung an sich selbst deutlich genug verriethen, wie sehr die Sängerin von dieser Auszeichnung sich überrascht fühlte.

Den 15. wurde diese Oper wiederholt und die Künstlerinn trat auf Verlangen nochmahls in der Rolle der Susanne auf. Gleich vom Anfang zeigte sie, wie

auch früher, so oft sie einen Part zum zweyten Mal vortrug, größere Unbefangenheit und mehr Selbstvertrauen. Sie sang mit besonderer Kraft, wo es nöthig war, und blieb in andern Stellen der Grazie des Gesanges mit glücklichem Erfolg getreu. Die erste Arie gelang wieder vorzüglich gut. Das Duett mit dem Grafen gewann durch die schöne Zusammenwirkung Beyder neuen Beyfall. Das Duett im dritten Akt mit der Gräfinn war wieder ein Triumph für beyde Sängern und mußte auch an diesem Abend repetirt werden. In der großen Arie des letzten Akts überboth sich die Gastfängerinn selbst und trug sowohl das Adagio als das Allegro, wo möglich, mit noch größerem Gelingen, als das erste Mal, vor. Der lebhafteste Beyfall erneuerte sich nach Endigung der Oper, wo Mad. Krüger = Achenbrenner herbevorgerufen wurde und schweigend dankte. Man darf diese Künstlerinn, nach ihren hiesigen Leistungen zu urtheilen, mit allem Recht in die Reihe der ersten Sängern der deutschen Bühne stellen.

Mad. Grünbaum trug ihre zweyte Arie mit ungemeinem Krafts und Kunstaufwand, und durchaus gediegen vor. Lauter, anhaltender Beyfall erfolgte.

Hr. Forti erregte wieder immer wachsende Theilnahme. In den beyden ersten Arien vereinigten sich voll neuem Reiz der Wohlklang des Gesanges und deklamatorischer Ausdruck mit dem Feuer der Darstellung. Er mußte abermahls die Zuhörer durch die Wiederholung der Schluß = Arie des ersten Akts erfreuen: „Bald wirst du, kleiner Prahler etc.“ Der Page begleitet diese Arie mit zu vielem ganz überflüssigen Spiel. Sängern und Orchester wirkten mit glänzendem Wettstreit zusammen.

Theater an der Wien, den 11. d. M. zum ersten Mal: Liebe kann Alles, oder: die bezähmte Widerspenstige. Lustspiel in vier Aufzügen, frey nach Shakespeare und Schink, von Fr. v. Holbein.

Zähmung eines bösen Weibes, so heißt allerdings ein sehr sinnreich verflochtenes Lustspiel von dem englischen Dichter, das man aber sowohl in dieser, als in der älteren Bearbeitung, nur mit Mühe wieder erkennt. Es ist schwer zu errathen, ob man den Hauptgegenstand: die Art und Weise, einer bösen Frau den Kopf zu brechen, vorher mildern, und jetzt modernisiren wollte. Für Beydes scheint im letzteren Fall der beygefügte Titel: Liebe kann Alles, ein Zeugniß abzugeben. Man muß indessen gestehen, daß in jeder Hinsicht der Zweck verfehlt ist, nur hinsichtlich der komischen Wirkung nicht, wovon der Stoff so viel enthält, daß er durch keine Art von Behandlung ganz verarmen kann. Im Original ist die Haupthandlung mit einer andern, nämlich der Bewerbung um die jüngere Schwester der übermüthigen Franziska, wie sie hier genannt wird, und mit dem abenteuerlichen Wettstreit der Rivalen auf das kunstreichste verflochten. In der Bearbeitung liegt das Verhältniß zwischen Mann und Frau, und die Prozedur der Zähmung, so isolirt und aufgedeckt vor den Augen der Zuschauer da, daß sie alle Räder und Triebfedern der gewaltsamen Maschinerie unaufhörlich schnarren und knarren hören, und von Anfang bis zu Ende die ganze Revolutionsgeschichte verfolgen können. Um so mehr muß ihnen vor dem Ausgang oder vor dem sichern Erfolg bange werden. Die Aufmerksamkeit verwandelt sich früh genug in Mitleid für die mishandelte Frau, und in Abscheu gegen den Tyrannen; denn so erscheint er hier, und wohl noch in einer schlimmern Gestalt. Aber man wird es auch zugleich überdrüssig, diese gewaltthätige Manipulation und Exekution so durch zwey Akte hin, die erstere mit an, der letzteren entgegen zu sehen. In Shakespeare's Metamorphosirung der bösen Frau ist dieses Gemälde weit zarter gehalten, ohne den schmeichelnden Zusatz des Titels, weit großartiger — wie sich das von selbst versteht — und die Farben viel verwischter aufgetragen. Dort gewinnt durch die Umgebungen und Zusammenstellung das Ganze einen phantastischen Anstrich und nähert sich bey weitem weniger der Sphäre des gemeinen Lebens, obgleich ein betrunkenes Kesselflicker auf der Heide die Scene eröffnet, mit dem ein vornehmer Herr sich einen Spaß machen will, der öfter schon benutzt worden ist, worauf jener schlafend nach dem Schlosse gebracht und ihm bey'm Erwachen, zur eigenen Belustigung des Lords, eine Komödie vorge-

spielt wird, deren Inhalt durch den genannten Titel angedeutet wird, so daß dem verwandelten Zuschauer, nachdem er wieder eingeschlafen und in seiner natürlichen Gestalt zum zweiten Mal erwacht, ja schon während der ganzen Vorstellung, die Komödie in der Komödie wie ein Traum erscheinen muß. Auf diese Weise bedarf es der Kapitation des Wohlwollens der Versammlung, die auf ein leeres Blendwerk hinausläuft, keineswegs; denn vermöchte, wie uns die Ankündigung zu verstehen gibt, Liebe wirklich Alles, und auch in dem gegebenen Falle, so wäre der wüthende Säbel und das Trageriren des militärischen Helden nicht vonnöthen. Außerdem geht die Operation im Original mehr hinter der Scene vor, und die Handlung rückt dem Ende sprungweise in den Zwischenräumen immer näher, ohne deswegen aus ihrem natürlichen Gleis zu treten, indem mit meisterhafter Gewandtheit die Hauptzüge den Zuschauern dennoch vor die Augen gerückt werden. So läßt sich, um mit kurzen Worten hier zu schließen, wohl sagen, daß diese Komödie, deren Stoff ohnehin für unsere Zeit zu stark und kräftig ist, auch in der Form an Beredlung eben nicht gewonnen habe. Die ihr inwohnende komische Kraft aber, die nicht bestritten werden kann, hat ihr dessen ungeachtet auf der Bühne, die sie hier zur Beschauung gab, wo man überhaupt kräftige und stark gewürzte Speisen sucht, eine vortheilhafte Aufnahme verschafft. Dem Hoftheater, wohin das Manuscript ebenfalls gelangte, würde sie nicht angemessen seyn.

Der Charakter des Lustspiels führt uns auf den des Helden, eine an sich zwar ziemlich leichte Aufgabe, die der Schauspieler sich aber in der That erschwerte. Das heißt die Wahrheit über die Grenzen hinaus treiben. Wenn der Mann auch die Widerspenstige nicht schonen darf, so muß der Darsteller wenigstens sich selbst schonen, daß die Zuschauer während der übermäßigen Anstrengung, den Charakter durchzuführen, nicht gleichsam für sein Leben zittern müssen, oder daß ihre Mitleidenschaft bey der gewaltsamen Operation nicht den höchsten Grad erreicht, wie hier unter andern durch die mit aller Behemung geführten Klingenschläge auf den Tisch. So grell die Verhältnisse geschildert sind, sie können und müssen in der Darstellung gemildert werden.

Franziska (Mlle. Demmer) wurde in einzelnen Theilen sehr gefällig dargestellt; am besten gelang der allmähliche Übergang zur aufrichtigen Nachgiebigkeit. Die recht innere Anschauung und die durchgreifende Verarbeitung der spröden Masse ist der Darstellerin nicht gegeben. Es gehört auch ein Auseres dazu, wodurch die darstellende Kraft begünstigt wird. Beyfall gebührte ihr mit Recht. Die übrigen Rollen sind untergeordnet, den komischen Burschen Krispin ausgenommen, worin Hr. Neubruck mit Leichtigkeit belustigte.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

Amaryllis radiata. Vom Kap.

Bauhinia aculeata. Stachelige Bauhinie. Vom wärmeren Amerika.

Cassia floribunda. Aus Westindien.

Correa virens. Aus Neuholland.

Westeringia rosmariniformis. Rosmarinartige Westeringie. Aus Neuholland.

Lobelia longiflora. Langblüthige Lobelie. Aus Jamaika.

Passiflora peltata. Schildblättrige Passionsblume. Von den Antillen.

- - - *glauca*. Graugrüne Passionsblume. Von Cajenne.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater

und

Mode.

Dinstag, den 23. Oktober 1821.

127

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertels. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbj. und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Pathengaben.

Mährchen.

Von Joseph Aloys Gleich.

(Fortsetzung.)

Konrad hatte sich schon bey seiner Flucht vorgenommen, sich für eine Waise auszugeben, der harten Behandlung seines Herrn entflohen; er gab sich den Namen Willibald, und gefiel dem Klausner in seinen Antworten und Benehmen so wohl, daß ihm dieser Aufnahme in seiner Klausen anboth, bis sich ein anständigeres Unterkommen finden würde. Nun war ja der augenblicklichen Noth abgeholfen. Willibald, so hieß er nun, trat sein neues Amt mit Freuden an, er half mit rüstiger Hand das Gärtchen des Alten bauen, zimmerte und besserte an der baufälligen Hütte, ging mit dem Wadsacke in die nahen Ortschaften für den alten Vater sammeln, und kam, da niemand dem holden Knaben im Gremitenrocke leicht etwas abschlagen konnte, stets mit reichem Almosen zurück. Der Alte sah sich dadurch vieler Beschwerlichkeiten überhoben. Zum Danke unterrichtete er ihn in der damahls seltenen Kunst des Lesens und Schreibens, brachte ihm einige Begriffe von der lateinischen Sprache bey, und da er bald sah, welche bewunderungswürdigen Fortschritte der Knabe in den Wissenschaften machte, so daß er in Kurzen an Geläufigkeit im Lesen und an der zierlichen Hinstellung und Verschnörklung der Buchstaben den Meister selbst übertraf, lehrte er ihm auch die Kenntniß der Kräuter und Pflanzen, und Willibald konnte in kurzer Zeit weit trefflicher, als er selbst, die künstlichsten Salben und Wässer für Kranke und Verwundete bereiten. Da der Klausner bald da, bald dort berufen wurde, um Kranken zu Hülfe zu kommen, oder durch Rath und That den Bekümmerten beyzustehen, blieb Willibald entweder zu Hause, und versorgte die zusprechenden Landleute mit dem Nöthigen, oder er ging statt des Alten nach den Ritterburgen und Meierhöfen, und jedermann war mit seinem sittlichen Betragen und seiner Wohlredenheit so sehr zufrieden, daß bald um den alten Klausner keine Frage mehr

war, sondern alles sich von dem blonden Willibald wollte heilen oder trösten lassen. Der Alte begann nun einzusehen, daß ihm sein Zögling bereits allenthalben den Rang ablaufe, er sah sein Ansehen dahinschwinden, wie die Morgendämmerung vor dem aufgehenden Sonnenlichte, konnte sich leicht an den Fingern abzählen, daß es in die Länge mit all seinen Salbaderen ganz auf die Neige gehen müsse, und griesgramte mit sich selbst, den Jungen so tief in seine Geheimnisse und Kenntnisse eingeweiht zu haben. Unter dem Vorwande, daß es Schade wäre, in der einsamen Klause seine Tage zu verleben, und er Kenntnisse genug besitze, sich in der Welt einen besseren Erwerb zu suchen, beschenkte er ihn mit der auf einer Ritterburg erbettelten Kleidung und etwas Geld, und entließ ihn mit seinem Segen. Drey Jahre hatte Willibald hier zugebracht, und schied dankbar von seinem Wohlthäter. Der Alte aber bedeutete den zahlreichen Nachfragern, daß der holde Knabe eben so unvermuthet entschwunden, als gekommen sey, ließ sich nicht undeutlich merken, daß es wohl gar ein Wesen höherer Art gewesen seyn müsse, das gekommen sey, ihn zum Wohle der leidenden Menschheit mit mancherley bisher unbekanntem Hülfsmitteln der Natur bekannt zu machen, und wußte dieß den frommen Zuhörern so anschaulich darzustellen, daß dadurch sein Kredit nicht nur wieder hergestellt, sondern noch weit fester gegründet wurde, als ehemahl.

Willibald erlebte nun der Schicksale mehrere. Er ward bey einem Ritter als Rossbube aufgenommen; die Pferde nahmen unter seiner sorgsamten Pflege gar wacker und ansehnlich zu, da er aber mit den andern Knechten keine gemeinschaftliche Sache machte, den Hafer, statt ihn den Rossen zu gönnen, an die Kornjuden zu verschleppen, ward er bald verschwärzt und verkleinert, und endlich des Dienstes entlassen. — Der Kellermeister eines Stiftes nahm ihn auf, da er sich aber auch hier nicht darauf verstehen wollte, den Wein der Dienerschaft mit Wasser zu vermengen, und statt zu prassen und zu schlemmen wie die anderen, sich wohl gar vermaß, wie er ehemahl in der Klause gethan, den Übermüthlern strenge Lehren zu geben, mußte er auch hier seinen Bündel schnüren, bis er endlich bey dem Gärtner eines reichen Grafen von Wolkenau Unterstand fand, der ihn zur Gartenarbeit verwendete. Nun kamen ihm die Kenntnisse, welche er bey dem Eremiten erlernt hatte, gar trefflich zu Statten, unter seiner kunstreichen Hand blühte bald der Garten in trefflicher Schönheit, alles was er unternahm, gewann herrliches Gedeihen, und der Graf selbst konnte nicht genug den Kunstfleiß des jungen Gärtners bewundern; allein auch hier war sein Fleiß der Same des Unwillens und der Scheelsucht, welcher allmählig in dem Herzen seines Meisters aufzukeimen begann. Aber in Willibalds Brust regten sich nun Gefühle ganz anderer Art. Weit öfter als der Graf selbst, besuchte dessen jugendliches Töchterlein die Gartenanlagen, und es mußte sich allemahl fügen, daß sie auch mit dem jungen Gärtner zusammentraf. Da ward denn nun beyden gar sonderbar zu Muthe, sie fühlten eine Unruhe und Zusammenpressen des Herzens, das sie sich nicht erklären konnten, bald überzog flammende Gluth, bald bleiche Kälte die Wangen, sie konnten vor Herzensbangigkeit wenig sprechen, und doch schien keines vergnügter und wohlgemutheter zu seyn, als wenn sie sich in gegenseitiger Nähe befanden. Wenn Willibald die Augen schloß, fühlte er das

Erquickende des Schlafes nicht mehr, und das Bild der wunderlieblichen Dirne stand vor seinen Sinnen. Wenn der Morgen aufwachte, war sein erstes Geschäft, ihr einen Strauß zu winden, und wenn sie dann kam und mit küßlichem Munde dankbar die holde Gabe, oder vielmehr den Geber anlächelte, da war ihm nicht anders, als wenn sich der Himmel mit all seinen Schönheiten vor seinen Augen öffnete, und er erblinden müsse, wie der neugierige Sprößling aus dem Stamme der Makkabäer bey Erblickung des Paradieses. Lange schon hatte der lauersame Gärtner das stete Zusammentreffen der jungen Leute beobachtet, er hielt es für seine Pflicht, den alten Grafen aufmerksam zu machen, und als dieser spähend einst herzuschlich und gewahrte, wie Willibald sittiglich vor der hehren Dirne auf seine Knie sank, um ihr den Strauß zu überreichen, da meinte er wohl, daß es unmöglich sey, daß in einem solchen gemeinen Herzen Liebe gegen eine so hochgeachtete Herrinn, wie das Erbfräulein war, entstehen könne, doch war es schon Verbrechen genug, daß der Bursche sich entblödet hatte, bey Überreichung des Blumenstraußes auch die weiche Schwanenhand zu berühren; er wurde also unverzüglich, ohne das Fräulein mehr zu sehen, und zwar fügte es sich, gerade in der Stunde entlassen, als er sein zwanzigstes Jahr erreicht hatte.

Bis dahin war ihm nach dem häßlichen Wunsche seines Pather richtig alles mißglückt, was er unternommen hatte, nun konnte er auf eine bessere Begünstigung des Schicksals hoffen; aber Willibald dachte an keine Freude des Lebens mehr, ihm war mit dem Verluste seiner Elsbeth alles genommen, was Reiz für ihn hatte, und er glaubte, nimmermehr seines Lebens froh werden zu können. Düster und traurig schlich er seines Weges fort, begab sich endlich in eine Herberge, wo er sich in einen Winkel des Gartens lagerte, da er keine andere Geistesbeschäftigung wußte, als an seine geliebte Elsbeth zu denken, mehr maschinenmäßig als mit Vorbedacht ein kleines Pergamentblatt aus dem Busen hervorzog, die Bleyfeder zur Hand nahm, und ihren Nahmen zu schreiben begann, welchen er, da Liebe die Finger leitete, mit solchen lieblichen Blumengewinden und Figuren umzog, daß sich kein, noch weitgeübter er Zeichner der Arbeit hätte schämen dürfen. Der Zufall hatte es gewollt, daß der eben so mächtige als streitbare Landgraf von Thüringen, Friedrich mit dem Bisse, von einem Streifzuge vorüberkam, und hier an der Herberge Rosse und Reiter verschnaufen ließ. Der Landgraf selbst, dessen reger Geist ihm nirgends lange Ruhe gönnte, strich sinnend in der Gegend umher, gewahrte den ganz in sich versunkenen Jungen so einsam beschäftigt, schlich leise näher, blickte ihm über die Schulter in das Pergamentblatt, und staunte nicht wenig, als er die holden und anmuthigen Gebilde gewahrte, welche Willibald's Meisterhand gleichsam lebend auf das todte Blatt hinstellte. Der Landgraf war ein hoher Beschützer der Künste, er ließ sich mit dem Jungen in ein Gespräch ein, gewann ihn immer lieber, und trug ihm an, auf die hohe Wartburg zu folgen, wo sein Kanzler einen solchen geschickten Schreiber und Bildner gar höchlich bedürfe. Willibald, dem es gleichviel war, wohin er von dem stürmischen Schicksale verschlagen würde, nahm das Anerbieten an; er wurde von dem alten Kanzler sogleich aufgenommen, und sollte durch zierliche Abschrift einer Urkunde seine Kenntnisse darthun. Er machte sich bereitwillig an die Arbeit, war damit auch früher fer-

fig, als man vermuthet hatte, und die Schrift war zum allgemeinen Erstaunen so herrlich gerathen, daß man sich's nicht vortrefflicher hätte denken können.

Nun begann ein ganz anderes Leben für Willibald, er durfte nicht mehr als Knecht dienen, war als Künstler hochgeachtet und beliebt, hatte des guten Lebens vollauf, und würde sehr zufrieden gewesen seyn, wenn nur nicht immer das Andenken an Elsbeth seine Heiterkeit getrübt hätte. Zerstreuung allein konnte hier helfen, und er wählte sich eine Art, auf die Wenige in seinen Jahren verfallen würden. Der Kanzler besaß nämlich einen ungeheuren Schatz von Urkunden und Dokumenten, die er sich mühsam gesammelt hatte, und sorgfältig verwahrte; wenn aber der grämliche Alte schlief, oder in Geschäften abwesend war, da schlich Willibald in das geheime Gemach und studierte die Urkunden des landgräflichen Hauses so sorgsam durch, daß er bald die genauesten Kenntnisse von allen erlauchten Vorfahren erlangte. Damit nicht zufrieden, brachte er die hier und da zerstreuten Daten in ein zusammenhängendes Ganze, und vollendete in dem Zeitraume von 2 Jahren eine Geschichte der landgräflichen Ahnen, wie sie nur damahls der geschickteste Biograph hätte verfassen können. Alles das war zierlich geschrieben und mit kunstreichen Bildern versehen. Schon lange war das Werk fertig, ohne das Willibald eine Bestimmung damit vornahm, da fiel es einmahl dem Landgrafen ein, den Wunsch zu äußern, eine Geschichte seiner erlauchten Väter zu besitzen. Willibalden glühte die Wange vor Freude, er eilte flugs in sein Kämmerlein, nahm das Werk aus dem Wandschranke, und überreichte es dem gebiethenden Herrn zu seinem nicht geringen Erstaunen. Als aber der Landgraf die Sache näher erforschte, als er die, ihn oft besuchenden Bischöfe und Äbte darüber urtheilen ließ, und alle einstimmig das Ganze für ein Meisterwerk erkannten, da wurde Willibald auch befragt, woher ihm denn die genaue Kenntniß aller der vorkommenden Ereignisse geworden sey. Er gestand freymüthig, sie aus den eigenthümlichen Urkunden des Kanzlers genommen zu haben. Der Landgraf belobte seinen ruhmwürdigen Fleiß, und verhiess ihm nach beendigter Fehde, in welche er eben verwickelt war, seines fernern Schicksals bestens zu gedenken. Ganz anders aber verhielt sich's mit dem Kanzler selbst. Sobald der Landgraf mit seinen Rittern und Mannen abgezogen war, ließ er Willibalden zu sich berufen, ließ ihn mit harten Worten an, als einen Schelm, der ihn nicht nur durch seine Schmeicheleyen um die Gunst des Landgrafen bringe, sondern schalt ihn auch einen Dieb, der nächstlicher Weile seine kostbarsten Schätze geplündert, und so sein Eigenthum und seinen Ruhm gar mächtig beeinträchtigt habe; er ließ ihm nicht undeutlich merken, daß, wenn er sich nicht mit dem angebothenen Beutel von fünfzig Goldstücken als Wegzehrung begnügen wolle, der Kanzler als Feind gegen ihn auftreten und allenthalben seinem Glücke hinderlich seyn werde. Willibald kannte nur zu gut die Arglist des mächtigen Mannes, er nahm den gebothenen Antrag an, schrieb einen Brief an den Landgrafen, daß er während der Kriegszeit seine Kenntnisse in fremden Ländern vermehren wolle, und verließ noch zur Stunde die Wartenburg.

(Der Schluß folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Salzburg im August 1821.

Welche Veranlassung mich nach Salzburg brachte, wissen Sie; dem Grundsatz treu, erst das Geschäft sicher stellen, dann sich der frohen Erheiterung ruhiger Muße weihen, schien ich gleichsam erst nach einiger Zeit die Veränderung meines Aufenthaltes zu gewahren und begann mich mit dem neuen Schauplatze bekannt zu machen. Wahrlich ein herrliches Land, voll entzückender Schönheit und so großer Züge einer ernsten Natur, bey denen das froh bewegte Gemüth gerne weilt und sich mächtig gestärkt fühlt! Diese ganze Umgebung scheint eine höchst gelungene Gartenanlage, von einer Meisterhand entworfen, zum heiteren erquickenden Lebensgenusse, worin das bunte Gewimmel der Gebäude, die sich an den Ufern der Salza zwischen die beyden Berge (den Kapuziner- und Mönchsberg) hineindrängen und Salzburg bilden, nur einen untergeordneten Theil darstellt, damit dem großen Ganzen auch ein entsprechendes Bild regen geselligen Verkehrs nicht fehle; denn nur geduldet scheint hier die Stadt und nicht Herrinn zu seyn; Alles weist hin auf die freye, große schöne Natur, ja mitten zwischen die Gebäude drängt der freundliche Mönchsberg seinen Rücken mit schattigen Luftgehölzen, mit hundert verschiedenen Aussichtspunkten, die er dem unersättlichen Auge biethet, und leihet die eigene Felswand her zu dem Thore, das stumm seinen Urheber preist (te saxa loquuntur, die Inschrift darauf, die sich auf den Erzbischof Schrottenbach bezieht), um es zweifelhaft zu machen, ob Menschenhände oder Mutter Natur hier den Eingang gebahnt habe. Gegen Westen eröffnet sich eine weite Ebene, in die sich rechts und links zwey Bergreihen verlieren und gleichsam entlegene Vorgebirge bilden; nahe bey der Stadt wechseln Gärten mit Ackerfeldern, lachende Wiesen mit dunkelgrünen Gebüsch und Nadelhölzern; Fußsteige, Fahrwege und Alleen durchschneiden in den verschiedensten Richtungen das Ganze, überall kündet sich froher Fleiß und Thätigkeit des Landbewohners an; aber über dieses hinaus schweift der Blick über jene endlose Fläche; klärer scheint sich da der Himmelsbogen entfalten, und wer Meeresgengen liebt (und wer liebte es nicht, das große Element?), glaubt dort dessen brandende Wogen zu ahnden. Ein heiteres, glänzendes Blau, das überhaupt Salzburg auszeichnet, scheint sich besonders von dort über die ganze Gegend mit einem milden Lichte wie über eine italienische Landschaft zu verbreiten, überall aber, wo man sich in dieser Umgebung befindet, steht man im Angesichte der hohen Gebirgsreihe, die gegen Süden den Halbkreis schließt; majestätisch prangen sie, die tieferen Theile bekleidet mit dem abwechselnden Grün der Wälder und Weiden, indem ihre höheren, fahlen, mit Schneefeldern bedeckten Häupter jeglichen Schmucks voll Würde entbehren, aber leuchtender strahlt von ihnen das Sonnenlicht herab, das dort gern zu weilen scheint. Der Hohstaufen, der Latterberg, der Wahmann, der Untersberg, der hohe Göhl, das Tennengebirge und wie alle die gefeyerten Nahmen lauten, stumm begleiten sie dich überall hin, aber sie erheben dein Herz und erhöhen jeden Genuss. Es ist eine höchst würdevolle Gesellschaft, ungerne würdest du einen davon vermissen, nur größer, ruhiger wird Alles in ihrer Nähe; du darfst dich für besser halten, wenn du mit ihnen vertrauter geworden erscheinst.

Wie soll ich Ihnen nun alle die Orte nennen, wo, mit immer neuem Zauber ausgestattet, die herrliche Gegend sich darstellt? Wie viele Stunden würden Sie entzückt in Maria Plain verweilen, und doch nicht glauben, die Fülle der reizenden Ansichten erschöpft zu haben, die sich vor Ihren Augen öffnen? Besonders herrlich ist von hier das Schauspiel der untergehenden Sonne; das glänzende Gestirn des Tages scheint nur unwillig zu dem unteren Halbkreis herabzusteigen; wie es mit Macht die gewaltige Masse der Purpurwolken hervordrängt, wie es den gerötheten Strahl nach allen Spitzen der Gebirge aussendet und sich fest zu Klammern strebt — und der Mensch sollte gerne scheiden, ihm sollte Trennung von hienieden nicht schmerzlich seyn?

Was soll ich von Aigen sagen? Keinem, der je dort in den schattigen Gängen wandelte, von der lachenden Wiese in das dunklere Gehölz trat, neben dem jugendlich spielenden Bache, welcher bald im schroffen Sturz, bald sanft gleitend sich über das

Gestein herabsenkt, den Berg hinaufstieg und nun von Schritt zu Schritt immer neue Herrlichkeiten der Natur sich seinen Blicken entfallen sah und dankbar bewundernd da stand — Keinem von diesen wird je Nigens freundliches Andenken aus dem Busen weichen. — Es war echt poetische Begeisterung, die Weisbach das herrliche Nigen in einem fortlaufenden Gedichte besingen ließ, überall glaubt man dem stillen Wirken der Natur näher getreten zu seyn, wie die Scenen sich ändern, wechselt die Ansicht der Welt und ihres Webens und Treibens, und Alles gestaltet sich fortdauernd neu.

So war mir unter Geschäften und erheiterndem Genusse der schönen Umgebungen geraume Zeit verfloßen, als eine frohe Kunde des Kaisers Ankunft erwarten ließ, und die ganze Aufmerksamkeit wieder auf die Stadt leitete; sie verwirklichte sich diese glückliche Ankunft des Monarchen, und ihre segenvollen Wirkungen werden noch lange fort dauern. Höhere Regsamkeit zeigte sofort sich in allen Verzweigungen des bürgerlichen Lebens, und würdevoller schien alles in die Schranken fester Ordnung zu treten. Das Auge des Monarchen weifte überall, und der Bürger wußte dankbar den sorgenden Vaterblick zu verehren. Auch die Loigerfelder besuchte der gütige Kaiser, den flassischen Boden um Salzburg, die in diesem Augenblicke ein ganz besonderes Schauspiel gewährten. Hier wurden im Jahr 1815 römische Mosaikböden von bedeutendem Umfange entdeckt, weiter ausgeführte Nachgrabungen zeigten eine Reihe von Mauerresten mehrerer Gebäude, aber die Ebene daselbst ist zu flach, als daß der Pflug in der Folge von Jahrhunderten nicht Alles bis auf die Grundmauern herab nach und nach sollte zerstört haben, die erstgefundenen Mosaiken blieben das wichtigste Ergebnis. Sie sind aus farbigen, klein zugehauenen Steinen größtentheils vom nahen Untersberge zusammengesetzt, alle von gefälliger Zeichnung, und besonders gehört jene aus Kupfersteinen und Beschreibungen satfam bekannte, mit den Vorstellungen des Theseus und der Ariadne zu den ausgezeichnetsten Monumenten dieser Gattung *). Man hatte gleich anfangs, da die Aushebung derselben vielleicht zu gefährlich schien, große hölzerne Hütten zu ihrer Erhaltung darüber gebauet, eine beygestellte Wache verhinderte weitere Beschädigung. Durch diese Maßregeln war erstaunlich vieles erreicht, doch gewann im Verlaufe der Jahre, wo die Hütten nur schwer dem immerwährenden Einflusse der Witterung widerstanden und häufig durchdringende Regentropfen bedeutende Öffnungen in den Mosaiken durchschlugen, der Erdboden selbst erst vom starren Frost, dann von alles auflodernder Feuchte mannigfach durchdrungen, an vielen Stellen zu weichen begann, unterirdisch Wurzeln immermehr hervorzudringen anfangen, der Wunsch, diese merkwürdigen Böden auf eine entsprechendere Art für immer gesichert zu wissen, mehr und mehr Stärke. Rom und der Vatikan gaben das Beispiel ungeheurer Massen antiker Mosaikböden, die an den verschiedenen Orten des Kirchenstaates gefunden, glücklich und unverfehrt ausgehoben und dahin überseht wurden; es galt den Versuch, ob ein ähnliches Unternehmen auch in Salzburg gelingen würde. Der Monarch befahl es, mit den wenigst bedeutenden Stücken sollte der Anfang geschehen, um im Falle des Nichtgelingens nichts verdorben zu haben. Direktor Steinbüchel von Wien sollte die Oberleitung führen. Die wirkliche Ausführung dieses Befehles fiel gerade in die Zeit der Anwesenheit Sr. Maj. in Salzburg, und der gnädigste Monarch geruhte in Allerhöchster Gegenwart sich von den Fortschritten der Arbeit zu überzeugen. — Gleich die ersten Versuche (noch im Monathe July) hatten vollkommen der gespanntesten Erwartung entsprochen, seitdem war rüstig vorgearbeitet worden, immer von dem Minderguten zu dem Besseren vorschreitend; aber noch stand bey Ankunft Sr. Maj. der schönste Theil der Mosaik, der nämlich mit den Vorstellungen aus der Theseide, unangerührt da, und an ihm wurden in diesem wichtigen Augenblicke die bisher gemachten Versuche erprobt und zwar mit dem günstigsten Erfolge. — Man sah den Mosaikboden nach Maßgabe der Zeichnung in mehrere längliche Vierecke von bedeutender Größe abgetheilt, welche durch äußerst vorsichtige Herausnahme beyläufig dreier Reihen der Mosaiksteinchen, durch einen scharfen und ziemlich vertieften Einschnitt von einander getrennt waren. Man wählte diese Einschnitte absichtlich so viel möglich an solchen Orten, wo Linien gleichfarbiger, z. B.

*) Die Wiener Zeitschrift hat davon in einer außerordentlichen Beilage zu Nr. 74 im Jahre 1817 eine getreue Abbildung geliefert.

durchgängig schwarzer oder rother Steine sich vorfanden, deren Wiederausammensetzung also, da alle sorgfältig aufbewahrt wurden, keinen besonderen Schwierigkeiten unterliegt. Um eines dieser so abgetheilten Vierecke nun wurde ein hölzerner Rahmen angepaßt, der oben gut zwey Zoll über die Fläche der Mosaik hervorsteht, und darauf wurde die ganze dergestalt eingefasste Mosaikplatte, so hoch als der Rahmen es erlaubte, mit einem flüssigen, kalten Kitt (anscheinend reiner, rother Gyps) übergossen, womit alle kleinen Fugen zwischen der Einfassung und der Mosaik sich ausfüllten und Alles zusammen nur ein Ganzes bildete. Kaum hatte der Kitt angezogen und fing an, fest zu werden, was sehr bald geschah, so wurde mit Spitzhammern das Erdreich unter dem Rahmen weggearbeitet und die Mosaikplatte bis zur Mitte hin unterhöhlt, was ohne Gefahr (aber auch mit aller Vorsicht) geschah, da der oben aufgeglichene Kitt die Mosaiksteinchen fest hielt und an sich zog. Man hätte, scheint es, mit dem Unterhöhlen bis ganz hindurch fortfahren und dann die allerseits losgetrennte Masse leicht wegheben können, man zog aber eine Zeit ersparende, und wenn man gehörig mit den Händen vertraut ist, noch viel einfachere, ja vielleicht auch zuverlässigere Art vor; es wurde nämlich in die bereits gemachte Höhlung, so weit sie reichte, ein schon bereiteter hölzerner Deckel von gleicher Länge und Breite mit dem auszuhebenden Quadrate hineingeschoben und gleich gerichtet, darauf saßen an beyden Seiten zwey starke Männer die Mosaikplatte bey den rückseitigen noch nicht unterarbeiteten zwey Ecken, und nach einige Mahl wiederholter Kraftanstrengung zogen sie das ganze Viereck auf dem unterliegenden Deckel weg von der Stelle, die es früher einnahm; man fehrte das Ganze sogleich um, so daß die obere Gypsfläche nach unten hin zu liegen kam, und siehe da! so tief als man den Rahmen früher in den Einschnitten unter die farbige Fläche der das Mosaikgemälde eigentlich bildenden Steinchen vertieft hatte, so tief hatte sich bey dem Unterarbeiten und dann dem gewaltsamen Wegziehen der untere alte Kitt fest erhalten, bildete eine ganz ebene Fläche, und wo man diese etwa wegarbeitete, zeigte sich die Lage der farbigen Steine in ungestörtem Zustande unbewegt liegend, geschützt oben durch die dicke Masse des neu aufgetragenen, unten durch jenen des alten ursprünglichen Kitts. Nicht bey allen Arten von Mosaiken soll man aber dieselbe Verfahungsart anwenden können. Man zeigte eine nicht sehr complicirte Maschine, welche dann in Anwendung gebracht wird; auch wie man den oberen, neu aufgetragenen Kitt wieder vollkommen unschädlich wegbringe, wurde ausführlich dargethan und durch Vorlegung bereits gemachter Proben erwiesen. Noch einige wichtige Thatsachen, die in Beziehung auf die Verfertigung solcher Mosaikböden bey den Alten neue Aufschlüsse gaben, wurden bey dieser Gelegenheit der Aufmerksamkeit des huldreichsten Monarchen unterzogen.

Aber nur das, was mich in Salzburg besonders anzog, Ihnen mitzutheilen, war mein Zweck, nicht aber mich in nähere Ausführungen und Beschreibungen der einzelnen Gegenstände einzulassen.

Schauspiel.

Theater an der Wien, den 16. d. zum ersten Mahl: *Eduard und Christina*. Oper in zwey Aufzügen, aus dem Italienischen, vom Hrn. Jos. Ritter v. Seyfried. Musik von Rossini.

Der Inhalt dieser Oper ist nicht sehr verwickelt, war aber bey der Darstellung dennoch so leicht nicht zu errathen, wenn man nicht andere Hülfsmittel zur Hand hatte, denn die Spielenden ließen im Singen, Recitiren und Sprechen gleich unverständlich sich vernehmen. Überhaupt zeigte sich's hier, was für ein Unterschied zwischen einer ernsthaften und einer komischen Oper Statt findet, selbst in einer Rossinischen Composition, in Beziehung auf die Sänger. Da der Inhalt nun überhaupt nicht sehr interessant ist, so übergehen wir ihn um so mehr, weil sich auch von der Composition nur Weniges und nicht viel Gutes sagen läßt. So viel mögen die Neugierigen wissen, daß von einer heimlichen Heirath der Tochter des Herzogs mit dem Anführer der Truppen die Rede ist, daß beyde nach der Entdeckung in Gefahr des Lebens kommen, daß

aber der Chef, nachdem er früher bereits einen glänzenden Sieg erfochten, nun auch die rebellischen Gefangenen händigt, Freyheit und Gemahlinn erhält, welche erfreuliche Wendung durch ein lustig bewegliches Duett gefehert wird.

Wenn man sicher wüßte, daß kein unbedeutenderes Werk von dem beliebten Komponisten im Hinterhalt läge oder überhaupt zum Vorschein kommen würde, so könnte man unbedingt dieses neueste zur Aufführung gebrachte für sein Schlechtestes erklären. Von den verbrauchten Themen und Melodien zu reden, ist schon an sich selbst eine so verbrauchte Sache, daß man Worte und Tinte sparen kann; mit dem Charakterlosen hat es eben die Bewandniß, und das Zwecklose, Unsachliche betreffend, verhält sich's gleicher Maßen. Aber doch ist das noch zu bemerken, daß der Komponist sich hier in Allem übertrifft, und es kommt hinzu, daß wenigstens im ganzen ersten Akt nicht ein einziges ansprechendes Gesangsstück ist, wodurch selbst die gewöhnlichen Verehrer g a n z befriedigt würden. Einzelne Stückchen und Fragmente schlagen wohl von Zeit zu Zeit an's Ohr, das Folgende bringt das Vorhergehende aber sogleich um Wirkung und Kredit. Doch den Schluß des ersten Finals nicht zu vergessen! wo das donnernde Geräusch des Ensembles auf dem Theater und im Orchester einen Total-Effekt bewirkt und gleichsam die Ehre des ersten Aufzugs rettet. Im zweyten geht es etwas besser. Ein Chor nach der ersten Verwandlung erregt einiges Staunen, ein Duett zwischen Christina (Mlle. H o r n i c k) und dem Herzog (Hr. H e i z i n g e r) enthält etwas Neues, und dessen Wiederholung wurde verlangt. Die Sänger trugen nur den letzten Theil vor. Eine Arie von Eduard (Mad. S c h ü h) gefiel ebenfalls und wurde mit Fleiß und Glück gesungen. Im Ganzen ist der zweyte Akt nicht nur der Komposition nach etwas wirksamer, sondern auch die Sänger, die sehr eifertig einstudiert zu haben schienen, leisteten hier Gelungneres als in dem ersten, wo Mlle. H o r n i c k und Hr. H e i z i n g e r der schwierigen Figuren und Passagen wegen, letzterer besonders durch schnelles Aussprechen des gehäuften Textes, dessen Schwierigkeit die deutsche Sprache sehr natürlich noch vermehrt, unvorthailhaft sich anstrengen mußten. Die Sängerinn sang oft genug auf gerathewohl, die Intonation war unsicher, auf der andern Seite mag sie sich ein wenig auf sich selbst und auf ihr gutes Glück zu viel verlassen. Zwischen Gerathen und den Leistungen künstlerischer Bildung und Besonnenheit ist noch ein Unterschied, womit nichts Neues hier gesagt werden soll. Hr. S e i p e l t (Jakob, ein schottischer Prinz) hatte das Unglück, im ersten wunderbaren Final auf eine Reihe von tiefen Tönen zu stoßen, die ihm sehr mißlangen und keine gute Wirkung hervorbrachten. Mit dem Rezitiren ging es durchgehends nicht zum Besten, am meisten fiel aber die Unbequemlichkeit davon dem Hrn. H e i z i n g e r zur Last, der am spätesten in diese Kunst sich finden wird. In Ansehung der Prosa, wofür Organ und Akzent bey ihm so wenig sich geeignet zeigen, wollen wir ihm durch die Finger sehen, da es noch so manches Andre wegzuräumen gibt, aber auch schon darum, weil in diesem, dem italienischen Rezitativ nachgebildeten, also unvermeidlich etwas höher gestimmten Dialog, Hr. K a u s c h e r (Engelström) glücklich mit ihm wetteiferte, und die Lacher auf seiner Seite hatte.

Die Stimmen waren trotz der feyerlichen Dankagung der Benefiziatinn, Mlle. H o r n i c k, und des mit Beyfall empfangnen Ankündigers, Hrn. K a u s c h e r, nach Endigung der Oper so getheilt, daß sie sich schwerlich über dieses Werk jemahls vereinigen werden.

K o n z e r t - A n z e i g e .

Donnerstag den 25. d. beginnen die Concerts spirituels, deren 16 Statt finden werden, im landständischen Saale unter der Leitung des Hrn. Fr. K. G e b a u e r. Diejenigen, welche gesonnen sind, denselben beyzuwohnen, erhalten die Eintrittskarten gegen einen festgesetzten Kostenbeytrag — den auch die Mitwirkenden entrichten — in der Steinerschen Kunsthandlung am Graben am Eingang in die Paternoster-Gasse.

Herausgeber und Redakteur: J o h. S c h i c h.

Gedruckt bey N t o n S t r a u ß.

Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Donnerstag, den 25. Oktober 1821.

128

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels. um 15 fl., halbi. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertels. um 7 fl., halbi. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Mauslein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Pathengaben.

Mährchen.

Von Joseph Aloys Gleich.

(Schluß.)

Ueber das ganze Land hatte sich die Kriegesflamme verbreitet. Willibald fühlte Muth und Kraft in sich, Schwert und Lanze zu führen, auch hoffte er im Kriegesgetümmel das Ende seines Kummers zu erreichen. Churfürst Waldemar von Brandenburg war ein erbitterter Feind des Landgrafen geworden, und both alle seine Kräfte auf, ihn, wo möglich, ganz zu verderben; aber auch Friedrich hatte gar viele streitbare Männer um sich, er stellte dem Mächtigen gleiche Macht entgegen, und so verheerte einer der blutigsten Kriege das Land. Willibald hatte sich bey dem Grafen Günther von Schwarzenburg eingedungen, sein Muth zeichnete ihn bald aus; er bekam nach Kurzen ein Fähnlein Reiter unter sich, und leistete unter fremdem Nahmen, und ohne sich dem Landgrafen zu erkennen zu geben, wichtige Dienste. Da wollte das Schicksal, daß Friedrich bey seinem Feinde dem Churfürsten in gefängliche Haft gerieth, und in strenger Gewahrsam hart geängstiget wurde. Unter den Tapfern, welche sich bemüht hatten, des Landgrafen Gefangennehmung zu vereiteln, war Willibald einer der Vorzüglichsten gewesen, aber auch er erlitt gleiches Schicksal, wurde fortgeschleppt, und, mit vielen Wunden bedeckt, nach einem festen Schlosse gebracht, wo er nur langsam unter der Hand eines nur halbverständigen Arztes genas. Unverdorbene Jugendkraft that hier die meiste Wirkung, auch war der Vogt, dem die Aufsicht der Gefangenen oblag, ein milder, gutmüthiger Mann, dem der Arme dauerte, bey schwächerer Gesundheit in den nassen Mauern des Gefängnisses auszuharren; er gestattete ihm, auf sein Ehrenwort bauend, in der Gegend des Schlosses umherzuwandeln, und Willibalden war sein Wort zu heilig, um sich durch schimpfliche Flucht zu entehren. Da fügte sich's einst, daß, als er, in Gedanken verloren, sich weiter wie gewöhnlich in der Waldung vertieft hatte, er erst

aus seinen Träumereyen erwachte, als das Nachtdunkel bereits mächtig hereingebrochen war, und ein heftiger Sturm, welcher wie Meeresbrandung durch den Forst brauste, schwarze Wetterwolken zusammengehäuft hatte, die nun ihrer Last sich in solchen rauschenden Strömen entledigten, daß es ihm nicht möglich war, an den Rückweg zu denken, sondern daß er sich in ein altes Gemäuer flüchtete, dessen bemooste Ruinen in seiner Nähe lagen. Hier beschloß er das Ende des Ungewitters abzuwarten, tappte im Finstern umher, ein bequemes Plätzchen zu finden, und lagerte sich endlich in einer Ecke hin, wo bald tiefer Schlaf seine Augen schloß. Lange mochte er hier geruht haben, als ihm beym Erwachen dünkte, ein leises Geflüster und dumpfes Gemurmel mehrerer Menschen zu vernehmen. Er horchte hoch auf, und sah bey dem Scheine einer Lampe zwölf Bewaffnete versammelt, welche ihn jedoch nicht gewahren konnten, da ein hoher Steinhause, hinter welchem er zufällig Platz genommen hatte, ihn vor den Augen der Versammelten verbarg; auch wagte er nicht sich zu regen, weil er nicht wissen konnte, ob er sich nicht unter Räubern befinde, welche leicht über den Wehrlosen herfallen, und ihn ihrer Blutgierde opfern könnten. „Freunde,“ sprach einer der angesehensten von ihnen, „es bleibt bey unserer Verabredung, das Schicksal ist uns endlich günstig, das Nachwerk zu vollenden, und büßen zu lassen durch qualvollen Tod den hartherzigen Churfürsten, der unsere ritterlichen Rechte kränket, und uns hindern will, durch Beute auf der Heerstraße unsere Reichthümer zu vermehren. Wenn er morgen auf der Beste einspricht, und seine Ritter und Edlen ihn umgeben, da wollen wir uns an den feuerfarbenen Schleifen am Varet erkennen, und sobald der Augenblick günstig ist, über ihn herfallen und mit unsern scharfen Dolchen sein Lebenslichtlein verlöschen. Schwört nochmal, daß keiner weiche von dem gefaßten Vorsatz, und dann begehrt euch jeder nach eurer Heimath, sich vorzubereiten zur morgigen That.“ Noch sprachen sie mehreres über das bevorstehende Unternehmen, und verließen endlich, da das Brausen von Sturm und Regen nachgelassen hatte, die Ruinen. Auch Willibald kroch nach einer guten Weile hervor, er ging auf Nebenwegen der Beste zu, wo ihm der Bogt, freudig über seine Rückkehr, entgegen kam, und ihm bedeutete, daß morgen der Churfürst von Brandenburg auf der Beste anlangen, und dort einige Tage verweilen werde, um das Friedensgeschäft mit dem noch immer gefangenen Landgrafen zu befördern. „Wohl,“ sprach Willibald, „nun ist es an dir, mir einen Dienst zu erweisen, den dir der Churfürst selbst gar reichlich vergelten wird. Verschaffe mir Gelegenheit mit ihm zu sprechen, denn ich habe ein Gewerbe an ihn, das ich nur ihm allein zu entdecken vermag.“ Der Bogt meinte, daß das wohl schwer halten würde; als aber der Churfürst früh am andern Morgen anlangte und nach den ersten vollendeten Geschäften in dem schönen Schloßgarten lustwandelte, da erwähnte der Bogt des Gefangenen, und Willibald wurde vor den Churfürsten beschieden. Waldemars Blicke verfinsterten sich mächtig, als er den tapferen Kämpen erkannte, der ihm bey manchem Streite so hart zugesetzt hatte; als aber Willibald ihm Kunde von dem gab, was er in den Ruinen vernommen, sah er ihn mit starrem Befremden an: „Wie,“ rief er, „ihr, der ihr einer meiner erbittertsten Feinde wart, ihr warnt mich vor einer drohenden Gefahr, ohne zu bedenken, daß mein Tod eurem gefangenen Churfürsten gar mächtig

frommen würde?" „Ihr irrt, erlauchter Herr," entgegnete Willibald, „nie wird mein gnädiger Herr Landgraf sich auf solche Art Vortheile wünschen, ja ich weiß, daß er mich noch loben wird in seinem Herzen, gegen euch nach Pflicht und Sitte gehandelt zu haben." — Der Churfürst schüttelte den greisen Nacken, befahl dem herbeygerufenen Vogte, des Gefangenen sorgfältig zu pflegen, und ging, ohne ein weiteres Wort des Dankes, nach dem Innern des Gebäudes zurück. Zwey Tage strichen vorüber, ohne daß Willibald Kunde vom Churfürsten vernahm, noch selbst des Vogtes ansichtig ward: da eröffnete sich plötzlich die Thür des Gemaches und hereintraten Ritter und Knappen, brachten ihm ein reich gesticktes Wamms sammt Federhut, Schwert und Sporen, schmückten ihn gar säuberlich, und geleiteten ihn nach dem Schlosse, wo sie vor einer hohen Pforte hielten und ihn eintreten hießen. Da stand der Churfürst auf seinem Thron von Rittern und Edlen umgeben, aber seitwärts waren zwölf schwarz behangene Särge mit zertrümmerten Wappenschildern, und auf jedem lag ein Baret mit feuerfarbner Schleife geziert. Freundlich kam der Churfürst dem Betroffenen entgegen, drückte dessen Hand an sein Herz und sprach; „Habe Dank du Lebensretter mein, hoch will ich dir vergelten, was du Gutes an mir gethan. Zwölf Bösewichter, welche mir nach dem Leben strebten, haben mit dem Tode gebüßt durch Henkershand, denn nicht fürder durfte die Erde solche Ungeheuer tragen, die sich auflehnen konnten gegen ihr rechtmäßiges Oberhaupt. Du aber, der du lange schon verdient hättest die ritterliche Würde zu tragen, empfangе sie nun aus meiner Hand. Willibald von Edelstein sollst du heißen für die Zukunft, und belehnt sollst du seyn von mir mit so viel stattlichen Burgen in meinem Lande, als du mich von Verräthern befreyt hast. Damit du aber siehst, wie hoch ich schätze deine edle That, so magst du überdieß noch eine freye Bitte haben nach dem Wunsche deines Herzens, und sie sey dir gewährt im Voraus bey meinem churfürstlichen Worte." Da besann sich Willibald nicht lange, er ließ sich die Geschlechter der getödteten Rebellen nennen, und erfuhr, daß jeder einen Sohn, Bruder, oder Sidam hinterlassen habe, welche nun mit dem Fluche des Fürsten belegt, arm und hilflos im Glende schmachten mußten. — Da leistete er Verzicht auf seine geschenkten Ritterstühle, und bath den Fürsten, die Schuldlosen nicht mit den Schuldigen leiden zu lassen, sondern sie vielmehr mit diesen neuen ihm geschenkten Gütern zu belehnen. Da drückte sich der Churfürst eine Thräne aus den Augen, und sprach: „Habe Dank du wackerer Geselle, du kamst meiner Gutmüthigkeit zu Hülfe, ohne daß ich mein fürstliches Wort brechen darf; denn als ich die Rebellen ergreifen ließ, schwur ich, in Wuth entbrannt, ihre Angehörigen ihrer Güter zu berauben, und durfte diesen Schwur nicht mehr brechen, so sehr es mich auch reute; so aber mögen sie nun aus deiner Hand das neue Eigenthum nehmen, und du verdienst drob, deines hohen gar adelichen Sinnes wegen, noch mehr als Ritter zu seyn. Ich belehne dich mit einer, mir durch den Friedensschluß mit Friedrich in der Niederlausitz anheimgefallenen Graffschaft, und erhebe dich, du hoch edler Mann, mit Vorbehalt des reichsoberhauptlichen Konsenses, zur Würde eines Grafen von Edelstein, und nun du wackerer Degen, gelobe mir dafür dauernde Freundschaft."

Als die ihrer Güter beraubten jungen Ritter die neue Belehnung erhielt-

ten, da bathen sie, ihren Wohlthäter Willibald ein Jahr lang begleiten zu dürfen, wohin er zöge, um ihm Freundschaft und Ehrerbietung vor den Augen der Welt zu beweisen. Reichlich geschmückt verließ der stattliche Zug das Hoflager des Churfürsten. Der junge Graf von Edelstein nahm seinen Weg nach der Wartburg, wo Landgraf Friedrich eben ein Freudenturnier zur Festlichkeit der erlangten Freyheit ausgeschrieben hatte. Alles staunte, als der stattliche Zug der jungen Ritter sich nahte; aber Willibald hatte sogleich unter den Anwesenden das zarte Erbfräulein Elsbeth von Wolkenau erkannt. Gar mächtig schlug ihr sein Herz unterm Panzer entgegen, er sehnte sich für sie eine Lanze zu brechen, und war so glücklich den Preis aus ihrer Hand zu erringen. — Wie er den Helm abnahm und sich vor ihr auf die Knie senkte, umzog flammende Röthe die Wangen der Dirne, als aber der Landgraf selbst seinen geübten Schreiber und tapfern Kämpen in einer Person erkannte, und näher unterrichtet ward von dem Hergange der Sache, da drückte er den wackeren Mann freudig an sein Herz, und bald darauf gab auch der alte Wolkenau seine Einwilligung, den stattlichen und reichen Grafen Edelstein zum Eidam anzunehmen.

Nun sandte Willibald Cilbothen nach dem Orte seiner Geburt, und eben als das edle Brautpaar aus der Kapelle kam im festlichen Gepränge, da trat ein alter Landmann mit seinem Weibe und fünf rüstigen Söhnen herbey, welche man hierher zu kommen genöthiget hatte, ohne daß sie wußten warum? Aber Willibalden hinderte seine Grafenwürde nicht, er drückte die vor Freude beynahe erstarrenden Altern und Brüder an sein Herz — sie mußten Platz nehmen neben ihm an der Tafel der Edlen, welcher auch der Landgraf selbst beywohnte, und eben als man sich alle Begebenheiten erzählt hatte, meldete sich ein alter Minnesänger, in dem Vater Martin sogleich den Vathen seines Sohnes erkannte. Dieser schritt zu dem jungen Bräutigam, und küßte ihn drey-mahl auf die Stirne. „Meine Vathengaben,“ sprach er, „gingen in Erfüllung, und nur aus dem Einen, wenn es auch noch so übel schieu, konnte das Andere erfließen; darum lernet einsehen, daß oft der Schein trügt, und selbst das, was uns das größte Unglück zu seyn dünkt, der mütterlichen Erde gleichet, aus welcher der Same des Guten emporkeimt.“ — Nach diesen Worten löste sich die Gestalt des Alten in leichten Schimmer auf, der wie Morgennebel entschwand; aber sein Segen blieb dauernd ruhen auf dem Geschlechte der Grafen von Edelstein bis in späte Jahrhunderte, wo bey verfeinerten Sitten die edlen Herzen der Menschen verwilderten, und sie unwürdig wurden so wohlthätiger, geistiger Spenden.

A l l e m a n n i s c h e L i e d e r.

I.

W i n z e r L i e d.

Im guten Weinjahre zu singen.

(S. Moys Schreiber's Gedichte. Thl. 1. B. 7. S. 511.)

Seht, das Reblaub hängt schon fahl,
Trauben blinken drunter!
Frisk hinaus im Morgenstrahl,
Stuht sie sink herunter!

Buben, langt die Büttlen her,
Mägde, nehmt die Kübel!
Wär' es Herbst zwey Monden mehr,
Kam's uns gar nicht übel!

Meisen pfeifen; ihnen auch
Soll's am Zehnt nicht fehlen:
Hunger ist ein Dorn im Bauch,
Betteln heißt nicht Stehlen.

Seht, die Beeren glänzen hell
Wie der Thau am Morgen;
Gott hat einen reichen Quell
Tief im Grund verborgen.

Der Burgunder lacht uns an,
Und der Muskateller:
Jeder Topf muß dießmahl dran,
Feuer füllt's die Keller.

Wenn man heimbringt, muß man doch
Auch der Armuth denken:
Mägde, kappt die Restlein noch,
Durstige zu tränken!

Sucht zum Himmel fromm hinauf!
Was wir Armen leihen,
Schreibt uns Gott dort fleißig auf,
Reich es zu betreuen.

2.

T r o s t ü b e r U n t r e u e .

(S. Aloys Schreiber's Gedichte. Th. 1. B. 7. S. 530.)

Mein Schatz will mir nicht treu mehr seyn,
In's Wasser spring' ich nicht hinein.
Manch Fischlein beißt in d' Angel,
An Mägdlein hat's nicht Mangel.

Im May gibt es ja Blumen g'nug,
Sie winken freundlich, wählt sie klug;
Doch wenn die Blätter fallen,
Ist es vorbey mit Allen.

Dann guckt man nach dem Wintergrün,
Sollt' es auch nicht so lustig blühn:
So dient's der Treu' als Zeichen,
Kein Schnee macht es erbleichen.

Die Lieb' ist gleich der Schwalb' am Dach,
 Sie streicht den warmen Lüften nach:
 Brecht ihr das Pflänzlein frühe,
 So treibt's euch frische Blüthe.

Goethe's v. 1809.

Correspondenz = Nachrichten.

München im September.

Die Bühnenneuigkeiten waren, im Hoftheater: die Fürsten Chawansky, und die Liebeserklärung; im Marthortheater: der Weiberverjüngerer, oder: die natürliche Zauberer, von Bäuerle, mit Musik von Röh; Salvator der Räuber, oder: die unächtbaren Brüder, Drama nach dem Französischen von Vogel, und Ehestands-Szenen, eine Lokalposse von Bäuerle. Die deutsche Oper gab als Neuigkeit: Tanskred. Die Auführung dieser Oper ließ nichts zu wünschen übrig, der Beyfall erreichte den höchsten Grad, was nicht zu verwundern ist, da nicht nur das Ohr hohen Genuß fand, sondern auch das Auge. Die Pracht der Komparsen war außerordentlich; für die Helmbüsche und Federn allein soll eine Summe von 1000 fl. verwendet worden seyn. Nur ein Gast trat während dieses Monats auf, Hr. Dartinger. In Kabale und Liebe gab er den Wurm, und in Johann von Finnland den Kanzler; in der letzteren Rolle sprach er noch mehr an, als in der ersteren. Die Zurückkunft Esclairs veranlaßte die Aufführung einiger Feststücke, z. B. Wilhelm Tell und Wallensteins Tod. Die Beurtheilung der Darstellung des zuerst genannten Stückes beginnt ein hiesiges, viel gelesenes Blatt mit dem Motto: Wo rohe Kräfte sinnlos walten, da kann sich kein Gebild gestalten.

Ein bedeutendes Ereigniß d. M. war die Eröffnung des Konkordates. Sie hatte am 23. in der Metropolitankirche zu U. L. Frauen mit einer Ehrfurcht gebietenden Feyer Statt. Der Gottesdienst begann um 9 Uhr. Um 11 Uhr fuhr der päpstliche Nuntius in einem mit sechs Pferden bespannten Gallawagen an dem hinteren, mit Kränzen und rother Drapperie verzierten Portale vor, und nahm, von der ihn erwartenden höheren Geistlichkeit umgeben, den bestimmten Platz unter dem Baldachin in der Nähe des Hochaltars ein. Hierauf verlas der apostolische Protonotar die Circumscriptions-Bulle. Das Te Deum laudamus schloß den kirchlichen Akt. Eine zahllose Menge Volkes wogte in den Straßen der Stadt, eine nicht viel geringere entließ die Kirche um 1 Uhr, wo die heilige Feyer sich endete. Die auswärtigen Gesandten, die königl. Minister, Staatsräthe, Präsidenten und andern Honoratioren wohnten auf zwey Tribunen der Feyerlichkeit bey, wozu besondere Billeten ausgetheilt wurden. Das Militär erhielt von innen und außen die Ordnung, welche nicht im geringsten, ungeachtet desarken Volksandranges, gestört wurde. Tags vorher wurden an die Minister 10. Abdrücke der Bulle ausgetheilt. In der Kirche wurde die Bulle nach der Publikation öffentlich aufgehangen.

Ein anderes religiöses Fest d. Monats war das Erntefest, welches durch einen feyerlichen Gottesdienst in derselben Kirche, und eine Prozession, welcher der Magistrat und ein großer Theil der Bürgerschaft beywohnten, begangen wurde. Die Kirche war schön mit Blumen geziert, und das Ganze both einen rührenden Anblick dar. Ein merkwürdiges weltliches Fest war dagegen der stets bedeutender werdende Jahrmakkt zu Kaserloh bey München. Es ist dieß einer der größten Märkte in Deutschland. Sein Ursprung wird zurück geführt bis zu den Tagen der Schlacht am Lech gegen die Hunnen, im neunten Jahrhunderte. Der Raum dazu ist eine große Wiese, von Wäldern ganz umgeben; in der Mitte befinden sich einige Bauernhöfe, genannt Kaserloh. Dieser Markt fällt immer auf einen der ersten Septembertage, und ist ausschließlich dem Viehhandel, und zwar vorzüglich den Pferden gewidmet. Kaum ist der grüne Waldgrund von den ersten Morgenstrahlen beleuchtet, so strömt von allen Seiten die Menschenmasse heran, welche nach und nach zu einer Menge von mehr als 30,000 anwächst. Alle Volkstrach-

ten des Obery und Unterlandes sind hier sichtbar, und das Zufließen der Städter und Fremden, welche dieß lebhaftes Gewühl zu sehen, herbey eilen, gibt dem Ganzen eine sehenswürdige Mischung. Man zählt meistens 500 — 600 Chaisen und Wagen, welche am Rande des Waldes einen neuen Kreis um den Marktplatz bilden. Zur Erhaltung der Ordnung sind etwa 8 Gendarmen hinreichend, so sehr hält das Volk selbst auf den guten Ruf dieses Marktes. Man rechnete dießmahl an 6000 Pferde hergebracht, welchen man ihrer schönen Gestalt wegen recht merklich den wachsenden Nutzen der Stutereyen und des Bemühens der landwirthschaftlichen Vereine ansah. Der Handel geht hier nach altdeutscher Art nur auf den Handschlag, und es gewährt einen schönen Anblick, Hunderte und Tausende von Männern immerfort sich die Hände geben zu sehen, ohne viel Lärmen und Wort, während andere Käufer und Verkäufer sich auf den Boden setzen, und im Grase sich das Geld vorzählen. Das Geschelle der Rühglocken, das Wiehern der Pferde, der Ruf der Schafe, das Gemurmel der Menschen, die Töne der häufigen Musikbänden, die Bewegung, welche über die fast unübersichtliche Flur hinweg, lassen den Beschauer kaum zur Besinnung kommen, und erinnern ihn an die Volksmärkte, welche man noch zuweilen auf alten Gemälden abgebildet findet. Die rings aufgestellten Buden der Landfrämer, die Küchen und Metzgereyen, die Bierstänken, Brotwägen, Suckkasten, Marionetten, Fiedler, Possenreißer, Volksänger, Taschenspieler, Tanz- und Kegelsplätze etc. machen diesen Markt zu einem, kaum übertraffbaren Volksfeste; alles ist der Treue und dem sittlichen Gefühle des Volkes überlassen. Gegen 4 Uhr Nachmittags ist das ganze Revier beynah leer, und der gewaltige Strom des Marktes verrauscht; nur in dem nahen Dorfe Trudering wird Lust und Tanz fortgesetzt. Spät in der Nacht oder wohl auch erst des anderen Morgens verlieren sich die Fröhlichen und eilen den verschiedenen Gegenden ihrer Heimath zu. Hier wird immer mehrere Tage lang in hohen und niederen Birkeln von diesem Markte gesprochen, welcher in Deutschland noch wenig bekannt ist und schwerlich seines gleichen hat.

Sch a u s p i e l.

Theater nächst der k. k. Burg, den 16. d. zum ersten Mahl: Der Oberst. Lustspiel in einem Aufzuge nach Le Colonel des Hrn. Scribe bearbeitet.

Jenny von Lusak (Mad. Löwe) reist mit ihrer Verwandten, der Baroninn Dirvile (Mlle. Gruska), dem Gatten dieser letztern (Hr. Wotho) entgegen, der Major bey einem Lanciers-Regiment und auf dem Rückwege nach Paris begriffen ist, aber wegen Mangel an Pferden auf der Station liegen bleibt, wo beyde Damen bald nach ihm eintreffen. In dem Gasthause des kleinen Städtchens findet er den Husaren-Lieutenant Adolph von Balcourt (Hr. Korn), der mit seiner Eskadron dort im Quartier liegt, und seiner redseligen Gewohnheit nach, dem Gast unter anderm von seiner letzten Liebshaft in der Residenz erzählt, wo ihn eine Schöne, die er auf einem Ball kennen lernte, dergestalt entzückte, daß er sie zu heirathen im Begriff war. Von ihrer Tante verleumdete, fand er keinen Zutritt weiter, und mußte bald darauf mit dem Regiment die Residenz verlassen. Jenny, dem Manne ihrer Freundin unbekannt, hat den Einfall, ihn in Offizierskleidern zu überraschen. Um auf der weitern Reise die Postmeister und Postillions mehr zu imponiren, macht sie sogleich einen Versuch mit der übernommenen Rolle, und tritt in Uniform herein, als der Lieutenant die Baroninn ebenfalls auf's artigste zu unterhalten sucht. Jenny und ihre Gefährtinn kommen in Verlegenheit; erstere gilt für den Mann der Dame; Adolph hält die Verkleidete für den erwarteten Obersten des Regiments, und das Fräulein ist genöthigt, diesen Rang zu behaupten. Bald erkennt der Lieutenant seine Schöne und wird auch von ihr erkannt. Um sie zu nöthigen, sich zu entdecken, setzt er das Mißverständniß fort. Der verstellte Oberst muß den Offizieren der Eskadron eine Tafel geben, sich rapportiren lassen u. s. w. Indessen hat der Major einen Brief auf der Post erhalten, worin er sein Avancement zum Obersten erfährt. Er ist genöthigt, länger noch zu war-

ten und verlangt zu essen. Der Wirth entschuldigt sich mit einer Hochzeit und zugleich mit der Offiziers-Tafel, woran der neue Oberst mit seiner Gemahlinn *Auguste* gegenwärtig wären. *Dirville* erkennt seine Gattinn und faßt Eifersucht. Er erwartet den Eintritt des verkappten Nebenbuhlers, stellt ihn zur Rede und biiethet ihm Pistolen oder Säbel an. *Jenny* ist außer sich vor Angst. *Adolp* offerirt sich ihr zum Sekundanten, zeigt ein Paar neue Pistolen; sie ängstigt sich noch mehr, er aber versichert, daß sie nicht geladen sind, und drückt die eine ab, worüber der verstellte Oberst gleich in Ohnmacht fällt. *Dirville* eilt mit den Übrigen herein, Mann und Frau erkennen sich und die Komödie des falschen Obersten hat ein Ende.

Von der Heirath mit dem Lieutenant ist das Beste zu erwarten, nachdem beyde sich erklärt und beyde von gleicher Zuneigung erfüllt sind. Die Heirathsgeschichte ist in diesem Stück nur Nebensache und der lustige Liebhaber spielt mit seiner Schönen eine ziemlich derbe Posse, deren Ende wirklich überraschend ist. Der komische Theil beruht auf der Verlegenheit des weiblichen Obersten und dem dadurch herbey geführten öftern Ausfallen aus der Rolle. Dieser Scherz ist in der That so weit getrieben, als er nur immer gehen kann, und läßt sich nur durch den angenommenen und mit starken Farben geschilderten Charakter des Lieutenants halb und halb entschuldigen.

Der Charakter des *Balcour* ist wenigstens gut angelegt und belebt die Handlung ungemein, die sonst bey dem zwecklosen Scherzspiel leicht ermüden würde. *Hr. Korn*, der sich hier in seiner glücklichsten Sphäre bewegt, entsprach seiner Bestimmung vollkommen und verbreitete frische Heiterkeit, auch über die schwächeren Stellen des Ganzen. *Jenny* zeigt sich erst in der Verkleidung als eine sehr schwierige Aufgabe; und auf das eigenthümliche Kunsttalent der Darstellenden in diesem Fache wie auf das Interessante der Erscheinung ist der Erfolg des Stücks berechnet. Die Schwierigkeit aber liegt hauptsächlich darin, daß die Schauspielerinn schon in der ersten Scene, wo sie in ihrer wahren Gestalt auftritt, den rechten Ton anschlagen muß, der zu der abenteuerlichen Metamorphosirung paßt, und ihn bey den nachherigen Rückfällen, in Momenten der Angst und Verlegenheit, immer wieder schnell zu treffen hat, so daß nicht nur die Verwirrung und Bestürzung des Obersten, sondern auch die weibliche Zaghaftigkeit durchgehends einen humoristischen Anklang behalten. Die komische Seite des Benehmens muß an dem Obersten nicht zu stark hervor treten und die weibliche Zartheit sich immerfort im Gleichgewicht erhalten. *Mad. Löwe* erfüllte die Forderung der ersten Scene vollkommen, und die Zartheit des Geschlechts verläugnete sich fernerhin auch in der drückenden Uniform nicht einen Augenblick. Nur im Punkt des Wiederauffassens jenes ersten Tons und der richtigen Mischung des Humors mit der Verlegenheit, der natürlichen Gewandtheit mit der unvermeidlichen Befangenheit, blieb noch etwas zu wünschen übrig. Einzelne Beschränkungen dieser Art hatten jedoch auf die angenehme und erfreuliche Wirkung des dargestellten Charakters im Allgemeinen keinen Einfluß, und konnte nur demjenigen Beschauer in die Augen fallen, der in einem reizenden Gemälde auch die kleinsten Schattenstriche mit gleicher Vollendung ausgeführt zu sehen wünscht.

Das Lustspiel hat im Ganzen keine besondere Sensation gemacht.

Modenbild XLIII.

Ein Kleid von Merinos mit langhaarigem Fesler gepußt. Die Unter-Schemifette von Battist. Der Hut von schottischen Taffet mit Franzen garnirt.

Verausgeber und Redakteur: Joh. Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß.

ich
ens
ins
der
n,
ste
jn-
und
yde
in
ine
ht
ern
ter
ge-
ng
n,
ll-
ins
uf
tes
ber
in
er-
en
die
eit
h-
ich
en
in
as
er
gu
ne
5,
en
es



Perle

Perle

S

Den
hier
dann
(Burt
f. f. 9
und v

B

durch
habe
zuge
einig
zeich
and
und
gen

stun
ten
fer
bede
Ma
in d
128.
der
134
Tril
Inh
24
nur
nähe
sche
daß
wir

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 27. Oktober 1821.

129

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährlich um 15 fl., halbjährlich um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljährlich um 7 fl., halbjährlich um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbjährlich und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monatheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Kosmologische Betrachtungen über Jupiter und Saturn.

Von G. J. Littrow.

Beide Planeten haben seit einiger Zeit durch ihren schönen Glanz und durch ihre ungewöhnlich nahe Zusammenkunft, die Aufmerksamkeit der Liebhaber des gestirnten Himmels, und die der öffentlichen Blätter auf sich gezogen. Es mag daher an der Zeit seyn, auch in den gegenwärtigen Blättern einige Worte über diesen interessanten Gegenstand zu sprechen. In der That zeichnen sich die beyden Planeten, von welchen hier die Rede ist, vor allen andern unsers Planetensystemes in mehr als einer Rücksicht vortheilhaft aus, und es wird daher manchen vielleicht nicht unangenehm seyn, sie bey dieser Gelegenheit etwas näher kennen zu lernen.

Jupiter, der größere von den beyden Planeten, die jetzt in den Abendstunden am östlichen Himmel erscheinen, ist zugleich der größte von allen Planeten unsers Sonnensystemes. Sein Durchmesser ist nämlich $10 \frac{86}{100}$ Mal größer als der der Erde. Wenn dieß auf den ersten Blick nicht so viel scheint, so bedenke man nur, daß daraus folgt, daß die Oberfläche Jupiters $117 \frac{9}{10}$ Mal größer ist, als die der Erde, oder, was dasselbe ist, aber noch mehr in die Sinne fällt, daß man aus dem Körper Jupiters nicht weniger als 1281 solche Kugeln machen kann, wie die unserer Erde ist. Nun beträgt aber der Durchmesser unserer Erde 6,542,000 Toisen, also die Oberfläche derselben 134 Billionen Quadrattoisen, und der ganze körperliche Inhalt der Erde 146 Trillionen Kubiktoisen, woraus also wieder folgt, daß der ganze körperliche Inhalt Jupiters 187,790 Trillionen Kubiktoisen betrage, eine Zahl, die aus 24 Ziffern besteht, von der man sich aber wahrscheinlich wieder keinen, auch nur einiger Maßen deutlichen Begriff machen wird. Um doch eine etwas genäherte Idee von der in der That ungeheueren Größe dieser Zahl zu erhalten, sehe man einmahl nach, wie lange man an ihr zählen müßte, gesetzt auch, daß man alle Sekunden, also jeden Augenblick, hundert zählen könnte. Man wird finden, daß man, um auf diese Art mit dieser Zahl zu Ende zu kommen, wenn

man Tag und Nacht ohne Unterbrechung zählen könnte, nicht weniger als 59 Billionen Jahre zählen müßte, eine Dauer, welche das bisher gewöhnlich angenommene Alter unserer Erde von etwa 6000 Jahren über neun tausend Millionenmahl in sich enthält. Wenn man aber diese 1281 Mahl größere Kugel als die Erde abwiegen könnte, so würde man in die andere Schale der Wage nicht wieder 1281, sondern nur 309 solche Kugeln legen müssen, wie unsere Erde ist, um das Gleichgewicht zu erhalten, weil die Masse Jupiters viel lockerer ist, als die der Erde, oder weil die Dichte Jupiters nur der $\frac{24}{1000}$ ste Theil der Dichte der Erde ist. Die beträchtliche Größe macht ihn gleichsam zu einem zweyten Hauptkörper unseres Sonnensystemes, auch regiert er, wie wir unten sehen werden, eine Welt von anderen kleineren Planeten, die durch unzertrennbare Bande an seinen Thron gefesselt sind, die ihm auf seinem weiten Wege um die Sonne folgen, dessen Länge 751,156 Millionen Toisen beträgt, und welchen er in nahe $4332\frac{1}{2}$ Tagen zurücklegt. Obschon er auf diesem Wege manchem der anderen Planeten und vielen Kometen näher kömmt, so vermögen doch diese schwächeren Gestirne nicht, die Richtung oder Geschwindigkeit seiner Bewegung zu ändern, ja sie müssen vielmehr für sich selbst besorgt seyn, daß eine so große Masse nicht beträchtliche Störungen unter ihnen hervorbringe. So sind die Einflüsse, welche Jupiter auf die Bewegung unserer Erde äußert, noch sehr merkbar, wie die neueren genauen astronomischen Beobachtungen zeigen, obschon er von uns, selbst dann, wenn er uns am nächsten ist, noch über 308,760 Millionen Toisen, also nahe viermahl so weit entfernt ist, als die Sonne. Eine Kanonenkugel, die in jeder Sekunde 500 Toisen zurücklegte, ohne in ihrem Fluge zu ermatten, würde doch über 19 Jahre brauchen, um diese kürzeste Distanz Jupiters von der Erde zurückzulegen.

Aber nicht nur unsere Erde, sondern selbst alle anderen Planeten unseres Systemes sind viel kleiner als Jupiter, selbst wenn man sie alle zusammen betrachtet. Wenn Jupiter auf einer Schale unserer Wage liegt, so würden alle übrigen Planeten in der anderen Schale noch nicht die Hälfte von Jupiter betragen, wenn man bloß auf die Größe dieser Körper sieht, ja einige von ihnen sind so klein, daß sie bloß als Punkte gegen jenen Hauptplaneten erscheinen. So würde man aus der Kugel Jupiters mehr als 22 Millionen anderer Kugeln machen können, deren jede so groß ist, als der neu entdeckte Planet Vesta, der kleinste unter allen, dessen gesammte Oberfläche noch nicht die des europäischen Rußlandes ist.

Diese Größe macht auch, daß man ihn unter allen Planeten, die Venus etwa ausgenommen, am leichtesten erkennen kann. Sein intensives, aber doch ruhiges, nicht scintillirendes Licht überstrahlt zuweilen jenes des Morgen- oder Abendsternes, obschon der letzte wegen seiner viel größeren Nähe bey der Erde auch von einem viel bedeutenderen Umfange erscheint. Da er nahe 12 Jahre braucht, seine Bahn um die Sonne zu durchlaufen, so findet man ihn leicht jedes folgende Jahr, wenn man ihn um den zwölften Theil des Himmels weiter gen Osten von dem Punkte sucht, wo man ihn in dem vorhergehenden Jahre bemerkt hat.

Ohne Zweifel ist Jupiter, seines hellen Lichtes ungeachtet, so wie die übrigen Planeten, ein dunkler Körper, der sein Licht bloß von der Sonne

erhält. Demungeachtet sieht man selbst mit den besten Fernröhren keine Lichtabwechslungen, oder Phasen, wie man diese an Merkur und Venus, und selbst mit freyen Augen an dem Monde so deutlich bemerkt. Die Ursache davon ist seine oben erwähnte sehr große Entfernung von der Erde, die da macht, daß wir immer nahe jene ganze Hälfte Jupiters sehen, die eben von der Sonne beschienen wird, weil wir in Beziehung auf seine Bahn nur einen sehr kleinen Kreis um die Sonne beschreiben. Dafür zeichnet sich seine Oberfläche von einer anderen Seite aus, die ihm gleichsam charakteristisch ist. Man bemerkt nämlich selbst mit sehr mittelmäßigen Fernröhren auf der Oberfläche dieses Planeten mehrere lange und beträchtlich breite Streifen, die sehr nahe der Ekliptik parallel sind, und keinen, oder doch nur geringen Änderungen unterworfen scheinen. Es ist bisher unmöglich gewesen, zu bestimmen, ob diese Streifen Gegenstände sind, die auf der Oberfläche des Planeten liegen, oder vielleicht, wie unsere Wolken, in sehr großen Entfernungen von ihm ihren Stand haben. Vielleicht sind es Meere, deren Oberfläche, da sie das Sonnenlicht mehr absorbiren, als glatte feste Körper, uns diese Erscheinungen darstellt, oder auch andere Modifikationen, die durch die Verschiedenheit des Bodens, des Klimas u. dgl. hervorgebracht werden. So sehen wir, mit den neueren lichtstarken Fernröhren, am Mars die Gegenden um die Pole desselben immer weiß, was ohne Zweifel von dem blendenden Schnee und den Eismeeren herrührt, die seine Polarländer, so wie die unseren, bedecken. Aber nächst diesen großen und permanenten Streifen gibt es andere, welche meistens in regelmäßiger Form erscheinen, und die ihren Ort beträchtlich ändern. Diese letzteren scheinen daher der Atmosphäre Jupiters anzugehören, ob schon auch zwischen ihnen und unseren Wolken noch ein sehr großer Unterschied seyn mag, denn sie sind weder so durchsichtig, noch so beweglich, als unsere Wolken, da sie, wenigstens die Form ihrer Gruppen, oft ganze Jahre durch unverändert dieselbe Stelle einnehmen, und nur geringe, oder gar keine Änderungen ihrer äußeren Gestalt bemerken lassen.

Eine andere Merkwürdigkeit, welche uns der erste Anblick dieses Planeten durch ein gutes Fernrohr zeigt, ist die, daß er nicht, wie doch alle anderen Planeten, völlig rund oder kugelförmig erscheint. Zwar wissen wir schon, daß auch unsere Erde an den Polen etwas eingedrückt ist, aber dieß ist so wenig, daß wir sie selbst in dem größten Bilde, welches wir bisher von ihr entworfen haben, in dem Globus von Petersburg *), ohne allen merklichen Fehler noch als eine vollkommene Kugel darstellen konnten, denn die ganze Abplattung der Erde beträgt nur den 312 ten Theil ihres Halbmessers, also noch nicht 3 deutsche Meilen, da im Gegentheile die Abplattung Jupiters den 15 ten Theil seines Halbmessers, oder nahe 1700 Meilen beträgt. Denkt man sich nämlich zwey Durchmesser dieses Planeten, von denen der eine durch seine Pole geht, und der andere auf dem ersten senkrecht steht, so ist der erste beynähe um den ganzen Durchmesser der Erde kleiner, als der zweyte. Eine

*) Der sogenannte Gottorp'sche Globus, der aus Schweden nach Rußland kam, und 11 Fuß im Durchmesser hat. Der älteste noch vorhandene Globus wurde unter Ruinen in Rom gefunden. Aus der Stellung seiner Sternbilder gegen die Nachtgleichen folgt sein Alter von mehr als 2500 Jahren. Er wird im Pallast Favoneuse aufbewahrt.

so starke Abplattung macht daher seine Gestalt von der einer Kugel beträchtlich abweichend.

Man weiß, daß die Abplattung unserer Erde von ihrer Bewegung um sich selbst kömmt. Wahrscheinlich war diese Erde im Anfange noch überall mit Wasser vermischt, welches sich erst späterhin in die tiefer liegenden Theile der Oberfläche abgesondert hat. Eine so große Kugel, die sich mit einem nassen, weichen Thone vergleichen läßt, mußte durch die schnelle Umdrehung um ihre Ase in der Gegend ihres Äquators sich erheben, und eine an den Polen eingedrückte Gestalt annehmen. Dasselbe mußte bey allen Planeten, die mit einer ursprünglichen Rotation um eine Ase begabt wären, der Fall seyn. Auch finden wir das bey allen Körpern unseres Sonnensystemes bestätigt, so daß wir von der beobachteten Abplattung auf ihre Rotation, und umgekehrt sicher schließen können. Wo daher, wie bey Jupiter, eine so starke Abplattung bemerkt wird, werden wir auch eine sehr schnelle Rotation vermuthen.

Diese Vermuthung wird völlig durch die oben erwähnten Streifen und Flecken an der Oberfläche desselben bestätigt. Man beobachtet nämlich, daß diese Flecken, obschon sie im Allgemeinen dieselbe Stellung gegen einander behalten, die sichtbare Hälfte des Planeten von West gen Ost in nicht ganz 5 Stunden regelmäßig durchwandern, woraus man schließen kann, daß der Planet selbst in nahe 10 Stunden sich um seine Ase dreht, daß also sein Tag, der bey uns 24 Stunden hat, nicht einmahl die Hälfte des unsern, oder genauer $9\frac{4}{100}$ Stunden beträgt.

Diese schnelle Bewegung Jupiters um sich selbst, verbunden mit seiner ungewöhnlichen Größe, muß manche Erscheinungen auf der Oberfläche dieses Planeten hervorbringen, die allein hinreichen, ihn und seine Bewohner uns und unserer Erde sehr unähnlich zu machen. Wenn auch dort, wie es wahrscheinlich ist, Tag und Nacht dieselbe Bestimmung haben, wie hier, wenn der Tag den Arbeiten und Vergnügungen, und die Nacht der Ruhe und dem Schlafe gewidmet ist, einige Ausnahmen der bloß genießenden Klasse etwa abgerechnet; wenn dort auch, wie hier, die Arbeiten nach den Stunden des Tages eingetheilt werden, wie viel geschwinder werden sich dort die mannigfaltigen Abwechslungen folgen, welche Schnellkraft des Körpers und des Geistes muß man bey den Bewohnern dieses Planeten voraussetzen, da sie, wenn sie sonst mit ihren Geschäften jeden Tag zu Ende kommen wollen, in einigen Minuten abthun müssen, wozu wir ganze Stunden brauchen. Wenn z. B. die Frauen auch dort wenigstens 4 bis 5 Stunden brauchten, sich gehörig zu einem bevorstehenden Ball zu bereiten, so würde keine von ihnen zu dem gewünschten Ziele kommen, da am Ende der 5 Stunden auch schon die Nacht und mit ihr der ganze Ball vorüber gegangen wäre. Diese eifrige Geschäftigkeit, diese Agilität und Gewandtheit würde uns bey den Damen Jupiters um so auffallender seyn, da sie nicht die niedliche Größe der unsern, sondern eine Höhe von nahe 60 Fuß haben, also unsern Häusern nahe kommen, wenn anders die Größe der Bewohner des Planeten mit der Größe der Planeten selbst im Verhältnisse steht. Wie unzufrieden würden die meisten von uns, nicht bloß der verzehrenden, sondern auch der arbeitenden Klasse seyn, wenn die Nächte nur fünf Stunden dauerten, wenn man schon wieder aufstehen sollte, nachdem man sich kaum zu Bette gelegt

hat. Nur eine Klasse vielleicht möchte mit einer solchen Verfehlung zufrieden seyn, die der Astronomen, denn da dort, wegen der schnellen Rotation Jupiters, auch alle Gestirne sich viel schneller zu bewegen scheinen, so würden alle ihre Beobachtungen viel genauer seyn, und wenn die Leute dort eben so gute Fernröhre und Instrumente haben, als wir, so ist nicht zu zweifeln, daß wir, wenn wir einmahl zu ihnen kommen, sehr vieles von ihnen zu lernen haben werden, wenn wir nur zuerst das Mittel gefunden haben, zwischen uns und ihnen eine Brücke zu schlagen.

So verschieden es also dort in Beziehung auf die Tageszeiten ausseh'n mag, eben so verschieden wird es wohl in Hinsicht auf die Jahreszeiten hergehen. Man wird sich aus dem Vorhergehenden erinnern, daß der Wechsel unserer Jahreszeiten von der schiefen Lage der Erdoberfläche gegen die Ekliptik kömmt, und daß wir gar keinen Wechsel derselben haben würden, wenn diese Axe senkrecht auf die Ebene der Bahn der Erde stände — und dieß ist sehr nahe der Fall bey Jupiter. Die Bewohner des Äquators haben das ganze Jahr hindurch, welches, wie gesagt, zwölf von unsern Jahren gleich ist, die Sonne in ihrem Scheitel, und die Bewohner der Polargegenden werden nie von der wohlthätigen Wärme des Sommers erquickt, so daß in diesen unglücklichen Gegenden seit Jahrtausenden meilenhoher Schnee und ungeheure Eisgebirge alles bedecken, jede Vegetation hindern, und wahrscheinlich aller Bewohnbarkeit völlig entgegen sind. Die Strenge dieses ewigen Winters muß dort um so größer seyn, da jene Orte schon so weit von der Sonne, der Quelle alles Lichtes und aller Wärme, entfernt sind, daß den Bewohnern Jupiters diese Königin des Tages nur mehr als ein Gestirn der ersten Größe erscheint.

(Der Schluß folgt.)

C h a r a d e.

Die enge Brust erfüllt ein mächt'ges Streben,
Und jagt den Menschen nach dem dunklen Ziel;
Es treibt hinaus ihn in das weite Leben —
Da fühlt, da ahnet er, und wünschet viel! —
Und so vom ersten Sylbenpaar begleitet,
Verfolgt mit Hast er die betret'ne Bahn;
Oft hat zum Ziel' es treulich ihn geleitet —
Oft blieb's ein Wunsch nur, bloß ein süßer Wahn.

Die Lechte zeigt ein menschliches Verlangen,
Bald dieß zu thun, und jenes bald zu seyn,
Zu Glanz und Ehre strebt es zu gelangen
Und mit den Ersten hat sie viel gemein:
Doch schreckenvoll, mit glüh'nden Marterzangen
Nistet das Ganze sich im Herzen ein.
O unglücklich! wer die gift'ge Schlange
Im Busen nährt, mit ihrer Marterzange.

Durch Ahnung bloß kann es schon rege werden,
Und schnell gedeiht die gift'ge Höllen-Saat,
Vollbrachte viel des Bösen schon auf Erden —
Manch greuelvoll, empörend grause That.

Ihr bloßer Hauch verpestet schon die Herzen
 Und treibt den Menschen zur Verzweiflung an.
 So unterliegt er namenlosen Schmerzen
 Und ihn verzehrt des Ganzen Natterzahn.

Erzähler.

Gruß aus der Ferne.

Ein süßer Ton erklingt aus weiter Ferne,
 Es ist des Sängers trauer Liebesgruß;
 Die Seele weilt in Freundes Mitte gerne,
 Wallt auch in fremden Reichen jezt der Fuß.
 Zwar biethen ihm ihr Licht dieselben Sterne,
 Dieselbe Sonne ihren Feuerfuß —
 Doch, was ihm werth, das ist ihm fern geblieben,
 Sein Vaterhaus, sein Glück und seine Lieben.

In tausend bunten, lieblichen Gestalten
 Wogt jezt die Welt vor seinen Blicken hin,
 Er sieht das reiche Leben sich entfalten,
 Und manche Blume an den Wegen blüh'n;
 Doch was er sich in treuer Brust behalten,
 Will magisch ihn nach seinen Bergen zieh'n,
 Wo tausend zarte Bande ihn umfassen
 Und wo er seinen Frieden hat gelassen!

Leipzig.

Johann Langer.

Nachtrag zu dem Bericht über die Dresdner Kunstausstellung.

So oft auch versichert wurde, nun komme nichts mehr zur Ausstellung, so ward sie doch in der letzten Woche noch bereichert durch ein so reizendes kleines Gemälde, daß es unverzeihlich wäre, solches mit Stillschweigen zu übergehen. Es ist von unserm genialen Moriz Kersch und stellt den Erlkönig vor. Die Idee und Ausführung dieses köstlichen Bildchens sind überaus gelungen. Es ist tiefe Nacht, der Vater eilt vorwärts durch den Wald mit seinem Kind im Arm. Hinter ihm hebt sich duftig das geisterbleiche riesige Haupt des Erlkönigs mit langem weißen Bart und blaskimmernder Krone, sein Schweiß sind die Dünste, aus denen er auftaucht. Mit marktlosen Riesenfingern greift er nach dem wunderschönen Knaben, welcher sterbend das Köpfchen senkt und sich ängstlich an den Vater anhält; dieser ahnet nichts von der Erscheinung, sondern ist nur liebevoll besorgt um den Sohn, das braune Ross hingegen spürt Geisternähe und eilt rasch mit scheuem Blick vorwärts. In tiefer Dunkelheit unter dem Erlgebüsch sieht man die luftigen Töchter des Erlkönigs, phantastisch geschmückt, welche schon freudig die Arme ausbreiten nach dem holden Gespielen. Alles ist durch nächtliche Schatten überschleiert, nur das von der Erscheinung ausströmende Licht beleuchtet mit vollem Strahl den Kopf des schönen Knaben. Es ist sehr interessant, dieß Gemälde mit einer frühern trefflichen Darstellung desselben Gegenstandes zu vergleichen, durch welche Prof. Hermann vor mehreren Jahren die hiesige Ausstellung schmückte. Hier war die Landschaft vorherrschend und so grandios und dichterisch erfunden, daß sie für sich allein schon den Gegenstand beynähe aussprach, die Figuren waren dort mehr untergeordnet, so wie in dem Erlkönig von Kersch die Landschaft es ist.

Professor Köster stellte noch ein weibliches Porträt aus, Kniestück, voll Natur und Wahrheit.

Notizen über das spanische Theater in Madrid.

(Aus der spanischen Zeitung El Universal, von N. Fürst.)

Der Sekretär und der Koch (El Secretario y el Cocinero), Lustspiel aus dem Französischen, in zwey Aufzügen, wurde neulich auf dem Theater del Principe mit vielem Beyfall aufgeführt. Der Plan dieses Lustspiels gründet sich auf den Irrthum des Haushofmeisters eines Gesandten. Es handelt sich darum, einen Sekretär und einen Koch in die Dienste des Gesandten aufzunehmen. Der Haushofmeister verwechselt aber dergestalt beyde Personen, daß er den Koch an den Schreibtisch und den Sekretär in die Küche verweist. Diese Verwechslung gibt zu mehreren lustigen Scenen Anlaß, welche die Entwicklung vorbereiten und selbst dem grämlichsten Zuschauer ein heiteres Lächeln abgewinnen müssen. Zulezt entdeckt es sich, daß der angebliche Koch der Sohn eines Grafen de la Mina ist, der aus Liebe zu Donna Luísa, der Tochter des Gesandten, als Sekretär bey dem Gesandten in Dienst getreten ist, um dadurch leichter sein Schwiegersohn zu werden. Der wirkliche Koch, Namens Kopa Viejo, kommt nun auch, mit seiner Küchenschürze und andern Küchenattributen geschmückt, zum Vorschein. Der junge Graf de la Mina, der ihn sogleich erkennt, da er vorwärts in dem Hause seiner Ältern als Koch gedient hatte, gibt ihm die besten Anempfehlungen, und beauftragt ihn, das Hochzeitmahl zu bereiten, indem die Hochzeit, zur großen Freude der Verlobten, bald gefeyert werden soll.

Was die Übersetzung dieses Stückes betrifft, so ist sie in Hinsicht auf Sprache und Ründung ziemlich fehlerfrey, welches um so mehr lobenswerthe Erwähnung verdient, da die ungeheure Anzahl der von Gallicismen wimmelnden Übersetzungen, womit in neuern Zeiten das spanische Theater gleichsam überschwemmt worden ist, als eine der Hauptursachen des Verfalls der kastilianischen Sprache anzusehen ist. Es ist nicht gar lange her, daß auf dem Theater del Principe eine Komödie, betitelt: Die seltsame Probe (La Prueba caprichosa) aufgeführt wurde, deren Übersetzer die seltsame Zumuthung machte, das Stück in französischer Sprache darstellen zu lassen.

Die Rolle des Kochs ist die hervorstechendste im ganzen Stücke, und Guzmán spielte selbe mit all jener Meisterschaft und Laune, die alle Darstellungen dieses vor trefflichen Schauspielers charakterisiren. Seine ausdrucksvolle Mimik, einen gewissen komischen Anstrich, den er allem, was er zu sagen hat, zu geben wußte, und endlich, die mannigfaltigsten Gesten, womit er seine Reden begleitet, gefielen den Zuschauern ganz außerordentlich und trugen nicht wenig zur günstigen Aufnahme dieses Lustspiels bey. Aber es ist wahrlich zu bedauern, daß bey allen drey Vorstellungen dieses Stückes das Haus fast ganz leer war. Der Grund dazu mag wohl in der warmen Jahreszeit, oder vielmehr in der sonderbaren Sparsamkeit des Publikums zu suchen seyn, das sein Geld aufspart, um an den Abenden, wo Opern gegeben werden, das Theater besuchen zu können.

Am 9. July wurde im Theater del Principe: Johan Padilla, oder: Die Empörer (Juan Padilla ó los Comuneros), Trauerspiel in fünf Aufzügen, gegeben. Das Trauerspiel ist ohne Zweifel ein Zweig der spanischen Literatur, der in neuern Zeiten sehr vernachlässigt worden ist. Wenn gleich unter uns mehrere ausgezeichnete lyrische und komische Dichter entstanden sind, so haben wir doch schlechterdings kein originales Trauerspiel aufzuweisen, das auf irgend eine Art würdig wäre, den tragischen Meisterwerken, die wir bey andern Nationen bewundern, an die Seite gesetzt zu werden. Aber Wahrheit ist's, daß diese Dichtungsart so viele Schwierigkeiten darbietet, daß, nach dem Ausspruche des Ranieri de Calsabigi, die Welt in neuern Zeiten nur 5 oder 6 tragische Dichter aufzuweisen haben dürfte.

Die Absicht des Verfassers dieses Trauerspiels ist sehr patriotisch, sehr lobenswerth, aber zum Unglück wollen diejenigen, die das Theater besuchen, sich leider nicht mit Absicht en begnügen. Der Plan dieses Stückes, wenn es irgend einen Plan hat, ist, nach unserm Ermessen, eben so mangelhaft, als die übrigen Theile, woraus es besteht. Der erste Akt dreht sich, in unendlich langen Dialogen, um die Fragen herum,

ob die Truppen in Torre-Lobaton verbleiben sollen; ob man die Festung räumen soll, und ob man dem Bischof von Zamora, der mit 300 Soldaten vor den Mauern steht, um den Empörern zu Hülfe zu kommen, Einlaß gestatten soll, oder nicht. Der zweite Akt ist mit Dankfagungen und Komplimenten an den Bischof von Zamora ausgefüllt. Der dritte und vierte Akt enthält ebenfalls Dankfagungen und Komplimente an die Gemahlinn und den Sohn des Padilla. Der fünfte Akt besteht einer Seits aus Schlachtberichten und schließt mit dem Selbstmord des Padilla und den hochtraubenden Deklamationen seiner Ehegattinn.

Den Kennern der dramatischen Dichtkunst ist es hinlänglich bekannt, daß es dem Dichter keinesweges erlaubt ist, die Hauptfakta einer vielbekannten geschichtlichen Begebenheit nach Willkühr zu verändern. Geschieht dieß, wie es hier der Fall ist, so muß alle Wahrscheinlichkeit, worauf doch die Täuschung des Zuschauers beruht, gänzlich verschwinden. Nicht ohne inniges Gefühl von Mitleiden, haben wir diesen berühmten Märtyrer der Freiheit, nach Verlauf von 300 Jahren, eine so traurige Figur auf der Bühne spielen sehn. In der Charakterzeichnung herrscht auch nicht die geringste Verschiedenheit; alle Personen sind von eben und demselben patriotischen Eifer befeelt, alle von eben und demselben Geist des Mißtrauens befangen. Padilla, die Hauptperson des Trauerspieles, ist am wenigsten interessant dargestellt. Juan Bravo glaubt in jedem Krieger einen Verräther zu erblicken, und ergießt sich in Schmähungen gegen den armen Prälaten von Zamora, der aber, seiner Seits, auch wie ein Fuhrmann (Carretero) zu fluchen weiß. Die Gemahlinn des Padilla radotirt unaufhörlich in leeren Prahlereyen. Was die Versifikation betrifft, so steht sie mit dem übrigen im genauesten Einklang, weshalb wir auch unsere Leser mit Beyspielen verschonen wollten. Das Publikum zeigte bey der Darstellung dieses Trauerspieles die bewunderungswürdigste Geduld. Zu Cervantes Zeiten scheint es nicht so gewesen zu seyn, denn, wenn wir die Vorrede zu seinen dramatischen Arbeiten nachlesen, so finden wir, daß er sich rühmt 20 bis 30 Stücke geschrieben zu haben, die sämtlich dargestellt wurden, ohne daß man faule Äpfel oder andre dergleichen Dinge auf die Schaubühne geschleudert, oder, mit Pfeifen oder Lärmen die Darstellung unterbrochen hätte. Was würden diese Dichter nicht gegeben haben, wenn sie ein so geduldiges Publikum, wie es heut zu Tage in den Theatern sich gewöhnlich versammelt, gefunden hätten!

Was die Darstellung dieses Trauerspieles betrifft, so geschah sie mit ziemlichem Fleiße. Seit dem Verluste des Maiguez und dem Abgang des Prieto, Caprara und Uvella, gibt es nur sehr wenige Schauspieler auf unserer Bühne, die sich für die Darstellung tragischer Charaktere eignen.

Schauspiel.

R. K. Burgtheater, den 19. d. Die beschämte Eifersucht, von Mad. Weisfenthurn, K. K. Hofschauspielerinn. Hr. Wallbach, vom königl. Theater in Breslau — den Lieutenant Werthen als zweyte Gastrolle.

Der Darstellung fehlte vor Allem der Humor, und die Rolle erhielt durch diesen Mangel das Ansehen und den Ton eines gewöhnlichen Liebhabers. Der scherzhafte Doppelsinn in vielen Äußerungen gegen beyde Schwestern mußte nothwendig auch verloren gehen, und besonders der erste Akt litt an einer Zahmheit, die dem abenteuerlichen Plan des lustigen jungen Offiziers widersprach und den Charakter um alle Auszeichnung brachte. Erst gegen den Schluß der letzten Scene wurde die Bewegung etwas lebendiger und einzelne Züge traten kräftiger hervor. Das Mienenspiel in der Scene mit der Gräfinn war nicht glücklich und der erste Monolog wurde im gewöhnlichen Tone der Anreden an das Parterre abgehalten. Im zweyten Akt schien der Schauspieler sich erst in seiner Rolle zu orientiren, und der ernsthafte Theil der Garten-Scene, wo Werthen dem eifersüchtigen Grafen sein Unrecht bedeutet, sagte der Disposition des Darstellers besser zu. Überhaupt gelang es ihm, mit der fortschreitenden Handlung und so wie die Situationen in schärferen Umrissen auf einander folgen, immer hellere Farben aufzutragen, so daß die letzten Scenen mehr den Anstrich der Jovialität gewannen,

dennoch kam der Ton nicht eigentlich aus der inneren Stimmung des Gemüths, sondern wurde nur von außen angereicht und die feine Schattirung, so wie die leichte, ungezwungene militärische Haltung, fehlten noch im Ganzen. Wir glaubten auch wohl zu bemerken, daß der Gastspieler hier und dort zu viel auf den theatralischen Effekt hinarbeitet, wodurch einzelne Theile, plötzlich aus dem Zusammenhang gerissen, zu emphatisch durchbrechen, und zwar selten ihren Zweck verfehlen, doch der Leistung selbst keinen größern Werth verschaffen.

Mad. Anschück machte die Julie recht interessant und versteht es immer, die Scenen und Situationen mit Fleiß und Mannigfaltigkeit auszuführen; es ist schade, daß ihr Mienenspiel oft mit dem Ausdruck der Worte nicht ganz übereinstimmt, dagegen zu schnell und ohne Vorbereitung aus Heiterkeit in den Ton des Trübnißs, aus Ernst in Lächeln übergeht.

Den 20. Johanna von Montfaucon. Hr. Wallbach — die Rolle des Philipp.

Diese Darstellung war weit vorzüglicher, als die zuerst erwähnte. Sehr empfehlend kündigte sich die Gestalt in der jugendlich ritterlichen Kleidung an. Etwas gezwungen war auch hier die Haltung, besonders der Arme, und die Stellung mit vorgebogenem Kopf und eingezogenem Leibe nicht vortheilhaft. Der Schauspieler hat auf diese ersten Vorübungen der Darstellungskunst noch Aufmerksamkeit zu verwenden. Im Charakter eines Landmanns, Naturmenschen und dergleichen bemerkt man diese Mängel theils nicht so sehr, theils ist die Absicht von dem Eigenthümlichen nicht so leicht zu unterscheiden, und man nimmt es auch nicht gern in Anspruch. Sehr leicht und natürlich wurde die erste Scene und der Abschied von der edlen Familie durchgeführt. In der Zusammenkunft mit Hildegard mangelte der angemessene Ausdruck gleichfalls nicht; aber die Witz- und Blichschläge zwischen beyden Liebenden — „Wenn ich alt werde? — Die Liebe altert nie!“ (was nicht einmahl wahr ist) u. s. w. wurden dergestalt beschleunigt, daß Eins das Andre nicht ausreden ließ, und man wohl sehen konnte, wie gut die Stelle memorirt war, was hier, als ein außerordentlicher Fall, für einen Fehler gelten möchte. Der nämliche Fehler wird auch in der nämlichen Stelle fast niemals vermieden, wie in andern Fällen mehr, man mag reden oder schreiben, ein Langes und ein Breites. Die Hauptscenen Philipps sind nun mit seinem Vater und dann mit Adalbert, als der Jüngling den Plan faßt, seinen Wohlthäter zu befreien. Die erste wurde etwas zu deklamatorisch und folglich eintönig, aber doch mit gemüthlichem Ausdruck gehalten, und der Schauspieler hat ein biegsames, ergiebiges Organ, das sich auf der Tonleiter zwischen jugendlicher Zartheit und männlicher Kraft mit Leichtigkeit hin und her bewegt. Aber wir bemerkten hier von neuem und deutlicher als zuvor, daß es ihm noch sehr an Studium gebricht, indem Gelungnes sich an Mißlungnes reiht, überall sich Ungleichheiten zeigen, und die Situationen meistens einseitig aufgefaßt sind; das jugendliche Feuer und ziemlich genaue Kenntniß der Bühnenvortheile bringen aber dennoch Wirkung hervor, die freylich in einem solchen Stück dem Darsteller von allen Seiten sich entgegen drängt. Aus angeführten Gründen herrschte nun auch in der Scene mit Estavajel nicht genug Kampf der inneren Gefühle, nicht Abwechslung in Ausdruck und Beziehungen der Rede, die zuweilen mit gedämpfter Stimme, überhaupt mit merklicher Bekommenheit gesprochen werden muß. Die Schluß- und Abgangsworte zeigten wieder glückliche Berechnung, und konnten auch gelungen heißen. Der Name Estavajel erinnert an die seltsame Aussprache desselben. Der Gast legte nämlich mit einer schneidenden Schärfe und sogar mit anhaltender Betonung den Akzent auf die erste Sylbe, was doch nie und nirgends, in keiner neueren Sprache wenigstens, in einem viersylbigen Worte geschehen kann. Ein Anderer sprach denselben Namen aus, und der unmittelbar darauf ihn wiederholte, akzentuirte nach eigener Weise. Das klingt gerade so wie in dem Colmisations-Duett zwischen Kapellmeister und Bedienten, im Korsar aus Liebe, wo etwa Einer C und der Andere Cis singt! — Das Verdienst des Gastspielers in dieser dritten Darstellung wurde anerkannt.

Zu Nr. 129.

Mad. Schröder gibt als Johanna die wichtigen Momente mit der ihr inwohnenden Kraftfülle, das heißt mehr mit innerer als äußerer Kraft, und ohne weder Aufwand noch die Mittel zu verrathen, welches der wahren Kunstkraft eigentlicher Vorzug ist.

Hr. Unschüch leistet in der Rolle des Adalbert ein treffliches Ganze, das die reichste Mannigfaltigkeit in der Einheit umschloß. Diese Darstellung entwickelt sich ganz aus der Seele des Künstlers und bildet ein wahres Seelengemälde, worin kein Zug und kein Ton anders und richtiger ausgedrückt werden könnte, für jede Stimmung und Situation überhaupt die angemessene Tonfolge ergriffen und behauptet wird, und die Entwicklung jeder einzelnen zwar von gleichem Werthe ist, der Abschieds-Szene mit Philipp jedoch, weil der Ausdruck in dieser am leichtesten vergriffen werden kann, vor den übrigen ausgezeichnet gebührt. Die Zuschauer würdigten diese Leistung mit der ihnen eigenen, und nur selten in Verstimmung gerathenden Empfänglichkeit.

Den 22. Sappho. Hr. Wallbach — Phaon.

Je weicher dieser Liebling der Sappho, besonders in den Scenen und Verhältnissen mit Melitta, erscheint, desto mehr muß der Darsteller auf die Worte der Herrin achten, mit welchen sie zu Anfang ihren Untergebenen seinen weisen Rath und seines Armes Kraft empfiehlt — desto männlicher muß gleich von vorn herein die Haltung und der Ausdruck seyn, der durch hohe Schwärmeren, ja durch Begeisterung erhoben wird. Außerdem ist Phaon von seinen Ältern nach Olympia zum Kampf gesendet, und es gereicht der Dichterin zur Rechtfertigung, daß sie dem kräftigen Muth des Jünglings sich vertraut. Der Schauspieler gab uns den Charakter aber gleich in der ersten Scene zu sehr im Widerspruche mit sich selbst. Hier fehlte nun im Vortrag ein für alle Mähl der Grundton, und dem dichterischen Gemälde, worin er die Geschichte seiner Verehrung und Anhänglichkeit schildert, die rechte Farbe, überhaupt aber der Zusammenhang, denn Alles war einseitig aufgefaßt, durch zu viele Mienen und Geberden wie zerstückelt, und der Eindruck des Ganzen ging verloren. In dem ersten Selbstgespräch gerieth Manches besser, ein unsicherer Ton und richtiges Gefühl mangelten auch hier, wie überall. In den Scenen mit Melitta neigte sich der Ton immer mehr zum Weinertlichen und ging in den übrigen Scenen stets mit schnellem Wechsel in dieselbe Stimmung über. Dabey zeigte sich zu viel Mahleren in den Bewegungen, die aber durch keine schönen Formen veredelt wurden, und fast nirgends wollte die dem Sinn der Rede angemessene Tonart sich hören lassen. So rief Phaon in dem Augenblick, als das schüchterne Mädchen ausgleitend an seine Brust zurück sinkt, das Wort „Melitta!“ mit dem Ton des kindlichen Flehens; aber die Trunkenheit der Liebe, das Vergessen seiner Selbst erfordert einen andern Ausdruck. Wo Verachtung und Unwillen gegen die Drohende mit dem Dolch sich äußern sollten, blieb die nähmliche Stimmung vorherrschend und es wollte keine Festigkeit sich blicken lassen; aber, als wär' es immerfort darauf abgesehen gewesen, Sinn und Ausdruck zu verwechseln, so sprach der Gast die Worte: „Melition, komm her!“ rauh und stark. Doch die Endung deutet das Diminutivum an und erfordert einen milderem Akzent. In der Scene mit Rhanes, wo sich die Leidenschaft bestimmter ausspricht und die Situation einfacher ist, mußte freylich die Wirkung leichter seyn, aber des Zerstückelten und Unzusammenhängenden war auch hier mehr als zu viel.

Mlle. Betty Schröder gab Melitta. Eine recht herzige Darstellung! Die natürliche Unbefangenheit, das Bild der Blume, welche durch die Knospe dringt. Dann und wann zeigte sich etwas zu viel Ruhe, aber das Gefühl hat sich noch nicht entwickelt und die Schüchternheit behauptet jetzt die Oberhand. Das Selbstgespräch im zweiten Akt zeigte Leichtigkeit und Fluß; in sitzender Stellung durften der Bewegungen weniger seyn.

Der Sauerhof in Baden.

So viel auch in neuerer Zeit für öffentliche Badeanstalten hier und da gethan worden, so durfte doch schwerlich irgend eine andere ähnliche Anstalt an Bequemlichkeit und Eleganz das neuerbaute Baron von Doppelhof'sche sogenannte Sauerbad in Baden erreichen. Eine kurze Beschreibung der musterhaften Einrichtung dieses in seiner Art einzigen Gebäudes wird diese Behauptung rechtfertigen.

Die äußere Fronte des gegen Mitternacht liegenden Sauerhofes ist 65 Klafter lang, zwey nahe, bey dem in der Mitte befindlichen Einfahrtsthore angebrachte kleine und zwey, an den Enden vortretende, große Vorsprünge dienen dem Auge zu Anhalts- und Ruhepunkten. Der linke Vorsprung enthält zu ebener Erde das Sauerbad, auf dessen Galerie man von dem rückwärts befindlichen Garten durch eine große Vorhalle und ein geschlossenes Vestibule gelangt. Durch dieselbe Vorhalle kommt man auch durch zwey an den Seiten des Vestibules angebrachte geschlossene Gänge, rechts in das Frauen- und links in das Männer-Ankleidezimmer. Beyde Zimmer sind geräumig, wohlgeheizt und mit der nöthigen Einrichtung zur Aufbewahrung der Kleider und Wäsche und zur Erwärmung der letztern versehen. Unmittelbar aus diesen Zimmern gelangt man durch eine Thür auf die Eingangsstiege (Schnecke) des Bades, und durch eine zweyte in das Abtrocknungs-Kabinet, zu welchem die aus dem Bade Gehenden über die Ausgangsstiege hinauf kommen, um dort bey erhöhtem Wärmegrade, ungesehen von allen Übrigen, und einem gedämpften Halblichte sich bequem abtrocknen zu lassen und die erste Wäsche anzuziehen. An das Abtrocknungs-Kabinet stößt ein kleines Zimmer, für den Fall bestimmt, wenn Jemanden im Bade eine Unpäßlichkeit anwandeln sollte, damit der Kranke dort ungestört ärztlich behandelt und ungesehen fortgebracht werden kann. Durch eine dritte Thür kommt man aus den Ankleidezimmern in einen geschlossenen Gang, der zu den beyden Stundenbädern führt, wovon jedes mit einem Vorkabinet für die Wartenden versehen ist. Alle diese Einrichtungen haben zugleich den besondern Vortheil, die Zugluft möglichst zu verhüten und den Badenden stufenweise von der niedrigen Temperatur zur erhöhten und eben so wieder zurück zu führen. Die große Vorhalle, von allen Seiten mit Glasthüren und Fenstern geschlossen, gibt die erste Abstufung einer erhöhten Temperatur, die zweyte findet man in dem geschlossenen Vestibule, und die Ankleidezimmer endlich gewähren nach Maßgabe der Annäherung an die Heizstätte noch erhöhte Temperaturgrade, durch welche man sich in das Bad begibt; so wie dieses umgekehrt bey dem Austritte aus dem Bade der Fall ist, und so die nachtheilige Einwirkung der atmosphärischen Veränderungen möglichst beseitigt wird. Gänzlich sicher gestellt vor solchem Nachtheil werden hierdurch alle Jene, welche im Badhause selbst wohnen; denn eine geräumige, in die große Vorhalle führende Stiege dient den Bewohnern, um aus ihren Zimmern durch die von allen Seiten geschlossenen Gänge in das Bad und wieder zurück kommen zu können. Demnach eignet sich diese Anstalt vollkommen auch im strengsten Winter für Hülfbedürftige.

Der Badesaal bildet ein längliches Viereck, in welchem ein Tonnengewölbe auf acht Säulen ruht, in der Mitte ist das krystallhelle Bad in der Form eines Oktogons eingeschlossen; das Licht fällt durch eine Glasdachung herein. Der Gang um das ganze Bad ist frey; von diesem führen ringsherum drey Stufen bis zur Tiefe des mit Marmor begrenzten Bades-Raumes. Dem Eingang gegenüber erblickt man eine in Stein gehauene Gruppe aufgestellt, es ist Askulap und Hygieia, letztere welche in einer Schale der Schlange den Heiltrank reicht. (Die Beylage liefert eine Abbildung dieser schönen Gruppe.) Dieses herrliche Kunstwerk, das wir der Meisterhand des berühmten Bildners Hrn. Direktor Klieber in Wien verdanken, muß den Kenner wie den Nichtkenner in gleichem Grade befriedigen. Der männliche Ernst und der gediegene Körperbau des sitzenden Askulaps bildet, mit der Lieblichkeit und Grazie der sich zu ihm hinneigenden Hygieia, deren schöne Formen durch das meisterlich gefaltete Gewand bedeckt und gehoben werden, einen überaus schönen Kontrast, und macht den todten Stein vergessen, dem des Künstlers Meißel Leben einzuhauchen wußte.

Das große Wohngebäude enthält gegenwärtig zu ebener Erde und im ersten Stock 70 Herren- und 40 Domestiken-Zimmer, 12 Kaffe- und zwei große Küchen. Alle Zimmer sind auf das geschmackvollste gemahlt und mit Drapperien, Spiegeln, Lustern und eleganten polirten Möbeln verziert. Um auch hohe Herrschaften aufnehmen zu können, ist neben den Zimmern über der Einfahrt ein geräumiger Speisesaal errichtet. Fast alle Zimmer können übrigens entweder einzeln oder mit den dazu gehörigen Domestiken-Zimmern, oder endlich auch mehrere im Zusammenhange vermietet werden, um so den Bedürfnissen aller Badbesuchenden zu entsprechen. Die in hinlänglicher Anzahl angebrachten Retiraden sind durchgehends mit bleernen Schläuchen nach englischer Art versehen, um den üblen Geruch zu vermeiden.

Der dem Bade entgegengesetzte rechte Vorsprung enthält zu ebener Erde die Restauration. Zwei geräumige Speisezimmer und ein großer Saal, einfach und geschmackvoll decorirt und durch Glashüren in eine angenehme Verbindung gesetzt, gewähren den Gästen einen heitern Aufenthalt. Der übrige Theil dieses Flügels enthält gleichfalls zu ebener Erde die Küchen und sonstigen dem Traiteur gehörigen Zimmer und Behältnisse. An diesen Vorsprung stößt westlich ein geräumiges Gastzimmer für Domestiken, über welchem eine von allen Seiten mit Fenstern geschlossene Terrasse angebracht wird, die eine herrliche Aussicht auf die Ruine des alten Schlosses Raubeneck gewährt, wo das Publikum mit Speisen bedient werden kann. Der Traiteur wußte sich durch gut zubereitete Speisen und trinkbare Weine sowohl, als durch billige Preise die Zufriedenheit seiner zahlreichen Gäste zu erwerben, und wird auch den Winter hindurch sein Geschäft betreiben.

Das ganze Gebäude steht in einer glücklich ausgeführten englischen Gartenanlage, welche die Straßenfronte vor dem Staube schützt; im Rücken der Anstalt befindet sich für das Publikum und die Hausbewohner ein angenehmer, mehrere Tische großer Part, der sich am Vorsprung der Restauration in zwei abgeforderte Gärten theilt, in denen der gewählte Theil des Publikums sowohl als die gewöhnliche Volkstasse in freyer Luft bewirthet werden kann. Daß Stallungen und Wagenschuppen nicht übersehen wurden, läßt sich bey diesem musterhaften Unternehmen voraussetzen; übrigens ist diese ausgezeichnete Anstalt noch keineswegs vollendet, und es steht von der rastlosen Thätigkeit der H. H. Unternehmer noch manches Zweckmäßige und Erfreuliche zu erwarten.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

- Aloë succotrina. Officinelle Aloe. Vom Kap.
- Cestrum fastigiatum. Gleichhochstämmiger Hammerstrauch. Von Cuba.
- Hibiscus abutiloides. Großblättriger Hibiscus. Vom wärmeren Amerika.
- Murraya exotica. Indische Murraya. Aus Ostindien.
- Pelargonium bicolor. Zweifarbiges Kranichschnabel. Vom Kap.
- Solanum fugax. Hinfälliger Nachtschatten. Von Caracas.

(Mit einer besonderen Beylage.)

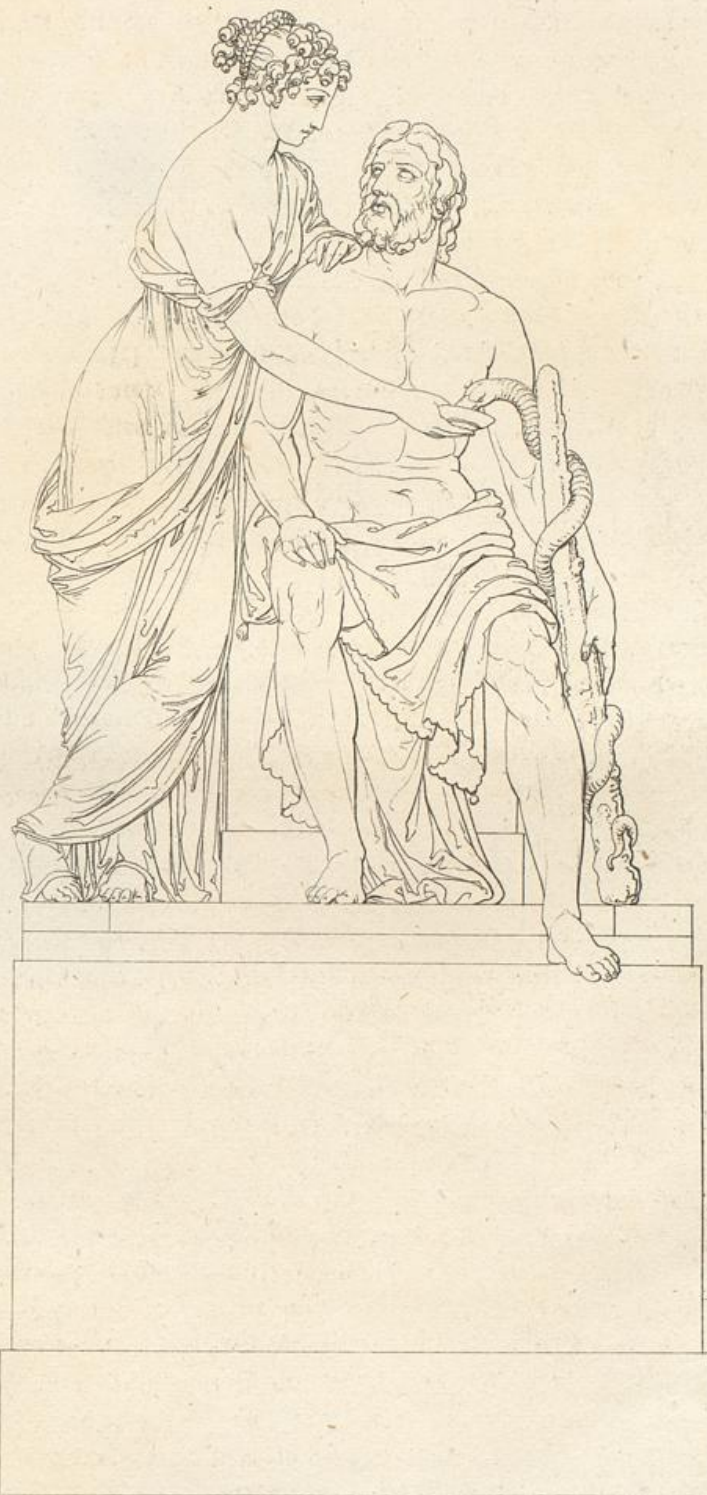
Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

tock
im-
und
en,
alle
en-
den
ige-
Art
,
Re-
ack-
ren
als
ält-
en,
ird,
wo
gut
den-
sein

age,
sich
art,
nen
eyer
our-
iese
itig-

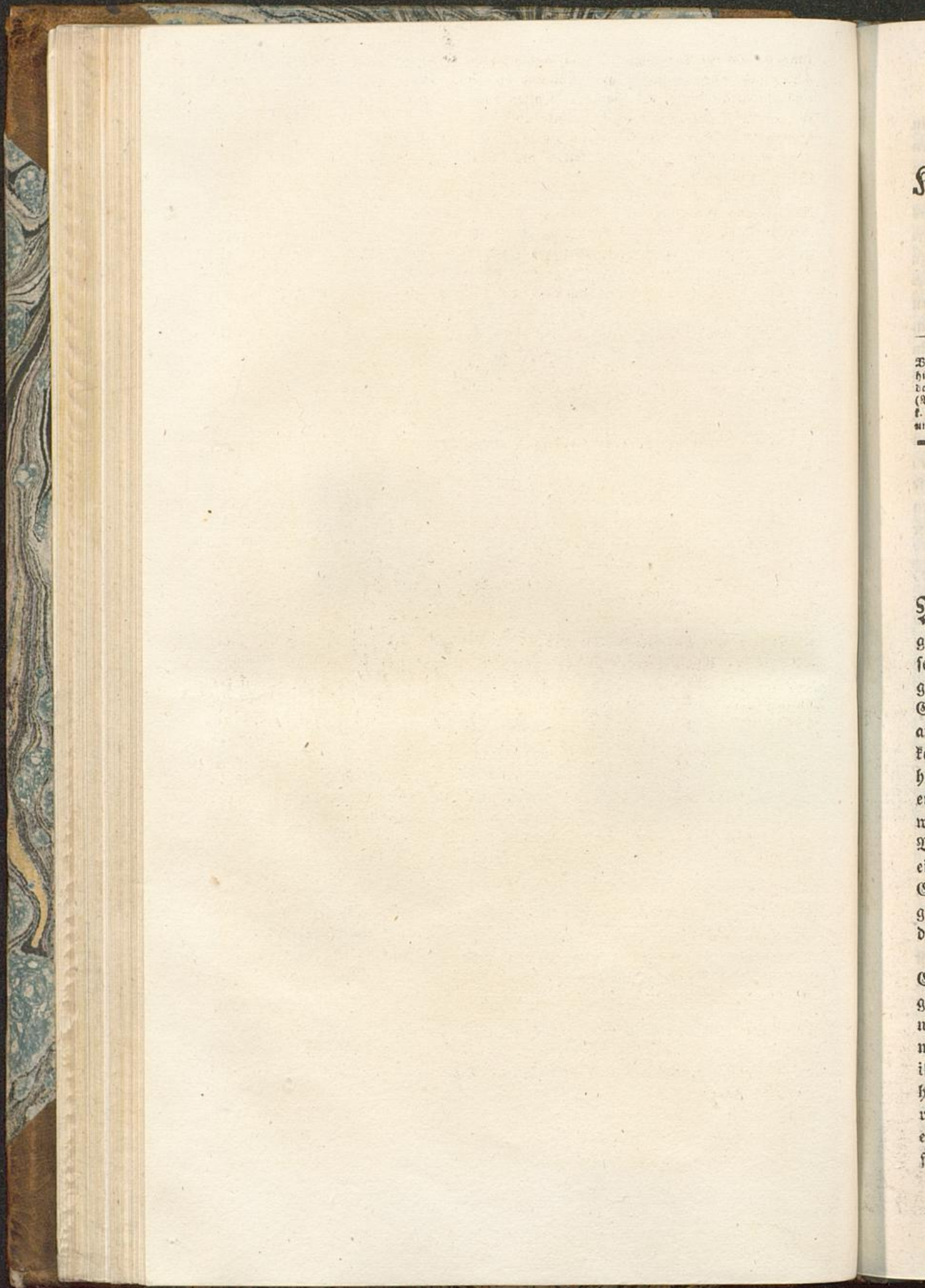
ende



Jos. Kläber del.

Jos. Kläber sc.

Besondere Beilage zur Wiener Zeitschrift. 1821.



Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Dinstag, den 30. Oktober 1821.

130

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbj. und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Kosmologische Betrachtungen.

über Jupiter und Saturn.

Von J. J. Littrow.

(Schluß.)

Aus diesen und andern Ursachen glaubte auch Kant, daß Jupiter ganz und gar unbewohnt sey. In der That müssen die Veränderungen, welche wir unserer großen Entfernung ungeachtet noch auf seiner Oberfläche bemerken, gewaltige Revolutionen seyn, bey denen die dauernde Erhaltung irgend eines Geschlechtes lebender Wesen sich nur schwer denken läßt. Zu der Zeit, als es auf unserer Erde noch solche Katastrophen gab, eine Zeit, in welche allerdings keine Menschengeschichte reichen kann, war auch sie gewiß noch nicht der Aufenthalt von vollkommenen Geschöpfen, oder wenn sie durch die Kräfte der Natur entstanden, so mußten sie doch bald in dem gewaltigen Kampfe der Elemente wieder untergehen, ohne irgend eine Spur zurückzulassen. Wenn aber diese Voraussetzung richtig ist, welcher entsetzliche Anblick müßte es für uns seyn, eine Wüste vor uns zu sehen, die 118 Mal größer ist, als unsere ganze Erde, ein weites unabsehbares, ödes Grab, in welchem kein lebendes Wesen gesehen, kein Ton gehört wird, in welchem ringsum nichts als die Stille des Todes herrscht.

Nachdem die wildesten Zerstörungen der Elemente auf unserer neuen Erde ihr Ende erreicht hatten, entstanden ohne Zweifel lebende Wesen einer ganz andern Natur, als die gegenwärtigen. Die ersten rohen Stoffe konnten nur wieder eben so rohe Geschöpfe hervorbringen, und einer Reihe von kommenden, ruhigeren Jahrtausenden war es aufbehalten, diese Stoffe, so wie ihre Produkte, allmählig zu verfeinern, besser und edler organisirte Wesen hervorzubringen, und so allmählig die Erde ihrer Bestimmung näher zu führen. Dort scheint jene erste Zeit noch kaum angebrochen zu seyn, und wenn es erlaubt ist, durch Analogie von hier auf dort zu schließen, welche ungeformte, riesenmäßige Geschöpfe mag es da geben, deren Körperliche Kraft

den gewaltsamen Einwirkungen der Elemente widersteht, während sie in Beziehung auf ihre geistigen Talente vielleicht noch tief unter unsern Aultern stehen. Doch könnte es auch seyn, daß wir, wenn wir nur hinzu zu kommen wüßten, die Dinge wohl auch ganz anders fänden, da uns in dieser großen Ferne nichts als vage Muthmaßungen erlaubt sind, und da wir uns einstweilen damit trösten mögen, daß die Bewohner Jupiters von uns wahrscheinlich noch weniger wissen, als wir von ihnen. Ja man darf, ohne ihnen zu nahe zu treten, immer voraussetzen, daß sie nicht einmahl mit unserer Existenz bekannt sind, daß sie also von uns gar nichts wissen. Denn unter den Millionen von Sternen, die auch ihren nächtlichen Himmel, wie den unsern, schmücken, gibt es einen, der sich selbst unter den kleineren durch nichts auszeichnet, ein Sternchen der sechsten oder siebenten Größe, das sich unter den unzähligen andern wie ein Punkt verliert, und dieses Sternchen ist — unsere Erde.

Aber das, was Jupiter vor allen andern Planeten für uns besonders auszeichnet, ist, daß er nicht, wie die meisten übrigen, allein und einsam seinen Weg um die Sonne zurücklegt, sondern daß er, eine zweyte Sonne, vier andere kleinere Welten mit sich zieht, die ihn auf seiner weiten Reise überall begleiten. Er ist nämlich von vier M o n d e n umgeben, von denen zwey so groß sind, wie unser Mond, die beyden andern aber dem Merkur an Größe nahe kommen.

Wenn unser Mond mit seinem sanften Lichte schon so viele Freunde, besonders unter den Verliebten hat, wie müssen erst jene vier Monde geliebt werden! Wie herrlich mag es sich da, die Freundin oder den Freund am Arme, spazieren gehen, wenn vier Monde die Pfade der Liebe mit ihrem immer wechselnden, magischen Lichte erleuchten! Alle vier scheinen uns immer in einer geraden Linie zu stehen, die durch den Mittelpunkt ihres Hauptplaneten geht, in welcher sie abwechselnd bald diese, bald jene Seite einnehmen.

Sie wurden gleich nach der Erfindung der Fernröhre entdeckt. Galilei, einer der ersten, der sie sah, nannte sie Mediceische Gestirne, dem Hofe zu Ehren, dem er seinen Schutz gegen fremde Verfolgungen verdankte. Bald darauf gab man ihnen die Nahmen Hebe, Ganimed, Themis und Metis. Aber alle diese Benennungen sind jetzt veraltet, und man nennt sie die vier Satelliten Jupiters, indem man sie durch Zahlen unterscheidet, und den nächsten an dem Hauptplaneten als den ersten zählt. Der vierte, am meisten von Jupiter entfernte, scheint, wenn er auf der östlichen Seite dieses Planeten steht, konstant dunkler, als auf der westlichen. Man schreibt dieß dunklen Flecken auf seiner Oberfläche zu. Aus dieser Beobachtung folgt zugleich, daß dieser Satellit in derselben Zeit um Jupiter geht, in welcher er sich um sich selbst bewegt, eine Erscheinung, die bekanntlich auch bey unserem Monde Statt hat, weil wir an ihm immer dieselbe Seite und dieselben Flecken sehen, und die wahrscheinlich ein allgemeines Gesetz für alle Nebenplaneten unsers Sonnensystemes ist. Wahrscheinlich waren diese Monde, als sie sich von dem Hauptplaneten trennten, von welchem sie in der Vorzeit integrirende Theile bildeten, noch weich, gaben daher auf der dem Hauptplaneten zugewendeten Seite am meisten nach, verlängerten ihre Kugel in dieser Richtung, und sind jetzt, wo ihr Körper bereits zu einer soliden Masse gediehen ist, eben durch diese Verlängerung gezwungen, dem Hauptplaneten immer dieselbe Seite zuzuwenden.

Ich glaube, daß es keinen meiner Leser geben wird, der die Satelliten Jupiters nicht schon gesehen hat, da sehr mittelmäßige Fernröhre schon hinreichend, sie deutlich zu erkennen. Dafür zweifle ich aber an der mir oft geäußerten Meinung, daß man sie mit freyen Augen sehen kann. Die meisten, welche sie ohne Fernrohr gesehen haben wollen, haben sie wohl nur mit benachbarten Fixsternen verwechselt. In der That hatten die Alten, besonders die Griechen, sie nie gesehen, obschon ihre Astronomen den Jupiter sehr oft und genau beobachteten, obschon sie andere Gegenstände des Himmels, die ohne Fernröhre nur selten gesehen werden können, z. B. Merkur, sehr gut sahen, und seinen Lauf so genau bestimmten, daß uns, nach zweytausend Jahren, mit unsern so sehr verbesserten Instrumenten kaum etwas Betrachtliches hinzuzusetzen übrig war. Die Neueren dürfen sich bekanntlich dieser Virtuosität des Gesichtes nicht sehr rühmen, von der man in den Schriften der alten Griechen und Römer so auffallende Nachrichten findet. So soll Kopernikus, der Vater der neueren Astronomie, noch auf seinem Sterbebette geklagt haben, daß er scheiden müsse, ohne, seiner oft wiederhöhten Anstrengungen ungeachtet, den Merkur gesehen zu haben.

Diese Satelliten sind aber nicht bloß ein angenehmes Schauspiel für den müßigen Beobachter, sie sind zugleich unter allen Gestirnen des Himmels diejenigen, welche uns den größten Nutzen gebracht haben, besonders für die Schifffahrt. Da sie sich nämlich sehr schnell um ihren Hauptplaneten bewegen, und da ihre Bahnen nur sehr wenig gegen die Bahn Jupiters geneigt sind, so treten sie während eines Umlaufes immer einmahl in den großen Schattenkegel, den Jupiter auf der von der Sonne abgewendeten Seite hinter sich wirft, und leiden also förmliche Verfinsterungen. Da man aber die Theorie ihrer Bewegungen schon vollkommen kennt, so kann man leicht selbst viele Jahre voraus berechnen, wann diese Finsternisse für irgend einen gegebenen Ort der Erde z. B. für London sich eräugnen werden. So hat man z. B. berechnet, daß in diesem Jahre den 6. Dezember der erste oder nächste Satellit verfinstert werden wird, wenn es in London 8 Uhr 4 Minuten 55 Sekunden Abends mittlerer Zeit ist. Beobachtet nun ein Schiffer auf dem unbekanntem Meere dieselbe Finsterniß zu einer Zeit, wo seine Uhr 11 Uhr 13 Minuten und 5 Sekunden gibt, so weiß er sofort, daß er sich in einem Punkte der Oberfläche der Erde oder eigentlich der See aufhält, der 3 Uhr 8 Min. 10 Sek. östlich von London liegt. Sucht er mit der, aus andern Beobachtungen bekannten Polhöhe seines Schiffes diesen Ort auf seiner Seekarte nach, so weiß er sogleich, nach welcher Richtung er steuern muß, um diese Küste zu erreichen, oder jene Sandbank, jene Klippe zu vermeiden. Man sieht schon aus dieser einfachen Darstellung, wie groß der Nutzen dieser Gestirne für die Nautik sey, um so größer, da ohne sie eine sogenannte Reise um die Welt so gut als unmöglich wäre, wenn man sich nicht tolldreist dem blinden Zufalle überlassen will.

Besonders vortheilhaft werden diese Beobachtungen dadurch, daß sie sich so oft eräugnen, daß also der Schiffer beynah täglich seine Zuflucht zu ihnen nehmen kann. Unsere Mondesfinsternisse z. B. würden ihm wohl im Allgemeinen dieselbe Hilfe gewähren, allein man weiß, wie selten sie sich eräugnen, in einem Jahre kaum dreyemahl. Während daher unser Mond den Schif-

fer in der entscheidenden Stunde gar oft verlassen würde, stehen ihm die vier Monde Jupiters täglich, und oft täglich mehr als einmahl zu Gebothe, da der vierte in 16 Tagen, der dritte in 7, der zweyte in 3 Tagen, und der erste schon in 42 Stunden seine Bahn um den Hauptplaneten vollendet.

Da wir in der Natur alles nach einem weisen Zwecke unter einander verbunden sehen, da jedes Einzelne für alle, und alles für jedes Einzelne da zu seyn scheint, so dürfen wir mit Recht voraussetzen, daß der Nutzen, den Jupiter und seine Bewohner von diesen Monden ziehen, beträchtlich seyn wird, da sie schon auf uns in einer Entfernung von mehr als hundert Millionen deutscher Meilen so vortheilhaft wirken. Noch viel größer ist wahrscheinlich der Nutzen, den diese wieder von ihrem Hauptplaneten ziehen. Welch ein Schauspiel mag es für die Bewohner des ersten Mondes seyn, eine der Sonne ähnliche, feurige Scheibe, die ihrem scheinbaren Durchmesser über 1500 Mahl übertrifft, die beynah den zehnten Theil des ganzen Himmels einnimmt, mit einer wunderbaren Geschwindigkeit sich an ihrem Horizonte erheben und in nicht ganz 5 Stunden den ganzen sichtbaren Himmel durchlaufen zu sehen, begleitet von andern ebenfalls großen beleuchteten Scheiben, welche die erste bald auf dieser, bald auf jener Seite in künstlich verschlungenen Linien nach ewig unveränderlichen Gesetzen umtanzen. Wenn die Völker der Erde, in ihrem Kindesalter, von der Größe und der Herrlichkeit der Sonne geblendet, zu einer abgöttischen Verehrung derselben hingerissen wurden, mit welchen Augen, mit welchen Empfindungen müssen jene Seleniten diese ungeheuere feurige Kugel betrachten, die alle 5 Stunden den ganzen, ihnen sichtbaren Himmel durchläuft.

Nicht weniger sonderbare Erscheinungen biethet uns der andere, jetzt dem Jupiter so nahe Planet Saturn an, mit welchem wir im Folgenden näher bekannt werden wollen.

Die Kunstrichter vor zweyhundert Jahren.

Einstmahls in einem tiefen Thal
Der Guckuf und die Nachtigall
Thäten ein' Wett' anschlagen
Zu singen um das Meisterstück:
Wer's gewönn' aus Kunst oder durch's Glück,
Dank sollt' er davon tragen.

Der Guckuf sprach: so dir's gefällt,
Ich hab' zur Sach' ein'n Richter erwählt,
Und thu' den Esel nennen;
Denn weil er hat zwey Ohren groß,
So kann er hören desto baß,
Und was recht ist, erkennen.

Sie flogen vor den Richter bald, —
Wie ihm die Sache ward erzählt,
Schuf er, sie sollten singen.
Die Nachtigall sang lieblich aus;
Der Esel sprach: Du machst mir's kraus,
Ich kann's in Kopf nicht bringen.

Der Guckuf drauf fing an geschwind:
 „Guckuf,“ sein Gesang durch Terz, Quart, Quint,
 Und thät die Noten brechen, —
 Er lacht auch drein nach seiner Art;
 Dem Esel g'fiel's, er sagt: nun wart',
 Ein Urtheil will ich sprechen.

Wohl g'sungen hast du Nachtigall,
 Aber, Guckuf, du singst gut Choral,
 Und hältst den Takt fein innen;
 Das sprech' ich nach mei'm hoh'n Verstand,
 Und kostet's gleich ein ganzes Land,
 So laß ich dich's gewinnen!

Solch' Richter, das seynd diese Gesellen,
 Die von der Musik Urtheil fällen
 Die sie doch gar nicht kennen;
 Ein solcher Narr schwieg' leichter still,
 Der von der Sach' will plappern viel,
 Wie von der Farb' die Blinden!

Diese Dichtung steht in Johann Staden's „Venus Kränzlein.“ Jena 1610, 4, und ist, eine unbedeutende Veränderung der Rechtschreibung ausgenommen, ganz treu der Urschrift hier wiedergegeben worden. Wien 1821.

Julius Max Schöckp.

Correspondenz-Nachrichten.

Dresden, Anfang Oktober 1821.

Die Darstellungen auf dem Sommertheater beyhm Link'schen Bade sind nun geschlossen, zu den interessantesten der letztern dortigen Abende gehörte unstreitig der, welcher uns die längstgewünschte Freude gewährte, unsere holde Schirmer in der Rolle der Margarethe in Ffland's Hagestolzen zu sehen. Sie bewährte sich hier wieder als hohe Künstlerin und wußte die so oft und mannigfaltig dargestellte Rolle durch ihr sinniges zartempfundnes Spiel mit dem Reiz der Neuheit zu schmücken.

Mit großer Freude wurde die Aufführung von Mozart's Don Juan auf dem deutschen Operntheater aufgenommen, hier war sie neu, bey der italienischen Oper erfreuten wir uns schon vor mehreren Jahren der Aufführung dieses Meisterwerks. Hr. Unzelmann gab den Don Juan mit Feuer und Leben, Dlle. Willmann zeigte ihre Sicherheit und Kunstfertigkeit als Anna *), für Hrn. Bergmann's sanfte Tenorstimme war die Rolle des Ottavio eben so passend, wie die der Zerlina für die niedliche Gestalt und anmuthige Stimme der Mad. Haase.

Ein Epilog von unserm Theodor Hell gedichtet und von Mad. Schirmer geistvoll und lieblich vorgetragen, schloß diese Sommerdarstellungen. Möchte der zarte darin enthaltene Wink, wie sehr laute Äußerungen des Beyfalls den Künstler begeistern und ermuntern, von unserm oft sehr kühlen Publikum beherzigt werden! Am Michaelistage wurde unser königliches Theater wieder eröffnet. Es ist nicht allein für die Ma-

*) Gegen die in Nr. 120 dieser Zeitschrift enthaltenen Bemerkungen über ein früheres Urtheil, Dlle. Willmann betreffend, die der Bemerkter um so gewisser hätte zurückhalten dürfen, als sie aus einer viel zu wenig verborgenen Bescheidenheit flossen und im Grunde doch nur die Urtheile des Korrespondenten der Wiener Zeitschrift bestätigen, bemerkt dieser entgegen: daß er sich möglichst frey von Irrthum, aber ganz frey von Gehässigkeit oder persönlichen Rücksichten fühle und meistens nur die Urtheile des gebildeten Theiles des Publikums zur Publizität bringe. Er erleidet die in diesen Bemerkungen enthaltenen Vorwürfe, die ohnehin nur eine subjektive, wahrscheinlich von einem Gefühle, das die davon Besessenen auch im Froschgequacke den Nachtigallenschlag zu hören zwingt, eingegebene Ansicht unverhüllt darstellen, mit der Schonung, die für menschliche Schwachheiten Pflicht ist.

schinereien beträchtlich erhöht worden, sondern es ist auch ganz neu, heiter und geschmackvoll ausgeschmückt und durch reiche Beleuchtung mit argandischen Lampen ist in dem ganzen Gebäude strahlende Helle verbreitet. Die sämtlichen Logenreihen sind hellblau gemahlt mit Silber; die Decke nimmt sich ungemein gut aus, um den in der Mitte hängenden Kronleuchter her verbreitet sich sonnenheller Schimmer, der sich allmählig in's Aetherblau verliert, die vier Ecken sind en Boiserie gemahlt, mit silbernen Blätzerquirlanden verziert. Der neue Vorhang stellt eine blaue Drapperie vor, mit breiten schweren goldenen Franzen und einer leichten Arabeske von Granatblüthen geschmückt; sie wallt faltenreich herab, die innere Seite dieses Vorhangs scheint von dunkler Purpurfarbe, er schlägt sich oben und von beyden Seiten im mahlerisch reichen Faltenwurf um und ist mit goldenen Schnüren wieder gefast und in die Höhe gezogen. Ganz in der Mitte schwebt eine goldene Lyra, von welcher aus sich Strahlen verbreiten. Die überaus große Helle, welche sich jetzt über das ganze Haus verbreitet, ist für den größern Theil des Publikums, der sich im Theater gern glänzend zeigt, sehr angenehm; für wahre Kunstfreunde, welche ihre Aufmerksamkeit ungetheilt auf die Bühne lenzen möchten und gern die Mitzuschauer ganz vergessen, war das ehemahlige Dämmerlicht wohl angenehmer, doch wenige theilen dieß Gefühl! Das Haus ist überdem jetzt trefflich erwärmt und von der lästigen Zugluft befreyt. In allem zeigt sich der gute Geschmack und die rastlose Thätigkeit und Einsicht des jetzigen trefflichen Generaldirectors, Hrn. Geheimerath von Könn er i h. Die erste Vorstellung war: „la Donna del Lago“ von Rossini. Alle Kenner stimmen ein, daß diese Oper viele Vorzüge vor manchen frühern Werken dieses Meisters hat; die Worte sind weit richtiger ausgedrückt, die Melodien sind einfacher, ungesuchter, und dabey von hinreißender Lieblichkeit, die Instrumentirung ist sehr kunstvoll und schön, und übertönt doch den Gesang nicht. Alles dieß sind wesentliche Vorzüge, sie wurde dabey ausgezeichnet schön aufgeführt und dennoch wurde sie nicht mit so enthusiastischem Beyfall aufgenommen, wie die *Gazza ladra*! Hoffentlich wird aber die Wärme für diese Oper bey jeder Wiederholung zunehmen. Rossini's Laune, ihr keine eigentliche Overture, sondern nur eine Introduction zu geben, trug unstreitig zu jener lauern Aufnahme am meisten bey, das Publikum läßt sich bey unserm herrlichen Orchester die Overture nicht gern entziehen und wird durch diesen Mangel gleich verstimmt. Überdem preist man wohl immer den einfachen ausdrucksvollen Gesang mit Worten, applaudirt aber nur das, was man für schwer hält, gibt es keine unnatürlich hohen Töne, Triller und Rouladen, so bleiben alle Hände regungslos *); dieß bemerkte man hier wieder bey der reizenden Romanze, welche Elena gleich Anfangs im Rahne singt und bey dem darauf folgenden lieblichen Duett zwischen ihr und Uberto, wo die Worte mit so zartem Sinn ausgedrückt sind. Vortrefflich ist das nächste große Duett beyder, die mannigfaltigen Übergänge der Gefühle sind meisterhaft darin ausgedrückt und das einleitende Chor der Mädchen hat etwas echt Nationelles und erinnert an die Melodien der schottischen Hochlande. Die Musik der nächsten Scene, wo der junge Malcolm auftritt, ist überaus gefällig und muß, wenn eine schöne Altstimme sie unterstützt, hinreißend wirken. Recht schön ist die große Bassarie des Douglas, seelenvoll mit Kraft und Würde. Die Recitative sind meist ganz instrumentirt. Weniger richtig aufgefast scheint uns Rodrigo's Charakter in der Komposition; in ihm sollte der rauhe Krieger, der Held, den die Söhne des Hochgebirges sich zum Anführer wählen, gezeichnet seyn, statt dessen sieht man, daß Rossini bey dieser Rolle nur an den Sänger dachte, und diesem Rodrigo so viel zierliche Passagen als nur möglich gab, damit er nicht neben der dankbaren Rolle des jungen Königs verdunkelt schien. Gerade durch entgegengesetzte Mittel würde dieß sicherer gesingen. Manche Stellen im ersten Finale erinnern an ähnliche im *Othello*, recht schön ist die Wirkung des Vardenchores, ernst, alterthümlich einfach und großartig. Der zweyte Akt fängt mit einer wunderlieblichen Arie Uberto's an, welche dem Sänger Gelegenheit gibt, die volle Schönheit und Biegsamkeit seiner Stimme und allen Zauber der Kunst zu zeigen. Unser *Cantù* ist in dieser ganzen Rolle unübertrefflich. Das herrlichste Tonstück der Oper ist die nächste große Scene, welche mit dem Duett zwischen Elena und Uberto: „Alla ragion, deh rieda“ anfängt, und dann als Rodrigo

*) Tout comme chez nous! D. Red.

dazu kommt, Orzett mit Chorbegleitung wird. Dies ist von großer Wirkung und wurde vortrefflich ausgeführt. Reizend ist die Ravatina, welche Uberto hinter der Scene mit Harfenbegleitung singt und die große Schlussarie der Elena ist äußerst glänzend und schön. Mlle. Funt erwarb sich lauten Beyfall damit, sie singt überhaupt die ganze Rolle vorzüglich gut und spielt sie auch mit Anmuth und Würde. Unser trefflicher Cantu gab den Uberto mit tiefem Gefühl und zwanglos schönem Anstand, seine herrliche Gestalt nahm sich in der königlichen Tracht zuletzt besonders vorthellhaft aus, und im Gesang sowohl als Spiel ließ er nichts zu wünschen übrig. *Benincasa* und *Tibaldi* als *Douglas* und *Rodrigo* sangen sehr brav. Die Kostumes von beyden waren schön und passend gewählt, überhaupt herrschte die geschmackvollste Anordnung in Altem. Die sehr schwierige Begleitung wurde von dem Orchester vortrefflich ausgeführt.

Das deutsche Theater wurde auch recht würdig mit: *Nathan dem Weisen* eröffnet. Es macht unserm Publikum und unsern Schauspielern Ehre, daß die Lessingschen Stücke hier oft und gern gesehen werden. Hr. Sellwig sprach einen von Th. Hell gedichteten Prolog.

Eines außerordentlich schönen Konzerts muß ich noch gedenken, welches der Kammermusik *Fürstenau* am 12. Okt. gab. Die sehr geniale schöne Ouverture von *C. M. v. Weber* zu dem *Trenschütz* eröffnete es. Dann sang *Mad. Haase* eine Arie von *Masolini* recht lieblich. Nun trug *Fürstenau* ein von ihm selbst komponirtes Flötenkonzert so wunderschön vor, daß selbst alle zahlreich versammelten Ausländer einstimmig versicherten, noch nie etwas so Vollendetes gehört zu haben. Bey diesen reinen seelenvollen Tönen schien alles Irdische zu verschwinden, kein Kampf, keine Schwierigkeit war hier noch bemerkbar, kein Anfaß der Lippen an das Holz, kein Athemhohlen, nichts was an irgend einen materiellen Stoff erinnern könnte. Die süßen Töne schienen aus dem Reich der Seligen herüberzuklingen, alles war Sprache des Herzens. Den schwierigsten Passagen wußte der seltene Künstler einen schönern Sinn als den der besiegten Schwierigkeit einzuhauchen, indem er leicht schwebend und sicher sie vortrug. Das *Adagio* war die Stimme der innigsten Sehnsucht, bald in Wehmuth verhallend, bald ferne Wonne ahnend. Leichtschertzend, wie zarte Libellen an einem Sommerabend, schwebte das *Rondo* hin, alle Zuhörer waren entzückt und enthusiastischer Beyfall erkönte. So herrlich dieser Genuß war, so wurde er doch noch überboten durch das *Doppelkonzert* für zwey Flöten, welches *Fürstenau* mit seinem Schüler: *Otto Kreisner*, ausführte. Lehrer und Schüler standen hier in gleicher Meisterschaft neben einander, es schien nur Ein Hauch, nur Eine Seele! Wie der süße Wettgesang zweyer Nachtigallen klang es jetzt, wo jede eist, den liebenden Ruf der andern zu beantworten, jetzt vereinten beyde die Stimmen und schwebten in den reinsten Doppeltrillern und Laufem durch die Tonleiter, und nun verweilte die eine Stimme wieder in den tiefern Tönen, während die andere in luftiger Höhe sie umgaukelte. Es war ein seltsamer Genuß und es muß den großen Künstler unaussprechlich freuen, einen so überaus talentvollen Jüngling neben sich aufblühen zu sehen, der auch mit gleicher Sicherheit und mit würdevollem Anstand neben dem Meister auftrat.

Mad. Haase und *Hr. Bergmann* sangen ein sehr hübsches Duett von *Simon Mayr*. *Fürstenau* schloß mit einem köstlichen *Potpourri* für die Flöte, in welches er auf geniale Weise die Lieblingsstellen aus der Ouverture der *Gazza ladra* eingewebt hatte. Die Hitze war grenzenlos, möchte man doch endlich einsehen, daß ein Paar geöffnete obere Fensterflügel unschädlich wären, statt daß in solcher Hitze Ohnmachten und störendes sich Entfernen um nicht umzusinken, unvermeidlich erfolgen müssen.

Bildende Kunst.

Über ein in der Sammlung des *Hrn. Georg von Felsenberg* *) befindliches großes Originalgemälde des *Andrea del Sarto*.

Ungekant von Tausenden, denen beim Anblicke mancher, in öffentlichen Galerien befindlicher, Kunstwunder die Herzen freudig schlagen, leuchtet, gleich den Flammen hei-

*) Wohnhaft in der Annagasse Nr. 1002, und wir sind ermächtigt, den Kunstliebhabern zu erklären, daß der edle Besizer jedermann die Ansicht des Kunstwerks mit Vergnügen gestattet.

tiger Lampen, auch in stiller Verborgenheit noch gar manches Gebilde des klassischen Genius in einzelnen, bescheidenen Privatsammlungen, werth, daß man das Daseyn derselben der Welt verkünde, und daß alle, die Sinn und Gemüth zu dem Schönen und Heiligen in der Kunst zu erheben vermögen, wenn gleich fogar aus weiter Ferne dahin wallfahrend, sich daran erbauen und erquicken.

Die Mutter Jesu mit dem Kinde, das einem überaus milden Schläfe hingegeben, mit dem Haupte auf einer Korngarbe ruhend, seine Rechte auf die Hand der Mutter stützt; vor diesen Beyden der kleine Johannes auf ein leichtes Kreuz von Rohr sich lehrend und sinnig emporblickend, während zwey eben so junge Engelknaben einen, hinter dieser Gruppe befindlichen Vorhang, der eine zur Rechten, der andere zur Linken, aus einander ziehen und dem Niederfallen desselben mit ihren Händen wehren, ist der Gegenstand dieses Gemäldes.

Unter den bekannten, gleichwohl durch die entschiedensten Vorzüge ausgezeichneten Werke des genialen *Andrea del Sarto*, dürften nur wenige gefunden werden, in welchen der Zauber der Kunst sich so mächtig erweise, wie in diesem Bilde. Alles, was der bildend schaffende Genius an Erhabenheit und Würde, an Wahrheit und Einfachheit, an Anmuth und Lieblichkeit vermag, fließt darin gleichsam prismatisch zusammen, und der erste Anblick desselben hält Auge und Seele des Beschauers gleich so fest gefangen, daß man, wie in einem Zauberkreise unwiderstehlich angebannt, dasselbe stundenlang betrachtet, und alles Nahe und Ferne, ja sogar sich selbst darüber vergessen muß.

Die Gestalt Mariens, ihre Haltung und Geberde, vorzüglich aber die Anmuth, die heilige Grazie, und die, Ehrfurcht einflößende, jungfräuliche Würde, welche letztere sämmtlich zu Einheit und Harmonie verschmolzen, über ihrem Wesen walten, dürften mit Zug eines der glücklichsten Ideale von Madonnen genannt werden, die Phantasie und Vernunft zugleich jemahls in's Daseyn riefen. Sollte dieses auch irgendwo durch den Reiz eines höhern, lebhaftern Kolorits übertroffen seyn, so müssen ihm doch tausend Schöpfungen dieser Art, hinsichtlich der überaus edeln Gestalt Mariens, die der Künstler uns in diesem Gemälde vor Augen stellt, die Palme überlassen.

Das in wonnesüßem Schläfe, den die ganze Umgebung sichtbar begünstigt, selig athmende Kind aber, auf dessen Wangen und Lippen die Himmelsblüthe Unschuld sich zu wiegen, und gleichsam von einem Verklärungsglanze aus reinern Höhen beschwebt, Lebenshauch und Wärme zu düften scheint, übertrifft jeden Ausdruck. Ein ganzer Himmel liegt darin, ein Universum unendlicher geistiger Schöne in den Raum einer Blumenkrope eingeschlossen.

Wie die Kunst durch Klänge und Töne vernehmlich darzustellen, was in der Natur selbst nur mittelst des Lichtes und der Farben in die Erscheinung tritt, so oft an Kraft und Ausdruck erarmt, daß man ihr derley Leistungen gern auf immer erlassen mag; so fühlt sich auch der bildende Künstler nicht wenig verlegen und beengt, wenn sich's um Momente handelt, deren Wesen bloß durch ein geistiges Walten sich offenbart und eben darum, — wie denn des Geistes freye Thätigkeit allein uns auf den Schwingen des Traumes in seligere Gefilde entückt, wo wir ein, sonst nie gefühltes, und durch kein sinnliches Zeichen zu beschreibendes Entzücken athmen, — bloß unser psychisches Verständniß in Anspruch nimmt. Solch eine Aufgabe scheint sich der große Künstler gewählt zu haben, als er dieses wundervolle Bild entwarf; denn möglichste Vergessung bekannter Formen scheint das Problem gewesen zu seyn, das er in demselben löste. Alles, vom Geiste der reinsten Anmuth und Lieblichkeit überweht und durchdrungen, athmet selige Ruhe und Unschuld, welche, je länger einer dieses Gemälde betrachtet, desto fühlbarer auf ihn selbst übergehen, desto tiefer und wohlthätiger in ihn eindringen, ja wenn es nicht seltsam klingt, einen wahren Geistesmagnetismus auf ihn auszuüben scheinen.

Auflösung der Charade im vorigen Blatte: *Eifersucht*.

Herausgeber und Redakteur: *Joh. Schick*.

Bedruckt bey *Anton Strauß*.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 1. November 1821.

131

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertels um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey M. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbs und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Lentler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Fortgesetzte Proben aus dem Lehrgedicht:

Die Blumen.

Von M. Entz.

(Siehe Wiener Zeitschrift 1821 Nr. 49 u. 50.)

Schluß des ersten Gesanges.

Wer, fragt ihr, hat zuerst, vor wildem Trog
Des Wintersturms die Lieblinge zu schützen,
Das sich're Haus erbaut, in dem am Nordpol selbst
Die Kinder einer wärmern Sonne
Mit Lust und frohem Muth' gedeihn.
Ein Deutscher war es; Deutschland rühmt auch dieser
Erfindung sich; ihm dankt weit größere
Die Welt; allein auch diese dankt sie ihm.

Germanien! wohl mir, daß ich
Mein Vaterland dich nennen darf!
Dich hat zum Liebling sich der Himmel auserwählt,
Und reich mit Tugenden, mit edlen Gaben
Vor deinen Schwestern dich geschmückt,
Mit immer gleicher Milde siehst
Sein Blick auf dich herab. Auf deinen Fluren hat
Auf sein Geheiß der Überfluß
Das volle Segenshorn geleert.
Unübersehbar rauscht in goldnen Wogen
Um Nebenhügel hier die Saat; blüht dort
Mit Heerden übersät die nahrungsreiche Trift.
Pomone's Segen füllt der Thäler Schooß,
Die Wälder köstliches Gewild, die blauen See'n
Der Fische fröhliches Gewühl.

In stiller Größe strömt der Ister
 Dem Meer die stolzen Wogen zu;
 Erstaunt, auf seinem weiten Lauf
 Nur reiche Städte, reiche Dörfer,
 Beglückte Völker nur zu schau'n,
 Die froh der Früchte sich des eignen Fleißes freun
 Und dankerkfüllt die milden Herrscher preisen.

In stolzer Kraft blüh'n deine Jünglinge,
 In holder Anmuth deine Frau'n.
 Aus ihrem sanften Auge spricht
 Ein reiner Sinn, ein fühlend Herz.
 Vom Zauberglanz der Weiblichkeit umflossen,
 Verschmähen sie die niedern Künste
 Der Buhlerey; der reinen Liebe schlägt,
 Der Treue nur ihr Herz, nur dir, dem Vaterland.

Und wohl verdienst du es von deinen Kindern
 Geliebt zu seyn. Im hellsten Licht verklärt
 Vor allen Völkern sich dein Ruhm, denn jeden Kranz,
 Wornach ein edles Volk zu streben wagt,
 Errangest du, und jeden neuen Tag
 Umblüht er glänzender die Stirne dir.
 Am hohen Dom des Himmels flammen
 In Sternenschrift die Thaten deiner Fürsten.
 Des ritterlichen Heinrichs, Rudolphs
 Des Biederens, des zweyten Friedrichs,
 Des ersten Maximilians, und Karls,
 Der mächtig herrschend zweyen Welten
 Geboth. Dort glänzt der Nahme
 Theresiens, die jeder Freund im Kampfe,
 Nur nicht ihr tapfres Herz verließ,
 Und ihres Sohnes, der die Menschheit schätzte.

Dort hat auch deine Thaten, Franz!
 Mit frommen Dank die Liebe deiner Völker
 Mit staunender Bewundrung hingezeichnet.
 Von dorther flammen sie noch deinen späten Enkeln
 Vertrau'n auf Gott, unwandelbaren Muth,
 Gerechtigkeit und Menschlichkeit in's Herz.
 Sein Wohl erlebe dir vom Himmel,
 Germanien! Ihn nenne Fürst und Vater!
 Er hat mit fester Hand im Sturme dich erhalten,
 Er ist dein Schild, dein Hort, in seiner Liebe,
 In seiner Weisheit kannst du sicher ruh'n.

Doch nicht die Thaten deiner Fürsten flechten
 Allein den Strahlenkranz dir um die freye Stirne;
 Noch andre Kränze haben deine Weisen,

Hat deiner Sänger heilige
 Begeisterung dir geweiht. In stolzem Fluge trägt
 Ein weißer Schwan mit rauschendem Gefieder
 Zum Tempel der Unsterblichkeit sie hin.
 Dort blüh'n sie fort in ewig frischer Fülle,
 Ein Denkmahl deines Werths, und laut verkünden sie
 Den kommenden Geschlechtern deinen Ruhm.

Doch schöner schmückt als diese Kränze dich
 Der Eichenkranz, der deiner Bürger Tugenden,
 Der hohe Muth, die biedre Treue,
 Der feste Sinn, der unerschüttert
 An Gott, und Vaterland und Wahrheit hält,
 Um deine Stirn gewunden. Herrlicher
 Hat keine deiner Nebenbuhlerinnen
 Ein Kranz geschmückt! Vergebens strebt
 Der Ubermuth, ihn dir vom Haupt zu zieh'n,
 Er wanket nicht! die Vorsicht selbst
 Bewahrt ihn dir; ihr Willen ist's, er soll
 Dir unverwelflich um die Schläfe grünen.

U b e r L i s s a b o n,

(Nach dem Englischen.)

Lissabon, die wunderherrliche Lisboa, dieser Rubin unter den Städten der ganzen Welt, wie die Portugiesen sie nennen, steht jetzt in der That einer revolutionären Burgerstadt ähnlich, wo das Faust- und Militarrecht über alles gilt, und der Ehrgeiz des reichen Demagogen mit den Hefen der Pobelmasse fest zusammenkittet, indessen der rechtliche Mann vom Mittelstande vorsichtig die Segel einzieht und nach fester Ordnung seufzt.

Über fünfzig geistliche Gebäude sind in allen Vierteln der Stadt zerstreut, und wahrhaftig kein Monarch hätte Ursache zu erröthen, wenn ihm das Augustinerkloster S. Dominigos Graça zur Residenz angewiesen werden sollte. Wenn der Patriarch von Lissabon an Feyertagen das Hochamt hielt, war selbst der Pomp des Papstes zu St. Peter in Rom nicht so reich. Nur zur Ausschmückung seiner Kathedralkirche sollen die Schätze von drey Silberloten erschöpft worden seyn.

Kommt ein Fremder nach Lissabon, so hat man es auf der Stelle mit zwanzig ungeschlachten Tagdieben zu thun, die sich des Reisepacks bemächtigen, um es in den Gasthof zu tragen. Sie zanken sich um die Ehre, nehmen das Gepäck, ohne um Erlaubniß zu bitten. Mit behenden Beinen laufen sie durch alle Stadtviertel, über die Plätze, die Alleen entlang, durch Quergassen, Steg auf, Steg ab, ohne sich darum zu bekümmern, ob der Fremde nachkommt. Endlich machen sie vor einem Gasthose Halt, der ihnen beliebt, das heißt, wo sie am besten für das Hinführen der Fremden bezahlt werden.

Man vergleiche aber eine Lissaboner Hosteria nicht mit unsern Hotels. Man findet dort gelb geräucherte Wände, einen fetten, beschmierten Tisch,

schmutzige Stühle und Betten — ärger als alles zusammen. Die Küche ist nicht reiner, das Geschirr ist abschreckend und die Toilette des Kochs vertreibt die Gflust. Man belegt den Tisch mit einem Tuche, das schon acht Tage Dienst gethan, mit trüben, schartigen Tellern, und eisernen, vom Rost be-
 nagten Gabeln. Diesem Allen entspricht nun auch die Nahrung selbst.

Der Fremde hält es selten länger als eine Nacht aus; am andern Tage schon sucht er sich Wohnung in Privathäusern.

Am schnellsten kommt man in der winklichten, unebenen Stadt zu Fuße fort, die mit Rom nur durch sieben Hügel, auf denen sie gebaut ist, Ähnlichkeit hat. Das Fuhrwerk ist von der traurigsten Art. Zwey Bänke auf zwey Schwankbäumen der Kutsche; ein Paar Maulesel und ein Kutscher, den man für keine kürzere Zeit, als einen halben Tag, miethen kann, wenn man auch nur einige hundert Schritte weit zu fahren hat. Inzwischen thun diese Miethkutschen doch gute Dienste, besonders zur Regenszeit.

Und Regen hat man in Überfluß. Im Herbst und im Winter regnet es bey-
 nahe unausgesetzt fort. Fällt nun ein zu starker Regen, so sprengt er oft durch die Wasserenge die unterirdischen Kanäle. Dann werden die unterhalb am Abhange der Hügel gelegenen Straßen wahre Bäche, zu denen von allen Seiten Nebengüsse niederrauschen. Die untere Stadt ist überschwemmt, das Wasser dringt in die Hausgänge, und macht alle Zimmer feucht; draußen wadet man im Koth.

Am traurigsten ist die alte Stadt, das heißt derjenige Theil, der noch von dem weltberühmten Erdbeben übrig geblieben ist. Die Straßen sind so enge, finster und krumm, daß ihr bloßer Anblick melancholisch macht. — Freundlicher und schöner ist der neuere Theil Lissabons. Da laufen die Straßen in heiterer Breite, zwischen zierlichen Gebäuden, meistens nach der Schnur gezogen. Die Straße längs dem Tago-Ufer ist die längste und zierlichste.

Aber selten findet man bey den Häusern einen Hofraum. Alles ist auf das heiße Klima berechnet. Man verammelt sich vor jedem Sonnenstrahl. Die Entree der Häuser ist dunkel; die Treppen sind irregulär und schlecht beleuchtet, und in manche Gemächer dringt kaum das Tageslicht.

Es läßt sich begreifen, daß die Südländer ihre Wohnungen wie Höhlen bauen, in denen sie zur Noth der Kühle genießen können, weil der herrliche Himmel draußen, und die ewig blühende Natur sie in's Freye locken sollte. Aber in Lissabon scheint man für Promenaden und Genuß der Natur keinen Reiz zu haben. In der Stadt ist eigentlich nur ein öffentlicher Spaziergang, der aller Welt zugänglich ist; doch selten sieht man ihn überfüllt. Er ist so klein, kaum dreyhundert Menschen können sich da mit Bequemlichkeit bewegen. Die Plätze in dem neuen Theil der Stadt, denn im alten gibt es keine, sind dagegen an schönen Abenden ziemlich lebhaft.

Auch ist die Hitze zu groß. Mit dem April fängt sie an, und dauert steigend bis im September fort. Nur Abends strömt eine erquickende Luft aus Norden her, welche den glühenden Himmel abkühlt. Übrigens kommt es in Lissabon wirklich darauf an, an welchem Orte man sich befindet, um über

die Temperatur der Luft zu urtheilen. Während man in den Straßen, die sich von Osten nach Westen ziehen, umkommen möchte in der erstickenden Hitze, kann man oft in den Straßen, deren Richtung von Norden nach Süden geht, recht empfindlich kalten Luftzug haben.

Neben allen diesen Unbehaglichkeiten, die aber den Eingebornen gar nicht unbehaglich sind, herrscht der größte Luxus. — Die Vornehmen entfalten ihre Herrlichkeit besonders in einer zahlreichen Dienerschaft. Die Häuser der Hidalgos oder Edelleute wimmeln von Domestiken aller Art; die Population eines solchen Hauses wäre für ein ganzes Dorf genug. Da hat jeder gestrenge Herr seine Sekretärs und Major-Domos, seine Gardes-Roya oder Kammerdiener, seine Köche, Küchenbuben, Kutscher, Postillons, Stallknechte, Wasserträger, Tafeldecker, Lakaien, die nur der Kutsche folgen, nie in's Haus treten, Vorreiter u. s. w.

Dann kommt die weibliche Dienerschaft, Zofen aller Gattung, Kammerjungfern, Hausmägde und Putzmacherinnen. Die letztern, als Künstlerinnen, welche durch ihr Genie die Reize ihrer Gebietherinnen erhöhen müssen, haben einen gewissen Rang. Sie speisen an einem besondern Tische; auch bilden sie sich nicht wenig ein, und die Impertinenz dieser Criadas graves ist bekannt. Sie äffen ihren Damen nach; mit der Wichtigkeit aber, die sie sich geben, kontrastirt ihr linksches, affektirtes Wesen.

Das Prangen mit diesem großen Personalstand ist bey den Lissabonern eine Sucht, die bis in die wohlhabende Bürgerklasse hinabreicht. Ein Kaufmann, ein Rathsherr, der eine Frau und zwey Kinder hat, muß schlechterdings auch seinen Koch und Kutscher, Stallknecht und Wassermann, muß seine zwey Lakaien für den Wagen, zwey andere bey Tische, eben so viel Kammerdiener, und für die Señora ein Paar Kammermädchen haben, wenn nicht gar noch eine Dueña hinzukommt, welche die Tritte und Schritte, Seufzer und Blicke, Träume und Gebethe der jungen und schönen Hausfrau Nahmens des eifersüchtigen Haus- und Eheherrn bewachen muß.

Wenn ein Frauenzimmer von einigem Wohlstand ausgehet, folgen immer einige, in große Wollmäntel gehüllte Weiber nach. Hat es keine eigene Domestiken, so werden ein Paar dazu gemiethet. Eine Dame setzt keinen Fuß aus dem Hause, ohne ein solches Gefolge. Es gibt immer und überall Negerinnen und Mulattinnen, die diesen Ehrendienst für einige Vintains verrichten. Man kann nichts drolligeres sehen, als vier vermummte Weiber, die hinter einem reizenden Frauenzimmer einherschreiten, und dessen Gang und Haltung nachahmen.

Damen aber, die auf Ton Anspruch machen, gehen sehr selten aus, und erscheinen niemahls an öffentlichen Plätzen. Es gibt viele, die des Jahrs nicht viermahl aus dem Hause treten; manche verlassen es nur einmahl, um das heilige Sakrament in der Pfarrkirche zu nehmen. In allen guten Häusern sind Bethkapellen, wo Messe gelesen wird. Auch sind sie im Hause für Fremde unsichtbar, nicht so aber für Jene, die sich bemühen wollen, die Straße auf und ab zu gehen.

Die Schönen stehen gewiß drey Viertel oder zwey Drittel des Tages an den Fenstern und auf den Balkons und zwar unverschleyert, es mag noch so kalt seyn. Im Winter haben sie ein Mäntelchen von wollenem Zeuge über den schönen Schultern. Sie haben nichts Besseres zu thun, als zu sehen und sich sehen zu lassen. Werden sie des Gassens müde, so werfen sie sich auf's Sofa hin, oder sie kauern am Boden nieder nach orientalischem Brauch.

Um die Fastenzeit ist es allerdings der Mühe werth, am Fenster zu stehen; denn da wimmelt es von Schauspielen und Prozessionen auf allen Gassen. Die Karnevalstage selbst sind eben nicht die lustigsten; hingegen an den Tagen kurz vor Fasten haben die Damen auf ihren Balkons eine wunderliche Ergehung. Sie beschütten und besprihen nämlich alle Vorübergehende mit Wasser aus Bouteillen, Vasen, Kannen, Spritzen u. s. w. Neptun muß dann manchmahl die Stelle der Iris vertreten, und ein weit gesandter Strahl von wohlriechendem Wasser mahnt oft den Glücklichen, nach den Quellen emporzusehen.

Allemanisches Lied.

Der Allerseelentag.

(S. Aloys Schreiber's Gedichte. Thl. 1. B. 7. S. 528.)

Blätter welken, Blätter fallen,
Und wir wallen,
Fromm, mit Kerz und Rosmarin,
Auf den ernstn Gottesacker hin.

Tag der Seelen, die geschieden,
Sanft in Frieden
Aus den Banden schwerer Zeit,
Wir begehn dich still und traurig heut!

Alles hat hier Ruh gefunden;
Alle Wunden
Hören schnell zu bluten auf,
Liegt der kühle Grund des Kirchhofs drauf.

Jedes hat Eins von den Seinen
Zu beweinen,
Jedes steckt sein Wachlicht an;
Hell ist heut der Todten dunkle Bahn.

Welchen wir kein Festlicht weihen,
Denen streuen
Sternlein ihren Schein auf's Grab,
Und dereinst grünt jeder Pilgerstab.

Alle Glocken hallen traurig,
Und so schaurig
Steigen Nebel auf im Thal,
Und an's Scheiden mahnt's uns allzumahl,

Aber stets kannst du nicht wahren,
Nacht voll Zähren!
Dich entwölkt ein Morgenroth,
Und zum Leben weiß den Weg der Tod!

Gottlieb v. Leon.

Schauspiel.

Theater an der Wien, den 23. Oktober zum ersten Male: Knabenraub. Romantisches Schauspiel in fünf Aufzügen.

Der alte Graf von Adarno hatte einen Erben, dem er aber sein Herz entwendet, als ihm ein Sohn zweyter Ehe (Carlo) geboren wird. Jener artet nachher aus, ladet des Vaters Fluch auf sich und wird enterbt. Nach dem Tode des Aeltern, der durch Überfall von Räubern verursacht wird, findet man im Testament des Flüchtlings aber noch gedacht, dem ein Theil des Vermögens zufallen soll, wenn Graf Carlo ohne Erben stirbt. Der Verstoßne (Alphons), heißt es in der Folge, habe sich in fremden Landen selbst entleibt. Dem jungen Grafen von Adorno wird der erste Sohn einst in der Nacht geraubt, und Niemand weiß, wohin das Kind gekommen. Die Aeltern sind voll schmerzlicher Betrübniß und zittern vor dem Schicksal des jüngst gebornen. Hier beginnt die Handlung. Der Jugendfreund des Grafen, Adolph von Wallenried, erscheint nach langer Trennung, und dieser erhält plötzlich einen Brief, worin gemeldet wird, Carlo sey angeklagt, den eignen Vater umgebracht zu haben, und müsse vor Gericht sich stellen. Dieß geschieht. Während seiner Abwesenheit wird in der Nacht das zweyte Kind, von einer ähnlichen, als Greis gestalteten, Erscheinung weg geführt. Der Graf kommt bald nachher zurück; die Untersuchung soll auf seinem Schloß betrieben werden. Jetzt wird sein alter Kammerdiener Komarelli, vormahls in Alphonsos Diensten, sterbend eingebracht, nachdem er mit dem Pferde gestürzt und tödtlich verwundet worden ist. Dieser entdeckt ihm, daß er selbst die Kinder raubte, nennt noch den Nahmen Adolph von Wallenried, und gibt den Geist auf. Die Erscheinung eines oft vorher gesehenen Greises, der seine Maske abwirft und sich als Alphons zu erkennen gibt, löst endlich die mütterlichen Zweifel des gequälten Carlo. Er ist der Urheber des Mordes an dem Vater, der dem Sohne galt, und des Raubes beyder Knaben. Sein vormahliger Diener hat dem Grafen Wallenried das schreckliche Geheimniß offenbart, und nun genießt er noch der Rache Seligkeit, indem er dem verhassten Bruder sein Verbrechen eingestehet. Unter diesen Umständen erscheint auch Adolph mit den geraubten Kindern, deren Aufenthalt der Helfershelfer des Alphonso ebenfalls entdeckte, und Gerechtigkeit und Tugend feyern einen glänzenden Triumph.

So wie der Inhalt, von dem Augenblick der Handlung an, hier vorgetragen worden, so folgen auch die Hauptmomente ziemlich einfach auf einander, ohne künstliche Verwicklung. Dieser Momente überhaupt sind wenige, durch lange deklamatorische Scenen, Erzählungen und Recapitulationen aus einander gedehnt, aber mit Berechnung an den rechten Platz gestellt, so daß sie die Erwartung spannen und dem theatralischen Effekt zu Statton kommen. Das ist Alles, was man von diesem Schauspiel, dem Ansehen nach ein erster Versuch, zu welchem aber, wie es gleichfalls scheint, ein Bühnenkundiger die Hand gebothen, Verdienstliches zu sagen wüßte. Auf Theaters Effekte hin zu wirken, ist übrigens keine große Kunst, wenn man nicht hinter die Koulissen schauen darf, und nur auf die Erscheinungen zu sehen, nur auf Treu und Glauben anzunehmen die Befugniß hat, was und wie es uns der Autor biethet, mit dem Spruch versehen: Was wir bringen! Nicht jedem ist's vergönnt, was Gutes gleich ex tempore zu bringen. Indessen, dieses Stück gefiel, und hat vor manchem, das in die nähmliche Kategorie gehört, auch in der äußeren Gestaltung manches Empfehlungs würdige voraus, das ihm den Freypaß über die Scene leicht gestatten mag. Donner, Sturm, Mondschein, geisterähnliche Erscheinungen, Horsthörnerklang, Theaterdämmerung, Klagen und verborgene Musik, ja sogar Heerdengeläute und was dergleichen zum modern romantischen Schauspiel nothwendige Apparate sind wohlbedächtlich nicht vergessen. Der Dialog fließt in prosaischer Poesie so ziemlich klar dahin. Störend ist es, immerfort und immerfort, als ob's zum Element der Poesie gehörte, die letzte Sylbe der dritten Person einfacher Zahl zum Vermaß mit gerechnet und nachdrücklich ausgesprochen, eben so die persönlichen Fürwörter durchgehends fast versetzt zu hören. Das Erstere fällt in Reimen, wie z. B. zwinget und dringet, doppelt hart.

Die Hauptpersonen, Graf Carlo (Hr. Heurt eur) und seine Gemahlinn Laura

(Mlle. Kesch) haben guten Spielraum und wurden mit Glück und Eifer durchgeführt. Beyde rief das zahlreiche Publikum zwischen den Akten und nach Endigung des Schauspiels unter lauten Bezeugungen des Beyfalls hervor. Hr. Heurt eur, der in dem Prolog seinen nahen Abgang von dieser Bühne ankündigte, wurde mit besonders lebhafter Theilnahme empfangen.

Leopoldstädter Theater. Hier sahen wir seit kurzem zwey Neuigkeiten. Erstens: *Moderne Wirthschaft*, oder: *Don Juans Streiche*. Lokale Posse mit Gesang in zwey Aufzügen, vom Hrn. Adolph Bäuerle. Musik vom Kapellmeister W. Müller. Das Stück wurde bereits vor einigen Jahren auf dem Theater an der Wien, jedoch mit geringem Erfolg gegeben. Jetzt erscheint es mit einigen Abänderungen, und theils mit neuen, theils mit vortheilhaft erweiterten Scenen, und einige komische Charaktere ersetzen ohnehin das Interesse der Handlung, die sich sonst durch sehr gewöhnliche Erfindung auszeichnet. Hierzu kommt nun auch der Gewinn, der dieser Bühne unlängst an Mitgliedern für das komische Fach zugefallen ist, die in dieser Posse, nach ihrer jetzigen Einrichtung, einen geräumigen Wirkungskreis finden. Die Darstellung des Hrn. Kaimund als alter Schuß wird von Anfang bis zu Ende so gerundet und mit solchem Feuer durchgeführt, daß sie immer neuen Stoff zur Unterhaltung reicht. Mlle. Huber als dessen Tochter Fanny, im Fache lokaler Koketten sehr originell, und Hr. Kornt heuer (Longinus), in seiner ganz eigenen Darstellungs-Manier halb-schlauer Dümmlinge, treiben als Braut und Bräutigam ein reichhaltig belustigendes Spiel, das die Aufmerksamkeit von den Lücken und Mängeln des Haupttheils abzulenken und die Erwartung wenigstens auf indirektem Wege zu befriedigen geeignet ist. Ein lustiges Volkslied aus Strophen bestehend, die der Chor auf sehr drollige Weise wiederholt, gewähren noch eine sehr erheiternde Schlußrecreation.

Zweytens wurde den 26. Okt. zum ersten Mal: *Der goldene Fächer*, oder: *Arlequin als Schmetterling*, in zwey Aufzügen, vom Hrn. Paul Rainoldi, aufgeführt. Musik vom Kapellmeister Volkert.

Den Fächer erhält Freund Arlequin von Venus. Auf einige artige Erscheinungen mag diese Zaubergabe Einfluß haben; das Übrige kann ohne ihn geschehen und bestehen, und ist an Buntscheckigkeit mit seiner Jacke zu vergleichen. Die Verwandlung als Schmetterling fällt gut in's Auge. Daß dieser in's Possierliche übergeht, kann sich mit seinem Charakter einiger Maßen noch vertragen, daß er aber etwas in Verbeheit und zuletzt in Langeweile ausartet, läßt sich nicht damit zusammen reimen. Daß Piezrot in dieser Pantomime auch nicht müßig bleiben wird, ist leicht voraus zu setzen, und so geschieht es denn per varios casus, daß er durch den Boden in ein Gefängniß geführt wird, plötzlich schließt die Öffnung sich, und man sieht ihn mit dem Führer von oben herab die Treppe kommen, zum hundert neun und neunzigsten Beweis, daß auch Gelungnes, wenn es übel angebracht und nachgemacht wird, ohne Wirkung bleibt. Wesser spricht die andere Imitation, nach der Schlußverwandlung an, wo eine Menge von altfränkischen Karikaturen, beyderley Geschlechts, um und unter einem chinesischen Parasol, hinter Fächer ähnlichen Schirmen gruppirt sitzen, endlich hervormarschiren und nach der Melodie der Lodoiska-Polonaise, vom Hrn. Kapellmeister Umlauf, einen Tanz beginnen, der zum Schluß des Ganzen sehr erfreulich ist, weil dieses ungemeinlichliche Thema überall bezaubernd wirkt. So ersetzen auch auf diesem goldenen Fächer die Verzierungen den inneren Gehalt, und verschaffen ihm einen Platz unter den beliebteren Colifichets und Joujourn des possenhaften Arlequin.

Modenbild XLIV.

Kleid von Merinos mit Besetzung von Seiden-Schnüren. Das Pelzmäntelchen von Sammt mit Schwanen-Dunen. Die Haube von Blonden mit Blumen geziert.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

ges
des
in
ers

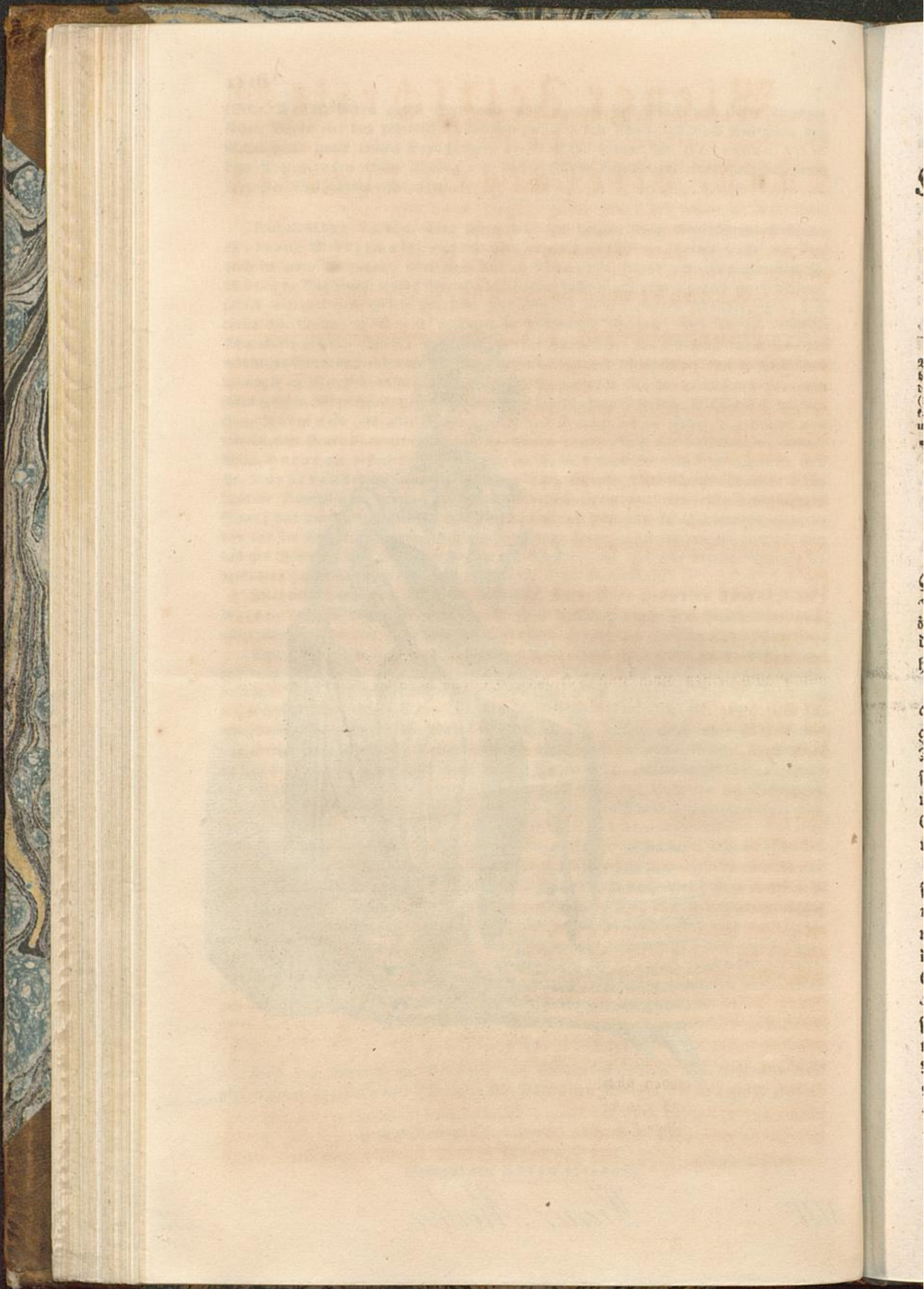
ns:
Des
B.
en,
und
sche
ges
hne
ach
des
und
cht.
und
albs
des
en:
Ein
oies
er:
di,
un:
und
ng
sich
heit
ies
en,
niß
oon
uch
ibt.
nge
hen
ren
eis
ges
nen
ster

hen



L. v. S. del.

F. v. H. sc.



Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 3. November 1821.

132

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährlich um 15 fl., halbjährlich um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljährlich um 7 fl., halbjährlich um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey M. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbjährlich und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der Meierhof zu Southwark.

Eine Erzählung

von Caroline Baronin de la Motte Fouqué, geb. Baronin von Bries.

In der Grafschaft Surrey, unweit dem Flecken Southwark, das jetzt, durch zwey mit Häusern besetzte Brücken mit London verbunden, eine Vorstadt desselben ausmacht, lag zu den Zeiten Heinrichs VII. ein ansehnlicher Meierhof, den die Witwe des Robert Deigton mit ihrer Nichte Eli bewohnte.

Frau Marthe Deigton war eine große hagere Frau, von zerstreuetem, auf Vieles zugleich gerichtetem Wesen. Ihre schwarzen zurückgesunkenen Augen blickten nur noch im Zähorne auf, zu dem sie Geringfügiges reizte. Doch verslog das rasche Feuer meist wie es entstand, oder flackerte in unzusammenhängenden, kurzen Reden hin, ohne eben sonderlich zu zünden. Ihre wechselnde Laune, durch Zufälligkeiten des Alltäglichen bestimmt, ließ keinen Eindruck lange haften, oder irgend ein Gefühl herrschend bey ihr werden, weshalb sie wohl that ohne Liebe und wehe ohne Haß.

Eli, eine weich und froh gesinnte Dirne, machte im Grunde mit ihr, was sie wollte, und hatte die besten Tage. Der Wohlstand der Witwe, deren eigne unruhige Geschäftigkeit und das Rücksichtslose, was durch zersplitterte Theilnahme und Verlieren an Kleinigkeiten entsteht, begünstigten Eli's Ungebundenheit, die sie nach Umständen ausdehnte, oder auf einsames Verweilen im Erkerstübchen beschränkte. Oftmahls sollte sie wohl hülfreiche Hand zu den Hausgeschäften biethen, allein, sie that das läßig, blieb ungeübt, und zeigte sich eben so unwillig als ungeschickt dabey, so daß Frau Marthe, zwar scheltend und tadelnd, sie dennoch gewähren ließ, und das zehnte Mahl ihren Beystand eher verweigerte als verlangte. Eli spann und sang dann Sommers vor der Thür, unter dem großen Apfelbaum, der hart am Wege nach London stand, und den Blick nach der Themse-Brücke und dem finstern Tower gerichtet, sah sie nicht ohne wechselnde Gefühle in ihrer Brust die Fahrenden und Reiter hin und herziehen, und das schöne Mädchen im Schatten der Zweige

aufmerksam grüßen. Manches Gespräch knüpfte sich so an. Seit einiger Zeit geschah es wohl Abends, wenn die Dämmerung hereinbrach, daß Eli ihren Platz verließ, und der Brücke näher schleichend, auf dieser mit einem jungen, schlanken Ritter lange und heimlich redete.

Frau Deigton rief dann freylich unter der Thür zwey-, dreymahl: „Eli! Eli!“ und wenn diese endlich nach langer Säumniß athemlos heranstürzte, so war des Fragens: „Wo bleibst du denn? — was hast du nur vor? und was sollen die langen Spaziergänge?“ kein Ende, worauf das verdrießliche Mädchen verwundert und empfindlich nichts anders erwiderte, als: „Gott, Muhme, was ist's denn nun weiter! ich gehe ein wenig umher, warum denn all den Lärm! was sollen die Leute denken!“ und Marthe, längst wieder etwas anders im Sinne, sagte gelassen: „Na! Na! Komm nur, und trage das Spinnrad herein!“ und ließ es ruhen.

Alein der feine Ritter mit dem zierlichen Bart und dem anmuthigen Lächeln ließ es nicht ruhen. Er schlich so lange um das Haus herum, bis Frau Marthe nach vielem vergeblichen Schelten ihn endlich herein nöthigte, und mitten unter Weissagungen von allem ersinnlichen, daraus entstehenden Unglück, den Liebeshandel mit einem Vornehmen vom Hofe, der sich Heinrich Sommerset nannte, zusah.

Trog dieser Willfährigkeit aber ging Eli nicht auf Rosen, denn die Unglücksprophetinn streuete ihre Warnungssprüche vom Morgen bis zum Abend in Alles mit hinein, und niemahls ging sie durch's Zimmer, oder sah zum Fenster hinaus, wo sie nicht sagte: „Setze du dir nur nichts in den Kopf! Werden kann doch nichts daraus! Er ist ja viel zu jung, und dann“ — Gewöhnlich schoß hier ein anderer, fremder Gedanke an den unvollendeten mit heran, und sie fuhr im Weitergehen fort: „Wo ich die Schüssel hingelegt habe? weiß ich nicht“ oder: „viel Äpfel wird es dieß Jahr auch nicht geben!“ Eli zuckte dann unwillig die Schultern, und die schönen blauen Augen mit einer Art Triumphlächeln zum Himmel aufgehoben, sagte sie: „die Zeit wird es lehren, ob ich meiner Sache gewiß bin!“

Es war am Schluß einer fast abgelaufenen Woche, daß die Zuversichtliche gleichwohl Abends spät und sichtlich verstummt in das Haus zurücktrat, nichts essen und nichts trinken wollte und der Muhme mit weinerlichem Tone kurz und abweisend, auf ihre rücksichtslos gethane Äußerung, Heinrichs Ausbleiben betreffend, antwortete.

„Ich habe es vorhergesagt!“ rief jene aus. „Ich habe immer alles richtig vorhergesagt. Der arme Robert Deigton wollte es damahls auch nicht glauben, als Sir James Tyrrel zu uns in's Haus trat. Meine Zunge soll es nicht wiederholten, was sie ahnend prophezeiete und was seitdem wahr geworden. Er ist an dem Gang in der Nacht gestorben. Wie das zuging? weiß er am besten! Nun, Gott hat ihm längst verziehen! denn er ist bey ihm. Aber Sir James lebt noch, ihm nicht zur Freude und mir zur Last! Er ritt vor einer Stunde hier im raschen Trabe vorbey. Ich glaubte, es sey der junge Sommerset und öffnete das Fenster, aber der kommt nicht mehr zu uns! das ist vorbey! Schlage ihn dir aus dem Sinn. Er hat auch andere Gedanken gekriegt. Mit vornehmen Herren ist nicht gut Kirschen essen, merke dir das! Der arme Deigton hat es wohl erfahren!“

„Es ist ja gar nicht so, Ruhme, wie ihr denkt," rief Eli. „Es ist ganz anders! der Ritter war hier." — „War hier?" fiel ihr Frau Marthe in's Wort. „So? — Das muß sehr kurze Zeit gewesen seyn, just, wie ich im Garten" — „Er kam nicht in's Haus," versetzte jene. Die Ruhme schüttelte ungläubig den Kopf. „Ich habe ihn fortgeschickt," fügte sie mit unterdrücktem Seufzer hinzu. „Nun das war auch sehr unhöflich!" fuhr Marthe auf, „sehr unhöflich und unbesonnen dazu, denn es sieht gerade aus, als wäre ich die Ursache." „Ihr Ruhme?" lächelte Eli fast wegwerfend, „nein, das wahrhaftig nicht!" Weiter aber kam nichts über ihre Lippen, wie viel die Alte auch fragen, wie sie schelten und töben mochte.

Das Mädchen setzte sich in einen Winkel des Stübchens, legte den einen Arm vor sich auf den Sims eines großen Schrankes, und den Kopf dagegen gelehnt, blieb sie stumm und theilnahmslos für Alles, was um sie vorging.

Gegen zehn Uhr, als Frau Deigton schon die Lampe auslöschten und ihr Lager suchen wollte, trabte noch ein Pferd rasch in das Haus, hielt dann still, und Sir James Tyrrel's wohlbekannte Stimme rief unter wiederholtem Pochen mit dem Stocke an der Thür: „Frau Deigton! Nun, wie ist's? Schon zu Bette? Ey, konntet ihr nicht warten, bis ich mein Abendgebeth in eurem Hause verrichtet, und in Frieden von euch gegangen war." „Sir James," entgegnete sie, den Docht der Lampe mit einer Nadel wieder in die Höhe richtend, „könnt ihr denn eure Zeit nicht besser wählen! Und findet ihr die gottesfürchtigen Gedanken nirgend anders, als in dem Hause, das" — Sie hatte indeß den Kiegel von der Hausthür weggeschoben. Das unwillige Gesicht des Eintretenden schreckte die fehlenden Worte zurück, eine tiefe Verbeugung trat an die Stelle der Vorwürfe.

Sir James dankte flüchtig. Er hatte nicht das Ansehen auf sie zu merken. Er war von einem raschen Ritte erschöpft, sein brennend rothes Haar lag in feuchten Streifen auf der Stirn, die er mit einem Tuche abwischte, während er niedersitzend den schwarz befiederten Hut abwärts in der andern Hand hielt. „Bey Sankt Paul," rief er, „die Nacht ist schwül!" Sein fahles blaues Auge sah unsicher im Zimmer umher, und da er Eli nicht bemerkte, fuhr er fort: „ich hätte euch wohl etwas zu sagen, Frau Marthe Deigton, aber zuvor gebt mir einen Trunk Wasser."

„Bey Gott und seinen Heiligen," fuhr jene auf, „das ist dieselbe Rede, mit der ihr, auf Donnerstag vor St. Martinstage werden es ein und zwanzig Jahr, zu dem armen Robert in's Haus tratet. O habt ihr nichts Besseres im Sinne als damahls, so verschont mein Ohr, ich bitte euch, und haltet euren Nachtrunk anderswo, als in diesem armen Hause, dem ihr nur Unruhe und Leiden zuführtet."

Sir James versetzte gleichgültig: „Sagt was ihr wollt! Gegen euch wies ich mich nicht undankbar. Sind diese Wände, die dem Einsturz droheten, seitdem nicht neu und fest wiederum aufgeführt? Zählt ihr in euren Ställen nicht an Schafen und Kindern das Bierfache von dem, was sonst euer eigen war? Und plagten euch die argen Schuldner noch einen Augenblick? Frau Marthe, ist der Meierhof etwa nicht an Ländereyen und Wiesen um viele Hunderte an Werth gestiegen?"

„Wenn zehnmal!" rief die Witwe, durch das Herrechnen so viel er-

theilter Vortheile erhielt, „wenn ihr ganz Southwark, ja London und meinethalb England, in die Wage zu legen hättet, ich sage doch: verschont mich mit euren Entdeckungen, euren Geheimnissen und bösen Vorschlägen. O ich weiß noch recht gut,“ fuhr sie mit leidenschaftlichem Feuer im Auge fort, „was der Robert Deigton auf seinem Todsbette sagte, ich weiß es noch recht gut! So etwas, Herr Tyrrel, vergißt man nicht!“

„Ich glaube es, gute Frau,“ entgegnete jener, „denn ihr wiederholt mir's nun an die zwanzig Jahre alle Abend.“

„Und doch,“ sagte Marthe höhneud, „werdet ihr nicht müde, es von mir zu hören, denn ohne mein Gebeth genieße ich die Ehre noch in so später Stunde, euch meine Thüre zu öffnen.“

Tyrrel lehnte sich schweigend in den Stuhl zurück, und sagte erst nach einer Weile: „Das bey Seite! gute Deigton, denn wir kommen nur von dem Hauptgegenstande ab.“ — „Um Vergebung,“ unterbrach sie ihn, „ich bin gewiß, das gerade ist der Hauptgegenstand, und alles Andre Nebensache.“

„Oder Nebensache, wie ihr wollt,“ erwiderte er. „Gleichwohl liegt gegenwärtig viel daran, und ihr müßt wissen, der Forrest ist wieder im Lande, unter falschem Nahmen, und so verändert durch Zeit und schlechte Lebensweise, daß er nicht Gefahr läuft, erkannt zu werden, doch um so gefährlicher für euch, denn er mag sich ungescheuet der Stadt und eurer Wohnung nahen, ohne daß es jemand ahnet; und dann seydt ihr verloren.“

„I mein Gott,“ sprach Frau Marthe kleinlaut, „der Forrest wieder hier? Bester Sir, bedenkt ihr auch, was ihr sagt? Der Dieb und Mörder, der nicht einmahl Königsblut verschonte, und seine garstigen Fäuste an die zarten Prinzen legte?“ „Und euren Mann,“ ergänzte Tyrrel, „noch im Grabe schändete, und ihn seinen Gehülffen nannte.“

„Das hat er gelogen,“ rief sie heftig, „ja gewiß, der Robert hat nur die Thür gehütet, gemordet, nein gemordet hat er nicht.“

„Gleich viel!“ rief James finster, „Hehler oder Stehler, der Teufel packt seine Seele doch; und vergeben,“ fuhr er fort, „kann der Forrest es ihm nicht, daß er leer von der Strafe ausgegangen, und der Hölle früher als er verfallen ist, denn der Forrest ist ein guter Rechner, und weiß wohl, wer spät anfängt, wird niemahls fertig.“

Er sagte das Letztere mit todbleichem Gesicht und ängstlichem Lachen. „Ey was,“ versetzte Marthe, welche der Schreck um alle Fassung gebracht hatte, „was lebt ihr denn noch, Sir James? und habt durch allerley Ränke und Pfiffe bey dem Parlamente eure Begnadigung bewirkt? Wart ihr's etwa nicht, dem die Schlüssel des Tower für die eine Nacht anvertraut wurden? und geschah die blutige That nicht während eurem kurzen Regimente? Heißt es hier nicht auch: Hehler oder Stehler, und denkt ihr, dem Teufel gelüste weniger nach eurer Seele, als nach der des armen Deigton, den die Neue um sein Bischen Verstand gebracht, und die Gnade in den letzten Lebensstunden wieder erworben hat? Was lebt ihr, frage ich, und versäumt eure Rechnung mit der Hölle abzuschließen?“

„Frau Marthe,“ entgegnete Tyrrel, „auch der Klügste ist zu betriegen, glaubt mir, und der zumeist, der sich seiner Sache gewiß hält. Drum, wer weiß, überliste ich den Teufel nicht noch einmahl. Ich lasse ihn jetzt sein

Wesen treiben, und freue mich der Angst, mit welcher er mir zuseht. Doch die Hoffnung, daß sich ein Engel meiner erbarmen könnte, gebe ich nicht auf. Ich lebe, wie ich kann, kein Mensch mag mich darum beneiden. Aber so lange die Erde mich noch trägt, will ich drauf aushalten, und sehen, wie weit die Geduld ausreicht. Hier in diesem Hause habe ich viel erlebt, drum kann ich nicht daraus wegbleiben, noch zugeben, daß der Forrest irgend wen daraus vertreibe. Ihr müßt drin bleiben, Frau Marthe, und Eli auch, und der Apfelbaum soll uns in mancher schwülen Nacht noch Kühlung zuwehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

M e i n e B l u m e n .

Ich hab' ein trautes Blümchen,
Ein Blümchen — ach, wie schön!
Ihr habt noch sicher keines
So lieb und zart geseh'n.

Sie hat der Schwestern viele,
Doch ist ihr keine gleich:
Ich bin durch sie so glücklich,
Ich bin durch sie so reich!

Auf meiner Wange zittert
Der Liebe Freudenthau,
Kann ich so friedlich schauen
In ihres Kelches Blau.

Mir ist, als müßt' ich lesen,
In dieser stillen Pracht,
Gar Manches, was auf immer
Mich reich und glücklich macht.

Ihr solltet sie nur sehen,
Wie sie so rosig glüht,
Wie schön sie sich entfaltet,
Wie herrlich sie erblüht.

In ihrer Schönheit Fülle
Seh' ich mein Leben blüh'n,
Ist sie für mich verloren,
Ist auch mein Glück dahin.

Doch ach, die traute Blume
Nicht ahnet und nicht weiß,
Wie sie mir ewig theuer,
Der Sehnsucht höchster Preis!

Gräßler.

Prag, im Okt. 1821.

Hr. Sieber hat den in Westindien von seinem dorthin gesendeten Geschäftsträger mit Fleiß und Mühe gesammelten, durch Stürme jedoch bisher verzögerten Transport seltener Naturalien an getrockneten Pflanzen, Sämereyen, Insekten, Amphibien, Crustaceen und Mineralien etc. so eben glücklich erhalten. Ein Theil der getrockneten Pflanzen ist bereits geordnet, bildet die erste Sektion des Herbarium florae martinicensis, und enthält 250 der seltensten Gewächse, unter denen sich das blühende Zuckerrohr, der Gewürznelken- und echte Zimmtbaum vornehmlich auszeichnen. Außer dem finden sich die interessantesten Gewächse aus nachstehenden Gattungen darin. Als: Mangifera, Cloyonanthus, Piper, Saccharum, Fuirena, Abilgardia, Anatherum, Oldenlandia, Cordia, Allamanda, Cedrela, Cytharexylon, Guettarda, Varronia, Tournefortia, Solanum, Achras, Chrysophyllum, Psychotria, Cephælis, Schradera, Duhamelia, Sanvageria, Aralia, Loranthus, Rhexia, Erithalis, Weinmannia, Coccoloba, Laurus, Anacardium, Hymenea, Cassia, Parkinsonia, Guilandina, Jussiaea, Melastoma, Bannisteria, Casearia, Paullinia, Psidium, Caryophyllus, Eugenia, Myrtus, Capparis, Duranta, Petrea, Hosta, Bontia, Besleria, Bignonia, Tamarindus etc. Epidendrum, Dendrobium etc. nebst vielen Farrenkräutern. Die schwierige Unternehmung und die Transportkosten nach so entfernten, wegen ihres Goldüberflusses für einen Privatmann nur mit großem Aufwand zu bereisenden Kolonien, sollten zwar den Preis dieser kostbaren Schätze beträchtlich erhöhen; allein da es hier vorzüglich auf die Fortsetzung der mit glücklichem Erfolg bereits eingeleiteten Unternehmung ankommt, so ist nach genauer Vertheilung der Unkosten auf die gesammelten Naturschätze für die Centurie oder 100 Stück derselben bis 1. Februar 1822 der Pränumerationspreis von 28 fl. C.M., hiemit die ganze Sammlung von 250 Stück auf 70 fl. C.M. festgesetzt. Nach dieser Zeit wird die Centurie auf 32 fl. C.M. und die Sammlung auf 80 fl. erhöht werden.

Einzelne Exemplare vom Zuckerrohr (*Saccharum officinarum*) und dem Gewürznelkenbaum (*Caryophyllus aromaticus*) ausgenommen, werden nicht verabsolgt, jedes derselben einzeln kostet 1 Dukaten in Gold.

Diese Einrichtung gebiethen mir die dreijährigen, bedeutenden Auslagen, die Nothwendigkeit eines zum Vortheil der Abnehmer zu bestimmenden Entschlusses, wie auch weitere Unternehmungen zur Beförderung der Wissenschaften in andern Ländern. Ein Verzeichniß von Sämereyen für Gartenliebhaber wird nach Ankunft des zweyten, bereits gelandeten, Transports alsobald bekannt gemacht.

Man wendet sich deshalb an F. W. Sieber, Nr. 648 oder an Hrn. Mart. Opitz Nr. 1036 in Prag.

Schauspiel.

K. K. Burgtheater, den 27. Okt. Die Jungfrau von Orleans. Wir fanden uns durch die Darstellung der Mlle. Weber als Johanna d'Arc auf das angenehmste überrascht, und dürfen um so weniger diese Leistung mit Stillschweigen übergehen, als wir früher nicht Gelegenheit hatten, die junge Schauspielerinn in der Lösung dieser schwierigen Aufgabe zu würdigen, ja wir können uns über ihren schnellen und glücklichen Übergang aus dem beschränkteren Wirkungskreise jugendlicher Liebhaberinnen in den höheren und umfassendern, worin die begeisterte Heldenjungfrau sich bewegt, nicht genug verwundern, je mehr hierzu, nebst künstlerischem Talent und einer durch vielfache Übung errungenen Bühnensicherheit, auch noch physische Kraft mit einer imposanten Persönlichkeit verbunden, erfordert wird. Indem wir die Hauptmomente dieser Darstellung in der Kürze nun berühren, glauben wir der Darstellerinn selbst einen bessern Dienst und aufrichtigeren Beweise der Theilnahme zu erzeigen, als wenn wir sie mit unbestimmten Lobpreisungen im Allgemeinen überhäufeten, die Alles oder

nichts bedeuten können. Es läßt sich der Billigkeit gemäß nicht sagen, daß irgend eine Scene ausgezeichnete Einzelheiten entbehrt hätte; wenn jedoch von mehr und weniger die Rede ist, so übergehen wir die Reihe derjenigen, die zum eigentlichen Vorspiel gehören, noch am liebsten, und erwähnen von dem ersten Monolog nur den ersten Theil, worin die Hirtinn wehmuthsvollen Abschied von dem stillen Wohnplatz ihres Friedens nimmt, da der Übergang zur heroischen Begeisterung zu schnell erfolgte, und der Aufschwung gleich zu weit ausgreifend war, als daß die Kraft der Darstellerinn ihr selbst genügen konnte. In der Scene vor dem König schien sie ihrer Aufgabe sich erst recht zu bemächtigen, und mit einer recht gelungenen Mischung von Unbefangenheit und geheimnißvollem Ernst wurde der Traum erzählt, bis zu den Zeilen:

Und also sprechend ließ sie das Gewand ic.

die etwas manirirt gesprochen wurden, da die mahlerische Versinnlichung vielmehr in der Richtung des verklärten Blicks und der schwebenden Bewegung der Deklamation, als in der Trennung einzelner Wörter und der allzu langen Dehnung des Perioden bestehen muß. Mit dem rechten Tone kindlich herzlich Schmeicheln, gerade wie der Herzog ihn bezeichnet, sprach Johanna die Versöhnungsrede in der letzten Scene des zweyten Akts, und die Worte drangen nicht nur in die Herzen der Getrennten, sondern wirkten auch im weiten Kreis der Zuhörer einstimmig reges Mitgefühl. Voll Kraft und edler Energie erklangen die prophetischen Aussprüche in der vierten Scene des dritten Aufzugs. Das Erstarren bey *Lionel's* Anblick, mit dem der kurze Kampf dieß Mahl etwas mißlang, und dann die bedeutungsvollen Zeichen der Verweisung reichten sich den besten Stellen dieser Leistung an. Wir kommen zum zweyten Monolog, der den vierten Akt eröffnet. Sehr angemessen trat Johanna mit verschlungenen Armen auf, nur blieben sie zu lang in dieser Lage und überhaupt sollten während dessen die Bewegungen des Körpers den Ausdruck der Rede mehr begleiten. Im Übrigen wurde, bis auf den melodisch wechselnden Schwung des Vortrags und die Beschleunigung einzelner Parthien, die wir noch vermiften, viel Lobenswerthes hier geleistet und die Durchführung war überraschend. Zu unserer noch größeren Überraschung zeigte sich die Schauspielerinn im Kerker (11te Scene des fünften Aufzugs) bey weitem nicht erschöpft; sie erhob sich vielmehr mit immer wachsender Gluth, bis zu dem höchsten Punkt; nur müssen wir wiederholen, was bey andern Gelegenheiten schon bemerkt worden, und berufen uns dabey auf den Wink des Dichters, dessen Vorschrift zur Bezeichnung des Gebeths: „mit gewaltsam heftiger Stimme“ ganz mißverstanden wird, wenn man annimmt, daß diese durch übertriebene Eilfertigkeit der Rede, gleichsam durch eine Beschleunigung der Worte, ausgedrückt werden muß. Die Bemerkung mag hier um so nöthiger seyn, da von dieser Art des beschleunigten Zeitmaßes öftere Anklänge im Laufe der Darstellung vorkamen, die merklich genug auf eine angenommene Manier hinzudeuten schienen. Die Sterbescene schloß das Ganze würdig; streng genommen konnten die letzten vier Zeilen, statt mit dem Ausdruck der Rührung und Wehmuth, der etwas zu stark hervorklang, mehr mit feyerlichem, der Entkörperung und Verklärung angemessenem Tone verhallen. Wenn die Scheidende den Friedensbogen über sich erblickt, sollte sie mit einer halben Wendung etwas seitwärts sehen.

Die Darstellung überhaupt war mit einer lieblichen Frische übergossen, ein anspruchloser, edler Charakter zeichnete sie aus, und die zarte Blüthe eigenthümlicher Unbefangenheit erhielt sich unverfehrt im Feuer der Leidenschaft.

Leopoldstädter Theater, den 29. Okt. zum ersten Mahl: Die Irrungen. Lustspiel in einem Aufzuge, nach dem Französischen, von *Fink*.

Das Original, aufgeführt auf dem Théâtre du gymnase dramatique, im April dieses Jahrs, führt den Titel: *Le Ménage de Garçon*. Ein *Baudeville* von *Crabe* und *Dupin*. Die Anlage, wie die ganze, übrigens recht muntere und ergeßliche Kleinigkeit, beruht auf absichtliche Verwirrungen; daraus können leicht Irrungen entstehen, und solche verworrene Zufälle, je bunter Alles durch einander geht, desto mehr geben sie zu lachen; man überläßt sich dem Wirbel, und kümmert sich wenig um die Art und

Weise, wie es zugeht, wenn nur zuletzt Alles hübsch in's Reine kommt. Das ist hier ungefähr der Fall. Der Hausbesitzer spielt den Hausmeister in Einer Person, und vermietet ein Monatszimmer, während sein Miether, ein junger Student, acht Tage fern vom Hause sich umhertreibt, an eine Witwe mit ihrer Nichte; für diese bezahlt ihr angeblicher Agent, der aber auf einem ernsthafteren Fuße mit ihr steht, den Zins vorhinein, verspricht, sie öfter zu besuchen, und sendet ihr ein kleines Traktament. Der junge Zimmerherr kommt bald darauf zurück, nimmt das Überschickte in Empfang und thut sich weidlich, denn die Damen halten sich im Nebenzimmer auf. Seine Gläubiger überraschen ihn, und machen sich bezahlt mit einem Köllchen Dukaten, der Witwe zugehörig, welches sie im Schreibepult des Bonvivants finden. So geht das fort, bis endlich der lustige Bruder den angeblichen Agenten Abends von einem Überfalle in einer entlegenen Gasse des Quartiers befreit und ihn durch die Hinterthür in seine Wohnung führt, wo der Verrettete nicht wenig erstaunt, sich an dem bewußten, wohl bekannten Orte zu sehen. Hier treffen sämtliche Personen bald zusammen, und es findet sich, daß jener lockere Passagier der heimliche Anberther und zugleich der bestimmte Bräutigam der hübschen Nichte ist.

Die Verwicklung ist bey alledem leicht genug, und durchkreuzt sich doch in mancherley Berührungspunkten; hält man aber das Original gegen die Übersetzung, wie viel verliert dann diese; sieht man bloß die letztere über die Scene gehen, oder sich mühsam vielmehr hinschleppen, so läßt sich frentlich oftmahls nicht begreifen, worin das Pikante liegt. Bey der Vergleichung aber sieht man offenbar, wie wenig dazu gehört, durch Übertragung auf eine solche Art zum Autor sich zu stempeln. Hier ist die ganze Einkleidung abgestreift und nur das Skelet blieb übrig, das in den vielfach abwechselnden provinziellen Mundarten der Darsteller klappernd sich bewegt. Eben so, wie eine lokale Posse, auf fremde Bühnen transportirt, das Beste ihrer Natur verlieren muß, so mag es einem Pariser Vaudeville ergehen, wenn es nicht mit besonderem Geschick und Glück von beyden Theilen auf die deutsche Scene gebracht wird. Nur, daß der Verlust im letztern Falle größer ist. Das hier genannte Stückchen soll zuerst übersetzt und die Übersetzung dann verbessert worden seyn; das sieht man ihm nicht an; doch sey dem, wie ihm wolle, so ist dieß auf das Blatt der Irrungen zu schreiben. In der Darstellung auf einer Volksbühne hat man noch eine besondere Klippe zu vermeiden, nämlich, daß die französische Jovialität und Etourderie nicht in lokale Schlankeley ausartet.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

- Amaryllis Radula. Kaspelblättrige Amaryllis. Vom Kap.
- Brucea ferruginea. Braune Brucea. Von Abyssinien.
- Hypoxis obliqua. Gedrehtblättriger Härtling. Vom Kap.
- Hibiscus heterophyllus. Neuholländischer Hibiskus. Aus Neuholland.
- Mesembrianthemum pugioniforme. Dolchförmige Zaserblume. Vom Kap.
- Othonna lingua. Dickblättrige Othonne. Vom Kap.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater

und

Mode.

Dinstag, den 6. November 1821.

133

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels um 15 fl., halbi. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertels um 7 fl., halbi. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. des H. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Lentner und v. Manskeim wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der Meierhof zu Southwark.

Eine Erzählung

von Caroline Baroninn de la Motte Fouqué, geb. Baroninn von Briesk.

(Fortsetzung.)

Frau Delgton sah Tyrrel bestürzt an. „Wie redet ihr denn, Sir James?“ sagte sie leiser als gewöhnlich, und starret so seltsam nach dem Baume hin? „Herr Gott!“ schrie sie auffspringend, „bester Herr! bester Herr! was soll das Lächeln und die schüchtere Miene? — Gerade so lächelte der arme Robert auch. — Sterbt ihr, Sir James, und sehet ihr sie auch die beyden“ — „Die beyden Rosen, dort am Stocke, Frau Marthe,“ entgegnete Tyrrel, „ja ich sehe sie. — O ruhig, gute Frau! Laßt uns bethen, und dann gute Nacht! und seyd auf eurer Hut, nehmt vor dem Forrest euch in Acht, und laßt es den Rosen nicht an Wasser fehlen, damit sie das Leben behalten. Höret ihr?“

„Gott stehe mir bey!“ rief die bestürzte Frau, als jener das Gemach verlassen hatte, „das ist eine Qual mit dem Menschen. Redet er nicht in einem Athem das unklugste Zeug, wie die vernünftigsten Dinge! Na, mich soll er nicht irren machen. Ich bleibe auf meiner geraden Mittelstraße. Ein Bißchen ab, ein Bißchen zu, so kann es gerade heraus, wie es soll. Mit dem Forrest, denke ich, wird es auch wohl keine Noth haben, wer weiß, wen er gesehen hat! Denn halb verrückt ist er, ja, ja, verrückt, verrückt!“ — sagte sie mehrmals vor sich hin, indem sie die Lampe auslöschte, und in ihre Kammer ging.

Er hatte indeß von dem Allen kein Wort verloren. Leise hinter dem Schranke hervorschleichend, wo sie niemand mehr vermuthete, trat sie zum Fenster, und sah unter schweren Athemzügen hinaus nach dem dunklen Thurm des Tower, der über das Wasser der Themse im bleichen Nachtscheine drohend und gebiethend herüberraute. „Du furchtbarer Bau,“ flüsterte das

Mädchen, was birgst du alles für blutige Unthat in deinen tiefen Räumen!" Ihr war, als schweben die weißen Schatten jener beyden gemordeten Prinzen an dem Gemäuer hin und her, und dehnen sich, oder sinken zu zarten Kindergestalten zusammen. „Mumenschen! blutgierige Tiger!" schalt Eli im Herzen, „wie war es euch möglich, die holden Kinder zu morden!"

Sie versank in tiefe Gedanken. Ihr Leichtsinn half ihr aber bald wieder darüber hinaus. „Ach!" rief sie, „der Tyrrel ist längst so gut als gestört im Kopfe, die Ruhme sagt's ja auch. Und wenn der gute, schwächstnunnige Robert Deigton, von Andern verführt, so mit fortgerissen ward, und ihnen zu Liebe die Thür hütete, ohne vielleicht zu wissen, was jene thaten; — nun, lieber Gott, es ist nicht gerade recht, aber unschuldig war er doch im Grunde, und ich sehe nicht ein, weshalb ich mir's so sehr zu Herzen nehmen soll? Der Himmel weiß, ich habe heute andre Sorgen! Wenn das Bettelweib auf der Brücke wahrgesprochen hätte — Ob sie auch wohl faselte? — Drey Abende sah ich sie an mir vorüberschleichen, und auf Georgsfield, wo sie gebückt stand, und Kräuter in den Furchen suchte, hob sie die schönen, verweinten Augen so rührend zu mir auf, und sah mich mit einem Blicke an, mit einem Blicke — Gott! ich hätte in Thränen zerfließen mögen. Ach gewiß, sie muß recht unglücklich seyn! Aus Liebe! darauf schwöre ich! denn — Was sagte sie doch, als der — den ich gar nicht mehr nennen will, die Straße entlang kam? „Gutes, armes Mädchen," dünkt mich, sagte sie, „sey behutsam im Weitergehen, und auf den Rückweg bedacht, denn Liebesauge sucht seinen gefährlichsten Feind. Tritt an die Seite und laß ihn vorüberziehn, denn es ist der Prinz von Wallis, und Ehegemahl der Katharina von Frankreich, seines Bruders Witwe." — Sie war fort! Ich dachte in die Erde zu sinken. Und als er nun kam — Kindisch war es doch von mir, daß ich ihn weinend zurückwies, und wie eine Närrinn nach dem Hause rannte, die Thür hinter mir zuschlug, und hernach noch aus dem Fenster rief: Geht, geht! Ich will euch lebenslang nicht wieder sehen." „Mädchen, bist du beheert?" fragte er ganz erstaunt; und da ich mich an den Boden im Zimmer geworfen hatte und gar nicht wieder zum Vorschein kam, ging er — und — hernach suchte ich ihn bis tief in die Stadt hinein — aber er war nicht mehr zu finden."

„Er hatte Recht!" hob sie nach kurzer Pause wieder an, „ich war beheert! Das Weib hatte mir was angethan, glaube ich, denn jetzt — wenn er jetzt käme" — „Was thätest du jetzt, wenn er käme?" rief eine süße schmeichelnde Stimme unter dem Fenster, und räsch zu diesem hinaufgeschwungen, fragte der schöne hohe Jüngling mit aller Sicherheit der Antwort: „Sage doch, Kleine, was thätest du?"

„Welch ein Einfall!" entgegnete sie froh überrascht, „so spät noch!" „Eben deshalb," lächelte er, „das ist die beste Stunde, da wußte ich dich allein, und Bettern und Muthmen im festen Schlafe. Nun laß die Grillen, die dir andere in den Kopf setzten, mit dem abgelaufenen Tage begraben seyn, und sage mir, daß du mich liebst, und niemanden glaubst, als deinem Heinrich, der nur dein Glück will!"

Er saß auf der Fensterwand, den Arm um sie geschlungen, jede Einwendung von Eli's Lippen weglüffend. Sie stand auf einem Bänkehen. Ihr

niedlicher Kopf ruhte an seiner Brust, Unruhe und Besorgnisse schwiegen. Mit halbem Lächeln sagte sie: „Nicht wahr, ihr seyd nicht der Prinz von Wallis und keine französische Prinzessin ist eure Gemahlinn?“ — „Was willst du mit solchen Dingen, Kind!“ rief er, beruhigend in ihr gläubig Auge sehend. „Für dich, Eli, bin ich Heinrich Sommerset, und du bist mein liebes Mädchen, dem mein Herz ganz ungetheilt gehört.“

„Also doch!“ rief sie aus seinen Armen auffahrend — „O abscheulich! und verheirathet? wirklich verheirathet?“ „Was quälst du mich mit der Erinnerung?“ entgegnete er verdrießlich. „Nun ja, man gab mir eine Frau, und ich nahm sie, weil ich es nicht hindern konnte. Was stört dich das so sehr? Dich, liebe Seele, gab mir niemand, als die Liebe und du selbst. Kannst du die ungeliebte Gattinn noch beneiden?“

„Ja!“ sagte eine leise Schmerzensstimme, „ach ja! denn sie ist rein, und solche Liebe wirft nur Flecken in die Seele, die selbst der Zeiten rauhe Hand nicht tilgt.“

„Ha!“ rief Heinrich, „wer untersteht sich?“ — Er war herabgesprungen und sah forschend umher. „Niemand hier?“ fragte er. „Verkehrst du mit Geistern, Eli?“ sagte er zu dieser zurückkehrend, „woher kam die Stimme?“ „Ich weiß nicht,“ erwiderte sie leise. Aber ihren Augen war es nicht entgangen, daß drüben von dem Steine ein armes Weib aufstand, und langsam der Stadt zuschritt. Heinrich bemerkte sie nicht, denn ihre dunkle Gestalt floss mit den Schatten der Nacht zusammen, die sie schirmend bedeckte.

„Das war sie!“ dachte Eli, „die Hexe von Georgfield war es! Doch nenne ich sie, so habe ich sie gerufen. Meine Lippen sollen es nicht aussprechen, was die Augen sahen, und Heinrich darf niemahls erfahren“ — „Was träumst du!“ fragte dieser, „denke nicht weiter daran, Kind, die Nacht treibt ihren Spott mit Verliebten. Komm, laß mich herein in dein kleines Zimmerchen, So! Sieh, nun erzähle ich dir, von Forschern unbeschlichen, viel fröhlichere Dinge, als nach denen du vorher so ängstlich forschtest.“

Eli vergaß bald, was die Stimme der Warnerinn ihr zugerufen hatte, oder dachte sie daran, so flog die Erinnerung doch nur wie ein Schatten durch sie hin, den die kleinen Irrlichter der Gegenwart schnell überblitzten. Sie ward es gewohnt, Heinrich als den Gatten einer Andern zu denken, und sich in seinem Range, seiner Hoheit stolzer zu fühlen. Ein Paar glückliche Monate flogen so hin, die nicht einmahl durch die krausen Zwischenreden der Ruhme unterbrochen wurden, da der Prinz, doch wohl das Gerede der Welt scheuend, es vorzog, seine Geliebte heimlich in dunkler Nacht zu besuchen, was jetzt um so leichter geschehen mochte, als Sir James Tyrrel ferner den Meierhof nicht mehr besuchte. Jener Nachtritt war sein letzter gewesen. Auf dem Heimwege warf ihn sein scheugewordenes Pferd so hart zu Boden, daß er nur noch auf Augenblicke die Besinnung wiedergewann und in einem kleinen Häuschen, wohin ihn mitleidige Menschen trugen, seinen Geist aufgab.

Frau Marthe Deigton war seitdem unablässig mit dem Verstorbenen beschäftigt, dessen Tod sie um so mehr mit ihm ausföhnte, als sie jetzt den Überlästigen vermifste, der so geduldig Dinge anhörte, welche sie nur ihn hören lassen durfte. Um die leere Stelle in der Zeit zu füllen, und die abgerissenen Fäden des konfusen Innern an etwas zusammen zu halten, suchte

sie alle Nebenumstände von dem trübseligen Tode ihres langjährigen Gastes zu ermitteln. Sie versäumte deshalb keine Nachfrage, und da sie durch das Vielerley, was sie stets beschäftigte und betrieb, auch mit Vielen verkehrte, so erfuhr sie gar Manches, worüber sie laut dachte, und eben so folgerte.

„Närrisch genug ist es;“ hörte ihr Eli wohl zehnmahl des Tages sagen, „wie zwey Kinder, die sich dicht umschlungen, tanzte es auf der Brücke vor ihm her, und dann mit einem Mahle prellt das Pferd, als sähe es Gott weiß was, von der Seite, just, wie er umbiegen und an dem Tower vorbey will! Es ist wahr, er hat das im Fieber so durch einander hing gesprochen, aber immer wieder die beyden Kinder, und hernach wie sich das Pferd scheuete, das hat er immer wieder von vorn an erzählt. Na Gott weiß am besten, was daran wahr ist! Aber man sieht, wie die Strafe niemahls ausbleibt!“

Eli hatte doch manche Stunde, wo sie auch darüber nachdenken, und die letzten Worte der Ruhme beherzigen konnte. Es fehlte denn auch nicht, daß sich etwas, wie Gewissensunruhe, in ihr regte, und sie mit einer geheimen Angst zu ringen hatte, die sie gern los gewesen wäre. Heinrich kam jetzt seltner. Es war um die Zeit, daß ein heftiger Sturm den Erzherzog Philipp von Osterreich und seine Gemahlinn Johanna von Kastilien zwang in den Hafen von Weimouth einzulaufen, von wo sie, auf des Königs Einladung, in Windsor und London erwartet wurden. Der Prinz fand daher Gelegenheit seinem Ausbleiben sehr natürliche Gründe unterzulegen. Eli glaubte daran, doch drückte sie der Abstand, der sich zwischen ihr und dem Geliebten erhob, zum ersten Mahle nieder, und ließ sie mit Ängstlichkeit in die Zukunft sehen.

Fast widerstrebend folgte sie daher der Ruhme am Einzugstage der fremden Herrschaften in die Stadt. Zwischen Neugier und Beschämung ringend ging sie, wohin der Strom des gaffenden Pöbels sie fortriß. Der englische Hof hatte alles erschöpft, was ihm an Pracht und Reichthum zu Gebote stand. Jedermann wußte das. Die Erwartung war auf's Höchste gespannt. Kein Fenster bis unter den Dächern mehr zu haben. Frau Deigton dünkte sich indeß zu gut, um in den Gassen zu stehen, und mit dem schmutzigen Volke vermengt zu werden. Sie hatte einen Verwandten in der Lombardstraße. Er besaß im Erdgeschoß einen kleinen Laden und trieb kümmerlichen Handel mit Nägeln, Eisenhaken, Feuerzeugen und Schwefelfäden. Frau Marthe pflegte ihn sonst niemahls Better zu nennen, noch seine ärmliche Wohnung aufzusuchen. Heute trat sie mit vertraulichem Grusse und verwandtschaftlicher Theilnahme zu dem Kellerhalse hinein, brachte in einem Korbe Äpfel für die kleinen Engel, die umbeflügelt auf der Erde herumkrabbelten, und hatte den Triumph, daß ein Paar früher eingetroffene Gäste der vornehmen Frau Deigton vom Meierhofe zu Southwark ihre Plätze an dem Fenster räumen und sich mit dem auf der Treppe nach der Straße hin begnügen mußten.

Der Better war ein geschätzter Mann, unaufhörlich fragend, ohne die Antwort abzuwarten, geschäftig, unruhig, kurz der Ruhme in vielen Stücken sehr ähnlich, nur jünger und durch die Nothwendigkeit, anderer Gunst zu gewinnen und sich ihnen verbindlich zu machen, rücksichtsvoller, auch behender und an stetes Rechtgeben und Bejahen gewöhnt, wenn Frau Marthe im Gegentheil gern alles bestritt. Beyde kamen auf die Weise sehr wohl mit einander zurecht, und da die Kreuz- und Querfragen des Unermüdllichen

jedwedes in Anregung brachten, was sie seither interessirt hatte, so fühlte sie sich so wohl, daß sie schwor, die angenehme Verwandtschaft künftig besser zu benutzen, und wöchentlich einmahl hier einzusprechen.

Eli saß derweil, den Kopf in die Hand gestützt, auf das Gewühl in der Straße, ohne rechte Theilnahme, ohne Freude hinsehend. Sie war jetzt matt, hinfällig von reizbarer Gemüthsstimmung. Ein Nichts jagte ihr Todeschrecken ein, oder lockte Thränen in ihr Auge. Von Natur zu zärtlichen Regungen geneigt, weich und mitleidig, war sie immer der gute Engel Armer und Nothleidender gewesen. Es that ihr recht wehe, unter der Menschenmasse, die hier Hoffnung und Vertrauen in so mannigfacher Beziehung zusammentrieb, nicht jedem Hülfelehenden willfahren zu können, und mit einer Art ärgerlichem Schmerz drückte sie die Hand vor die Augen, um nur nicht die bittenden Mienen, die bleichen Gesichter und verstümmelten Glieder zu sehen, die im stummen Jammer zu ihrem Herzen sprachen.

(Die Fortsetzung folgt.)

N a c h t s t ü c k .

Das Leben schweigt, es zirpet nur die Grille,
Der Waldstrom brauset lauter durch die Stille,
Der Wetterhahn flirrt heller hoch vom Thurm.
Die finst're Nacht kömmt stumm herangeschritten,
Die Lichter all verlöschen in den Hütten
Und nur am Sumpfe glänzt der Feuerwurm.

Der Wiesenpfad verirrt sich in die Schauer
Der Dunkelheit, des Ritterschlosses Mauer
Hüllt tief der Nacht beruhter Mantel ein;
Kein lichter Streif erblinzt am Himmelsbogen,
Und durch der schweren Wolken dunkle Wogen
Erstimmert auch nicht eines Sternleins Schein.

Schwer liegt die Nacht und finster auf der Gegend.
Da ruht, sein Mädchen still am Herzen hängend,
Ein Jüngling auf der Höhle weichem Moos;
Er blickt voll Furcht, und mit der Ahnung Grauen
In die von Finsterniß umhüllten Auen,
Und plötzlich brechen Wetterstürme los.

Die Donner brüllen durch die dunkeln Fichten,
Die Blitze flammen durch's Gewölk und lichten
Auf Augenblicke Wald und Höhle. Wild
Ergießet sich der Schlossen eisiger Regen,
Er braust dem kleinen Wiesenbach entgegen,
Der schnell die Blumenufer überschwillt.

Und horch — — ! es kracht die fürchterliche Stimme
Der wilden Wetternacht, da fährt im Grimme
Der Feuerstrahl aus dem Gewölk' herab.
Die Höhle beb't, ihr Felsenboden wanket,
Und ach! das treue Paar find't festumranket
Und Herz an Herz ihn ir ein frühes Grab.

O fahre wohl! ich weide dir dein Ende,
 Dich hoben zum Olympos Götterhände,
 Aus Liebes-Nemen, in der Liebe Reich.
 Die hielt dich hier mit treuer Gluth umfassen,
 Und aus der Gluth wirst du von ihr empfangen — —
 O! wär' doch einst mein Tod dem deinen gleich!

Correspondenz-Nachrichten.

Berlin, 14. Okt.

Sie wollen durchaus etwas von Berlin lesen: Wichtiges oder Unwichtiges, Großes oder Kleines: nur Neues. Dieser Wunsch gereicht entweder Berlin zur vorzüglichen Ehre oder zu gar keiner: wie man's nehmen will. Ich will's im ersten Sinne nehmen, und mir patriotisch einbilden, Berlin sey für Wien auf alle Weise interessant, und Ihnen aufstischen, was Küche und Keller vermag.

Ein großer Streit, eine offene Fehde ist zwischen Hrn. Spontini dem angreifenden, und Graf Brühl dem sich vertheidigenden Theile. Auf einige allgemeine Worte, und besonders auf den Titel sich gründend, der ihm im Kontrakte beigelegt wird, verlangt Hr. Spontini gänzliche Trennung der Oper vom recitirenden Schauspiel, und spricht die Eigenschaft eines Surintendant Général de la Musique Royale an; er will die alleinige Aufsicht über Opern, Ballette, Konzerte und alle Schau- und Lustspiele haben, worin Gesang und Musik vorkommt, folglich auch über die Jäger, wegen des Rheinweinslieds und die Hagestolzen, wegen: „Was frag' ich viel nach Geld und Gut.“ Daß unser Publikum Spontini's Bestale schätzt und immer schätzen wird, ist wahr; daß aber in seinem Ferdinand Cortez die Pferde, und in seiner Olympia der Elefant mehr Sinne und Stimmen bestechen, als die Musik, ist es ebenfalls u. s. w.

Kommen wir auf etwas weniger Ernstes und wenden uns zu dem Guten. Sollten Sie glauben, daß die Schauspielersucht bis in die Kasernen gedrungen ist, daß in unserm Garde-Regiment, wo schon vor mehreren Jahren der verstorbene Kapellmeister Weber ein Sängerkorps eingerichtet und eingelernt hatte, wo schwere Chorale, Chöre, eins und vielstimmige Sachen mit großer Fertigkeit gesungen werden, jetzt auch ein kleines Theater errichtet, und am letzten Geburtstage des Königs eingeweiht worden? Sie dürfen sich nicht zu viel von diesen Naturkünstlern versprechen; da aber einige in den Opern als Choristen gebraucht werden, so müssen Sie auch ihren Marsaal nicht zu tief herabsehen. Unter andern tritt ein junger Tambour in einigen Rollen als nicht ganz unglücklicher Nachahmer unsers Devrient auf. Dabey geht es in den Vorstellungen, von Seite der zugelassenen Versammlung, äußerst anständig zu. Weibliche Rollen werden größten Theils, wie noch vor kurzem in Portugal, oder in Schulen und Gymnasien, von Männern durchgeführt. Von unsern kehrenden Liebhaber- oder Gesellschafts-Theatern ein andermahl. Hier nur so viel im Allgemeinen, sie sind in vieler Hinsicht den Sitten und dem künftigen Berufe der Spielenden nachtheilig zu nennen. Noch haben sich äußerst wenige Talente zur wirklichen Schauspielkunst auf ihnen gebildet; desto mehr Pflückerinnen und Pflücker.

Unser neues Schauspielhaus ist schon durch den Schmelztiegel so vieler, leider gegründeter Kritiken gegangen, und hat sich so wenig als reines geläutertes Gold gezeigt, daß ich es fast für überflüssig halte, sonst etwas hinzuzusetzen, als daß von allen Seiten daran geklickt und gestückelt wird, wodurch aber freylich nur theilweisen Untugenden abgeholfen werden kann. So werden z. B. die Logen zum Theil erweitert, heller, luftiger gemacht; so lange sie aber mit den vorlaufenden Balkons nicht amphitheatralisch verbunden, und Balkon und Logen nicht in fünf hinter einander aufsteigende offene Reihen Sitze verwandelt werden, hört die Klage nicht auf, daß man in den kastenartigen Logen nichts als das Theater sieht und vor Hitze erstickt. Auch soll man höchsten Orts nichts weniger als mit dem Bau und dem Baumeister zufrieden seyn. Eine Bemerkung muß ich aber noch machen. Im ganzen Hause gibt es nicht eine einzige

Hauptthür. Zwar führt der Portikus zu fünf Eingängen, welche aber, wie die übrigen 20 — 30, sich nicht anders von Fenstern unterscheiden, als jede andere Fensterthür. Kurz, man kann nicht anders in's Haus und aus dem Hause, als durch's — Fenster. Treibt man dagegen in's Opernhaus, wie würdig und ehrwürdig ist alles! Apollini et Musis ist die Inschrift, und wahrlich ist's ein Tempel Apollo's und der Musen, die Muse der Baukunst mit eingerechnet, die bey jenem Gebäude ganz gefehlt hat. Jetzt streiten die beyden Baumeister des neuen Hauses mit einander. Der eine lobt die Außenseite, die er besorgt hat; der andere das Innere, das ihm zugefallen war. Beyde haben, wie in jedem Streite — Unrecht; denn beydes taugt nicht. Auch hatte man Virgil's Vers: est in secessu longo locus rein vergessen, und bloß an das geistige Bedürfnis gedacht. Jetzt ist im langen Corridor der locus hart am Eingang der Restaurationen und der Parkersitze angebracht, und macht sich durch Gerüche kund.

Sie haben bey mir um Nachrichten von unsern Schöngeistern, vorzüglich im Felde des Romans, der Erzählungen, Gedichte u. s. w. angehalten. Ich habe auch der Nachfrage, im vorigen Schreiben, so viel mir damals von diesen Herren und Damen in den Sinn kamen, zu genügen gesucht. Mir sind jetzt nicht alle gegenwärtig, die ich Ihnen nannte und bezeichnete. Sehr möglich, daß ich hier einige Nahmen wiederholte, da ich Ihre Zeitschrift nicht vor mir liegen habe. Doch lieber Wiederholungen, als Auslassungen. Habe ich Ihnen z. B. schon bey Gelegenheit der Baroninn Souqué, geb. Brieß, gesagt, daß sie mit dem Herzog Carl von Mecklenburg-Strelitz gemeinschaftlich einen Roman in Briefen ausarbeitet, zu welchem der Herzog die Briefe des Mannes, sie die Briefe der Dame schreibt? Habe ich Ihnen unter den Erzählungsschreibern Hrn. Carl Stein aufgeführt, der in dieser Gattung zwar nicht sehr ausgezeichnetes leistet, aber doch auf Abwechslung und leichten gefälligen Vortrag Anspruch machen kann? Habe ich Ihnen Horn und Hofmann genannt? Seltsam und selten ist es, daß wenige unserer Berlinerinnen in diese Laufbahn sich wagen, da es ihnen an Einbildungskraft, Wiß und Vortrag nicht fehlt. Der Hauptgrund mag wohl darin liegen, daß sie nicht unentdeckt auftreten können, und eine heilige Scheu vor dieser Art Publicität haben, die sie mit Pedanterie verwechseln. Die Wenigen, die sich in dieser Gattung versuchen, hüllen sich in siebenfache Schleier ein, und gelten, selbst hier, für Ausländerinnen aus Preußen, aus Schlesien u. s. w. Einen sehr guten Roman-Übersetzer haben wir hier an einem gewissen Secr. Deutsch. — Souqué hat Th. Moore's Lalla-Rouck slavisch übertragen: die Prosa und Erzählung vorzüglich gut.

Was Ihnen aber Vergnügen machen wird, ist die Nachricht, daß unser Kronprinz viel Sinn für schöne Wissenschaften und Künste hat; Dilettant und mehr als Dilettant im Zeichnen und sehr glücklich in historischen und satyrischen Skizzen ist.

Schauspiel.

R. K. Burgtheater, den 1. d. Selbstbeherrschung. Schauspiel in fünf Aufzügen, von Iffland. Hr. Wallbach zur letzten Gastrolle den Wilnang.

Eine gewisse Leichtigkeit und Weichheit bezeichnen allerdings diesen Charakter, als Folge des jugendlichen Sinnes und der Empfänglichkeit des Herzens. Jene darf aber nicht in Leichtsinne übergehen, sondern nur den Anstrich der Sorglosigkeit tragen, und diese muß sich mit jener Schwärmercy des Gefühls verbinden, die dem männlichen Ernst und der Entschlossenheit noch freyen Zutritt gestattet. Wilnang erschien hier zu unbestimmt und immerfort im Tone kindlicher Unbefangenheit verweilend, oder sich ihm schnell entgegen neigend. Es dürfen nur Anklänge dann und wann sich hören lassen, die aus dem angenommenen Verhältniß des Sohnes zu der Mutter entspringen, und diese müssen in den Augenblicken des entscheidenden Kampfes, der zerstörenden Mißverständnisse mit dem Ausdruck schwermüthiger Entsagung und des würdevollen Bewußtseyns wechseln. Dieser Ton ist nicht so leicht zu treffen, weil er auf richtiger Ansicht dieser arten, zwar aus dem Leben gegriffenen, aber nicht gewöhnlichen Verhältnissen, dann auf Kenntniß der höheren Stimmungen des Herzens beruht, zu welchem

sich nicht jedes Herz erheben kann, und woran außerdem in der natürlichen Sprache des gewöhnlichen Lebens, die durch keine glänzende Diction verdrängt wird, eben nicht die volle Andeutung liegt. Obgleich dem Schauspieler nun das hier geschilderte Verhältniß einzuleuchten schien, und wiewohl überall Regungen des Gefühls sich hören ließen, so war der Standpunkt im Ganzen doch zu niedrig angenommen, und es gelang ihm nicht, dem Tone die gehörige Sicherheit zu geben, der vielmehr in zu scharf markirten Übergängen, aus einem noch zu rauhen Ausbruch des Unwillens (in der Scene mit dem Bruder der Baroninn) in schwankende Akzente einer kindlichen, fast tändelhaften Weichheit (in den Scenen mit der Baroninn) umschlug. Dieser Mangel eines sichern Ausdrucks im letztern Fall ermüdete nicht nur, sondern brachte selbst dem Eindruck der gelungneren Stellen Nachtheil, die in diesen Situationen übrigens nicht fehlten, besonders wenn der Schmerz über das verlorne mütterliche Vertrauen durch Thränen einen Ausweg suchte. Überhaupt aber mehr, als die beyden vorhergehenden Aufgaben (im Charakter des Phäon und des Mortimer), war diese letzte der Individualität des Gastes angemessen; die Aufnahme daher auch günstiger, und die Leistung würde Vieles noch gewonnen haben, wenn die Stellung weniger vernachlässigt, mit andern Worten, edler gewesen wäre, und die Geberdensprache nicht auch hier der Rundung und des Ausdrucks fast überall entbehrt hätte.

Tiefes Gefühl athmet die Darstellung der Mad. Weiffenthurn als Baroninn, je mehr der Ausdruck in's Innere sich zurück zieht. Man fühlt die Thränen, die sie mit dem Tuche zu unterdrücken strebt, und freut sich der Erleichterung, wenn sie in stiller Einsamkeit endlich das beklommene Herz überströmen werden: denn so leiden edle Seelen. Von dieser Seite wird die Darstellung nicht leicht übertroffen werden.

Hr. Krüger gibt den Constant mit einer Eigenthümlichkeit, woraus echte Komik entspringt, die durch Leichtigkeit und Sicherheit vor aller Übertreibung bewahrt wird. Diese bitter-süßen Mienen sind der Widerschein eines ganz verzerrten Gemüths, der in allen Stimmungen hervorblickt; das Zeichen einer unheilbaren Selbstsucht der Seele, die bey den Worten: „Ich will euch moratlich eine Portion“ u. s. w., wo das sogenannte Plazen vor Galle recht lebendig versinnlicht wird, völlig auszubrechen scheint. Trefflich und mit rücksichtslosem Troke, den der Humor jedoch um etwas mildert, macht sich die Unverschämtheit in der letzten Scene mit dem Baron endlich Luft, und das gezwungene Possenspiel in der folgenden, wodurch der Supplantirte die Gesellschafts-rinn noch überraschen will, trägt den wahren Anstrich einer kecken Verworfenheit.

Hr. Costenobel gibt den Baron mit einer solchen Trockenheit des Gemüths und so phlegmatischer Affektation, daß man den personifizirten Ahnenstolz in Effigie zu sehen glaubt, und das ist der Sinn dieser vornehmen Karikatur.

Theater = Nachricht.

Auf dem Theater in der Leopoldstadt wird den 9. d. zum ersten Mal und zum Vortheil der Mlle. Louise Vanda aufgeführt: Des Herzogs Befehl, oder: Die flüchtigen Freyer. Lustspiel in vier Akten vom Carl Döpler. Als Gäste werden auftreten Hr. Demmer vom Theater an der Wien, als Major von Lindeneck, und Hr. Sandner in der Rolle des Herzogs. Da das Stück nur am besagten Abend gegeben wird, so darf die Schauspielerinn wohl um desto sicherer auf die Theilnahme des Schauspiel liebenden Publikums rechnen.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Donnerstag, den 8. November 1821.

134

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen ein Viertel, um 15 fl., halb, um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertel, um 7 fl., halb, um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der Meierhof zu Southwark.

Eine Erzählung

von Caroline Baroninn de la Motte Fouqué, geb. Baroninn von Briesk.

(Fortsetzung.)

Schon mehrmahls hatte der geschäftige Better das müßige Gesindel von seiner Thür weggejagt. Jetzt öffnete er gleichwohl eine obere, durch einen Haken zu diesem Entzwecke beweglich angebrachte Scheibe, einer Armen ein Pencestück zuzuwerten, zu welcher er sagte: „Warte Jane, warte, du sollst heute nicht leer ausgehen.“ Eli fuhr unwillkürlich zusammen, als jene mit schmelzend süßem Tone: „Ich danke!“ sagte, und in der edlen Haltung des ganz verhüllten Kopfes und dem Neigen des Nackens die Bettlerin von der Towerbrücke erkennen ließ.

Der Better sah der verwunderten Miene seiner hübschen Verwandten an, daß sie etwas fragen wollte, und kam ihr mit selbstzufriedenem Lächeln, und der Ausrufung: „Wie? wundert euch das? Denkt ihr, warum gerade dieser?“ auf halbem Wege entgegen. „Ich will euch erklären, Eli,“ fuhr er fort, „wie das zusammenhängt. Ach ihr versteht mich gleich, wenn ich euch sage, dieß da sey die arme Jane Shore, von der ihr wohl werdet gehört haben. Drüben in dem prächtigen Hause wohnte sie, war des Goldschmides Shore Ehefrau und lebte im Überflusse, nachdem stieg sie noch höher — aber, an den Galgen mit solchen garstigen Betteln! nicht, Ruhme Deigton? nicht? Und wenn sie's schon um eines so schönen Königs, als des holdseligen Edwards wegen, geworden ist, Sünde bleibt's doch! Aber diese da hat Buße gethan,“ fuhr er, sich zu Mitleiden anmahnen, fort, „und niemand darf ihr den Nothpfennig versagen.“ „Es war ein erbaulicher Anblick,“ nahm hier des Betters Frau das Wort, „wie die vornehme Frau Shore ganz in ein langes weißes Büßerhemd gehüllt, barfuß, eine Kerze in der Hand, durch dieselbe Straße ging, die sie tausendmahl in Glanz und Herrlichkeit durchfuhr, und von einer unzähligen Menge Menschen begleitet, öffentlich in der St. Paulskirche

Buße thun, und Bekehrung geloben mußte.“ „Ja, ja,“ entgegnete Frau Marthe gedankenlos, mit halbem Sinn hinhörend, während die Blicke neugierig auf die lebhaftere Bewegung in der Gasse achteten, „ja Hochmuth kommt vor dem Falle.“ „Nein,“ fiel die Krämerin ein, „hochmüthig ist die arme Jane niemahls gewesen, niemahls! Alle Welt hat sie deßhalb gelobt!“

„Da kommen sie! da kommen sie!“ riefen mehrere Stimmen zugleich. „Seht den fremden Herrn dort, und rechts den König! Dieß hier ist Heinrich, Prinz von Wallis! Wie stattlich er auf dem bläulich dunkeln Schimmel mit Purpurdecke belegt sitzt! Er lächelt, wie er grüßt. Die Zähne blitzen hell zwischen den frischen Lippen durch!“ „Es ist gut gewählt,“ sagten einige der Frauen, „daß die Federn auf seinem Hute von weiß und blauer Farbe sind, das blonde Haar ringelt sich so golden darunter, und steht wohl zu den zarten, edelgebildeten Zügen. Das Wamms ganz von Silberstoff, und der Sammetmantel, wie das Himmelszelt lichtblau und glänzend, wetteifert mit seinem holden Augenpaar. Die Prinzessin, seine Gemahlinn, dort in dem Wagen, steht auch recht stolz und freudig zu ihm hin. Nun wahrlich, sie kann wohl stolz auf solchen Ehegemahl seyn!“ „Ach lieber Gott!“ rief die Krämerin dazwischen, „da streifte doch das Rad am Wagen der Königin die arme Jane Shore so nahe am Kleide, daß ich sie getroffen meinte. Die gute Seele! So wird sie nun von der getreten, deren tief gekränkte Mutter sich schwer durch sie beleidigt hielt. Das Schicksal ist gerecht!“

„Wo ist Frau Deigton? Frau Marthe Deigton?“ — schrie ein hereinstürzender Bube aus der Nachbarschaft des Meierhofes. „Ey, gute Frau,“ fügte er athemlos hinzu, „eilt euch, euer Haus steht in Flammen, ganz Southwark ist auf den Beinen, und ihr sitzt hier und wißt nichts und ahnet nichts. Räuber haben eure Abwesenheit benutzt; man spricht, der eigentliche Thäter sey ertappt und man schleppe ihn gebunden auf einem Karren zur Stadt. Kommt nur, kommt, und rettet, was noch zu retten ist.“

Der Knabe hätte noch vieles hinzusetzen können, ohne daß die vom Schreck erstarrte Frau mehr als die Worte Feuer und Haus und Flamme daran begriff. „I du mein Gott!“ ächzte sie regungslos, „I du mein Gott! Der Teufel der Forrest!“ Sie konnte nicht mehr. Ohnmächtig sank sie in ihres Betters Arme und ließ brennen, was sie doch verloren geben mußte.

Eli hing derweil mit nassen Augen an Heinrichs wallendem Federbusch, den ihr der Staub und das Gewühl bald ganz aus den Augen rückte. Vorüber, ohne Blick, ohne Gruß, war er geritten, und nur ein halbes, fast spöttisches Lächeln sagte ihr, daß er sie erkannt hatte.

Wie betäubt wankte sie zu der Ruhme Sessel, und dachte im Herzen: „Willkommen Flamme und Tod! Ihr löset schnell des Kummers schwere Decke!“

Aber so sollte es nicht kommen. Frau Deigton mußte freylich diesen und viele folgende Tage in des armen Betters Hause zubringen und die Krankheit langsam ausheilen, welche ihr der gähe Schreck zugezogen hatte. Doch genas sie, und bezog zu Ende des Herbstes in ihrer halb eingäscherten Wohnung, ein kleines Hintergebäude, das die Feuersbrunst unversehrt gelassen hatte.

Weinend ging sie, von ihrer Nichte unterstützt, über die schwarze, mit Schutt und Kohlen bedeckte Brandstätte zu dem niedern Thürchen hinein, und überflog mit kummervollem Blick das verstümmelte, grobe Geräth, das hier allein zurückgeblieben war. Eli trat zum Fenster. Sie konnte sich nicht so leicht inzwischen den verbrannten Bäumen, Bohlwänden und dem Mauerwerke zurecht finden. Drüben stand der Apfelbaum mit seinen gebräunten, wellen Blättern, dem weißen Stein und hohen kahlen Rosenstöcke, so einsam, so ohne allen Zusammenhang mit ihrer Wohnung, daß es ihr vorkam, als gehöre er einer Vergangenheit an, die nun beschloffen, für sie nur noch in der Erinnerung da sey. „O Gott!“ schluchzte sie, „gewesen! alles gewesen! nichts lebt mehr in der Gegenwart! Die ist neu und so fürchterlich fremd, daß ich mich selbst nicht mehr in ihr erkenne und vor mir zurückschaudre.“

„Ist er denn gehangen?“ fragte Marthe, auf einer alten Lade niederstehend, die ihren kleinen Reichthum an Kleidern und Wäsche einschloß. Eli sah zusammenfahrend nach ihr um: „Wer denn, Muhme? wer denn?“ fragte sie erschrocken. „Wer?“ entgegnete diese, „dumme Frage! der infame Mordbrenner, der Forrest.“ „Gott, ja!“ seufzte das Mädchen. „Ach!“ lachte jene, „du dachtest wohl, ich meinte den Sommerset, weil er uns so schnöde in unserm Elende verläßt? Nun, was den anbetrifft,“ fuhr sie fort, „so geht er auch hart unter dem Stricke fort, und mag sich in Acht nehmen, daß ihn der nicht noch spät oder frühe faßt; denn mit guten Anlagen zu betrügen, rauben und morden ist er geboren, und wenn es noch viel so gutmüthige Thürinnen, wie dich, gibt, und er überall so leicht Eingang mit seinen Schlichen findet, so wird er mit Riesenschritten vorwärts gehen und sein Geschick nicht verfehlen.“

„Was das für Reden sind!“ schalt Eli in heftigem Tone, „ihr werdet euch noch um den Hals sprechen, und vollends elend machen. Ihr wißt ja gar nicht, von wem ihr so lästerliche Dinge schwakt, und ob der, welchen ihr schmähet ohne ihn zu kennen, euch nicht sehr wohl kennt, und für solche und ähnliche Worte zur Rechenschaft fordern wird?“ „Ach was!“ entgegnete die Muhme mit wegwerfendem Tone, „von so vornehmen Schrot und Korn wird er just auch nicht seyn, daß man nicht ungestraft seiner Sünden gedenken sollte!“ „Das überlaßt ihm nur selbst,“ seufzte das Mädchen, „was hilft es, daß es Andre thun?“ „So viel,“ fuhr Marthe auf, „daß er dich nicht länger ungestraft kränken soll. Du stehst aus, daß es ein Erbarmen ist, und die Leute schon auf der Straße davon reden. Das soll ein Ende haben, ich suche ihn auf, ich sage ihm“ — „Muhme,“ rief Eli erschrocken, als jene aufstehend Miene machte, das Zimmer zu verlassen, „um Gottes willen, was beginnt ihr? Zu wem, ich bitte euch, denkt ihr denn zu gehen?“ „Ich bitte dich,“ sagte Frau Deigton, „mich machen zu lassen, oder“ — Sie blieb auf halbem Wege steh'n, machte einen tiefen Knix, und fragte im spöttischen Tone: „Will die Miß etwa auch Kirchenbuße thun, und mit dem weißen Tuche und der Kerze in der Hand?“ — „O!“ stöhnte Eli dumpf, indem sie, das Gesicht mit beyden Händen verdeckend, auf einen Stuhl niedersank. „Wie, Eli?“ rief Marthe mit unterdrückter Heftigkeit, und die blassen, zitternden Lippen konnten nichts weiter hervorbringen, als: „Ist es denn wirklich so weit mit dir gekommen?“ „Denkt, was ihr wollt!“ entgegnete das betäubte Mäd-

chen, „nur stürzt mich nicht in Schande und Spott durch voreiligen Eifer. Was geschehen ist, ist geschehen! Gott weiß, ich bin gestraft genug, und wenn ich im Stillen mein unaussprechliches Leiden trage, so ist es, weil ich nicht Übel ärger machen will; denn glaubt es doch nur, uns rettet nichts vor öffentlichem Schimpf, wenn ihr nicht schweigen könnt.“

Frau Deigton hatte sich an der Thür niedergesetzt. Die bebenden Knie schienen sie nicht länger tragen zu wollen. Eine hohe Röthe war der frühern Blässe gefolgt, die Augen bligten, sie hielt nur mühsam an sich und schwieg, weil sie sich zu reden fürchtete. Deshalb hub sie mit ungewöhnlicher Stimme und erzwungener Haltung an, langsam zu fragen: „Was denkst du denn nun aber zu thun, mein Kind?“ „Nichts!“ lächelte Eli schwermüthig. Der Ruhme kochte es in allen Adern, doch zwang sie das heiße Blut noch einmahl nieder. „Nichts!“ wiederholte sie in nachgiebigem, willfahrendem Tone, „recht gut! aber wie wird es nun werden, wenn —“ „Gott, quält mich doch nicht so unfählich,“ unterbrach sie jene, die gerungenen Hände flehend gegen sie aufgehoben. „Wartet doch gelassen, ob Gott nicht barmherziger ist, als die Menschen, euer unglückseliges Pflegekind aller Noth und Qual mit einem einzigen Schlage zu überheben. Vielleicht, gute Muhme, ist der gefürchtete Augenblick mein letzter!“ „Das wußte ich,“ rief die losbrechende Marthe, „das konnte ich mir an den fünf Fingern abzählen, daß gerade diese kommen würde. Sterben! Damit sind wir gleich bey der Hand. O es ist das allerbequemste, und kinderleicht! Miß Eli hat's vermuthlich schon versucht? Sie weiß auf ein Haar, wie man das Päckchen Sünde und Erdennoth hinter sich wirft, und engelrein vor seinen Richter jenseits tritt und alles so gut wie nicht geschehen ist! Was denn die arme, abgebrannte, bestohlene, Franke, ganz in Elend herabgesunkene Muhme betrifft,“ rief sie mit immer höher und höher steigender, zuletzt von Zornesthränen ersticker Stimme, „so kann sie ja mit dem — Gott vergebe mir die schwere Sünde, ich will es nicht vor der Geburt taufen, aber mit dem kann sie ja vor den Thüren das Brot betteln, das ich zu gut war, zu verdienen.“

„Muhme, Muhme!“ warnte die halbtodt Gequälte, „ihr wißt nicht, was ihr sprecht! Ihr könntet mich zur Verzweiflung bringen — Und“ — rief sie aufspringend, „wenn ich es recht bedenke, die Themse ist nahe und Gott vergibt“ — Sie war fast zur Thür hinaus, als sie Frau Deigton mit kramphafter Angst heftig umschlang, und auf den Sessel zurückzog. „Sündenkind!“ stammelte sie, „was? willst du einen doppelten Mord begehen? Aber das soll er büßen!“ betheuerte sie, Eli das Wenige, was sie noch an Bequemlichkeit besaß, herbeyerschaffend. Er soll es doch wenigstens wissen, wohin es ohne meine Dazwischenkunft gekommen wäre. Sey du ruhig Mädchen,“ fuhr sie zuversichtlich fort, „dir soll dein Recht werden, laß du mich nur machen.“ „O das nun wieder!“ klagte jene. „Mein Gott, denkt ihr denn, ich habe es versäumt, ihn aufzusuchen! Wohl zehnmahl bin ich zu ihm gelaufen“ — „Nun?“ unterbrach sie Marthe. „Nun,“ entgegnete Eli, „er war entweder nicht daheim, oder von Geschäften abgehalten, mich zu sprechen.“ „Abgehalten dich zu sprechen?“ wiederholte die Muhme, „also abgewiesen. O Eli, Eli, und das littest du!“ „Musste ich denn nicht?“ schluchzte das arme Mädchen, „ach es brach mir das Herz, aber ich durfte ja nichts weiter

thun. Einmahl dachte ich," fuhr sie fort, „wenn er dich nur wieder sieht, er wird nicht ungerührt vorübergehen. Ich setzte mich auf einen der spitzen Steinen vor dem Hause, an welche die Thorflügel beym Eröffnen angelehnt werden, und da es lange währte, ehe er von einem Spazierritte zurück kam, und ich von vielem Weinen müde, nicht mehr die Augen aufmachen konnte, war ich eingeschlafen. Ich träumte von ihm. Als ich erschrocken, durch nahendes Geräusch geweckt, auffah, hielt er auf einem hohen Pferde dicht vor mir, die Prinzessin auf prächtigem Zelter neben ihm, und viele Herrn und Diener in seinem Gefolge." „Eli," unterbrach sie Frau Marthe, „fasse dich, du fassst, die Prinzessin! was denn für eine Prinzessin?" „Ach Gott!" besann sich jene, „ihr wußtet nicht — Nun heraus ist's einmahl! ja freylich, Muhme, die Prinzessin Heinrichs, des Prinzen von Wallis Gemahlinn."

(Die Fortsetzung folgt.)

Die ungenannte Tugend.

Als Gott der Herr die Tugenden erschuf
Aus seines eignen Wesens Theilen,
Da stellt er sie an seines Thrones Säulen,
Und alle Cherubim versammelte sein Ruf,
Den Neugeschaffenen nun Nahmen zu ertheilen.
„Wer seyd ihr?" frug sie Gott. Und alsobald erkannten
Die Triebe sie, die in den Herzen brannten.
„Ich bin die Stärke." „Ich bin die Wahrhaftigkeit."
„Ich das Vertrauen." „Ich die Milde."
„Die Liebe ich." „Ich die Beständigkeit."
So traten sie vor Gott in ihrer Lieblichkeit.
Nur Eine blieb zurück. Wie hinter einem Schilde
Barg sie an ihrer Säule sich.
Sanft sprach der Herr: „Wie nennest du denn dich?"
Sie trat hervor mit hold verschämtem Beben,
Und wagt' erröthend nicht, das Auge zu erheben,
Es schaute sie der Engel Schar mit Lust.
Und wieder sprach nun Gott: „Wißt du dich uns nicht nennen?"
„Ach Herr, verzeih, ich bin mir keines Werths bewußt —
So sank sie an den Thron — ich ka n n mich nicht erkennen."
Mit Freundlichkeit, nachdem sie dieß gesagt,
Rief ihr Jehova zu: „Zieh hin, du reine Magd!
Ich selbst will dir den Nahmen: Demuth geben.
Doch deine Schüchternheit wagt nirgend sich allein —
Begleiterinn sollst du denn deinen Schwestern seyn;
Nur die mit dir erscheint, wird wahrer Ruhm umgeben,
Und einst werd' ich dir selbst den schönsten Kranz verteih'n."

Therese v. K e t n e r.

Taschenbücher für das Jahr 1822.

Penelope, herausgegeben von Theodor Hell. (Leipzig bey J. C. Hinrichs.)

Die fleißige Penelope, die zuerst erschien und demnach allen übrigen Mitschwestern zuvorgekommen ist, mag zum Lohne dieser uns sehr willkommenen Eile auch die Reihe dieser kurzen kritischen Anzeigen eröffnen.

Wo jedoch die Kritik nur Gutes zu berichten hat, da pflegt sie in bloßes Lobpreisen auszuarten. An dieser Klippe steht nun der Beurtheiler dieses Taschenbuches. Das Äußere entspricht dem Innern, Körper und Geist stehen in der schönsten Harmonie mit einander; um indessen auch ein Körnchen Tadel zu sehen, will man den allzugedrängten Druck und das theilweise allzudünne Papier ausstellen. Die von *Ramberg* und *Schnorr* gezeichneten, und von mehreren ausgezeichneten Künstlern gestochenen Kupfer verdienen Beyfall, das von *Schnorr* und *Fleischmann* gelieferte Porträt der *Doris* von *Caniz* aber großes Lob. Zu diesem Bildnisse hat *F. Kind* als erfreuliche erläuternde Gabe eine Betrachtung: Über die Einwirkung des weiblichen Geschlechts auf die Dichtkunst, beygetragen, worin auch schätzbare biographische Notizen vorkommen. — *Van der Veld's* Erzählung: *Guido*, steht an der Spitze des Buches, und verdient diesen Platz. Wer die frühern Federprodukte dieses Mannes kennt, wird deshalb keinen nähern Beweis fordern. — Die himmlische Liebe, von *Agnes Franz*, ist werthvoll und für empfindliche Seelen gedichtet. Das Gesangbuch von *Richard Roos*, ein treffliches Gemälde des häuslichen Lebens; die *Martinsgans*, vom humoristischen *K. G. Präkel*; der *Witwe Leid und Lohn*, von *Gustav Schilling*, wetteifern mit einander um den Vorzug. — Überraschend und scharfsinnig erdichtet ist *E. Lebrün's* mit *Recht* und *Fuglaunig* genannte Erzählung: *List über List*. Die nach Angabe der Dichterin (*Louise Brachmann*) aus der alten Geschichte entlehnte Sage, der *Ruapp* von *Burgund*, ist hüdnig erzählt und dient dem Buche zur angenehmen Abwechslung. — Die nächstfolgenden Charaktere und Schilderungen aus dem *Dreykönigsabend* von *Carl Baron von Miltitz* müssen zu den vorzüglichsten Beiträgen dieses Jahrganges gezählt werden. Auf eine würdige Art schließt der Herausgeber den prosaischen Theil und folglich bey nahe (bis auf 4 Gedichte) das Buch selbst mit der nach *Pitaval's* merkwürdigen Rechtsfällen nacherzählten Kriminalgeschichte, die *Markise von Gange*. — Man kann von diesem Jahrgange der *Penelope* demnach mit gutem Grunde behaupten, daß er nicht nur alle seine Vorgänger, sondern auch viele andere Taschenbücher an Gehalt zurückschlägt.

Das Taschenbuch der Liebe und Freundschaft gewidmet, herausgegeben von *Dr. St. Schüze* (Frankfurt a. M. bey den Gebrüdern *Wilmans*) behauptet fortwährend seine ausgezeichnete Stelle.

Die holden Genien der Liebe und Freundschaft scheinen darüber mit Sorgfalt zu wachen, und jede ungeweihte Gabe daraus fortzuschleichen. Ein flüchtiger Überblick des Inhaltes und des äußern Schmuckes bezeugen es.

Wie gewöhnlich hat der Herausgeber die zwölf sinnreichen Bitterchen mit so viel Balladen begleitet, die ein erzählendes, und, wie es der Name des Verfassers verbürgt, ein treffliches Gedicht bilden. Den eigentlichen Text eröffnet *Fr. Laun's* Erzählung: die *Lotterie, Devise*. Sie ist unterhaltend und reicher an Handlung, als ähnliche Erzeugnisse dieses geschätzten Dichters. Der wahrhaft gemüthlichen Erzählung aber von *Lina Reinhardt*, der *Fliederbaum*, dürfte mit *Fr. v. Heyden's* kräftiger und sehr anziehender historischer Erzählung: der *räthende Strom*, die *Palme* dieses Jahrganges zuerkannt werden. Wenn dem lakonischen *Gustav Schilling* in seinem *Sturze* der *Vorwurf* allzugroßer Kürze, so kann der Verfasserinn der übrigens ungemein interessanten *Novelle: Theolinde, Amalie Schoppe*, jener einer hie und da übertriebenen Ausführlichkeit gemacht werden. Die nach dem *Italienischen* von *Beauregard Pandin* erzählte und übereinstimmend mit dem Titel des Taschenbuches *Liebe und Freundschaft* genannte *Novelle* ist eine Südpflanze, die, wie die Meisten ihrer Schwestern, in unserm Klima nicht wohl gedeihet, der es indessen nicht ganz an Aroma gebriht. — Die *Nahmen U. F. E. Langbein, Louise Brachmann, Döring* u. a. lassen auch vom poetischen Theil des Buches nur Gutes erwarten; so verhält es sich auch mit den Kupfern, auf welchen *Ramberg* als Zeichner und *Jurn* als Stecher unterzeichnet sind.

Schauspiel.

Theater an der Wien. Den 30. Oktober zum ersten Mal: Das Zauber glöckchen. Komische Zauberpantomime in zwey Abtheilungen, von der Erfindung des Balletmeisters und Regisseurs Hrn. Fr. Horschelt. Musik neu komponirt vom Kapellmeister Klotte. Dekorationen vom Hrn. Neefe.

Mit der Oper gleiches Namens hat diese Pantomime nur den Titel gemein. Es geschah aber hier, was in solchem Falle stets geschehen muß: die Grenzen der Komik und der Anständigkeit wurden zugleich überschritten, so daß dem mißlungenen Versuche keine Entschuldigung mehr zu Statten kommen kann. Wirklich, um nur bey dem erstern stehen zu bleiben, überbiehet das Ungereimte in dieser Pantomime Alles, was andere, denen das Lokal zum Vortheil und zur Rechtfertigung dienen mag, bisher darin geleistet haben. Anfangs ließen die Zuschauer, wenigstens zum Theil, sich zwar noch täuschen, und der ziemlich langweilige Kapriolentanz der Schneiderkarikaturen wurde belacht und beklatscht; der nachgemachte Bock, aus dessen Schlund der Meister mit der Scheere hervor ging, ist in gewisser Hinsicht ein herkömmlicher Spass, und darüber nicht zu lachen, wäre eine Übertretung des Gebrauchs gewesen; wie viel mehr mußte nun der lebendige Bock, auf dem der Schneider in die Luft ritt, das Zwerchfell in Alarm setzen. Der Anstoß war einmahl gegeben, und eine sehr gelungene, recht imposante Dekoration, um die es aber Schade ist, daß sie unter diesen possenhaften Erscheinungen paradirt, reizte die Theilnahme von neuem und spannte die Erwartungen, wodurch die gute Laune immerfort erhalten wurde, um so mehr, da eine zweyte treffende Nachbildung einer allgemeinen bekannten Gegend (vor dem Stubenthor) die Aufmerksamkeit bald neuerdings beschäftigte. Und so überfah man leicht den Fehltriff, in einer Gegend ein unendlich lange Polonaise anzubringen, wo sich der Tanz, so lang es noch mit rechten Dingen zugeht, von selbst verbiehet. Nachher, sobald des Harlekins Feenglöckchen ertönt, könnte man es wohl geschehen lassen, daß der komische Bräutigam in der großen Grenadiermütze und das zuschauende Volk ihm nach, pyramidalisch in die Höhe stieg. Wofür soll denn aber Pierots Fortfliegen in der Folge mit lebendig zappelnden Gänsen, die an einen Reif gebunden sind, passiren? Schon die schriftliche Erwähnung dieser Hexenkünste widerstrebt dem guten Geschmack. Unterdessen hatten einige glücklich ausgeführte Tanz-Ensembles, die neuen Dekorationen, so wie gelungene Stellen der Musik, oder gut angebrachte Themen aus andern Kompositionen, nebst Erwartung der Dinge, die noch kommen sollten, zu Gunsten dieses ersten Akts entschieden. Leider übertrifft der folgende diesen an Ungereimtheiten. Die Schlaffscene des Pierots, der Wahnsinn der Bräutigams-Karikatur, der mit einer Menge von Sacktüchern ausgepolstert ist, und die bis zur Verzweiflung dauernde Stümpererey des weißen Dümmlings, der in einer Vorrathskammer, ohne Veranlassung und Zweck, eine monströse Zwergengestalt zusammenschneidert, setzten die Geduld zu schnell nach einander auf harte Proben. Auf diese Scene folgte bald die letzte Zauberdekoration, deren Wirkung durch den Kontrast mit dem Vorhergehenden viel verlieren mußte.

Bedauern muß man, daß eine Reihe äußerst fleißig ausgeführter Dekorationen, worunter der Blumengarten mit dem großen Treibhaus, wirklich reizend, und die ländliche Gegend recht romantisch ist, keinen besseren Platz gefunden haben. Unter den Tänzen zeichnete sich das Divertissement der Landleute besonders aus.

Der Komponist hat mit Einsicht und Glück auf die Verwendung einzelner Instrumente hingearbeitet, und gerade die langweiligsten Scenen, wie z. B. die, wo Pierot das Monstrum fabrizirt, durch interessante Begleitung zu erheitern gesucht.

Die Direktion hat durch bedeutenden Aufwand neue Rechte auf die Theilnahme des Publikums erworben.

Leopoldstädter Theater, Den 1. d. Das Haus meines Onkels. Lustspiel in einem Aufzuge nach dem Französischen der H. H. Desaugiers und Armand. Von dem Verfasser des Gespenstes auf der Tassen.

Das Stück führt im Original auch den Titel: Le Mari par hazard, Comédie vaudeville; zum ersten Mal dargestellt auf dem Théâtre du Vaudeville, 1819.

Was die Verfasser, oder eigentlich nur Einer, denn der Andre macht gewöhnlich die Gefänge, durch den zweyten Titel verspricht, nämlich einen Ehemann von Ungefähr, das leistet er, und dieser kommt auch so ganz durch Zufall, die Heirath folgt so schnell, daß die Einleitung zwey Drittheile des Inhalts beträgt. Dieser besteht darin, daß ein lustiger Husaren-Offizier mit seinem Diener, ebenfalls Husar, durch einen zerbrochenen Wagen genöthigt wird, Herberge in einem alten Schlosse zu suchen. Man erwartet den Besitzer, dessen Tochter und Neffen, die sich dort sehen, und wenn sie einander behagen, Mann und Frau werden sollen; darum will das Kastellanspaar den Fremden keinen Aufenthalt gestatten. Es sezt Krieg und eine komische Schlacht wird geliefert. Endlich kommt die junge Dame mit ihrer Begleiterinn zuerst an. Sie war darauf gefaßt, ihren Bestimmten als einen trägen, schwerfälligen Menschen zu finden, und ist angenehm überrascht, das Gegentheil zu sehen. Beyde fassen Neigung zu einander, und der Offizier erklärt sich, den Andeutungen der Schönen gemäß, für einen Neffen ihres Vaters. Er ist es auch, nur nicht der Erwartete, wie sich's bey des Alten Ankunft zeigt, sondern ein anderer, der durch eine Reihe von Jahren abwesend war und von dem man glaubte, daß er auf dem Schlachtfeld geblieben sey, an dem sich aber das Sprichwort jetzt erfüllt: Wer zuerst kommt, der mahlt zuerst. Die Bataille zieht sich mit den Neben Umständen und episodischen Konversationen, worunter diejenige freylich nicht gehört, die einen Theil der Biographie des siegreichen Helden liefert, ziemlich in die Länge, außerdem ist sie mit stark aufgetragenen Farben geschildert, und da diese hier um Vieles noch erhöht werden, so muß die Pointe etwas schwach ausfallen. Aber der erste Theil macht lachen, der letzte eilt so rasch zu Ende, daß der Zuschauer selbst nicht weiß, woran er ist, und so wünscht man dem Ehemann von Ungefähr gern Stück zur Ankunft auf dem Schlosse seines Onkels. Wo das Zusammenspiel im Ganzen leichter und gewandter ist, da kann den Darstellern bald mehr Verdienst, als dem Erfinder des Plans, zu Theil werden.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

Barleria cristata. Aus Südamerika.

Cassia occidentalis. Westindische Cassie. Von Cujana.

Gnidia simplex. Einfache Gnidie. Vom Kap.

Manulea oppositifolia. Gegenüberstehendblättrige Handblume. Vom Kap.

Sida cordifolia. Herzblättrige Side. Aus Ostindien.

Salvia paniculata. Rispenblättrige Salbey. Vom Kap.

Modenbild XLV.

Ein Atlas-Mantel mit Margeline gefüttert. Das Unterkleid von Perkal mit Stickerey. Hut von Atlas mit Blumen geziert.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß.

in
den
die
lich
on
ath
cht
träh
en.
enn
aar
acht
Sie
fin-
ng
für
des
end
dem
Das
die
lie-
hil-
was
de,
inn
Zu-
ehr



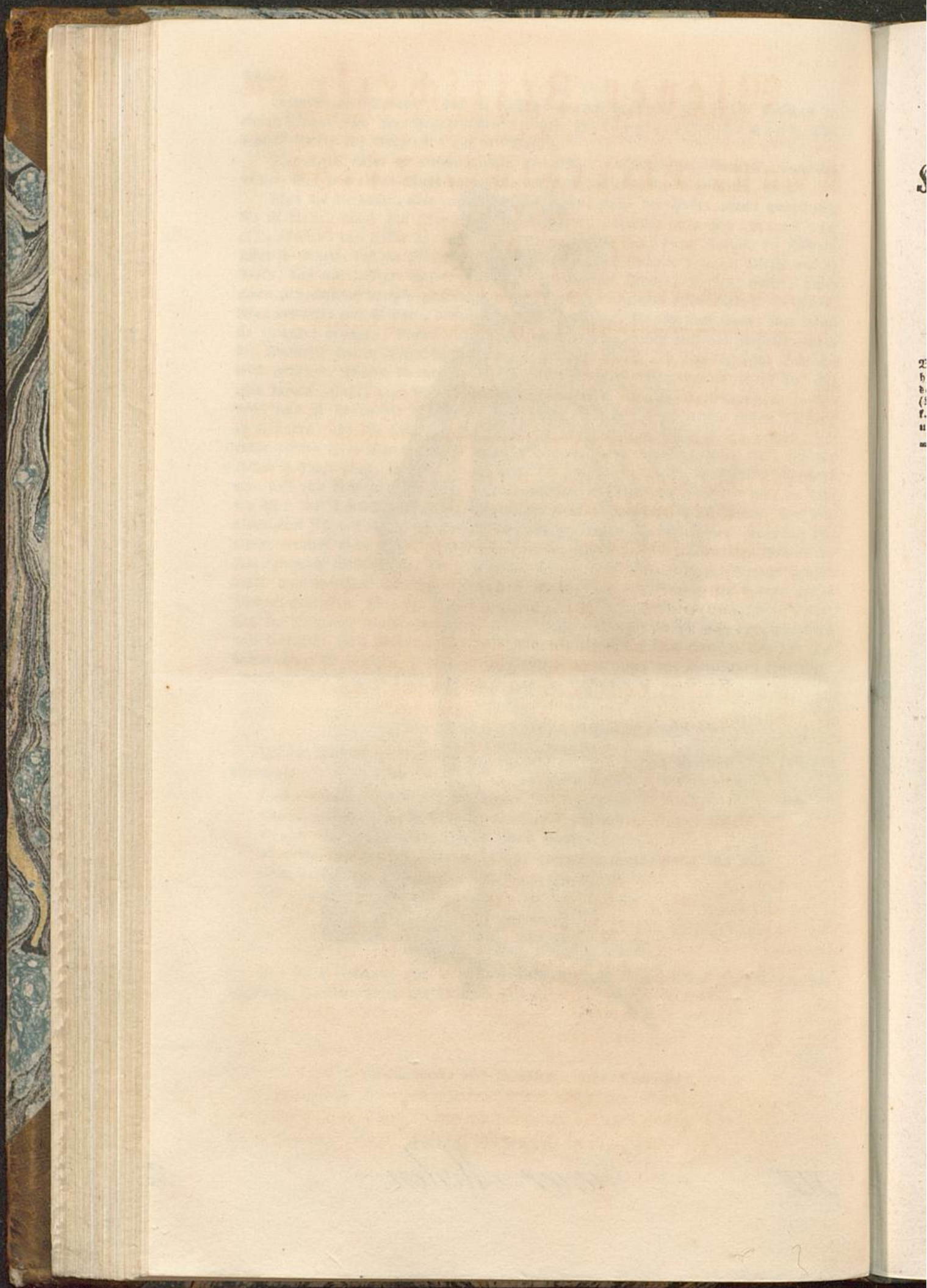
L. v. J. del.

J. v. Stöber.

XIV.

Wiener Moden.

*13
182*



Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater

und

Mode.

Sonnabend, den 10. November 1821.

135

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Nebenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels um 15 fl., halbi. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertels um 7 fl., halbi. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey H. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbi- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Probe aus einem größeren romantischen Gedicht:

Salomon, König der Magyaren.

Von Johann Grafen Mailath.

Des Sängers Lied.

Romanze.

Ein Lied will ich beginnen aus eurer Väter Zeit,
Von ihrer Freud' und Eintracht, von ihrem Span und Streit,
Und wie die Fürsten fielen, es soll gesungen seyn,
Und wie ihr Friede schloßet, d'rob alle sich erfreu'n.

Es saß auf Ungerns Throne der alte König Stephan,
Den ging die grimme Schwester Gisela immer an,
Sie sprach: du sollst vererben der Ungern Reich und Thron
An Peter von Burgunden, meinen viellieben Sohn.

Denn all' die andern Bettern, sie lieben nicht den Christ
Und stürzen unsern Glauben, wann du gestorben bist.
Der greise König seufzte, vor Kummer ward er krank,
Wohl sah'n es alle Leute, der Fürst lebt nimmer lang.

Da dachte sich die Fürstinn: ich brauche jetzt Gewalt,
Mein Sohn wird sicher König, sind nur die Bettern kalt;
Sie ließ den Bazul fangen, man goß ihm Bley in's Ohr,
Der junge Fürst sein Leben gar jämmerlich verlor.

Der Herr Andreas hört es, schreibt den zwey Brüdern sein:
„Du Bela, du Leventa, ihr lieben Brüder mein,
Setzt euch mit mir zu Rosse, und laßt uns schnell entflieh'n,
Oh' uns die wilde Fürstinn kann in's Verderben zieh'n.“

Hin flohen sie nach Pohlen, die windesschnellen Reiter,
 Der König sah sie gerne, sie waren kühne Streiter;
 Er sah 'ner Schlacht entgegen am nächsten Morgenroth,
 Die ihm der Fürst der Letten aus altem Hasse both.

Da kam zum Fürstenmahle das Königskind herein:
 Wohl gaben Gold und Silber gar lauterlichen Schein,
 Doch glänzender als beydes und schöner war die Maid,
 Des Fürsten Bela Herze, es ward voll Lieb und Leid.

Und also sprach der König: „Wer morgen aus der Schlacht
 Des wilden Gegners Schwert mir und Schild und Helm gebracht,
 Dem geb ich sie zu eigen als eh'liches Gemahl.“
 Das brachte manchen Ritter am nächsten Tag zu Fall.

Richesa schlug die Augen verwirrt erröthend nieder,
 Doch fast' sie sich ein Herze und hob die Augen wieder;
 Es traf ihr Blick auf Bela den Fürsten minniglich,
 Da dachte sie im Herzen: „Der sieget sicherlich.“

Und also ist's geschehen, im blut'gen Kampfesfeld
 Erlag der Letten König, von Bela's Schwert gefällt.
 Wort hielt der edle König, am nächsten Tag war Hochzeit:
 Wie war der edle Bela im Herzen hoch erfreut!

In Wonne und in Freude lebten sie manches Jahr,
 Richesa, die vielholde, drey Knaben ihm gebar.
 Sie hießen Ladislaus, und Geisa und Lambert,
 Drey wundergute Kinder, drey Degen ehrenwerth.

Da kam aus Ungern Kunde von Peters Regiment,
 Und wie ob seiner Härte das Land in Aufruhr brennt;
 Es warf sich Herr Andreas, Leventa sich auf's Ross,
 Sie ritten heim nach Ungern und stürmten manches Schloß.

Herr Peter floh gar schimpflich, sie hohleten bald ihn ein,
 Zuerst büßt' er die Augen, zuletzt das Leben ein.
 Und alle Ungern riefen: „Andreas sey der König,
 Er stammt vom alten Arpad, ihm sind wir unterthänig!“

Das wurmt den deutschen Kaiser, denn Peter war ihm werth,
 Er dacht' an Krieg und Rache, er zog sein Kaiserschwert,
 Er both die Franken, Schwaben, die Oesterreicher auf,
 Der Mannen waren viele, es nahte Hauf an Hauf.

Im Herzen war Andreas bekümmert und betrübt,
 Er dachte seines Bruders, des Helden Kampfgeübt.
 Es floh ein Bothe eilig hin nach der Pohlen Land,
 Der den vergnügten Bela bey Frau Richesa fand.

Und also sprach der Bothe vor Bela's Angesicht:

„Mein König, Herr Andreas, die Worte zu dir spricht:
 „Ob Peters Tod droht mir mit Krieg der deutsche Kaiser,
 Komm, Bruder, hilf mir schirmen der Ahnen heil'ge Häuser.““

„Und hab'n wir Ruh dem Land und uns den Sieg erworben,
 Ist Thron und Reich dein Erbe; Leventa ist gestorben,
 Und ich bin ein gebeugter, ein kinderloser Mann.“ —
 Nun Herzog Bela, Antwort! wie steht die Red' dir an?“

Der edle Bela schaute auf Frau Richesa hin,
 Sah schon im Königsschmucke zum Krönungsfest sie ziehn,
 Die Krone auf dem Haupte, und Purpur um den Leib,
 Wie herrlich muß sie glänzen das wunderschöne Weib!

Er blickt auf seine Kinder, die zarten frohen Knaben:
 „Die Krone ist die höchste von allen Erdengaben;
 Ich will sie euch erringen, und wenn ich drob auch sterbe,
 Das schönste Reich der Erde sey meiner Kinder Erbe.“

Auf sprang der edle Herzog, das Schwert klirrt' ihm zur Seite,
 Laut wieherte das Schlachtroß, als rief es ihn zum Streite.
 „Flieg, lieber Bothe, fliege, und sag dem Bruder mein,
 Ich werd' in Kampf und Nöthen ihm treu zur Seite seyn.“

Als beyde Brüder kamen, da ward den Deutschen wehe,
 Von ihrer Schilder Menge heißt Schildberg eine Höhe;
 Und von den Sammetkleidern heißt Bársonyos das Feld.
 Von spätem Enkeln wird es immerdar so erzählt.

Der Friede ward geschlossen, der Kaiser mit dem Heer zog
 Zu seinen heim'schen Gaun, der König und der Herzog
 Bewahrten die Stadt Ofen; das waren schöne Tage,
 Voll Jubel und voll Freude und ohne Noth und Klage.

Ein Söhnlein ward Andreas, dem Könige, geboren;
 Der Eid begann ihn reuen, den Bela er geschworen.
 „Sohn! du mußt König werden, es gibt kein ander Glück
 Von Bela, meinem Bruder, nehm' ich mein Wort zurück.“

Im Weissenburger Dom ließ den Sohn er salben, krönen.
 Herr Bela war zugegen mit allen seinen Söhnen;
 Der Bischof sang am Altar: „Sey deiner Brüder Herr!“
 Bela schaut auf die Kinder, die Rede drückt ihn schwer.

Die Grafen Bid und Ernyei, die Freunde sonder Wank,
 Berief zu sich Andreas, er lag im Bette krank.
 „Seht ihr die Königskrone, und seht das Herzogsschwert?
 Bald wird der Bruder kommen, ich frag, was er begehrt.“

„Und greift er nach der Krone, so tödtet ihn sogleich,
Doch ist das Schwert ihm lieber, bleib' er ein Herzog reich.
Es soll viel Lohn euch werden, seydt ihr's zu thun gewillt.“
Die Grafen: „Wie vollziehen, was unser Herr befiehlt.“

Graf Niclas hielt die Wache an seines Königs Pforte,
Er hört Andreas dräuen, der Grafen schlimme Worte,
Und als sich Bela nahet, da raunt er ihm in's Ohr:
„Das Schwert wähl', willst du leben! Mein Herzog, steh dich vor.“

Als Bela eingetreten, begann der König so:
„Mein vielgeliebter Bruder, wie bin ich gar so froh,
Daß ich dir jetzt kann lohnen, was du an mir gethan;
Hier ist das Schwert, die Krone, sag', welches steht dir an?“

„Und wählst du die Krone, so nimm sie, sie ist dein,
Ich reich' das Schwert dem Sohne, er soll dein Herzog seyn.“
Der König schwieg. Im Busen sein Herz gewaltig schlug;
Er wußte nicht, wie enden sich werde List und Trug.

Des Grafen Niclas Mahnung ward nun Herrn Bela klar,
Er sah die beyden Grafen, erkannte die Gefahr.
Drum griff er nach dem Schwerte: „Dein Solomo sey König,
Ich und die Söhne bleiben ihm, wie dir, unterthänig.“

Das Schwert wähl', willst du leben! es blieb in Bela's Sinn;
Drum wie er heimgekehret, sandt' er nach Pohlen hin,
Ihm bringt der treue Schwager 'ne tücht'ge Reiterschar.
Er sey nun überlistet, Andreas ward's gewahr.

Den Sohn schickt er dem Kaiser, rückt in das Feld hinaus,
Da war ein wildes Kämpfen, da war ein blut'ger Strauß.
Der König sank vom Pferde, vergebens war sein Rufen,
Zertreten lag Andreas von stieh'nder Kofse Hufen.

„Nicht wider den Gekrönten erhebe deine Hand!“
Dieß ernste Wort Herr Bela an sich erprobet fand.
Er saß vor vielem Volke als König zu Gericht,
Als, wie vom Sturm erschüttert, sein Thron zusammen bricht.

Der Fall that ihm gar wehe, er wollte noch nicht sterben.
„Was ich mit Müh errungen, die Söhne werden's erben.“
Er dacht's und war gestorben. Die Söhne alle drey
Gemahnten sich des Eides und der gegebenen Treu,

Und riefen ihren Better, Herrn Salomo, in's Land.
Mit seinem Freund, dem Kaiser, erschien er Hand in Hand,
Und mit des Kaisers Schwester Sophie, seiner Braut,
Und heut' ward er gekrönt, und heut' ward er getraut.

Und heute ward beschworen ein ew'ger Freundschaftsbund,
 Durch Bela's edle Söhne und durch des Königs Mund,
 Daß Einer steht für Alle, für Einen Alle steh'n,
 Daß Sie zusammen siegen, zusammen untergeh'n.

Das Fürstenwort ist heilig, bedenket es, ihr Herr'n,
 Und haltet Reid und Hader und Mißgunst vor euch fern;
 Denn wer den Eid verlezt, gräbt sich den Untergang.
 Geendet ist die Mähre, geschlossen der Gesang.

Taschenbuch für das Jahr 1822.

Das Taschenbuch für Schauspieler und Schauspielere, herausgegeben von Lambert, entspricht seinem Endzwecke vollkommen. Die erste oder literarische Hälfte dieses Jahrganges befriedigt jede Erwartung. Mit Übergehung der kleineren Beyträge von Grillparzer, Weidmann (dessen Charade Seite 52 zu den Besten gezählt werden kann), Haug und Dr. Eduard Sommer (der einige Scenen aus dem Trauerspiele: Johanne Gray, wie man deren auch anderswo schon gefunden zu haben glaubt, lieferte), stößt man auf des Freyherrn von Lannons kurze aber gehaltvolle Andeutung über Musik, mit besonderer Rücksicht auf Wien. Dieser Aufsatz gilt den Anbethern der Rossinischen Cunterpe und verdient von allen Verehrern der Tonkunst beherzigt zu werden. Die Rubrik der biographischen Skizzen biethet sehr schätzbare Nachrichten über weiland den Hofkapellmeister Gasman (Stifter der noch bestehenden Gesellschaft zur Unterstützung der Wittwen der Tonkünstler) und seine Tochter Therese, verehelichte Rosenbaum, dar. Minder bedeutend ist Jenes, was über den als Schauspieler und Schauspielerdichter gleich geachteten F. W. Ziegler gesagt wird, obgleich auch dieses Wenige mit Dank angenommen wird. — Die nun folgende charakteristische Entwicklung der Rolle der Donna Diana von Berling ist eben so scharfsinnig aufgefaßt als zart und im verständlichsten Damentone ohne pedantischen Wortkram vorge tragen. Dieser Aufsatz allein verbirgt die Kunstkennerchaft des Verfassers und jede Schauspielerinn, die sich in Zukunft in dieser Rolle auf die Bühne wagen wird, hat daran einen verlässlichen Führer genommen. In würdiger Nachbarschaft mit dem Vorigen steht der aufgenommene erste Akt des dramatischen Gedichts: Die Brautwerbung von Ch. Kuffner. Die bekannte Verschwörung der Pazzi gegen die Medizeer zu Florenz scheint der Stoff dieses, die höchste Erwartung erweckenden, Gedichtes zu seyn, welches unter allen Arbeiten des Dichters die Palme erhalten dürfte, und worauf sich seine eigenen Worte (Seite 94):

Wornach ich strebe, das muß ich erwerben;

Und wo ich kämpfe, siegen oder sterben!

anwenden lassen. — Auf dieses werthvolle Fragment folgt ein, vom Herausgeber frey nach dem Französischen bearbeitetes Lustspiel in drey Aufzügen: Die Reise zur Hochzeit. Es schreitet darin die Handlung rasch und ungezwungen vorwärts, und die Rolle des Wirths, dessen Schmarozherworte, wenn's wahr ist, oft passend angebracht werden, verspricht eine komische Wirkung. Carl v. Holbeins Wingersfest, ein versifizirtes Festspiel zum achtzehnten Oktober (4½ Seite) ist eine niedliche, nur allzukurze, Dichtung, und Castellis dramatische Bagatelle, die beyden Duennen, dem Französischen des Brazier nachgebildet, wird als Vor- oder Zwischenspiel willkommener, als manches bisher Gesehene seyn. — Der übrige Theil des

Taschenbuches (Seite 233 — 491) enthält das Verzeichniß der lebenden dramatischen Schriftsteller Deutschlands, das Verzeichniß der deutschen Theater, ihrer Mitglieder u. s. w. wie im vorigen Jahrgange.

Die äußere Ausstattung ist lobenswerth. Das Papier des Buches ist vorzüglich schön, und der leider! aus zweyerley Lettern zusammengesetzte Druck sehr korrekt.

Correspondenz-Nachrichten.

Dresden, Ende Oktober.

Mit freudigem Antheil sehen alle Kunstfreunde jetzt den Fortschritten einer großen Arbeit entgegen, zu welcher unser wackerer Professor Vogel von unserm kunstliebenden König den Auftrag erhielt, und welche für uns um so interessanter ist, da seit sehr langer Zeit hier kein Werk dieser Art unternommen wurde. Der in Pillnitz neuerbaute Konzertsaal soll nämlich mit Freskogemälden geschmückt werden. Professor Vogel gab die Ideen dazu an und entwarf sehr geistvolle Skizzen; zu zweyen zeichnete er nun schon die Kartons und ist seit Anfang Oktober damit beschäftigt, sie auf der Mauer zu mahlen. Die Darstellungen kommen in den sich sanftwölbenden Fries, welcher die Decke mit den Seitenwänden des Saales verbindet. Darstellungen der vier Künste: Mahlerey, Musik, Architektur und Skulptur machen die vier Hauptgemälde aus; diese Künste sind nämlich durch Idealgestalten versinnlicht, denen größere und kleinere sinnige Genien zugesellt sind. So begleiten z. B. die Genien der Zeichnung und des Kolorites die Malerey, und die des Kirchengesangs und der Instrumentalmusik, die Musik ic., selbst die lieblichen kleinern Genien, welche um sie her spielen, sind deutungsvoll. Zwen Rosetten mit den grau in grau gemahlten Büsten der berühmtesten Künstler in jedem Fache werden jedes dieser Gemälde zieren. Sobald diese werden im Großen ausgeführt werden, behalten wir es uns vor, genauern Bericht darüber zu erstatten. In die vier Ecken des Saales kommen vier kolossale schwebende Gestalten: die Poesie, die Liebe (Caritas), die Grazie und die Philosophie. Die Abtheilung der Felder wird durch sehr volle schöne Blumengewinde bezeichnet. Der Hintergrund ist ätherblau. Von den beyden erstern sind die Kartons vollendet im wahrhaft großen Styl. Ein Kranz von Sternen schwebt um das Haupt der Poesie, in erhabener ernster Begeisterung richtet sich ihr Blick himmelwärts, stille Sehnsucht spricht aus ihren bedeutungsvollen Zügen. Im Emporschweben berührt ihre rechte Hand die Saiten der Lyra, welche ein herrlicher kleiner Genius unterstützt; ihre Linke ruht auf einem Buch, das gleichfalls von einem Genius getragen wird. Der Faltenwurf ihres Gewandes ist sehr großartig und schön. Die Caritas ist ebenfalls im Karton vollendet, eine kräftige, blühende Gestalt; sie wendet mit wahren Liebreiz den Kopf links, einen kleinen Genius küssend, dessen Köpfchen ihr Arm umschlingt und der sie kosend umschwebt; einen andern zieht sie mit ihrer Rechten an die Brust, und ein dritter fliegt herbey, ihr leichtflatterndes Gewand erfassend. Es ist eine schön gedachte Gruppe; besonders ist es auch an beyden Kartons sehr zu loben, wie zwanglos die Gestalten in die gegebene Form des Raumes passen. Diese beyden Gemälde werden jetzt zuerst ausgeführt und es ist sehr erwünscht, daß die schöne Witterung des Spätherbstes den braven Künstler bey dieser Arbeit begünstigt.

Ben unserm Theater fielen durch Krankheiten manche Störungen vor. Der Regisseur, Hr. Hellwig, ist noch bedeutend krank, dadurch wird die Aufführung fast aller größern Stücke gehemmt. Unser braver Komiker Geyer, der sich auch als Porträtmaler sehr auszeichnete, und dabey als Mensch der edle Wohlthäter, Vater und Erzieher einer ganzen Familie war, wurde durch einen schnellen Tod hinweggerafft; er wird allgemein bedauert, da er mit vielseitigen Talenten das trefflichste Herz verband.

Mit Vergnügen sah man wiederholt mehrere der älteren Originalschauspiele, neu und sorgsam einstudiert, wie z. B. die Hagestolzen, alte Zeit und neue Zeit, die Unvermählte 2c.

Bei der italienischen Oper gewinnt (wie wir es voraussehen) die sehr liebliche Musik von: „la donna del lago“ sich immer wärmern Beyfall, da sie ausgezeichnet schön aufgeführt wird. Wiederholungen von der Elisabetta, den Pretendenti delusi und den Cantatrici villane machten wahre Freude durch die lebenvolle treffliche Ausführung.

Am 26. war die erste der großen musikalischen Akademien, welche die königl. Kapelle im Hôtel de Pologne veranstaltet. Es wurde die Schöpfung von Haydn aufgeführt. Mit hoher Freude hörten wir dieß Meisterwerk wieder, welches seit mehreren Jahren hier nicht aufgeführt wurde. Die Instrumentalbegleitung und die Chöre wurden vortrefflich gegeben, doch bey dem Sologesang hätte wohl jeder echte Kenner sehr gewünscht, daß es so, wie sonst öfters hier geschah, in italienischer Sprache möchte aufgeführt werden. Die Stimme von Mad. Haase ist sehr lieblich, aber für so eine Musik viel zu schwach, der Tenor des Hrn. Bergmann ist gleichfalls hierzu nicht sonor und klangreich genug, am allerwenigsten aber befriedigten die hohlen unangenehmen Töne des Bassisten Mayer, dessen Stimme Tiefe und Kraft haben würde, wenn seine Aussprache nicht so rauh und widrig wäre. Die Anordnung des Orchesters und der Chöre war sehr gut und von trefflicher Wirkung.

(R e d o u t e.)

Am 4. d. wurde die jährlich dem Vortheile der Wittwen und Waisen der medizinischen Fakultät gewidmete Redoute in den k. k. Redouten-Sälen abgehalten und diese wohlthätige Anstalt erfreute sich dießmahl einer sehr ansehnlichen Zahl von Theilnehmern. Se. k. k. Majestät hatte allergnädigst gestattet, daß das hier anwesende Paar von Botokuden (einer der Ursämme, die das Innere Brasiliens bewohnen) an dieser Redoute Theil nehme, was dem dort versammelten Publikum sowohl, als den Botokuden vieles Vergnügen verschaffte. Gleich bey ihrem Eintritte waren sie von einem großen Gedränge umgeben, allein man hatte die nöthigen Anstalten getroffen, ihnen den Weg durch die Menge zu bahnen, und brachte sie auf einen schicklichen Platz der Galerie, wo sie nicht nur aus dem Saale gut gesehen werden, sondern auch selbst, bequem sitzend, die wogende Menge übersehen konnten. Ihre freundlichen Mienen zeigten, daß sie recht zufrieden waren. Hr. Dr. Pohl, zu dem sie ein besonderes Zutrauen haben, blieb immer in ihrer Nähe, und gab ihnen auf portugiesisch Auskunft über verschiedene Gegenstände. Sie deuteten mit Fingern auf mehrere Masken, die ihnen aufstießen. Eine besonders freudige Theilnahme erweckte bey ihnen eine Botokuden-Maske, der n Larve von einem geschickten Wächskünstler dem Gesichte des Botokuden-Mannes nachgeformt worden war. Sie fühlten sich zu dem scheinbaren Landsmanne hingezogen und lachten dann, als sie sich vom Irrthume überzeugten. Ein Beweis, wie gut sie sich unterhielten, war: daß sie verlangten, noch länger zu bleiben, als man sie nach einer Anwesenheit von beynähe drey Stunden aufforderte, nach Hause zu gehen. Juan (so heißt der Mann) meinte, er wolle schon, wenn er schläfrig würde, sich dort gleich auf einer der gepolsterten Sitzbänke legen, Francesca (die Frau) bedauerte bloß, daß bey der schönen Musik nicht auch getanzt worden war. Gewiß werden sie bey einer ähnlichen Gelegenheit sich dem Publikum sehr gern wieder zeigen, und, indem sie selbst Gegenstände der Neugierde sind, auch die ihrige in vollem Maße befriedigen.

Schauspiel.

Theater an der Wien, den 3. d. zum ersten Mal: Die Unschuldigen. Lustspiel in einem Aufzuge. Nach dem Französischen frey bearbeitet.

Sorgenfrey, um seinen Gläubigern zu entgehen, flieht auf's Land, hält sich hier bey einer Bäuerinn auf, deren Tochter Köschchen einen gewissen Steffen heirathen soll, der jetzt abwesend ist und sich über die Gebühr verweist. Unterdessen kommt Rittmeister Frank, der Freund des Sorgenfreyen, auch in diese Gegend, nachdem er, wie es schien, den Major Dorn im Duell erstochen hat, um seine Verlobte, Frau von Rosen, die jener beschimpfte, ritterlich zu rächen. Unentdeckt zu bleiben, soll er Bauernkleider anziehen und Köschchens Silvio vorstellen. Zudem wird Frau von Rosen, die Gutsbesitzerinn, erwartet, die versprochen hat, das Mädchen auszusteuern, sobald ein ihrer Würdiger sich findet. In dem Augenblick, da Frank die Rolle übernimmt, kommt Steffen schnell zurück, und Sorgenfrey sucht ihm Eifersucht einzuschüßen. Im Oberrock des Rittmeisters belauscht er das verdächtige Paar. Bald nachher tritt der Richter des Dorfes mit seinen Assistenten auf. Er forscht nach dem Verfolgten. Steffen erregt seinen Argwohn, und zum Unglück findet sich noch in der Tasche des erborgten Rocks ein Portefeuille mit Papieren. Steffen wird gefänglich eingezogen. Nun langt die Edeldame an; Frank erkennt mit Entsetzen in der Besitzerinn des Gutes seine geliebte Frau von Rosen. Der Richter meldet endlich einen Offizier, und zu den Füßen der gekränkten Dame wirft sich der erstochene, wieder auferstandene Dorn. Der Rittmeister ist unschuldig, eine starke Verwundung raubte jenem das Bewußtseyn; Köschchen ist ebenfalls unschuldig, die Untreue war nur Komödienprobe; Alle sind unschuldig, Sorgenfrey ist der einzige Schuldige.

Man möchte zuerst die Frage aufwerfen: ob dieses Stück wirklich nach dem Französischen bearbeitet sey? — und man kann in diesem Fall dem deutschen Verfasser wenigstens nicht zum Vorwurf machen, daß es einen französischen Nachgeschmack habe. Die Sprache ist hübsch gerade zu und so recht aus dem Leben, wie wenn die Leute unter sich zu reden pflegen. Wir wissen nicht, ob es Schuld des Redenden, oder des Schreibenden war, als es unter andern einmahl hieß: „seines Standes gemäß.“ Leichter wird es immer seyn, ein solches Stück zu tadeln, als eine gute Seite daran aufzuspüren. Laßt indessen sehn! Interessant ist nichts zu nennen. Ein verfolgter Schuldenmacher, ein flüchtiger Duellant, ein eifersüchtiger Bauernbursch, ein blühageldummer Richter — sind alltägliche Theaterpersonagen. Doch halt! just dieser Düplich — zwar so heißt er nicht, doch kommt der Name eben recht — hat längst den Freypaß schon erhalten, er ist so eingewohnt auf unsern Bühnen, gelacht wird aus Gewohnheit über ihn, so mag er denn auch hier passiren. Das Mißverständniß durch die Brieftasche ist zwar auch nicht neu, kommt aber hier gelegen, und gibt den einzig komischen Moment, indem der Eifersüchtige entfernt wird. Die plötzliche Erscheinung der gnädigen Frau, auf deren Gut der flüchtige Liebhaber ein Fremdling ist; die Unwissenheit des Richters, der Steffen gar nicht kennt; das Komödienspiel des Verfolgten; die Betriegerin der Bauerstrute; Köschchens natürliche Verwechslung des Liebhabers während der Probe schon, was die Darstellerinn aus lauter Naivität, die gar zu ernsthaft ist, nicht einmahl zu bemerken schien, endlich gar die Ankunft und der Zufall des Verwundeten; — in diesem Allen ist kein Halt und kein Bestand. Wir übergeben es dem Richter zur Entscheidung, und wünschen noch, das Lustspiel möchte wirklich aus dem Französischen seyn, um den Verdeutscher unter die im Titel Angezeigten mit zu rechnen.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Dinstag, den 13. November 1821.

136

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Voranzahlung zu sam m e n viertels um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann o h n e K u p f e r viertels um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Lentner und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der Meierhof zu Southwark.

Eine Erzählung

von Caroline Baroninn de la Motte Fouqué, geb. Baroninn von Briest.

(Fortsetzung.)

„Sieh' mahl,“ schmunzelte Frau Deigton, halb erschrocken, halb geschmeichelt, „Spizbube! so stehen die Sachen? Aber erzähle weiter! Er hielt also zu Pferde vor dir und sah dich an? was sagte, was that er darauf? sprich doch, Mädchen!“ „Er lachte“ versetzte Eli, „und zu einem der Seinen gewendet, rief er: „Bey Sankt Paul, der Traumgott geht doch stets auf Abenteuer aus! Selbst diese harte Lagerstätte verschmähet er nicht. Sehet nur, starrt die Dirne nicht umher, als läge sie noch in seinen Armen? Frage sie doch Einer drum und bringe mir Bescheid.“ „Mein bester Herr,“ hub die Dame an, „mich dünkt das gute Kind in ihrer Hülflosigkeit des Mitleids werth. Vielleicht, daß sie um Almosen bath und niemand ihr willfahrte.“ „Wißt ihr denn schon, um was sie bittet?“ sagte H** „O, verschwendet eure Großmuth nicht! Geschöpfe dieser Art mögen vor andern Thüren betteln, hier dulde ich keine Solche. Steh auf!“ geboth er barsch, „und laß dich hier nicht wieder sehen.“ Ich zitterte vor Schreck und Zorn an allen Gliedern und war in schlimmen Krämpfen auf die Steine am Boden hingesunken. Als ich mich wieder besinnen konnte, stand ein Kammerfräulein an meiner Seite, und es war in einem Zimmer des Pallastes, niemand weiter um uns. Sie legte eine Hand voll Goldstücke in meinen Schooß, indem sie sagte: „Dieß schickt dir meine Gebietherinn mit dem Bescheid, hinführo klug zu seyn, und dein Leiden nicht zur Schau zu tragen; sie selber wolle für dich sorgen.“

„Sie selber wolle für dich sorgen?“ wiederholte die Muhme. „So! nun dann laß ihn laufen, und kümmerge dich weiter nicht um solchen —“ „Muhme,“ rief Eli hastig „spricht es nicht aus, was euch auf den Lippen schwebt. Wer weiß auch, dachte er wirklich so! Mußte er nicht den Schein vor seiner Gemahlinn bewahren? Ich denke immer, hinter der Bottschaft steckte

er mehr, als die Dame." „Märrinn!" schalt Frau Deigton, die Schulter zuckend, „du wirst nicht klug." „Das Kammerfräulein," sagte jene, „zog einen Ring vom Finger, und indem sie mir ihn gab, wiederholte sie zweymahl: „Auf dieß Zeichen wird euch meine Thür geöffnet werden; fragt nur nach meinem Nahmen. (Sie nannte ihn.) Ihr könnt nicht fehlen." „Muhme," fuhr Eli, das Gesicht abgewendet, fort, „eben diese ist seine neue Liebe; wenn er durch sie —" „Immer neue Thorheiten!" versetzte Frau Marthe, „aber mag es seyn, wie es will, ich denke, wir kommen zu unserm Schaden und lassen das Übrige gehen, wie es kann."

Sie hatte seitdem den Kopf voller Pläne und vergaß darüber das Finstere ganz veränderter Gegenwart. Das Leben war mühselig, Eli's Zustand unter wachsendem Gramme schwer und ängstlich. Niemand, als der arme Better aus der Lombardstraße, besuchte sie noch. Der Winter kam so heran. Da vermehrte sich der Hausstand im Meierhose zu Southwark um ein drittes Wesen, das alle Liebe und Sorgfalt der armen Eli in Anspruch nahm. Frau Marthe vergaß, daß sie zürnen wollte, und verzieh mit mehr Freundlichkeit, als man an ihr kannte, die Schmach ihres Hauses. Sie pflegte Eli, als wäre sie eine Prinzessin, der nicht genug Sorge und Aufmerksamkeit gesendet werden könne, und ermunterte durch allerley Trostgründe den Muth der armen Verlassenen, die es oft unter vergeblichen Thränen bejammerte, dem hilflosen Kinde keinen Vater geben zu können. „Laß du doch nur!" sagte Frau Deigton, „das Geschick rächt sich recht wunderbar, wer weiß, zu was der Knabe aufgehoben ist." Eli lächelte dann und überließ sich lockenden Träumen. Ihr weiches Gemüth war jedem Eindruck empfänglich, von schmerzlicher Verzweiflung zu stolzer Hoffnung hatte sie immer nur einen Schritt zu thun, der sie unversehens über eine oder die andre Grenze wegschleuderte. Glücklich genug, wäre ihr nur das Kind noch geblieben, an dem ihr Herz hing, das, ein still fortlebendes Band zwischen dem Geliebten und ihr, das schwankende Innere in einer Art von Gleichgewicht hielt, und der verwöhnten Phantasie willkommenen Nahrung both! Allein das Geschick scheint sich oft nur darum mit uns versöhnt zu haben, um den herbsten Schlag desto sicherer führen zu können. Mit überraschender Eile befällt es den Tiefaufathmenden, und reißt ihn in den Staub, ehe sich die Kraft zur Gegenwehr noch entwickeln konnte. Wer hier nur bey der Erscheinung selbst stehen bleibt, die jede mitfühlende Brust zerreißt, mag leicht verzweifeln.

So erging es Frau Deigton, als der Tod die zarte Rose am Busen der Mutter knickte, und das kurze Leben noch im ersten Traum des Daseyns hinwelkte. Ihr eigener Himmel war zusammengebrochen. Sie sah nichts mehr, als die trügerische Erde, die früher schon für sie das Grab alles Bestehenden geworden war. Ohne Trost, ohne Erwartung, ganz am Augenblick gebunden, starrte sie auf die kleine Leiche, ohne Eli's dumpfe Betäubung, ihr kindisches Lächeln, den ungewissen Blick, und alle Zeichen innerer Verwirrung zu beobachten.

„Das hat Forrest wohl am Tage seiner Hinrichtung prophezeit," sagte ein alter Knecht im Meierhose. „Auf diesem Fleck," schwor er, „den seine Hand wie ein Brandmahl gezeichnet habe, werde nie ein Lebendiges hin-

führo gedeihen. Da sey der finstre Bund beschworen worden, und ruhelos solle jede Seele diese Stätte fliehen."

Die junge Magd, zu welcher jener die Worte sprach, hörte ihm be fremdet zu, und da sie wenig von dem unterrichtet schien, was der Verbrecher mit der schauerlichen Weissagung gewollt, erklärte es ihr der alte Diener, mit dem Zusatz: den Forrest habe es recht getrieben, hieher zurückzukehren, und sich die Strafe seiner Verbrechen zu holen. So lange sey es ihm gelungen, unentdeckt in der Welt herum zu stehlen und zu morden, da mußte ihn so der Geist des Mitverschworbenen zur Rache anlocken, und in die Gemeinschaft gleicher Qual jenseits hinüberhohlen.

"Die arme Eli!" seufzte das Mädchen, „sie ist in den Ring hineingefallen, den böse Feen Nachts hier zogen! das ist gewiß wahr,“ betheuerte sie, als der alte Knecht ungläubig den Kopf schüttelte. „Wo Kobolde, Elfen oder Andere der Unsichtbaren ihren Reihen tanzten, darf kein Sterblicher ungestraft Wohnung nehmen, und, wie ich hörte, so stand das alte Haus vormahls auf gefeieterm Grunde, kein Wunder, daß es ihr so ging, und auch der Robert Deigton in seinem Frieden Abends von bösen Geistern heimgesucht und entführt ward. Und gleich darauf, sagtet ihr, starb er?“ —

„Nicht gleich darauf, ein Jahr oder später,“ versetzte der Alte, „schleppete er sich wie ein Traum umher. Keine Nacht konnte er schlafen. Immer irrte er im Hofe oder auf der Straße umher. Wenn es draußen stürmte, und die Nacht am tiefsten dunkelte, sah man ihn zumeist über die Brücke nach dem Kastell schleichen. Dort verweilte er dann Stunden lang, niemand weiß, was er da wollte oder that, doch habe ich ihn wohl vor sich sprechend, und mit den Händen umhersechtend unter jenem Apfelbaume getroffen, bey dem er dann bis zum hellen Morgen verweilte, und späterhin die beyden Rosenstöcke auf derselben Stelle, wo er so gern saß, einpflanzte. Es bedeutet mit dieser Stelle etwas, denn —“ Er hielt inne, indem er nachsann, ob er weiter reden dürfe. „Sage er's nur immer, was er denkt,“ versetzte das Mädchen, „ich weiß wohl, was er meint — die weiße Frau mit dem großen Regentuche, die dort im Dunkeln zu sitzen pflegt, nicht wahr? von der wollte er erzählen.“ „Ich kann's wohl eingestehen,“ überlegte jener, „denn es mag leicht ein Menschenkind wie andre seyn. Doch wahr ist's, es sitzt da öfters ein armes Weib und weint. Einst faßte ich mir ein Herz, und redete sie an: „Was macht ihr noch zu dieser Stunde im Freyen, gute Frau?“ fragte ich sie. Sie sah nicht vom Boden auf, sondern entgegnete mit gesenktem Blick: „Ich benecke die Rosen mit meinen Thränen, denn ich will sie diesen Sommer über's Jahr einer Größeren und Beglückteren bringen, als ich bin.“ „Gott sey mir gnädig!“ rief das Mädchen, mit der ausgestreckten Hand nach dem Baume zeigend, „da sitzt sie lebhaftig wieder. Was macht sie nur? Sie faltet die Hände, als wolle sie bethen. Doch regt sie sich nicht weiter. Zusammengesunken bleibt sie unbeweglich auf einer Stelle.“

Wie die beyden noch so mit einander redeten, sahen sie Eli, ihr todes Kind im Arme, zum Hause hinaustreten. Sie ging nach dem Baume hin, und ohne die fremde Gestalt wahrzunehmen, ließ sie sich auf dem Rasensitze nieder, legte ihr Kindchen neben sich und machte die Bewegung, als wiege

sie es ein, wobey sie ganze Hände voll Gras ausrupfte und die kleine Leiche damit bedeckte.

„Gute Eli,“ fragte die Unbekannte, „wollt ihr den armen Knaben hier zur Ruhe bringen?“ „Still, Jane Shore,“ flüsterte jene, „ich lege den Knaben in seine Wiege. Er schläft jetzt; wenn sein Vater kommt, soll er munter seyn und ihn mit den großen blauen Augen anlachen. Wißt ihr nicht ein feines Wiegenlied, gute Jane? ihr seyd ja eures Wiges wegen überall gerühmt und wißt mit Vornehmen umzugehen. Sagt doch, singt ihr niemahls bey der Wiege eurer Kinder?“ „Ich habe keine Kinder, gute Eli,“ entgegnete jene. „Keine Kinder?“ rief diese, „was macht ihr denn hier?“ „Ich warte fremder Leute Kinder,“ erwiederte Jane. „So? ey, so nehmt doch auch dieß hier in eure Obhut,“ lächelte Eli, „derweil ich in die Stadt gehe, und meinen Freund auffuche. Er bleibt so lange aus. Mich bangt heut so nach ihm.“ „Der,“ versetzte Jane, „kann heut nicht mehr zu euch kommen, denn seit gestern ist er ein großer, mächtiger Herr geworden.“ — „Wie? — ein großer mächtiger Herr?“ wiederholte Eli, als könne sie die Vorstellungen, die wohl einander in allzurascher Folge drängten, nicht sogleich zusammenreimen. Drauf schlug sie die Hände freudig zusammen, und rief in frohem Aufwallen des Entzückens: „Nun werde ich auch eine große Dame! Nun darf er mir's nicht abschlagen! Kommt mit mir, gute Frau, ihr sollt mich lehren, wie man mit Vornehmen spricht.“ „Nein, Kind,“ versetzte jene, „ich will dich lehren, wie man das Herz bezwingt, und Stolz und Eitelkeit dem Himmel unterwirft. Komm! setze dich zu mir, und höre mich geduldig an.“ Eli sah furchtsam zu ihr auf. „Bist du auch die Jane Shore?“ fragte sie mit ungewissem Blick. „Ja wohl, ja wohl,“ lächelte die Arme „ich bin's und habe mich des Namens nicht zu schämen, wohl aber, daß ich es verwirkt, ihn mit Ehren je zu tragen. Des Herzens Kammern, liebe Eli, fast wie ein Labyrinth gestaltet, verbergen stets ein inneres Gemach, zu dem der Schlüssel, dieser oder jener Hand vertrauet, dem eigenen Blicke unzugänglich bleibt. Kommt nun der rechte Eigenthümer, eröffnet er die Thüre und zieht als Herr und Meister ein, so athmet Friede durch die stillen Räume, und was sich widerspenstig aufgelehnt, das schließt sich an einander, und folgt gelassen der Spur des sanften Führers. Doch, gutes Kind, es gibt viel schlaue Diebe, und unvorsichtig verrathen wir uns selbst. Ein falscher Schlüssel ist leicht erfunden, und Eitelkeit und heißes Blut zeigen behenden Spähern von selbst den Weg. Ist der Betrug gelungen, der Feind nun eingelassen, die Herrschaft sein, in slavischer Ohnmacht Willen und Widerstand gebunden — o Eli! wehe dem armen Opfer! Unwiederbringlich verfällt es dem grausamen Tyrannen, zerbricht des Himmels Hand nicht Herz und Leben, und gibt ein neues dir in der Vernichtung tiefstem Elend.“

„O böse Hure!“ schrie das Mädchen, mit scheuer Angst die unwillkommene Nachbarinn von sich stoßend. „Was singst du mir zu dieser Stunde deine schlimmen Sprüche in die Seele! Hoffnung und Trost will ich haben, nicht finstre Weissagungen! Geh! die Welt ist so dunkel, Licht, Licht sollst du mir geben, und sagen, wie ich zu dem mächtigen Herrn komme.“ „Das sollst du ja,“ betheuerte jene, „höre doch nur. Doch erst, Liebchen, sage mir, von wel-

chem Herrn du sprichst?" „Von welchem, du Unholdinn," rief Eli, „von dem Einen, den es gibt, dem H**., Schönen, meinem Liebling, Jane." „Von dem?" lächelte diese. „Ach siehst du denn nicht, wie er dich zornig anblickt? wie sein Auge rollt? und dunkles Roth Stirn und Wangen färbt? Flieh, Eli, flieh! Er hat dir ja das holde Kind schon gemordet, das er mit giftigem Salz heißer Mutterthränen tränkte; er trachtet auch dir nach dem Leben, und suchst du dir nicht bessern Schutz, so ist's auf immer dann um dich geschehen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Schauspiel.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore. Am 3. d. zur Feyer des allerhöchsten Namensfestes Ihrer Majestät der Kaiserinn und Königin, wurde hier zum ersten Male aufgeführt: Der Freyschütze. Romantische Oper in drey Aufzügen, von Friederich Kind. Musik von Carl Maria von Weber, königl. sächs. Kapellmeister.

Vor der Oper wurde das Volkslied: „Gott erhalte Franz den Kaiser!" angestimmt, und Ihre Majestät die Kaiserinn, die den Abend durch ihre Gegenwart verherrlichte, mit dem Ausdruck des herzlichsten Jubels empfangen.

Der Stoff dieser Oper ist aus einer Erzählung genommen, die sich auf eine ziemlich bekannte Sage gründet, und das Gespensterbuch von Apel und Laun 1. Band eröffnet. Da aber beyde, Oper und Erzählung, hinsichtlich der Katastrophe von einander abweichen, so werden wir den Gang der ersteren hier bezeichnen. Die Handlung beginnt mit einem Sternschießen, wozu Armbrustschützen, Landleute und Musikanten versammelt sind. Es geschieht ein Schuß, und herabfällt der letzte Rest des Sterns; der Bauer Kilian (Hr. Gottdank) ist Schützenkönig. Verzweiflungsvoll in sich gefehrt steht der sonst geschickte Jägerbursche Max (Hr. Rosner), dem heute, so wie überhaupt seit kurzem, kein Schuß gelingen wollte. Kilian singt ihm ein Spottlied vor, das der Chor wiederholt, wie es von Alters her in solchen Fällen Sitte ist. Darüber bricht der Unmuth des Verhöhnerten aus. In diesem Augenblick tritt Kuno (Hr. Weinmüller), der Erbförster, auf, und beruhigt die Entzweyten, mahnt aber Maxen, morgen besser auf der Hut zu seyn, da ihm der Probeschuß bevorsteht, von dessen glücklichem Erfolg der Besitz Ugathens (Ulle. Schröder), der Försterstochter, und die Anwartschaft auf das Försteramt abhängt, da Ritter Hugo (Hr. Vogel), Herr des Gaus, Sohnesrechte auf den Eidam übertragen wollte. Bey dieser Gelegenheit wird er aufgefordert, den Ursprung der Stiftung zu erzählen. Sein Urältervater diente nämlich als Leibschütz einem der Ahnherren des Ritters Hugo. Einstmahls auf der Jagd erblickte man einen Hirsch, auf welchem, der grausamen Strafe jener Zeit gemäß, ein Waldrevier mit Ketten fest geschmiedet war, und schnell verhielt der Herr dem guten Schützen, dem es gelingen würde, den Hirsch zu erlegen, ohne den Unglücklichen zu treffen, die Erbförsterey nebst einem nah gelegenen Waldschlößchen. Es gelang, und sicher war der Lohn. Neid und Verleumdung suchten das Verdienst des Schützen bald zu schmälern, indem es hieß, er habe nur durch einen Freyschuß es vollbracht, was so viel bedeutet, als durch Zauberey. Daher wurde nun das Probeshießen fest gesetzt. Max, seinem Glücke nicht vertrauend, wird immer finsterner und verzagter. Da naht sich ihm der wilde Jäger Kaspar (Hr. Forti), vormahls Soldat, und trinkt ihm zu, und weiß seine verzweiflungsvolle Stimmung immer mehr und mehr dahin zu leiten, daß er seinem Rath vertrauend, ihm gelobt, um Mitternacht, da eben jetzt die Konstellation das Wagestück begünstigt, mit ihm nach einem Ort, zu wandern, der den Namen Wolfschlucht führt, wo böse Geister hausen sollen, um sich sogenannte Frenbolzen zu verschaffen. Erst als ihm Kaspar seine eigene Armbrust gibt, und ihn über-

redet, in die Dämmerung hinein auf einen Stöher abzurücken, der getroffen gleich zu Boden fällt, wird der vom Wein bereits Erhitzte auf das Auserste gebracht, und willigt in das Unternehmen ein. Und der Verführer, den Agathe einst verschmähte, bricht in wilden Jubel aus. Die Bolzen werden hierauf unter schauerlichen Erscheinungen wirklich herbey geschafft; bey dem siebenten erschüttert ein furchtbares Ungewitter den ganzen Wald. Agathe wurde unterdessen von finstern Ahnungen und Vorbedeutungen geängstigt. Sie sah im Traum sich selbst als eine weiße Taube, und einen ungeheuren Raubvogel bald darauf. Am nächsten Morgen treten die Brautjungfern herein, sie festlich zu begrüßen, und als Annchen (Die Demmer), ihre Verwandte, die Schachtel öffnet, um den Kranz heraus zu nehmen, hat er sich in einen Todtenkranz verwandelt. Im dritten Akt sind die Jagdgenossen und die Schützen um den Herrn des Hauses, der in seinem Zelte sitzt, versammelt. Kaspar klettert bald nachher auf einen Baum, das Ende abzulauschen, und Max steht des Ritters Wink gewärtig, um den Probeschuß zu thun. Plötzlich läßt sich eine weiße Taube sehen, und Max muß auf sie zielen. Da erscheint Agathe, und warnt ihn, nicht zu schießen, weil sie selbst vom Pfeil getroffen werde; die Taube flattert nach dem Baum, wo der Verräther lauert, Max zielt dorthin, und Kaspar stürzt zur Erde, indem zugleich Agathe niedersinkt. Diese erhobt sich wieder, jener haucht mit einem Fluch den Athem aus. Alles wird nun klar, dem Bräutigam Agathens aber gern verziehen, und ihr Besitz ihm zugesichert, mit dem Vorbehalt, daß er in Jahresfrist die alte Redlichkeit bewähre.

Der Dichter hat den Ausgang dahin motivirt, daß die Strafe nur den Lasterhaften trifft. Dabey bleiben freylich die Orakel nicht in Ehren, und alle Ahnungen, und alle schauerlichen Vorbedeutungen erscheinen hier als leere Zeichen; doch ohne Grund geschah es nicht, und vermuthlich fand er ein tragisches Ende, das durch den Tod der unschuldigen Agathe herbey geführt würde, dem Charakter der ländlich romantischen Oper nicht entsprechend. Sey dem, wie ihm wolle, Deutschland verdankt diesem Text wieder eine Länddichtung, die sich den trefflichsten zur Seite stellen darf, und dem Komponisten, der nun den folgenden Theil dieser Bemerkungen in Anspruch nimmt, ist ein Wirkungskreis dadurch eröffnet worden, worin er sich mit Riesenkraft in vollem Glanz bewegt.

Wenige Tonsetzer alter und neuer Zeit haben den Charakter der Dichtung so glücklich aufgefaßt, sind in den Geist des Romantischen, das eigentliche Element der Musik, so tief eingedrungen, als der Komponist des Freyschützen. Dieses Werk beweist mit siegreicher Klarheit, daß der Genius, den wir in Mozart's und anderer Meister Werken mit immer wachsendem Entzücken stets bewundern, noch nicht erschöpft ist. Die Länddichtung eignet sich dazu, in der Geschichte der Musik eine besondere Epoche zu bilden, weil sie mehr, als Spott und Hohn, Stürmen und Donnern gegen den Mißbrauch der Kunst und das Verderbniß des Zeitgeschmacks, den Dämon der Illusion bekämpfen und vernichten wird. Jede Einzelheit in dieser Komposition trägt den Stempel der Genialität und der Meisterschaft an der Stirn. Jedes ergreift, entzückt, und spricht die Bewunderung auf eigene Weise an. Um ausführlich über ein so tief gedachtes und so kunstvoll ausgeführtes Werk zu schreiben, würde mehr Raum erfordern, als ein Blatt von vielfacher Tendenz gestatten kann. Jedes Gesangs- und Musikstück erregte lauten, enthusiastischen Beyfall, oder stilles Entzücken, wobey es jedoch selten blieb, weil jene Stimmung fast immer diese überflügelte, wie der Tonsetzer schon in der ideenreichen, großartigen Ouverture den Dichter hinter sich zurück gelassen hat. Denn wirklich, wenn man das ganze Tonwerk Schritt für Schritt betrachtet, scheint es doch, als ob ein hochbegeistertes Gemüth nur den ersten günstigen Augenblick erwartet hätte, um alles dessen, was in seinem Innern braust und glüht, in einem vollen Strom sich zu entladen, ohne seine Fülle zu erschöpfen. Man sagt gewöhnlich, der erste Akt sey der gelungenste, gediegenste. Es wurde vorhin schon bemerkt, daß Alles ausgezeichnet sey, und es darf hinzu gefügt werden, daß von Anfang bis zu Ende großer Sinn und großer Fleiß, die lebendigste Phantasie und immer rege, durchdringende Besonnenheit sich offenbare. Die besondere Wirkung, die der erste Akt ver-

urfaßt, liegt in der Dichtung selbst, in der Folge und dem Gegensatz der einzelnen Stücke, überhaupt in der belebteren Situation dieses ganzen Theils der Handlung. Wenn in der zweyten Hälfte der Overture, die zum größten Ersauern bey einem solchen Aufgeboth von Mitteln, einer solchen Fruchtbarkeit von Harmonien, sonst herrschende Klarheit vermischt wird, so rührt es von dem kühnen Streben, in die geheimnißvolle Geisterwelt zu dringen, ihre Tiefen zu durchwandeln und das Wunderbare, Unbegreifliche zu schildern, wo der erste Versuch den Meister selbst erbeben machte. Nun eröffnet sich die Scene und eine ausgelassene, schnell ergreifende Volksfreude theilt sich durch den Ausbruch des Jauchzens nach glücklich erfolgtem Königsschuß in der Näh und Ferne mit. Der ganze Umkreis hat sich schnell verwandelt, wir fühlen uns aus der Welt der Ahnungen und Phantasien in die heitere Wirklichkeit, aus zweifelhafter Dämmerung an das Tageslicht versetzt. Der auf den einleitenden Chor folgende Lach- und Spottchor, nebst dem Liede des Bauern Kilian, hat etwas so Originelles und bey so vieler Einfachheit so viel echt Humoristisches, daß man dieses Stück nur mit sich selbst vergleichen kann. In dem Terzett zwischen Runo, Max und Kaspar, in welches der doppelte Chor betrachtend und tröstend eingreift, erschließt sich das Innere des menschlichen Gemüths, zwey sich bestreitende Gefühle stoßen auf einander, schnell aber geht der leicht bewegliche Volksinn in seine eigenthümliche Heiterkeit über, und diese Stimmung macht wieder einen vortheilhaften Kontrast mit dem folgenden Gesang des Max, aus dessen düstren Schwermuth der innre Kampf und der dumpf sich heranwäzende Aufruhr des schwankenden Herzens hervorbricht. Hierauf stimmt Kaspar das wilde Trinklied an, aus welchem übermüthige Verworfenheit und der Triumph der Hölle tönt, indem Gesang und Instrumentirung sich in einem schneidenden Zusammenklang begegnen. Die Schlußarie dieses Aktes schildert den Ausbruch satanischer Schadenfreude mit der höchsten Kraft der Harmonie, und steigert die Wirkung dieser Abtheilung auf den letzten Punkt.

Wenn wir jede Nummer einzeln hier berühren wollten, so würden wir uns gegen die Eintönigkeit des Lobes kaum verwahren können, und dieß bey allem Reichthum, aller Mannigfaltigkeit des Stoffes, weil überall das Treffliche mit dem Trefflichen wetteifert.

Der zweyte Akt fängt mit einem Duett, von Agathe und Annchen gesungen, an, worin die beyden kontrastirenden Empfindungen beyder trefflich vereinigt sind. Diese Aufgabe war gewiß keine der leichtesten. Der Komponist hat sie eben so befriedigend gelöst, wie die scheinbar schwierigere, in der Scene Agathatens, die mit dem Ausdruck schwermüthiger Erinnerung, frommer Erhebung und einem vom Kampf streitender Gefühle belebten Rezitativ wechselt. Welches fortdauernde Interesse wußte er in diesen ziemlich gedehnten Text zu legen!

Das Terzett zwischen Agathe, Max und Anna schildert wieder auf eine so klare und lebendige Weise die gegen einander ankämpfenden Regungen, und das Gewühl der Leidenschaften, daß der Streit in harmonischer Verkörperung gleichsam in die Außenwelt hervorgezogen wird. Den Schluß dieses Aktes nimmt die Beschwörung ein. Der Dichter hat hier nur angedeutet, der Komponist überbiethet mit erschütternder Gewalt sich selbst, vom ersten dumpfen Geisterchor an, bis zum letzten tobenden Ausbruch der unterirdischen Gewalten, wo der Geist wundersam erschütternder Harmonien den Abgrund zu zersprengen, und seinen innern Aufruhr zu enthüllen scheint.

Der dritte Akt beginnt, nach einer Zwischenmusik, die auf den Anfang der Katastrophe hindeutet, mit einer fromme Rührung athmenden Ravatine, worin Agathe ihre trüben Ahnungen und schmerzlichen Gefühle in seelenvollen Tönen aushaucht. Hierauf folgt Annchens Romanze, worin der Komponist dem Dichter auf das freundlichste entgegen kommt. Nach diesem treten die Kranzjungfern ein, und stimmen das im Geist des echten Volksgefängs erklingende, lieblich einfache Brautlied an, das sich mit der ersten Strophe gleich in's Herz drückt, ohne daß man es zu hören überdrüssig wird. Eben so ertönt für immer in die Seelen der begeisterte Jägerchor nach der letzten Verwandlung, der das Herannahen der wichtigen Entscheidung und das fröhliche Leben der Jagd in Tönen des Jubels und mit unübertrefflicher Wahrheit mahlt. Wenn unter den

sämmtlichen Chören, die alle mit dem Siegel des herrlichsten Gelingens bezeichnet sind, irgend einer auf den Vorzug Anspruch machen dürfte, so war es dieser. Mit Jubel wurde seine Wiederholung verlangt, und das Chorpersonal bewährte, wie im übrigen und bey andern Gelegenheiten, seine ausgezeichnete Geschicklichkeit. Der Tonseker hat den gedehnten, und durch die Abweichung von dem Gange der Begebenheiten, wie sie in der Erzählung auf einander folgen, weniger wirksamen Schluß, in möglichster Kürze und mit aller Kraft einer unerschöpflichen Phantasie behandelt. Die Augen aller wahren und gründlichen Kenner, wie aller leidenschaftlichen Verehrer echter Tonkunst sind mit vollem Recht auf dieses Werk gerichtet, in welchem der Charakter deutscher Tonkunst überhaupt in fortdauernder Kraft und Fülle aufs Neue sich bekundet.

Mlle. Wilhelmine Schröder sang die Stimme der Agathe mit tief erregender Gemüthlichkeit, die in der großen lyrischen Scene des ersten Akts und besonders am Schluß zu hoher Leidenschaft gesteigert wurde. Angenehme Nührung erweckte auch der einfache Vortrag der Kavatine und des Gebeths im dritten Akt. Der Vortrag der Prosa eignet sich dagegen bey der jungen Sängerin immer mehr die von mehreren Mitgliedern dieser Bühne angenommene singende Deklamations-Monotonie an.

Hr. Kosner sang mit möglichster und recht ausgiebiger Kraftäußerung. Ein tief bewegtes, leidenschaftliches Gemüth muß Vortrag und Darstellung beleben, auch ist die Auffassung und Durchführung einer so schweren Rolle nicht in Jahr und Tag begriffen und erlernt; länger ist Hr. Kosner nicht auf dem Theater. Was er in dieser kurzen Zeit geworden, bringt ihm und seinem Meister, Hrn. Hofkapell- und Kammer-sänger Simonini, große Ehre. Opern, wie die gegenwärtige, werden ihn überzeugen, daß für einen deutschen dramatischen Sänger ein höheres Ziel als jenes der leeren Surgeleyen zu erstreben ist.

Hr. Forti leistete Vorzügliches, und zeigte, so im Spiel, wie im Gesang, daß er die Bedeutung des Charakters aufgefaßt habe; daß es ihm an Kraft nicht fehle, das richtig Aufgefaßte mit allem Nachdruck auszuführen, hat er anderwärts schon dargethan und wiederholte hier zur vollen Überzeugung den Beweis. Mit großer Sicherheit und einem das höchste Ziel erschwingenden Nachdruck gab er den Charakter beyder Arien wieder.

Mlle. Thekla Demmer (Annchen) war in der ersten Vorstellung nicht bey Stimme, den zweyten Abend gelang ihr dieser heitere, fein gezeichnete Gegensatz von Agathens trüben Ahnungen und wehmüthigen Gefühlen etwas besser.

Das Kostum ist einfach und geschmackvoll. Unter den fünf mit gleichem Fleiß ausgeführten Dekorationen, bestehend aus zwey Landschaftsgemälden, zu Anfang und zu Ende, der starren, ausgestorbenen Schlucht, und den beyden antiken Gemächern des vornahigen, jetzt zur Forsterey bestimmten, Waldschlößchens, fesselt jede in ihrem Eigenthümlichen die Aufmerksamkeit; am meisten aber das vom hereinfallenden Sonnenlicht erhellte Zimmer Agathens im dritten Akt, mit seinem heitern Farbenton, so festlich prangend, als lächelte nach schwerer Wetternacht der schönste Frühlingmorgen frisch bekränzt herein.

V e r i c h t i g u n g.

Im Nr. 134 auf der letzten Seite, oben, lese man das Schloß meines Onkels, st. das Haus etc.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schick.

Bedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 15. November 1821.

137

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, wofür hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey H. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Lentler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versent et.

Der Meierhof zu Southwark.

Eine Erzählung

von Caroline Baroninn de la Motte Fouqué, geb. Baroninn von Brieß.

(Fortsetzung.)

„O Gott,“ rief Eli, „es verwirren sich mir alle Gedanken, du redest wohl im Traume? Oder träume ich? Was will er denn mit seiner Gattinn?“ „Sie verstoßen,“ sagte jene, „wie er dich verstieß. In ihm ist nicht Treue, nicht Glauben. Auch sie wird er's einst entgelten lassen, daß er für sie braunte.“

„Auch diese Anna —“ schrie das Mädchen. „Ach je! hier ist ein Ring von ihrer Hand; ich will hin zu ihr, sie soll dem Vater seinen Knaben bringen. Er muß ihn aufnehmen, Jane, wie es einem solchen Sohne gebührt, er kann nicht anders, er schändet sich sonst vor der Welt.“ „Das achtet er so wenig, Eli,“ erwiderte Jane Shore, „als er deiner Thränen achtet. Sieh' nur, dem Wankelmüthigen willst du dein armes Kind vertrauen? — Ich weiß wohl einen Bessern, dem du es bringen sollst.“ „Einen Bessern? sprich, nenne ihn!“ „Dem Herrn aller Herren,“ erwiderte jene, „er hat den Knaben auch schon gerufen, hast du es nicht gehört?“ — Eli schüttelte den Kopf. „Ja, ganz gewiß“ fuhr sie fort, „du kannst mir's glauben, und willst du, so öffnen wir den dunkeln Gang, durch den das zarte Wesen hinauf zu seinem Vater gehen muß.“

„Und ist das Kind hier denn sicher?“ fragte das Mädchen. „Ganz sicher,“ betheuerte jene. „Mach nur und laß uns Hand an's Werk legen.“

Sie gruben drauf und gruben immer tiefer, da stießen sie auf eine Gruft. „Halt!“ rief Jane. „Jetzt setze dich auf diesen Stein, ich gehe ein Schiffchen aus der Stadt zu holen, da fährt der arme Knabe den finstern Strom entlang. Geleiter sind ihm seine beyden Vettern Eduard und Richard, die Robert Deigtons Hand hier heimlich der verschwiegenen Erde anvertrauete. Ich war dabey, und wache seitdem bey seinen Kindern, die Mutter so im Himmel noch versöhnend.“

Sie ging. Eli saß, die liebe Leiche auf ihrem Schooß. Sie war in tiefen Träumen und schrak entsezt aus diesen auf, als lautes Hundsgebell neben ihr anschlug, und sie einen Mann in langem Regenmantel vor sich stehen sahe, dessen Miene in stummer Dunkelheit der Abdruck eines unruhigen Gewissens war. „Ha, Eli!“ sagte eine Stimme, vor der die Seele der Betäubten hell aufblitzte, „bist du's noch, die so spät hier sitzt? Zeig doch! was trägst du da im Schooß? — Herr Gott im Himmel!“ rief er, einen Schritt zurücktretend, „Mädchen, sehe ich recht? ein Kind, ein zartes, schönes Kind? — Wie kalt und steif faßt sich das Fleisch der Wangen an! du armer Wurm! Eli, es friert — Geh', bringe es zu Bett, ich will mit dir gehen. Komm, führe mich in das kleine Stübchen zurück, wo wir so glücklich waren. Sieh', mich reuet mein früheres Betragen. Gewiß, ich bin dir noch immer gut. Das liebe Kind! Gib mir's Eli, daß ich's in meinem Mantel erwärme.“

„Ach Theurer!“ kispelte das selige Mädchen, „bist du's wirklich? Ich dachte es wohl immer, daß du noch einmahl zu der armen Eli zurückkehren würdest! Du bist wohl besser, als es die Leute sagen! Aber das Kind kann ich dir nicht geben, Lieber, das habe ich schon einem Andern versprochen.“

„Einem Andern?“ fragte er. „Wie sprichst du denn, Mädchen? Wem darfst du mein Kind geben, Eli, wenn du mir's verweigerst?“ „Einem weit Größern, als du bist,“ entgegnete sie, „das liebe Herz, sagt Jane Shore, ist auch schon bey ihm, wir haben nichts mehr, als den kalten Leib.“

„Ist denn der Knabe todt?“ fragte er schauernd. „Todt?“ entgegnete Eli, „nein, ach nein! Er schläft, ich wiege ihn auch, daß er hier nicht wieder erwache. Du glaubst nicht,“ seufzte sie, „wie traurig es hier ist. Da drüben liegt das Haus in Asche, das unsre Liebe still beschirmte, der Mond, der sonst zu meinem Fenster hineinschien, beleuchtet nun die schwarzen Trümmer. Alles ist anders geworden.“ „Und doch wenn du hier sitzt, so könnte ich denken —“ „Nein,“ schrie sie plötzlich, „ich sehe es wohl, du bist mein Geliebter nicht, du bist der Grausame, der seine Hand nach meinem Leben ausstreckt. Geh!“ flehete sie, „du willst mich ganz gewiß ermorden! Das Kind — Um Gottes willen, laß mir das Kind — Ich will, ja ich schwöre es,“ stammelte sie kniend, „ich will niemahls, niemahls vor deiner Thüre wieder schlafen. O Guter, Theurer, nimm mir das arme Kind nicht!“ „Eli!“ sagte er mit unsicherer Stimme, „armes Mädchen, so elend wurdest du! Gott hätte ich gewußt —“ „Du bist gerührt?“ rief sie aufspringend, „du bist wohl doppelt? bald kenne ich dich, bald bist du mir fremd! — Wenn du zaubern kannst, so rufe mir die schönen Tage zurück, wo ich dir glaubte, und so selig war. — Wie es ist, so ist's vorbey — Ich kann nicht wieder glücklich werden. — Nein, niemahls, niemahls, das ist ganz vorbey!“

Der Betäubte saß in stummer Verfinsternung des Innern neben ihr. Er hielt sie umschlungen. Sie lehnte den Kopf an seine Brust; schlaff lag die Hand in der seinen. Er spielte gedankenlos, dumpf in Vergangenes zurückdämmernd, mit den feinen, schlanken Fingern. Ein Ring an diesen fiel ihm auf. Er zog ihn leise ab. „Ein Andenken dieser Stunde,“ sagte er, Eli küssend, „nehme ich mit mir, ich werde mich an dich erinnern, Mädchen, so oft ich den Reif betrachte.“

„Das thut, edler Herr!“ sagte sie, sich langsam aus seinen Armen

windend, „das thut! denn Anna gab ihn mir. Der Ring sollte mir die Kammern des Fräuleins öffnen, wenn Noth und Angst mich wieder auf die Schwelle eures Pallastes trieben. Ich werde den Weg nun nie mehr gehen. Ich vermache euch das Kleinod, mein edler Herr! Seht zu, daß es nicht an euren Fingern roste, und eine Klammer werde, die Brust und Seele in Todesangst zusammenpresse. Laßt keine Reuethräne das Gold erblinden, den funkelnden Rubin in Flammenqual nicht schmelzen und fließend Blut die Finger nehen. Bewahrt euch in dem neuen Bunde! O Gott! Gott! ihr stoßt mir doch das Messer in die Brust! Geht, trügerischer Mann, den meine Seele wider Willen liebt! Die letzten Augenblicke sind wie die ersten meiner jungen Liebe — Geht! Ich habe euch weinen sehen — Laßt mir das Bild. Ich nehme es hinüber, wohin ich meinen Knaben führe. Das liebe Kind! hier schläft es bey Andern, die ein strenges Wort aus dieser Welt verbannte!“

„Bey wem, Eli, bey wem bettest du den Knaben?“ — „Er bleibt in der Verwandtschaft,“ flüsterte sie — „die gemordeten Beyde schlummern hier.“

Er behielt nicht Zeit, die letzten Worte genauer zu erforschen, denn Jane Shore ließ ihre Tritte hören, und niemanden wollte er auf seinen näch'tgen Wanderungen kenntlich werden. Er ging mit raschem Schritt, sein Gefolge zu ereilen, und Reue und Mitleid in dem Strome neuer Lust wohlthätig zu ertränken! Bald war Eli, und was sie that und sagte, vergessen. Ihr armes, gequältes Herz ruhete schon Wochen in der Erde, als er mit der neuen Gattinn den Prachtzug durch London hielt, und der Tadel und Unwillen der Menge vor dem Geräusch festlicher Musik verstummte.

Indeß vertrocknete Marthe Deigton in dürrem Kummer, und fristete noch eben ein zerfasertes, halb bewusstloses Leben. Der Better aus der Lombard-Straße war der Einzige, der zu ihr kam. Mit Eli hatte sie ihre nächsten Erben verloren. Der arme bedürftige Mann hoffte der hinwelkenden Verwandten die Trümmer ihres Vermögens abzuschmeicheln, und ließ sich darum den mühseligen Gang, und die beschwerliche Unterhaltung nicht verdrießen. Er hatte immer etwas Neues zu erzählen, und wußte durch Unerwartetes die Aufmerksamkeit der Nuhme zu spannen.

Es brauchte dieß auch, um den erlöschenden Lebensfunken in ihr aufzuhelfen. Sie glich einer Leiche, deren Geist im Entfliehen noch in matten Blitzen die Hülle durchleuchtet. Die Nachbarn fabelten viel vom geheimnißvollen Einfluß dunkler Wesen, die den Hof der armen Witwe Deigton besuchen. Man sah die weiße Gestalt Nachts in gebeugter Stellung auf dem Sitze am Apfelbaume mehrmahls wieder, und von Munde zu Munde ging die Sage, es haben hier zu allen Zeiten die Feen ihren Tanz gehalten, und trauernd schleichen sie nun einher, und werden nicht eher ruhen, bis dieser Fleck, von Menschenwohnung frey, ihnen wieder zufalle. Alle, sagten die Klugen Weiber von Southwark, die dem Feenkreis verfallen, verzehre innre Gluth, und wie das Loos den Robert Deigton und seine Nichte, ihr Kind, und was sich ihnen vertraut gezeigt, bereits getroffen habe, so werde es nun auch Frau Marthe treffen. Dem Better kam dergleichen auch zu Ohren, doch ließ er's da hindurchgehen und meinte, er werde von den Geistern nicht

heimgesucht werden, da er ihnen stets fremd geblieben, und von ihnen nicht gekannt sey.

Einſt, als er nach beendetem Tagewerk noch spät nach dem Meierhose eilte, schien ihn etwas Ungewöhnliches zu treiben. Er konnte es kaum erwarten! Es brannte ihm unter den Füßen. Er trat auch sogleich mit den Worten in's Zimmer: „Wißt ihr's schon, wertheſte Muhme Deigton, wißt ihr's schon, die Anna iſt in Verwahrſam, und die Gerichte wollen ihr wegen verbrecheriſchem Liebeshandel an das Leben.“

„Ewige Gerechtigkeit!“ ſagte Marthe, die Augen blihend zum Himmel gehoben. „Sie, die mein armes Mädchen verdrängte — eine Dritte ſtieß ſie wohl in die Grube! So hängt ſich Ein's an's Andre! Ein's an's Andre, guter Better, biß es zuletzt auch ihn, den Graufamen, faßt, und mit hinab zieht. — Nun er wird ſeinem Richter nicht entgeh'n! Seht nun, Better, wie der ſchwarze Tower ſo ſchauerlich hier herüber auf das Grab der armen Eli ſieht. Beyde betrogene Mädchen ſuchen ſich nun — aber keine kann aus ihrer Gruft heraus! Wartet nur, Kinder, der Tod wird wohl endlich beyde vereinen!“

(Der Schluß folgt.)

Der Herbt.

Aus dem Morning Chronicle vom 16. Oktober 1821.

Wir ſaßen unter einer Weide lichteſtem Schatten,
Das friſche Laub begann ſo eben zu ermatten;
Verfloſſen war des Sommers heuſter Reiz und Glanz,
Des Winters Dunkelheit war faſt gekommen ganz;
Es murmelte ein ſchwarzes Bächlein uns zur Seite,
Die Winterwolken trieben fort hinaus in's Weite;
Der Tag war finſter, trüb, die Luft war ſchaurig, kalt,
Und alles hatte traurigmachende Geſtalt;
Doch war ich glücklich, denn wenn Nichts auch ſchien geheuer,
So fühlt' ich doch, daß ich Dir war noch immer theuer.
Denn damahls war es, Liebſte, daß Du ſprachſt zu mir:
O Liebſter mein, geh nicht ſobald hinweg von hier.

Man ſah nicht mehr die Roſen und des Weinstocks Neben
Mit den Jasminen am Geländer ſich erheben,
Verloren hatten Veilchen und Bergſchmeinnicht
Den ſüßen Wohlgeruch, das ſanfte blaue Licht;
Der Vögel Lieder hatten längſtens ausgeklungen,
In finſt'res Schweigen war die Gegend rund verſchlungen,
Und Felder, die geglänzet in des Sommers Schein,
Erschienen traurig, wißd und fürchterlich allein;
Doch war ich glücklich, denn wenn nichts auch ſchien geheuer,
So fühlt' ich doch, daß ich Dir noch war immer theuer,
Denn damahls war es, Liebſte, daß Du ſprachſt zu mir:
O Liebſter mein, geh nicht ſobald hinweg von hier.

Taschenbücher für das Jahr 1822.

Das Taschenbuch für Liebe und Freundschaft wird seit sechs Jahren von dem Wintergarten, von demselben Herausgeber, begleitet. In dieser Hinsicht nun, wozu noch die Zeit der Erscheinung und die gemeinschaftlichen Mitarbeiter kommen, mag dieses Werk ebenfalls in die Reihe der Taschenbücher treten.

Auch hier ist den Beyträgen derselben Dichter, wie im Taschenbuche, der Vorzug anzuerkennen. Lina Reinhardt hat in dem Bruder Karl von Philadelphia ein zartes ansprechendes Gemälde, wie Fr. v. Heyden in zwey Gesängen eines größern epischen Gedichts: Helmigild, schöne Bruchstücke eines gehaltvollen Gebildes dargestellt, welches die Erwartung auf die Erscheinung des ganzen Werkes mit Grund anregt. Besondere Auszeichnung kommt ferner der humoristischen Darstellung zu, welche Fr. C. Bühlem von dem Leben und den Thaten des Völkfers, Staats- und Haus-Tyrannen Vayrus macht. Auch Beauregard Pandin hat den Wintergarten mit einer Blume beschenkt, die zu den ungewöhnlichen gehört, und sich durch Inhalt und Vortrag auszeichnet. Er nennt sie die glückliche Überlistung und sie wird jeden Leser zwar nicht überlisten, aber gewiß glücklich überraschen. — Fr. Laun's Erzählung, die Liebe in Gefahr, eine Legende von Wilhelmine Wilmar, genannt die beyden Raben, die zerstreuten Gedichte sowohl als eine Reihe von Scherzgedichten, und endlich die Beyträge vom Herausgeber selbst entsprechen der Erwartung, die sie erwecken. Die äußere Ausstattung des Wintergartens aber gehört unstreitig in jeder Hinsicht zu den vollendetsten Erscheinungen. Gleiches Lob verdienen die zwey vom unerschöpflichen Ramberg gezeichneten und von Gottschick eben so sorgfältig gestochenen Kupfer.

Rheinblüthen. (Karlsruhe bey Gottlieb Braun.) Der erste Jahrgang dieses Taschenbuches erschien 1819 und erweckte die schönsten Erwartungen. Für 1822 erschien der zweyte, und er hat diese Erwartungen nicht zu Schanden gemacht. Der prosaische Theil des Inhaltes übertrifft jedoch die dargebothenen Gedichte, wovon sich nur jene Gust. Schwab's, Grillparzer's (von dem sich nur eines auf S. 41 vorfindet), und Haug's auszeichnen. — Die erste Erzählung: Theodora, von U. Schreiber, ist gut vorgetragen, aber in der Erfindung nicht neu. — Der Oberrichter von Moskau, eine Novelle von Helmine v. Chezy, ist unstreitig das Bedeutendste des Taschenbuches, sowohl hinsichtlich des Umfangs als des innern Gehalts. Wir erinnern uns nicht, von dieser Verfasserinn eine Erzählung gelesen zu haben, wo die Charaktere so treffend gezeichnet sind, und das Interesse so bis zum Ende gesteigert wird. — Adolph von Nassau, eine historische Novelle von U. Schreiber, enthält die bekannte Sage von der Erbauung der Burg Adolfsseeck im Märthale bey Schwalbach. Diese Erzählung ist allzugesdrängt vorgetragen, indem die wichtigsten Begebenheiten auf sieben Druckseiten abgefertigt werden. — Der Probescene aus den Bärenrittern (Posse in zwey Akten), von Justinus Kerner, ist Laune und Originalität nicht abzusprechen, und verheißt dem Ganzen eine gute Aufnahme.

Die sieben Kupfer des Taschenbuches sind ausgezeichnet. Kessler hat das zum Titelpuffer dienende Porträt der Markgräfinn Amalie Friederike von Baden, Fleischmann zwey historische Kupfer, die Königin Bertha am Spinnrocken und die Herzogin Hadewig, und Haldenwang die Ansicht des ehemahligen Reichsstifts Salem gestochen. Gleiches Lob kommt den von Frommel nach der Natur gezeichneten Blättern, Charybdis bey Messina und Scylla in Calabrien zu. Sämmtliche Kupfer sind von U. Schreiber (dem Herausgeber) hinlänglich erklärt worden.

Almanach dramatischer Spiele zur geselligen Unterhaltung auf dem Lande. Angefangen von Aug. von Kobzebue, fortgesetzt von Mehrern. (Zwanzigster Jahrgang. Leipzig bey P. G. Kummer.)

Mit dem Gründer dieses Almanachs scheint auch sein Gehalt verschwunden zu seyn, und keine Bemühung des Herausgebers hat bisher den gesunkenen Werth zu steigern vermocht. Der gegenwärtige Jahrgang biethet der Leses und Theaterwelt nachstehende sparsame Ausbeute dar:

1. Nummer 777. Eine Posse in einem Akt und in Prosa, von C. Lebrün. Den mündlichen Relationen eines Freundes und den Expositionen in den Pariser Blättern verdankt der Bearbeiter, wie er anführt, den Stoff dazu. An Humor gebricht es dieser Kleinigkeit nicht, die allerdings zu den bessern Gaben des Almanachs zu zählen ist, und auf der Bühne eine gute Aufnahme finden wird.

2. Nach einer aus Zeitschriften des Jahrs 1818 bekannten anmüthigen Erzählung: Florette, oder: die erste Liebe Heinrichs IV. scheint Deinhardstein sein eben so genanntes dramatisches Gedicht bearbeitet zu haben. Nur ist aus dem Gärtnermädchen der prosaischen Erzählung ein Edelfräulein gemacht worden, und der Ausgang, der dort die höchste Rührung erweckt, läßt hier etwas kalt und ungewiß.

3. Die vier Tanten, ein Lustspiel in einem Akt, von einem Ungenannten, ist nicht ohne Witz und komischer Erfindung.

4. Das Erntefest, ein Schauspiel in einem Akt, ebenfalls von einem ungenannten Verfasser, ist der längste, aber zugleich auch der unbedeutendste Beitrag des Buches.

5. Das nun folgende und gleichfalls aus einer ungenannten Feder gestoffene Spiel in Versen, der Bruder und die Schwestern, ist eben so gehaltlos, wie das Vorige.

6. Besser ist Holbein's frey nach Gellert bearbeitetes Lustspiel in einem Akt, die Witwe und der Witwer, oder: Treue bis in den Tod.

7. Den Schluß dieses Jahrganges macht ein Lustspiel in einem Akt von Dr. Bernhard Gottlieb Wetterstrand: die Macht der Zeit. Es erhebt sich ebenfalls nicht über die Mittelmäßigkeit; ja man könnte von der Handlung selbst sogar sagen, daß sie an das Lappische grenze.

Correspondenz = Nachrichten.

Breslau, Ende September.

Seit unserm letzten, über die hiesige Bühne abgestatteten Bericht hat dieselbe wenig Neuigkeiten dargebothen: Houwalds Bild, dessen Leuchthurm, Fluch und Segen, Müllners Albaneserinn, Stücke die auf dem Repertoire anderer bedeutenden Bühnen Eingang gefunden haben, vermiffen wir noch auf der unsrigen. Weit entfernt mit der Direktion über deren Zurückhaltung rechten zu wollen, möchten wir sie vielmehr bitten, die Aufführung der genannten Stücke auf bessere Zeiten zu verschieben. So wie das Personal unserer Bühne gegenwärtig beschaffen ist, dürfte es hinsichtlich der Tragödie auch den billigsten Anforderungen nicht Genüge leisten können; und bey einer doch gewagten Aufführung solcher Trauerspiele möchten den Dichtern gewaltig die Ohren klingen, wenn unser erster Heldenspieler die schönsten und gerundetsten Stellen in eine Menge willkührlicher Perioden zersägt und zerstückelt. Unter den angedeuteten Umständen, fand es die Direktion am gerathensten, ein Spektakelstück in die Scene zu setzen. Wir haben daher, Ende

July: Das Turnier zu Kronstein oder die drey Wahrzeichen von Franz v. Holbein. Die beyden ersten Akte, dieses in einer zwitterartigen Sprache geschriebenen Stücks, bewegen sich so langsam vorwärts, daß sie einen Probierstein für die Geduld des Publikums abgeben können. Der dritte Akt hingegen scheint vom Verfasser mit besonderer Vorliebe behandelt zu seyn, und hat auch ein zahlreiches kunstsinziges, so wie der vierte und fünfte Akt ein noch zahlreicheres schaulustiges Publikum

zum Besuch herangezogen. Frau v. Holten, welche sich mit jeder neuen Rolle der Kunst und Zuneigung des Publikums werther macht, feyerte als Elisabeth ihren Triumph, und man könnte uns leicht einer Ungerechtigkeit zeihen, wenn wir nicht darauf aufmerksam machten, wie dieser jungen Künstlerinn ein ehrenvoller Platz neben den uns bekannten Darstellerinnen dieser Parthie, den Damen Löwe, Brede und Kerner gebührte — Einen schroffen Gegensatz zu Frau v. Holten bildet Hr. Dittmarsch als Kuno von Starkenburg. Von diesem Schauspieler gilt, was wir oben von dem Heldenspieler unserer Bühne anführten; fügt man zu dem Gerügten noch ein nachlässiges Memoriren, so hat man die Zeichnung, zu welcher Hr. Dittmarsch in der genannten Parthie gefallen hat. — Hr. Stawinsky als Knappe Starkenburgs leistete theilweise recht viel Lobenswerthes; im Ganzen schien jedoch die bey dergleichen Stücken, auf Bühnen, wie die unsrige, recht fühlbare Plage eines Regisseur du spectacle ungünstig auf sein Spiel einzuwirken. — Der feige Lauffenheim wurde von Hrn. Kriete wahrhaft künstlerisch gegeben. Dieser junge Schauspieler, die erste Zeit seines Hierseyns eine Befangenheit in alle Parthien übertragend, fängt nun an, heismisch auf den Brettern zu werden, und mit Vergnügen sehen wir dessen Talent sich mit jeder neuen Rolle entwickeln.

Angelika, Trauerspiel in einem Akt, von Carl v. Holten. Von diesem in unserer Mitte lebenden jungen Dichter, sind schon einige seiner früheren Erzeugnisse mit vielem Beyfall auf unserer Bühne gegeben worden, und wir wissen nicht, warum es dem Verfasser gefallen hat, dieselben von andern Bühnen entfernt zu halten. Eine freundliche Aufnahme hätten sie gewiß gefunden. Sollte jedoch Hr. v. Holten noch jezt darauf eingehen, so möchten wir ihm freundlichst anrathen, erstgenanntes Trauerspiel davon auszuschließen. Einige Situationen sind mit einer echt poetischen Gedankenfülle ausgeführt, auch macht die höchst blühende, dem Ohr außerordentlich wohlthuende Diktion, dem Dichter alle Ehre. Der Mangel des kleinen Stücks sind jedoch mehrere. Wir rechnen unter die größeren, den grellen, widernatürlichen und abstoßenden Stoff (Angelika liebt ihren Vater, den Grafen Asti), so wie den lückenhaften Zusammenhang des Ganzen. Auch läßt sich das nicht entschuldigen, daß der Dichter von sieben spielenden Personen drey, sage drey Personen, auf der Bühne des Todes verbleichen läßt. — Die höchst schwierige Rolle der Angelika (sichtbar, jedoch sehr brav der Shakespear'schen Ophelia nachgebildet) wurde von Frau v. Holten, besonders in der Wahnsinns-Szene, ganz vortrefflich gespielt.

August. Franziska von Foix, heroisch komische Oper in drey Akten, von Castelli und Weigl. Sowohl Text als Musik biethet den Sängern wenig Gelegenheit zur Auszeichnung dar. Da sie überdies noch verfehlt besetzt war, so dürfte die am andern Abend wiederholte Vorstellung derselben wahrscheinlich auch ihre letzte gewesen seyn.

September. Lehrer, Schüler und Korrektor, ein nach dem Franz. bearbeitetes Lustspiel von Lebrün, würde um die Hälfte gekürzt, eine halbe Stunde recht angenehm unterhalten, statt daß es, so wie es gegeben wird, eine ganze Stunde langweilt.

(Der Schluß folgt.)

Schauspiel.

Theater an der Wien, den 6. d. zum ersten Mal: Baron Dolzheim, oder: Husarenstreiche. Komische Oper in zwey Aufzügen, aus dem Italienischen von J. Ritter v. Seyfried. Musik von Paccini.

Der wunderfeltfame Stoff mag aus einer Anekdote genommen seyn, und zwar, aus einer deutschen, wenigstens tritt im zweyten Akt die Ähnlichkeit der Flucht des Helden; der seine Kameraden bald darauf zum Siege führt und von dem Herzog begnadigt wird, mit der Katastrophe eines neueren Drama's, worin dieser Herzog, wiewohl in einer frappanteren Maske, ebenfalls erscheint, auffallend genug hervor. Übrigens

wäre es unbillig, dieses dichterische Werk mit dem andern in irgend eine Zusammenstellung zu bringen. Das Stück hat einen militärischen Charakter, aber den verkehrtesten, der sich nur denken läßt, und der jedem in die Augen fallen muß, wenn er auch in den militärischen Institutionen im geringsten nicht bewandert ist. Hierin liegen einzig auch die komischen Ingrediencien der Oper. Eine bessere Musik, als diese, würde zu einem solchen Textbuch scheitern, denn es kann, aufrichtig gesprochen, nicht leicht ein unbedeutenderes geben. Muth bedarf der Kompositeur, der so etwas bearbeiten will; und P a c c i n i hat ihn ritterlich bewiesen.

Diese Komposition ist in der herrschenden Manier, daher darf man sich nicht wundern, auch hier überall Ähnlichkeiten zu bemerken, die Manier bringt das überhaupt so mit; außerdem gibt es noch handgreifliche Reminiscenzen und Plagiate genug, und zuweilen steckt der Vorsteher dieser modernen Schule den ganzen Kopf heraus. Daß bey so gestaltn Dingen alle Fehler und Mißgriffe des Meisters in Hülle und Fülle mit zum Vorschein kommen, läßt sich nicht bezweifeln; die interessante Erfindungsgabe hingegen, die Anmuth der Melodien und dergleichen mehr, werden nur zu sehr vermist, so daß man dem Nachahmer ordentlich noch Dank wissen muß, wenn man ein recht bekanntes Thema, einen schon beliebten Satz vernimmt. Manches ist mit Fleiß behandelt, doch ohne besonderes Talent, ohne Eigenthümlichkeit und Auszeichnung. Stößt man in einem Gesangstück auf eine Stelle, die etwas Anziehendes verspricht, deren Anlage die Aufmerksamkeit erregt, so hat es keinen Bestand, und der Übergang, oder meistens Theils der Schluß, geht, wie in dem Duett des Herzogs mit dem Wachtmeister, in ein Tanzstück über. In diesem ersten Akt ist noch das Terzett zwischen D o l s h e i m, B r a n d und W i e s e n t h a l, und das Septett des Finals zu dem besseren Theil zu rechnen, aber sie ergreifen nicht, erwärmen nicht einmahl. Die mit Beyfall von Amalie (Mad. Schüh) gesungene Kavatine war eingelegt. Im zweyten Akt erhielt eine große Arie, aus einem Largo und Allegro vivace bestehend, durch den sehr gesungenen Vortrag des Hrn. J ä g e r, als die einzige Nummer, die hier ansprach, besondere Auszeichnung.

Überhaupt haben die Sänger sonst im Einzelnen wenig Gelegenheit hervor zu treten. Mad. S p i g e d e r s Bemühungen, etwas Erfreuliches zu leisten, wiewohl sie nicht sehr bey Stimme war, wurden nach der Arie mit Rezitativ anerkannt; das Passagensstück am Schlusse des zweyten Akts gelang ihr noch besser. Hr. S e i p e l t sang diesen Abend nicht mit glücklichem Erfolg.

Ein Hr. M e h l i c h trat in der Rolle des Lieutenant W i e s e n t h a l auf, und wollte uns überreden, er mache seinen ersten theatralischen Versuch. Man sah aber bald, daß er ziemlich frey, wenn gleich nicht sehr gewandt, sich zu benehmen wisse. Einem Anfänger steht die Schüchternheit besonders gut. Er täuschte einen Theil der Zuhörer im ersten Solo des Terzetts, wo er eine etwas starke Mittelstimme hören ließ, und durch deutliche Aussprache des Textes sich empfahl. Im zweyten Akt sang er ein Klavier-Liedchen, um die Zuhörer zu regaliren, wobey es klar genug wurde, daß es diesem eigentlichen Bariton an Umfang und an Bildung fehlt.

Hr. S p i g e d e r (Wachtmeister) spielte ganz gesetzt, aber der beliebten Wortverdrehungen konnte er sich auch dieß Mahl nicht enthalten, und darüber lacht jetzt niemand mehr. — Die Oper mißfiel gänzlich.

M o d e n b i l d XLVI.

Kleid von Parisienne mit getiegetem Fesler aufgepußt. Der Hut von Atlas mit Blumen geziert.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

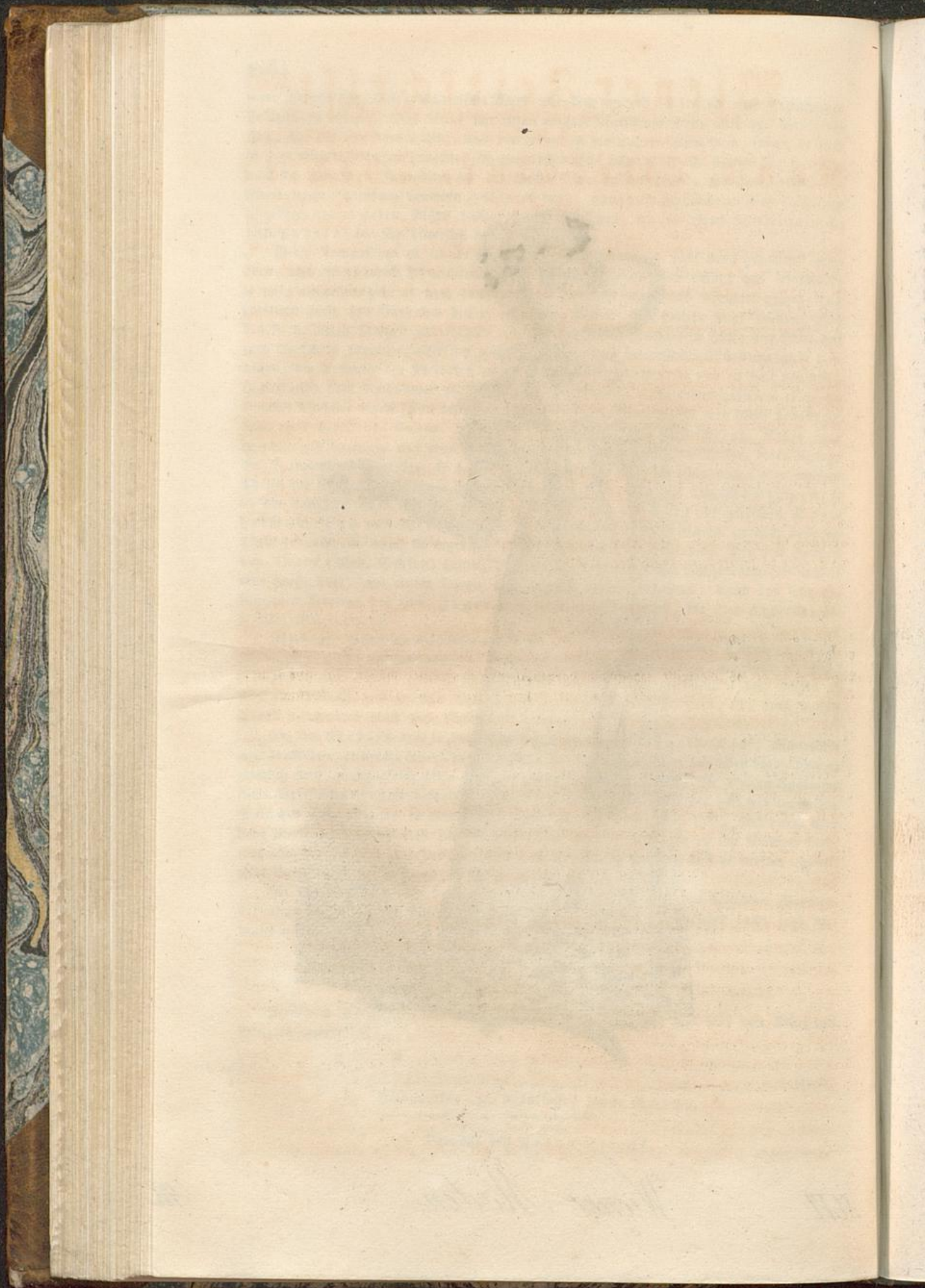
Gedruckt bey Anton Strauß.

nens
ortes
auch
nzig
e. in
ein
vill;
auns
aupt
und
Das
mit
hins
ist,
bes
delt,
man
lage
isten
er,
l s
eren
yfall
hieft
ge
bes
ten.
nicht
gens
esen
ollte
er
nger
sten
deut
lieds
entti
ver
nies



L. v. S. del.

J. v. Höber. sc.



Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 17. November 1821.

138

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels. um 15 fl., halb. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertels. um 7 fl., halb. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Lentler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der Meierhof zu Southwark.

Eine Erzählung

von Caroline Baroninn de la Motte Fouqué, geb. Baroninn von Briest.

(Schluß.)

Der gutmüthige Krämer setzte sich erschöpft nieder. Sein Herz blutete bey dem Gedanken naher, schaudervoller Auftritte. Er gedachte heute mit besonderer Rührung der hübschen Eli, die so elend gestorben, und so leichtsinnig durch's Leben gegangen war. Alles, was dieses kleine Fleckchen Erde seit Jahren getroffen hatte, das verschüttete Gebäude, die gesunkene Wirthschaft, der Anblick der alten gebeugten Muhme, die sonst so geschäftig, so zuversichtlich einherging, es rückte ihm die Vergänglichkeit des Irdischen recht peinlich nahe. Er konnte keinen andern Gedanken in sich finden, und als Marthe jetzt sagte: „Vetter, wenn ich sterbe, so zieht nur mit euren Kindern hier ein, und sorgt für den Apfelbaum und die Gräber darunter,“ durchschauerte es ihn, als sey ein nahes Unglück über ihn verhängt. Mit unruhigem Blick sah er umher, ein kaum unterdrückter Seufzer sagte ihm unbewußt, daß er den Besitz eines Gutes zu fürchten habe, nach dem sein Wunsch so sorgfältig getrachtet hatte.

Um auf andre Gedanken zu kommen, trat er zum Fenster und meinte, sich in der freyen Luft und dem Glanz des Abends zu erfrischen, doch er fuhr erschrocken zurück, und Frau Deigton starr ansehend, sagte er: Traue ich meinen Augen, so ist die weißlich graue Gestalt, die dort zwischen den Apfelblüthen sitzt, die arme Jane Shore oder ihr Geist. Bierzig Jahr sind es nun bald, daß sie Buße thun und als eine Bettlerin umherziehen mußte. Lebt sie noch die Unglückliche?“ „Laßt Vetter dort sitzen, wer da will,“ entgegnete Marthe. „Einige sagen, es sey die alte lebensmüde Frau Shore, Andre sagen noch wunderlichere Dinge. Laßt das — der Plak hat niemanden Glück gebracht. Da saß Robert Deigton, als Sir James über die Brücke geritten kam. Ihm war nicht anders, als habe er den bösen Feind erblickt. Er flüch-

tete in das Haus. Aber er hatte ihn einmahl angesehen. Da half nun nichts! Jener kam ihm nach — Seitdem hat die arme Eli auch dort gefessen — O die schöne liebe Eli!" schluchzte sie. „O und das allerliebste Kind!" —

Sie weinte bitterlich, und da ihr die alten Augen dabey so schmerzten, wimmerte sie mit verhülltem Gesicht, daß es dem Krämer fast vorkam, als sehe er schon Eins der Leichenweiber, welche die Gefangene auf ihrem letzten Gange begleiten sollten. Er hielt es nicht länger hier aus. Mit schwerem Herzen stand er nach einer Weile von seinem Plage auf, und both der Muhme eine gute Nacht. „Ihr geht auch wieder, Vetter," klagte diese, „Alles geht von mir! Bald werden diese Mauern verödet stehn! das Haus ist eingefallen, alle seine Bewohner sterben aus — hier ist das Glück verjagt, und Elend und Jammer sind eingekehrt."

Dem Krämer klang das, wie eine böse Prophezeung. Er ging mit langsamen Schritten über den Hof an dem verkohsten Gemäuer hin. Fledermäuse und anderes Nachtgezücht schwirrten bey seiner Annäherung auf, und flatterten an den nackten Wänden hin. Dicht vor ihm hüpfte in schwerfälligen Sätzen eine dicke Kröte und verschwand in den Kellerhöhlungen bey Molchen und Unken, die widrige Töne aus der Erde herausschickten. Jetzt mußte er dicht unter dem Apfelbaum hingehen. Die langen Zweige mit den schneeigen Blüthen hingen bis auf den Boden herab. Der Nachtwind schüttelte sie, die feinen Blättchen säufelten kreisend durch die Luft, es war, als hüllten Schleyer die unheimliche Stätte ein. Der beklommene Wanderer wagte die Augen nicht aufzuschlagen und wußte daher nicht, ob ein tiefer Seufzer, der zu ihm drang, menschlichen Lippen entfloß, oder ein Hauch der Geister war.

Er wagte seitdem nicht, an den Tod der Muhme zu denken, deren überlanges Leben er längst schon ein friedliches Ende gewünscht hätte. Das dunkle Kellerstübchen in der Lombardstraße schien ihm ein ruhiger Zufluchtsort gegen all die tausend quälenden Vorstellungen zu seyn, welche die Trümmer des Meierhofes zu Southwarck in ihm aufsteigen ließen.

Hier saß er, an einem der folgenden Tage in sich erwägend, ob er wohl jemahls den angebothenen Wohnort beziehen und sich über die daran heftenden Eindrücke wegsetzen werde, als das wachsende Geräusch auf der Straße ihn hinaus vor die Thür zog. Groß und Klein rief ihm hier entgegen: „Gilt euch, wenn ihr's sehen wollt! Sie hat's vollbracht, die Unglückliche, und wird nach dem Felde von Southwarck gebracht. So ist die Hochgestiegene gefallen." „Das ist der Lauf der Welt," seufzte ein Anderer! „Mir bricht's das Herz, doch Thränen helfen hier zu nichts!"

„Wir wollen," sagte Einer, „sie nicht allzusehr beklagen. Wer schuldlos stirbt, findet die Thore des Himmels offen." „Schuldlos! ja schuldlos," riefen mehrere Stimmen, „das ist sie! darauf wollen wir schwören. Und Verleumdung der Übelgesinnten, nichts als Verleumdung war es, was man von dem Schnupftuche sagte, was sie bey dem Ritterspiele zu Greenwich fallen ließ!" „Ein Ungefähr! ein bloßes Ungefähr!" schrieen die heftigsten ihrer Vertheidiger. „Niemahls hat die Treue einen andern Mann als den Gemahl mit ihrer Gunst beglückt." „Alles, was man gegen sie vorbringt," sagte ein Hofbedienter, der sich unter der Menge befand, „hat die Schwägerinn der Unglücklichen er-

sonnen, und listig auf die Zungen der geschwähigsten Weiber ihrer Bekanntschaft gelegt, die zerreißen sie nun nach Gefallen, und lassen keine Rechtfertigung mehr zu."

"Fort mit den Schwägern," rief die Stimme eines Widersachers. „Wer wagt es zu behaupten, die Verbrecherin sey mit Ungerechtigkeit verurtheilt? Sie ist schuldig! dafür ward sie erkannt, das erklärte selbst ihre nächste Anverwandte. Wie, hat der Bruder ihrer Mutter etwa keine Stimme mehr? und gilt die Aussage ihrer Tante nichts? War diese nicht im Kerker noch ihre Begleiterin? und rühmte sich die Unvorsichtige nicht selbst gegen die ehrwürdige Lady ihrer verbrecherischen Einverständnisse? Fort mit euch, ihr mitleidigen Schurken! und an den Galgen alle ihre Anhänger!"

"Wenn sie Strafe verdient," sagten Einige, welche, erschrocken über die Drohung, ihre Theilnahme ersticken, „so mag sie sie leiden. Und da die eigne Familie —“ „Laßt euch nicht irre machen," flüsterte ein junger Religionslehrer. „Die Arme hat sich in einem rührenden Schreiben an ihren Gemahl über alle Klagepunkte völlig gerechtfertigt, gleichwohl auf rührende Weise die Gewalt ihres hohen Herrn anerkennend, fügt sie sich in alles, was sein Wille über sie verhängt. Ahmen wir hierin der Liebenswürdigen nach, meine Freunde, ohne unsre Überzeugung darum in ihren heiligsten Rechten zu beschränken."

"Einen Brief hat sie geschrieben?" fragten Mehrere. „Das ist das erste Mal, daß wir davon hörten. Wißt ihr von dem Briefe? Ihr sollt uns mehr davon sagen! Ja, den Brief müssen wir haben! und wäre es auch nur ein Zipfelchen von dem Papier, auf dem er geschrieben ist!" „In Gold," sagte ein Jüngling mit lebhaftem Blicke, „müßte man die zierlichen Schriftzüge fassen, und jedes Wort auswendig lernen, damit niemand vergäße, wie grausam eine schuldlose Gattinn geopfert ward! Rede jetzt keiner dazwischen! der Herr hier kann uns nähere Auskunft über das Schreiben geben. Sagt denn, bester Herr, was ihr zu sagen wißt."

"Dieß ist nicht viel, liebe Leute," entgegnete jener. „Nur erfuhr ich, daß die erlauchte Frau in demüthigen Worten versicherte, ihr Gemahl solle sich nicht einbilden, sie könne je dahin gebracht werden, ein Vergehen zu bekennen, wovon ihr niemahls ein Gedanken in den Sinn gekommen wäre, und offen müsse sie gestehn, wie sie sich überzeugt halte, daß niemahls ein Fürst eine Gattinn besessen habe, die in aller Pflicht und wahrer Liebe getreuer gewesen sey, als sie. Wenn aber, schließt sie, ihr Tod unwiderrufflich sey, so lade sie ihre Richter vor Gottes Richterstuhl, vor dem sie, was auch ihre Feinde sagen, rein von dem angeschuldeten Verbrechen befunden zu werden hoffe."

„O die Unglückliche!" schluchzten Mehrere.

"Man will behaupten," flüsterte eine Bekannte des Krämers diesem in's Ohr, „der Gatte trage einen Ring am Finger, der in einer Nacht schwarz geworden sey, und habe der Ärmsten den Untergang gebracht."

„Seltsame Dinge!" seufzte der bekümmerte Mann, und folgte den Übrigen nach Southwark.

Die Bestürzung hatte den Krämer ganz irre in der Lage des Plazes gemacht. Er sah umher nach dem Häuschen der Ruhme. Es lag dem Richt-

platz gegenüber, der Apfelbaum war heruntergehauen, die Fenster der Wohnung drüben standen offen, niemand schien darin zu seyn. Theilnehmend suchte der Krämer die alte Verwandte. „Bemühet euch nicht,“ sagte eine Stimme unter der Menge, „Frau Marthe Deigton ist nicht mehr, der Gram hat sie getödtet.“

Der Krämer wollte noch nähere Auskunft über die letzten Stunden seiner Muhme haben, aber der Anblick des öden, schauerlichen Platzes machte Alle still.

In dumpfer Betäubung blieb er auf einem Steine unter dem Fenster des Meierhofes sitzen. Die Füße versagten ihm ihren Dienst. Er konnte nicht gleich zurück nach der Lombardstraße, sonst hätte er diesen Ort wohl gemieden, der so grause Vorgänge zurückrief. Spät im Mondenlicht wanderte er allein nach der Stadt, und seufzte vor sich hin: „Hier ist nun alles vorbei. Niemand wird hier wieder lachen noch froh seyn wollen — Das ist fortan ein öder Todtenplatz —“

Alle Gedanken und Vorstellungen verwirrten sich in ihm. Immer ängstlicher schritt er vorwärts, und gelobte es sich, die stille Wohnung und den ärmlichen Erwerb nicht um die Plagen einer gepeinigter Seele aufzugeben. Gelassen sah er das Grundstück des Meierhofes durch geldgierige Gläubiger an sich reißen und es unter sich theilen, doch niemand wollte auf dem Flecke gegenüber wohnen, wo die Leiche der unschuldig ermordeten Gattinn beerdigt war.

So blieb dieser denn öde und verlassen. Gräser keimten, Blumen schossen allmählig dazwischen empor, und wenn Morgens die Sonne ihre Lichter auf die grüne Decke fallen ließ, sah man in den thauigen Ringen des niedergebogenen Grases die Spuren nächtiger Elfentänze, und wie dieß luftige Geschlecht, seine Wiederkehr feyrend, die Gräber der holden Knaben bewachte, bis nach mehr als einem Jahrhundert ein mächtiger Nachfolger die früh Gemordete zu ihren Vätern in die Pauskirche bettete.

Allemannisches Lied.

An die Dorfkirchglocke.

(G. Moys Schreiber's Gedichte. Thl. 1. B. 7. S. 553.)

Glocke, du klingst fröhlich,
Wenn der Hochzeitreihen
Zu der Kirche geht!
Glocke, du klingst heilig,
Wenn am Sonntagmorgen
Dd der Acker steht!

Glocke, du klingst tröstlich,
Rufest du am Abend,
Dass es Bethzeit sey!
Glocke, du klingst traurig,
Rufest du: Das bittere
Scheiden ist vorbei!

Sprich, wie kannst du klagen?

Wie kannst du dich freuen?

Bist ein todt Metall!

Aber unsre Leiden,

Aber unsre Freuden

Die verstehst du all!

Gott hat Wunderbares,

Was wir nicht begreifen,

Glock', in dich gelegt!

Muß das Herz versinken,

Du nur kannst ihm helfen,

Wenn's der Sturm bewegt!

Goethe v. Leon.

Correspondenz-Nachrichten.

(Schluß.)

Breslau.

Zu den Gastdarstellungen übergehend, nöthigt die Menge derselben (37 in 2½ Monath) uns in deren Beurtheilung lakonischer Kürze zu bedienen, wobey freylich manches Bemerkenswerthe mit Stillschweigen übergangen werden dürfte. Vom Dresdner Hoftheater trat Hr. Clausius in einigen Liebhaberrollen erster und zweyter Gattung auf, und obgleich der Theater-Artikel der Dresdner Abendzeitung, so viel uns bewußt, seinen Namen nicht genannt hat, so ließen seine Leistungen dennoch einen recht gewandten manierfreyen Schauspieler erkennen, dessen weiterer Ausbildung der beschränkte Wirkungskreis, auf welchen er bey der Dresdner Bühne angewiesen seyn mag, im Wege zu stehen scheint. Vorzüglich lobende Erwähnung verdient er als Carl Wild in der Schachmaschine und als Reckau im Porträt der Mutter. Als Sigismund im Leben ein Traum fehlte ihm die zu dieser Rolle nöthige Kraft, so wie seinem Spiel in Peter und Paul, als letzterer mehr Humor zu wünschen gewesen wäre. Als Fritz von Wellinghorst im Wildfang hat er uns am wenigsten genügt, besonders in den Verkleidungen, wo sein Spiel höchst unsicher war. — Zugleich mit diesem Schauspieler, der engagirt seyn soll, gastirte der geniale Verfasser des Bethlehemitischen Kindermordes (s. u. v. Bericht), Hr. Seier aus Dresden, als Mahler Klaus im genannten Stück, und als Schneider Fips in der gefährlichen Nachbarschaft. In beyden Rollen zeigte Hr. Seier recht viel Theateroutine, konnte jedoch nicht das Publikum, das eine mehr in's Leben tretende Komik zu sehen gewohnt ist, seinem Spiele geneigt machen. — Ute. Pohlmann, erste Sängerin des Hamburger Theaters, hat die Aufmerksamkeit, welche das Publikum ihrem Gastspiel schenkte, weniger ihren artistischen Verdiensten, als dem von einigen Partheygängern zu ihren Gunsten gegen die hiesige Sängerin Ute. Wohlbück ausgebrochenen Kampfes zuzuschreiben. Der dadurch zwischen den Rivalinnen entstandene Wettstreit hat uns das Vergnügen verschafft, beyde Sängerinnen in vollem Glanze zu sehen und zu hören. Wir können jedoch nicht von den, von Ute. Pohlmann gespielten Parthien berichten, ohne Hrn. Siebert aus Wien zu nennen, der fast immer mit dieser zugleich aufgetreten ist. Wir hatten diesen braven Künstler schon vor zwey Jahren als Tancred gehört; bey seiner letzten Anwesenheit hat er diese, hier stets von Damen gespielte Parthie drey Mahl wieder mit größtem Beyfall gegeben. Ute. Pohlmann als Amenaide stand ihm nicht nach. Als Amtmann in der Gazza ladra haben wir seine schöne Bassstimme im ganzen Umfange kennen gelernt, weshalb wir ihn auch vorzugsweise als Mafferu, statt des von ihm gewählten Inca im unterbrochnen Opferfest, zu hören gewünscht hätten. Ute. Pohlmann als Myrha war im Gesang zu überladend, im Spiel zu sehr kokettirend. Als Julia in der Vestalinn hat sie uns jedoch durch ihren kunstvollen Vortrag dafür schadlos gehalten. Die übrigen Leistungen derselben (sie ist zusammen eifß Mahl aufgetreten) waren über oder unter Mittelmäßig. — Daß aber der erste Bassist der Wiener

Hofoper, nächst dem Tanfred, auch noch in zwey Tenorparthien als *Licinius* in der *Bestalinn* und *Joseph* in *Jakob* und seine Söhne auftrat, war Kennern ein Räthsel, welches Hr. *Siebert* eben nicht zur Zufriedenheit derselben gelöst hat. Als *Joseph* ließ Spiel und Gesang kalt, und seine Leistung als *Licinius* stand weit hinter den übrigen zurück. Noch bemerken wir, daß die 14jährige *Klara Siebert* als *Benjamin* auftrat, und diese allerliebste Parthie recht artig sang und spielte. Es scheint, daß aus ihr bey geschickter Leitung und guten Vorbildern in Zukunft eine brave Sängerin werden könne. Hr. *Kaibel* aus Hanover, der sich als *Ober-Regisseur* der dortigen Bühne ankündigte, gastirte in einigen Rollen. Da derselbe in früherer Zeit ein sehr beliebtes und verdienstvolles Mitglied unserer Bühne war, so konnte er sich bey seinen zeitigen Gastdarstellungen eines günstigen Erfolgs im Voraus versichert halten. Dieß ist jedoch nur von seiner ersten Gastrolle zu berichten, bey den folgenden verminderte sich derselbe sichtbar, und bey der letzten wurde er kaum bemerkt. Ein so plötzliches Fallen in der Gunst des Publicums läßt sich dahin erklären, daß Hr. *Kaibel* auf dem Gebiete der Kunst eine rückgängige Bewegung gemacht, oder mindestens vom rechten Wege abgekommen ist. Durch eine höchst verzerzte Manier, besonders durch ein mit dem Charakter der Rolle geradezu in Widerspruch stehendes Zuvielthun im Romischen, wurden wir von dessen Metamorphose überzeugt. Als *Carl Wild* blieb er der Natur am meisten getreu; die Rolle des *Plumper* hingegen erkennen wir für ganz verfehlt, obgleich sich die Menge gerade an dem Verfehlten einer übergroßen quecksilbrige Beweglichkeit, womit Hr. *Kaibel* der Bühne durchkreuzte, am meisten ergeht. Von dem *Venetianischen Kapellmeister* gilt das Nähmliche. Als *Abellino* lieferte er ein völliges Zerbild, und im *Don Juan* eine Rolle, die er sonst hier sehr gut gab, war auch nicht ein Zug von dem interessanten spanischen Wüstling, höchstens die Copie eines ganz gewöhnlichen, auf Mädchenbeute ausgehenden Pfasterretters zu sehen. Wenn die Eigenliebe nicht mit Hr. *Kaibel* ihr Spiel treibt, so wird ihm einleuchten, daß gewisse Rollen für ihn nicht mehr existiren, und daß beym Übergang in ein anderes Fach wieder der rechte Weg für ihn zu finden sey. — Hr. *Solbrig* (früher bey der Prager Bühne) gab den *Kriegsrath Dallner*, als erste Gastrolle. Seit *Jffland* erinnern wir uns nicht, diese Parthie mit größerer Wahrheit und treffenderem Ausdruck spielen gesehen zu haben, weshalb wir denn auch die dem Gastspieler dargebrachten Beyfallsbezeugungen von Herzen unterschreiben wollen. Desto mehr bedauern wir von den übrigen Darstellungen: *Wallenstein*, *Odoardo* und *Oberförster* nicht Gleiches berichten zu können, da diese letzteren, im Verhältniß zu der ersteren, wie böhmische Steine zu einem Diamanten standen. Dennoch wäre dessen Engagement ein wahrer Fund für unsere Bühne gewesen, da das Fach der edlen Väter seit dem Abgange des Hrn. *Nagel* gar nicht oder nur sehr lückenhaft besetzt ist.

Durch den in einigen Tagen erfolgenden Abgang des Hrn. *Wallbach* erleidet die Bühne keinen sonderlichen Verlust, zumahl da das von ihm gespielte Fach der ersten Liebhaber, im Nichtfall einer neuen Akquisition, ohne Nachtheil mit einigen bis jetzt in den Hintergrund gestellten jungen Männern wird besetzt werden können.

Ein Violinspieler vom ersten Range, der Hr. *Musikdirektor Ljpinsky* aus *Lemberg*, ließ sich im *Musiksaale* der Universität in einem Konzert hören, hat jedoch nicht die Aufnahme gefunden, welche sein ganz ausgezeichnetes, seelenvolles Spiel verdient hätte. Um in *Breslau* eine solche, seine Kunstfertigkeit lohnende Aufnahme zu finden, hätte dem Künstler erstens: ein von den Hauptstädten Europens ausgebreiteter Ruf voran gehen müssen; zweytens: derselbe nicht verschmähen sollen, einen weniger bedeutenden, gewissen Vortheil, einem größern ungewissen vorzuziehen, d. h. sein Konzert im Theater, gegen eine gewiß annehmbare Vergütung der Direktion, statt in dem von ihm gewählten Lokal zu veranstalten. Ein seit kurzem eingeführter Brauch oder Mißbrauch, der freylich dem Künstler nicht immer angenehm seyn mag, in den sich aber auch *Pellebro* und die Sängerin *Campi* wohlweislich gefügt hat.

Ein von dem hiesigen Buchbindermeister *Ryber* aus *Pappe* gefertigtes Modell von *Breslau*, 72 Ellen im Umfange, ist jetzt im *Kreuzhofe* aufgestellt. Der von dem Verfertiger auf diese mühevollen und geduldreiche Arbeit verwendete dreijährige

Fleiß verdient mit Beyfall anerkannt zu werden, da überdieß noch die möglichste Aekonomie dabey beobachtet ist.

Der hier von Carl von Holten herausgegebene, unter dem Titel: *Jahrbuch deutscher Nachspiele für 1822*, erschienene Almanach, enthält außer der bekannten Wolffschen Posse, der Hund des Kubri, und dem Lustspiel: die Farben, vom Herausgeber, wenig Ausbeute für Repertoirs der darauf reflektirenden Bühnen.

Breslau's Verschönerung schreitet mächtig vorwärts. Die belebtesten Vorstädte werden ganz neu gepflastert, die Promenaden geordnet und erweitert, und an den Thoren, wo die alten widrigen, aus den ehemahligen Festungswerken gehauenen Wachthäuser stehen, werden neue geschmackvolle aufgeführt, kurz es wird alles so umgeformt, daß Personen, die einige Jahre von hier abwesend waren, bey dem Eintritt in die nächsten Umgebungen der Stadt, dieselbe schwerlich wieder erkennen möchten. Ein merkwürdiger Kirchenbau, der in der Belagerung (1806) eingeäscherten Kirche zu den eilftausend Jungfrauen ist schon bedeutend vorgerückt, und verspricht, vom Hrn. Daurath Langhans geleitet, ein großes herrliches Werk. An diese öffentliche Bauten reihen sich die der bemitteltesten Privatpersonen, welche die ersteren an Schönheit und Eleganz zu übertreffen suchen. So verschwinden in den Vorstädten die unzähligen, noch von der Belagerung wüste liegenden Brandstätten, an deren Stelle Gebäude emporsteigen, welche den vorhandenen fürstlichen und königlichen Gebäuden den Vorrang streitig machen. In der Stadt selbst, ganz im Mittelpunkt derselben, ist, wo das zum Tuchhandel bestimmte Tuchhaus, ein altes trügerisch-finsteres Eulennest, gestanden, eine ganz neue schnurgleiche, mit den schönsten Häusern besetzte Straße entstanden, deren Vollendung binnen kurzem zu erwarten ist. Bereitwillig hat man sich zur Erbauung einer neuen Börse gezeigt. Die dazu bestimmte ansehnliche Summe, so wie der um das Doppelte erweiterte Platz, verspricht ein großartiges Gebäude, und dem Salzringe, dem bedeutendsten Platze der Stadt, eine neue Zierde.

Unter die Denkwürdigkeiten Breslau's in dem bezeichneten Zeitraum, gehören die zahllosen Selbstmorde, die fast an der Tagesordnung waren, und um so mehr Aufsehen machten, da der größere Theil derselben wohlhabende und angesehene Einwohner der Stadt sind. Die meisten suchten ihren Tod in der Oder, doch hat auch selbst, bey hohem Wasserstand, das kleine durch die Stadt gehende Ohlauflüßchen einige Opfer erhalten.

W. M.

Die Botocuden-Indier in Wien.

Die Theilnehmer an dieser Zeitschrift erhalten in der Beylage eine getreue Abbildung der zwey, von dem Naturforscher Hrn. Dr. Pohl aus Brasilien hieher gebrachten Indianer, vom Hrn. Carl von Saar trefflich nach der Natur gezeichnet, und durch die Meisterhand unseres rühmlichst bekannten Hrn. C. Kahlradirt.

Diese beyden Individuen, ein Mann und ein Weib, Namens João und Francisca, gehören zu den Urstämmen Brasiliens, und bewohnten das Ufer des Rio Jequitinhonha in der Kapitanie von Minas Geraes, der bey Villa Belmonte sich ins Meer ergießt.

Ihre Nation ist sehr zahlreich, besonders zwischen dem genannten Rio Jequitinhonha und dem Rio Doce, eine der grausamsten von Brasilien, und im wilden Zustand unter die Anthropophagen zu rechnen; gewöhnlich nähren sie sich von der Jagd der vierfüßigen Thiere, Vögel, Amphibien und Fische, von Waldfrüchten, Pflanzenwurzeln und Schlinggewächsen. Vier Horden, jede 50 bis 80 Mann, haben sich seit zehn Jahren von den übrigen, sehr zahlreichen, ganz rohen, und in unzugangbaren Wäldern

lebenden *Botocuden*, die gegen diese Abtrünnigen und gegen die Portugiesen äußerst feindselig sich betragen, getrennt, nähern sich den angrenzenden Portugiesen mit Freundschaft, und helfen diesen ihre Feldfrüchte einern, wenn ihnen die Jagd nicht hinreichende Nahrung verschafft. Sie gehen übrigens ganz nackt, haben eine gelbbraunliche Farbe, die durch einen rothen und schwarzen unregelmäßigen Anstrich noch verunstaltet wird, sind von mittlerer Größe, stark, listig, feig, schmutzig und sehr träge. Ihr größtes Bedürfnis ist die Befriedigung des Magens; ist dieses gestillt, so überlassen sie sich gänzlich ihrer Faulheit.

Ihre Unterlippe und die Ohrläppchen werden zwischen dem fünften und sechsten Jahre mittelst eines spitzigen Holzes durchbohrt. Anfangs wird ein kleines, dann nach und nach ein immer größeres rundes halbzoll hohes Holz hineingesteckt, welches mit der Zeit oft bis zu $4\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmesser vergrößert wird, und zur besonderen Zierde dient.

Durch diese Ausdehnung ereignet es sich oft, daß die Unterlippe oder die Ohrläppchen zerreißen, dann hängen zwey Fleischlappen herab, und entblößen im ersteren Fall die Zähne bis zum scheußlichsten Anblick.

Aber auch einen Vortheil bringen diese Klößchen, indem sie ihren Feinden Furcht einjagen. Außerdem bedienen sie sich jenes der Unterlippe statt des Tellers, indem sie Fleisch auf dasselbe legen, und so zerschneiden, oder auch *Mandiocca*, um es mittelst der Zunge in den Schlund zu bringen.

Sie leben übrigens Hordenweise in Gehorsam unter einem Anführer, der sonst *Cazique*, nun aber *Capitão* (Hauptmann) genannt wird; haben aber weder eigentliche Hütten, noch Viehzucht oder Pflanzungen, und Polygamie ist bey ihnen üblich.

Der hier anwesende Mann ist 20, das Weib 21 Jahre alt, doch haben beyde ein weit älteres Ansehen.

Hr. Dr. Pohl besuchte diese Urstämme während seiner Bereisung des Innern von Brasilien in ihren Aufenthaltsorten, und erhielt das mitgebrachte Paar bey seiner Ankunft in Rio de Janeiro von dem königl. portugiesischen Major *Julião Fernandes da Leme*, der zur Civilisirung dieser Indier, und zur Abhaltung ihrer Einfälle in die portugiesischen Niederungen, schon seit zehn Jahren in St. Miguel an der Spitze einer Militär-Mannschaft stehet, und eine Horde von 50 Personen zum Beweise der fortschreitenden Civilisation dieser Indier, nach der Hauptstadt brachte, um sie dem Könige vorzustellen.

Die k. k. Gesandtschaft in Rio de Janeiro erbath von Sr. Majestät unserm allergnädigsten Kaiser die Erlaubnis, die zwey genannten Personen hierher zu senden, welche huldreichst zugestanden wurde, und die Veranlassung ihres, dem Publikum so interessanten Hierseyns, ist.

(Mit einer Abbildung der Botocuden-Indier
des Mannes und des Weibes
und des Profils von erstem.)

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß.

ortu-
gren-
ein-
e ge-
einen
sind
größ-
über-
und
d ein
Holz
ergro-
oder
ent-
Fein-
it des
e auch
hrer,
aber
gamie
haben
des
mitge-
önigl.
ig die-
sted-
ilitär-
fort-
um sie
jestät
sonen
assung



Radirt von C. Raht.



Botocuden Indian

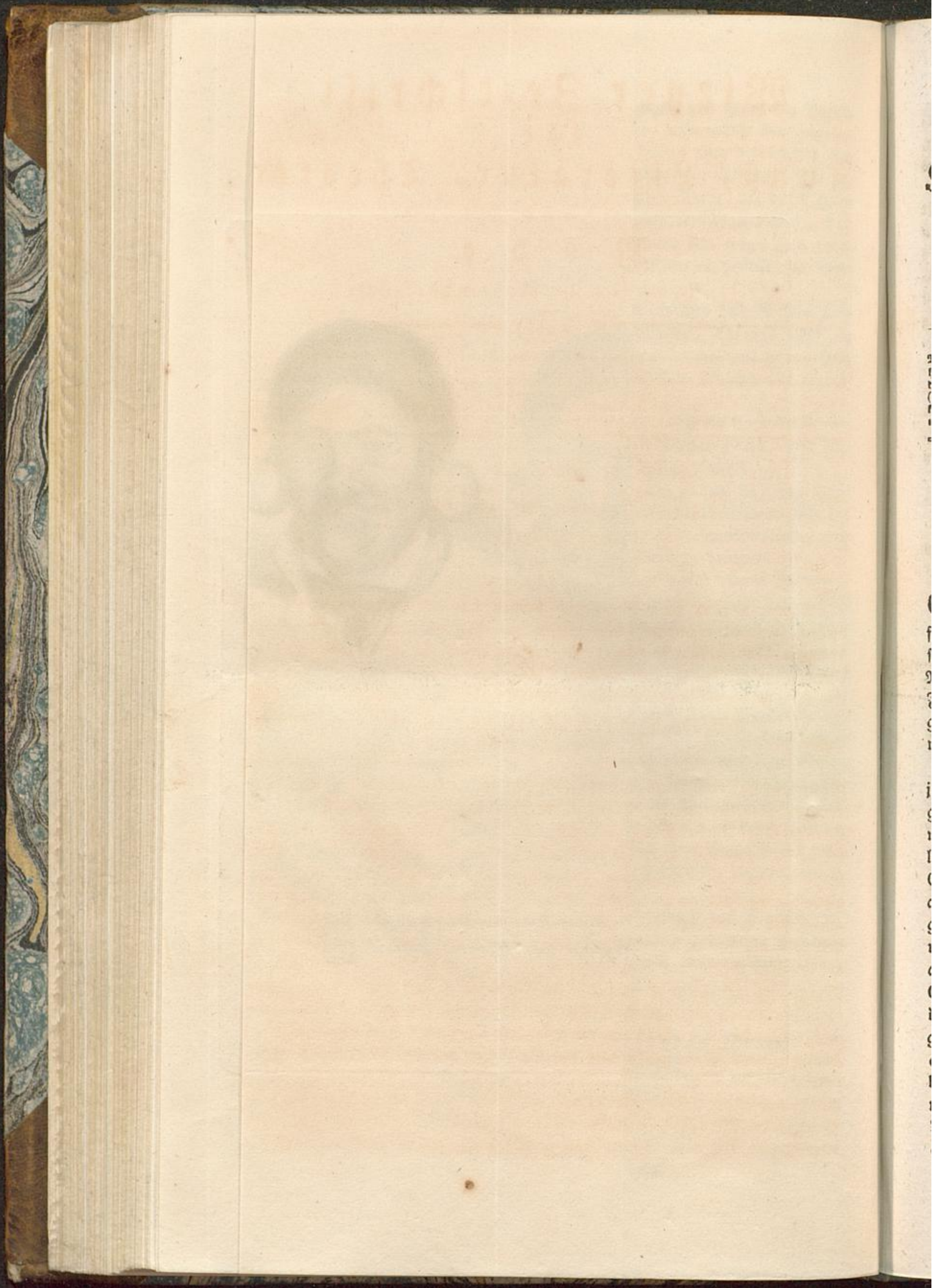


*Nach der Natur gezeichnet von Carl v. Linné.
Beilage zur Wiener Zeitsch. $\frac{138}{1821}$*

Radirt von C. Rahl

Blank page with faint, illegible markings at the top.





Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater

und

Mode.

Dinſtag, den 20. November 1821.

139

Von dieſen Blättern erſcheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zuſammen viertelſ. um 15 fl., halb. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertelſ. um 7 fl., halb. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey N. Strauß (Bureau des öſterreichiſchen Beobachters) in der Dorotheergaſſe Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Poſtämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben ſind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manſtein wird dieſe Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland verſendet.

Über die herrſchende Mode der gewürfelten Stoffe.

In zwey Briefen an Frau von H....

Von Böttiger.

I.

Sie nehmen mich bey dem Wort und drohen mir mit aufgehobenem Zeigefinger, wenn ich nicht, was mir geſtern nur halb im Scherz über die Lippe ſchlüpfte, das geflügelte Wort: die geht mehr als je in ſeidenen Stoffen, Merinos und Calicos, zur größten Beleidigung eines an ruhige Licht- und Faltenbrechungen gewöhnten Auges, herrſchenden Mode in quadrillirten oder gewürfelten Muſtern, ſey eine barbariſche Tracht, auf der Stelle be-weiſen könne.

Ich weiß es, die liebenswürdigſte Frau, und wenn ſie die Sanftmuth, ja der verkörperte Taubensinn in der Geſtalt eines Täubchens am Wagen der Liebesgöttinn ſelbſt wäre, verſteht doch darüber keinen Scherz, wenn Männer, ihren Anzug muſternd, das unſchön oder wohl gar geſchmacklos zu finden wagen, was der letzte vollendende Blick im Spiegel genehmigte. Es gibt nur eine Geſekgebung, die keine cour d'appels kennt, es iſt die der allwaltenden, nur im Unbeſtand beſtändigen Modegöttinn mit dem Regenbogen-Stab in der rechten, und der Pandora-Büchſe in der linken Hand, und mir als einem Alterthümmler fallen dabey noch ganz eigne Beyſpiele aus uralten Geſchichten und Legenden ein, die auch ſchon durch die bloße Erinnerung mit einem heimlichen Schauer erfüllen. Sie ſelbſt, meine Gnädige, kennen die klägliche Geſchichte des thraziſchen Bardens und Minneſängers, Orpheus, wenigſtens aus der bekannten Oper: Orfeo ed Euridice. Der arme Orpheus ward zulezt von den thraziſchen Frauen und Jungfrauen lebendig zerriffen. Man hat dieſe ſchon vor 3400 Jahren an den Ufern des Strymon vorgefallenen Septemberebenen eine heilige Wuth der in Mänaden und Bacchus-Energumenen verzückten thraziſchen Weiber zugeſchrieben. Allein ein alter Scholiaſt hat die feinſte Naſe gehabt. Dieſe hat ausgewittert, daß die

so fürchterlich gesteigerte Hornwuth jener Frauen eigentlich nur dadurch gereizt wurde, weil Orpheus, der Gottbegabte, dem alle Ideale sich offenbarten, ihre Kleider mit gestreiften Mustern, mit eingewirkten Stäbchen, wie sie das Alterthum nannte, zu tadeln sich erfrecht hatte ¹⁾.

Nun, so weit würde es wohl die Rache unserer modernen Schönen nicht treiben. Auch blieb ja jener uralte Frevel nicht unbestraft. Denn die thrazischen Männer rißten nun den Frauen an den unbekleideten Theilen ihres Körpers lange Streifen in die Haut, und diese mußten sie, da sie noch besonders eingebrannt wurden, ihr Lebelang tragen ²⁾. Das mag nur glauben, wer Lust hat. Allein die ganze Erzählung ist doch voll guter Lehren in der Anwendung und hat mit ihrer Moral wahres Gold im Munde. Was dem ehrlichen Bürger von Genf, dem des Frauenverkehrs ziemlich unkundigen Jean Jacques, in Venedig von einer sonst sehr willfährigen Dame auf dem St. Marcusplatze zugerufen wurde, als er sich über den sonderbaren Überwurf ihrer Vesta di zendale wunderte: *studia la matematica e lascia le donne!* ³⁾ könnte, doch auch heut noch dem grämelnden Alterthümer in den Bart geworfen werden.

Ich mag mich also sträuben, so sehr ich will, ich muß, um mich nicht größern Verantwortlichkeiten oder Ungelegenheiten auszusetzen, mich schon entschließen, meine nur halb zwischen den Zähnen hingemurmelte Behauptung nun doch mit haltbaren Gründen zu unterstützen. Wohl aber rufe ich mir selbst im Voraus jenes Homerische Wort zu:

Welch ein verwegenes Wort kam über den Baum dir der Zähne?

Soll ich aber die von Ihnen, meine gnädige Frau, angemuthete Aufgabe nur einiger Maßen und nicht ganz zu meinem Nachtheile lösen: so muß mir noch eine vorbereitende Bemerkung gestattet seyn. Wenn ich die gegitterten und gewürfelten Zeuge in schottischen Mustern, die in dieser Leipziger Ostermesse mehr als je, besonders auch in Merinos, an der Tagesordnung waren, mit dem Beyworte barbarisch belegte: so gab dieß in Ihren zarten

Selbst auf die Gefahr eines Verdachts von pedantischer Gründlichkeit wage ich's, meinen Behauptungen in obigem Briefe einige Beweise aus dem Alterthum unterzusetzen. Es wird ja so manches weiße Blatt ungestraft bedruckt, so vergönnt man mir wohl auch hier ein Plätzchen für meine Belege. Nichts ist leichter, als das zu über schlagen.

¹⁾ Eine Thrazierinn heißt in dem römischen Argonautengedicht des Valerius Flaccus II. 159 *nurus virgata*. Dabey hat Peter Burmann sein philologisches Füllhorn aufgethan. Er erinnert sich aber nicht, daß schon der allbetefene Claude Saumaise in seinen Briefen an Sarrea (*Epistolae Sarrebianae ep. 139*) dieß Wort für ein netz oder würfelförmiges Muster im bunten Gewande erklärt hatte.

²⁾ So hatte ein griechischer Elegiendichter Phanokles die bey den Thrazierinnen gewöhnliche Sitte des Tattowirens mythisch zu deuten gesucht. Die Elegie hat Stobäus erhalten. *Serm. LXII. p. 400*. Aber die Sitte des Tattowirens war bey den Thrazierinnen ein Zeichen des vornehmen Standes. Eine Frau, die nicht so eingebrannte Streifen tragen durfte, galt für niedrig und unedel. Dieß sagt schon der Vater der Geschichte, Herodot, ausdrücklich V. 6, wobey Wesseling's Anmerkung (T. VI. p. 7. od. Schweig) zu vergleichen ist. Früher hatte schon der gelehrte Wyttenbach die Sache erläutert zu Plutarch *de sera numinis vindicta p. 67*.

³⁾ *Confessions de J. J. Rousseau liv. III. p. 220*.

Ohren wahrscheinlich einen weit härteren Miston und schien etwas weit schimpflicheres zu bedeuten, als es von mir gemeint seyn konnte. Ich, als Antiquar, verstehe durch barbarisch durchaus nichts weiter als ausländisch im Sinne der alten Griechen- und Römerwelt, und so will also auch meine Behauptung nichts sagen, als: die Frauen jener klassischen Völker des Alterthums, welche Griechenland und Italien bewohnten, würden nie Stoffe zu ihren Kleidungen gewählt haben, die nicht bloß in buntfarbiger, sondern auch in buntschäcker Mannigfaltigkeit Muster darstellen, in welchen die Linien sich in der Länge und Breite durchschneiden. Sie kannten diese gegitterten Gewänder zwar sehr gut, als die Tracht celtischer, asiatischer und afrikanischer Völker. Aber ihr feiner, durch tägliche Beschauung der nach der Kunstregel gearbeiteten Denkmähler, und durch den Gebrauch der auf der Bühne und in Festaufzügen herkömmlichen Gewänder geübter Blick bewahrte sie vor jeder geschmacklosen Nachahmung des Fremdartigen und Ungehörigen.

Denn, sagen wir's nur unumwunden und frey heraus, überall, wo im Alterthum oder auch in neuern Zeiten diese quadrillirten Stoffe zuerst vorkommen, sind es ursprünglich Nachahmungen jener, noch jetzt bey den Wilden aller Klimate, vorzüglich in Amerika und Australien, seltsam genug hervortretenden Sitte der Hautbemahlung und der Befestigung dieser Mahlereyen durch allerley ätzende Pflanzensäfte oder glühend gemachte Griffel und Nadeln, was man bekanntlich Tattowiren nennt. Auch ist es eine oft wiederholte Bemerkung, daß da, wo diese Hautbemahlungen und Einreibungen strich- oder fleckenartig sich zeigten, der Wilde dabey auf die so gezeichneten Felle einheimischer Thiergattungen, z. B. des Panthers, des Zebra u. s. w. ihre bewundernden und nachahmenden Blicke heftete ⁴⁾. So galten also auch dem Hellenen und dem später bey ihm in die Lehre gehenden Römer alle dergleichen Stoffe und Farbmuster immer für das, was sie auch wirklich waren, für Abzeichen und Nachäffungen eines von Thierfellen entlehnten Hautschmuckes, und ihre höhere Kultur konnte nur lächeln über diese, gewissen Völkern auch später noch anklebenden Merkmalhe ursprünglicher Thierheit. Sie und da erhielt sich in religiösen Tempel- und Festgebräuchen eine dunkle Spur jener Ursitte. Die ältesten Tempelschnitzwerke und thönernen Götterbilder wurden mit rother Farbe von Zeit zu Zeit wieder angestrichen, und so überfünten auch wohl jene alten triumphirenden Feldherrn in den frühesten Zeiten Roms, um dem Jupiterbilde im Capitole wohl ähnlich zu werden, ihr Gesicht mit Mennig oder einer andern rothen Farbe ⁵⁾. Auch wußte man bey den Satyr- und Silenusaufzügen in den Bacchanalen die, eigentlich von Affen herübergekommenen, gefleckten und gestreiften Thierfelle in gewebten Stoffen nachzuahmen ⁶⁾.

⁴⁾ In einem noch vorhandenen griechischen Traumbuche des Artemidorus II, 12. p. 157. ed. Reisk. bemerkt der kundige Traumdeuter: erblickte man einen Pardel im Traum, so bedeute dieß abgefeymte Betrieger, wegen des fleckigen Felles, denn diese Thiere wären da einheimisch, wie die meisten Bewohner sich Zeichen einbrannten und tattowirt wurden.

⁵⁾ Man lese das Fragment des Verrius bey Plinius XXXIII. 7. 36 und was Broekhusen gesammelt zum Tibull II. 1. 55. Vergl. Quatremère de Quincy Jupiter Olympien p. 33. 53.

⁶⁾ S. Casaubonus, de Poesi Satyrica I, 4. p. 107. Ramb. Die Pardel oder

Sie sehen, meine gnädige Frau, daß ich freylich etwas weit aushohle. In Ihren Mundwinkeln lauscht und nistet auch deswegen mehr als ein leises Spottvögelchen! Da ich aber den Stammbaum meiner quadrirten Zeuge bis auf die sich tattowirenden Wilden zu führen vermag, werden Sie mir trotz allen Sträubens doch die barbarischen Sitten zugeben müssen. Als Herder in der berühmten Stelle, wo er von der Geschmacklosigkeit des neuen Frauenanzugs als ein Haupthinderniß des bessern Geschmacks in den bildenden Künsten redet ⁷⁾, das ärgerliche Wort ausgesprochen hatte: „die Kleidung unserer Weiber entsprang aus der armen Schürze, die man noch bey Negern und Wilden sieht; als sie endlich rings die Lenden umgab, ward sie zu einem Rock, der aus Armuth kaum über dem Nabel den Unterleib zusammenschnürt; Jahrtausende haben diese Lendenschürze fortgedauert,“ und als der treffliche Mann nun so alle übrige Theile des modernen weiblichen Anzugs bis auf die Schnürbrüste durchmusterte: da erlebte er noch die Freude, daß in Nachahmung griechischer Draperien und Gewänder vieles bey unsern Frauen sich naturgemäßer und eben darum auch anmuthiger gestaltete. Des großen holländischen Arztes Peter Camper's Abhandlung über die Schuhe hat auf immer den häßlichen Haken- und Stelzenschuhen unserer Frauen den Scheidebrief geschrieben. Ich aber werde schwerlich süßere Früchte von meinen bittern Krittelleyen über die barbarische Geschmacklosigkeit der hochbegünstigten Modestoffe einernten. Ich bin auf alles gefaßt. Wir Alterthümmler haben wenigstens bey jeder Fehlschlagung und Prüfung irgend einen Waidespruch zur Hand, um uns damit Muth einzusprechen. So tröste ich mich einstweilen mit einer Anwendung eines alten Ovidischen Fünffüßlers.

Wenn du nichts besseres bringst, tröst du, Homer, dich hinaus! ⁸⁾

Soll ich wirklich gehn? der Wink war mir verständlich. Ich folge schon und verharre bis auf weiteres Wiederseh'n

Ihr dienstbeflissenster

B.

(Die Fortsetzung folgt.)

Pantherfelle kommen häufig als Bekleidung auf gemahlten Vasen vor. S. Millin Description des vases antiques T. I. p. 111. 112. Es ist nicht wahrscheinlich, daß man im frühen Griechenland durch Handelsverkehr Pantherfelle in solcher Menge sich habe anschaffen können. Es sind also wohl gewebte Panther-Decken gewesen, deren auch der Grammatiker Pollux in der Beschreibung der dramatischen Bacchus-Garderobe ausdrücklich Erwähnung thut. IV. 118.

⁷⁾ in seinen Briefen über schöne Literatur und Kunst, Werke, Literatur und Kunst Th. VII. S. 207.

⁸⁾ Si nil attuleris, ibis, Homere! fores.

Die Philadelphinen.

Ein Reisender, der noch vor einigen Jahren Amerika mit aufmerksamen Blicken durchwanderte, und mehr auf das Volk als alles übrige sah, Gilbert Guillermin, gibt uns folgende Schilderung der Damen der Stadt Philadelphia.

Wohl nirgends in der Welt sieht man im Allgemeinen so frische, artige, elegante Wesen, als die Damen von Philadelphia. Zwar ihr Gesicht ist eigentlich nicht so voll Seele, sie haben nicht die leichte Anmuth des Frauen-

zimmers einer großen europäischen Hauptstadt, so gern sie auch das Fremde nachäffen, trotz dem sind sie liebenswürdig; je einfacher ihre Toilette, durch die ihr zarter Teint von Rosen und Lilien Schnee, ihre reizenden Formen gehoben werden, je schöner.

Im Allgemeinen sind sie sehr zurückhaltend und doch gefalllustig. Die Liebe des Amerikaners ist etwas phlegmatisch und vorsichtig mit verheirateten Frauenzimmern, geräuschvoll mit Jungfrauen, gefährlich mit den Zosen. Die Mädchen haben die größte Freyheit, wenig oder gar keine Aufsicht — dennoch gilt ihnen Zucht und Anstand über Alles. Keine vergift sich leicht. Die Sittenstrenge der Philadelphinerinnen entsteht weniger aus Grundsätzen, als aus Gewohnheit und bürgerlicher Ordnung, man achtet das Honestum und Decorum oder wie Hr. Guillermin das Ding nennt, les préjugés.

Rom hatte seine vatikanische, Florenz seine mediceische Venus; aber Philadelphia, begünstigter als jene zwey Städte, hat sein Duzend lebendiger Aphroditen en miniature, wahre Taschen-Venusse. Das sind zehn bis zwölf junge Amerikanerinnen, denen ihre kleine Taille den Rahmen verschafft hat. Ich sah einige derselben, und wahrhaftig sie verdienen ihren Ruhm.

Die Töchter genießen im väterlichen Hause alle Freyheit; die Sorge gehört der Mutter. Französische Sprache, Musik, Tanzkunst, das sind ihre Hauptbeschäftigungen daheim. In jedem Hause findet man daher ein Londoner Fortepiano, einen französischen Sprachmeister. Bey gutem Wetter gehen sie von Laden zu Laden, Modeartikel zu besehen und wenig zu kaufen; denn sie sind sehr ökonomisch und wohl auch karg. Im Winter werden Lustparthien in muschelförmigen Schlitten zehn bis zwölf Meilen weit von der Hauptstadt gemacht. Der Sonntag ist der Andacht und Beschauung heilig. Alle Damen eilen im schönsten Schmuck begierig zum Tempel — da wimmelt alles auf den Straßen von wunderlichen Gestalten; man meint auf Kallypsos Insel zu seyn.

Die Quakerinnen sind die Bestalinnen dieses neuen Roms. Die Strenge ihrer Sitten, ihre Einfalt und die Bescheidenheit ihrer Tracht und ihrer niedlichen Gesichter kontrastiren seltsam mit einander. Es sieht sie kein Fremder, ohne sie noch reizender als alle zu finden, und ohne den Wunsch, das heilige Feuer auslöschten zu dürfen. Die jüngern Quaker sind freylich nicht mehr so gar streng, wie ihre Väter; sie überschreiten zuweilen die vorgezeichneten Grenzlinien; sie erlauben sich zuweilen schon einige unschuldige Freuden, und diese Neuerer heißt man Freuden-Quaker. Diese Schüler Penns sind gemeinlich sehr reich und sehr fein in ihren Geschäften.

S k i z z e n a u s P a r i s .

Von G. L. P. Sievers.

(Fortsetzung.)

Schon Sterne hat in seinem Sentimental Journey, im Kapitel, the Bidet übersprochen, auf die Sanftmuth aufmerksam gemacht, mit welcher der gemeine Franzose vorübergehende Ungemächlichkeiten erträgt, ohne dabey, wie wohl unter dem Pöbel anderer Nationen zu geschehen pflegt, in Wuth und Born auszubrechen; sein Laqueur wird vom Pferde geworfen und (um mich der Worte Sterne's zu bedienen) says neither more or less upon it, than, Diable! Diese Gelassenheit, vorzugsweise ein Charakter

zug der Pariser, steht im umgekehrten Verhältnisse mit dem Glückszustande, in welchem sich das Individuum befindet. Die liebenswürdigste Seite derselben besteht besonders darin, daß das hiesige Volk „Spasi versteht.“ Neckereien, deren Folgen anderswo Zank und Streit, ja blutige Schlägereien zu seyn pflegen, werden entweder ganz mit Stillschweigen ertragen, oder erregen höchstens einen Witzeskampf, der formell bleibt und durch welchen niemand beleidigen will, weil niemand sich beleidigt glaubt. Von dieser schätzungswürdigen Eigenschaft des Parisers kann der Beobachter auf jedem Tritte und Schritte Beweise erhalten. Ich will einen Fall anführen, von welchem ich in diesen Tagen Zeuge gewesen bin, der, mehr als viele andere, von der Leidenschaftlosigkeit desselben zeigt. Ein junger Mensch, dem Scheine nach ein Stallknecht, ritt mit zwei, höchst wilden, ganz abgefattelten Pferden über den Platz Ludwig XV. Er hatte Mühe, die muthigen Bestien zu bändigen. Ihm entgegen kam ein Frachtwagen, auf welchem mehrere Fuhrleute saßen. Einer von diesen gab, im Vorbeyfahren, dem jungen Menschen einen Wink und deutete dabey auf die Erde. Der Stallknecht, wahrscheinlich glaubend, jener wolle damit sagen, eines seiner Pferde habe ein Hufeisen verloren, wandte unter ungemeiner Anstrengung um und ritt auf die Stelle zurück, die ihm vom Fuhrmanne bezeichnet worden war. Dieser winkte aus der Ferne doch immer fort. Nachdem der junge Mensch eine lange Zeit vergebens gesucht hatte, sprang er endlich auf den Boden, und bemühte sich, den beyden Pferden, die zu halten er fast übernatürliche Kräfte anwenden mußte, nach ihren Hufeisen zu sehen; es fehlte keines. Jetzt versuchte er sich wieder aufzusehen. Da das Thier aber von ungewöhnlicher Höhe war, so wollte es ihm damit auf keine Weise gelingen, bis er endlich auf den Gedanken kam, die Pferde vor einen dastehenden Eckstein zu ziehen und von diesem sich hinauf zu schwingen. Der Vorgang hatte zum wenigsten acht bis zehn Minuten gedauert; es war sehr heiß und dem jungen Menschen fiel der Schweiß in dicken Tropfen von der Stirn. Ich näherte mich ihm und fragte zum Scheine, was er da am Boden gesucht habe? Statt, wie ich geglaubt hatte, in Flüche gegen den Fuhrmann auszubrechen, gab er mir mit einer Sanftmuth, die mich in Erstaunen setzte, zur Antwort: „C'est un farceur, il m'a fait aller (der Hanns Narr hat mich zum Besten gehabt)“ und ritt von dannen, ohne weiter ein Wort hinzuzusetzen.

— Die französische Umgangssprache besitzt Höflichkeitsformeln, welche das Eigene haben, daß sie sich gerade im entgegengesetzten Sinne, das heißt, als Scheltwörter, oder in einer verächtlichen Bedeutung gebrauchen lassen. Hierher gehören die Wörter Monsieur, Madame, Mademoiselle u. s. w., und der Gebrauch der Zeitwörter im Plurali, statt im Singulari. Ein Bedienter hat seines Herrn Kleider angezogen, um damit in den Tuilerien das Herz einer alten Matrone zu erobern. Der Herr wird es gewahr; was sagt er im Deutschen? Er läßt den Namen des Bedienten weg, setzt die zweyte Person, statt der dritten des Singularis und sagt: „Schlingel, wenn du das noch einmahl thust, so jage ich dich fort.“ Der französische Herr gebraucht, statt der zweyten Person des Singularis, die zweyte des Pluralis und sagt: „Si vous récidivez, Monsieur, je vous chasse.“ Monsieur heißt in dieser Redensart so viel wie Schlingel. So hat sich der Herr durch kein Scheltwort erniedrigt, und der Bediente fühlt recht wohl, was es mit dem Monsieur für eine Bewandniß hat. Die Kammerjungfer einer Dame häßt sich von dem Anbether derselben die Cour machen; die Dame überrascht beyde. Im Deutschen dürfte es hier ohne ein „Ni. . el“ und ein Paar Ohrfeigen nicht abgehen; die französische Dame schilt nicht und schlägt noch weniger; sie sagt: Mademoiselle, sortez de ma maison. Ein vierschrotiges Obstweib stößt mir, im Vorübergehn, mit ihrem Kirschkorbe eine Rippe ein. Im Deutschen möchte sie wohl schwerlich ohne ein: „Alte Heye, kann sie sich nicht in Acht nehmen!“ davon kommen, im Französischen sage ich zu ihr: „Doucement, Madame! Cette vivacité gâtera votre aimable enhonpoint.“ Eine Dame (möge sie Madame Voucheur heißen) will einer andern Dame zu verstehen geben, daß ihr die Besuche bekannt sind, welche ihr Gemahl bey ihr ablegt. Im Deutschen sagt sie: „Ist es lange, daß mein Mann Ihren Herrn Bruder nicht besucht hat?“ Wer fühlt hier nicht, daß der Ausdruck „mein Mann“ die Frau kompromittirt? Im Französischen sagt sie, ohne die Delikatesse zu verletzen:

Madame, y-a-t-il long-temps que M. Boucher n'est venu voir M. votre frère?" Eben so kann ein Ehemann seine Frau, wenn es ihm darum zu thun ist, sie in ihrer Abwesenheit als eine fremde Person zu betrachten, Madame une telle nennen, wo er im Deutschen geradezu „meine Frau," oder „meine Gemahlinn" sagen muß. Schauspielerinnen von einem gewissen Rufe wurden ehemahls ohne Madame oder Mademoiselle nur mit dem Artikel genannt, wie z. B.: „Avez-vous vu la Clairon dans tel et tel rôle;" heut zu Tage beraubt man sie auch des Artikels. So sagt man: „On dit que Bourgoïn a reçu un superbe cachemire de M. l'Ambassadeur de ***; Cuisot est en pour-parler avec le Lord D***, il lui a fait des propositions très-avantageuses; Georges rentrera aux François; Flore est charmante dans la Marchande de goujons etc. etc."

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

München im Oktober.

Ein Volksfest in größerem Style, als das Ihnen neulich geschilderte Kaserloher, hatte hier am 7. d. Statt. Es ist das nun bereits seit mehreren Jahren begangene landwirthschaftliche Centralfest, dessen Schauplatz die der Stadt ganz nahe gelegene, große Theresienwiese bildet. Eine Volksmenge von etwa 50,000 Köpfen besetzte allmählig die amphitheatralisch sich um dieselbe erhebende Hügelreihe, und gewährte einen überaus imponirenden Anblick. Ein aus Brettern gezimmertes Lustlager von Trinkbuden und Betten; überall ertörende Musikhör; häufige, mit Tannenbäumen gezielte Regelpbahnen; Küchen der Speisewirthe; Stückshafen; eine endlose Wagenburg voll stattlicher Equipagen u. s. w. fehlten auch hier nicht. Um 2 Uhr Nachmittags kamen J. ff. M. mit der ganzen Familie, in Begleitung Sr. Maj. des Königs von Würtemberg, unter Kanonendonner und dem herzlichsten Zurufe der Anwesenden auf der Wiese an. Hierauf erfolgte durch den Hrn. Staatsminister des Innern Grafen v. Thierheim die Vertheilung der sehr bedeutenden Preise an diejenigen Landwirthe, welche sich durch ihre Betriebsamkeit in ökonomischen Gegenständen und namentlich in der Viehzucht ausgezeichneten. Nachher begann das Pferderennen, eine in Baiern schon lange national gewordene Volksbelustigung. 35 Pferde nahmen daran Theil, und unritten binnen zwölf Minuten die 7000 Schuh lange Rennbahn dreymahl. Auf das Rennen kam die Preisvertheilung dafür. Sofort wurde das aus der Nähe und Ferne herbeigebachte, sich durch irgend eine Trefflichkeit auszeichnende Vieh in Augenschein genommen, und die Eigenthümer desselben mit den betreffenden Preisen belohnt. Andere Preise waren für ausgezeichnete ländliche Dienstbothen im Jarreise bestimmt, welche jetzt vertheilt wurden. Zwölf Preise endlich waren denjenigen H. H. Beamten des Reiches zugebacht, welche zum Frommen der Landwirthschaft etwas Ausgezeichnetes geleistet hatten. Nach 4 Uhr entfernte sich der Hof wieder. Kein Unfall störte die Freude des Tages, und die zur Erhaltung aufgestellte schöne hiesige Nationalgarde zu Fuß und zu Pferde hatte keinen beschwerlichen Dienst. Tages darauf wurde auf diesem Platze des Festes die gestrige Lust fortgesetzt; ein, stets bedeutender werdender, Viehmarkt machte den Anfang; Vogels-, Scheibens-, Bolz- und Armbrustschießen, Feuerwerk und Musik beschloffen die schöne Feyer, welche von dem landwirthschaftlichen Verein gegründet, mit jedem Jahre an Umfang und Einfluß zunimmt, und den Dank des Vaterlandes jenem Institute sichert. Neben so manchem Frohen und Ergötzlichem fehlt es dann freylich auch nicht an Traurigem und Schauderhaftem, was mitzutheilen wäre, wenn es nicht als Gegensatz einer angenehmen Unterhaltung von diesen Notizen ausgeschlossen werden müßte. Die Erzählung einer solchen Begebenheit will ich mir indessen nicht versagen, weil derselben zugleich eine rührende Seite abzugewinnen ist. Die Witwe eines Straßen-Ingenieurs ging unlängst mit ihren drey Kindern dem Kanale zu, welcher von der Isar nach der Stadt geleitet ist. Sofort ergriff sie ihr 13jähriges Mädchen und warf es hinein; das Gleiche that sie mit den zwey jüngern Kindern, und stürzte sich darauf selbst in die Bluthen. Sie und ein Knabe wurden gerettet. Wahrscheinlich trieb sie zu dieser grausen

That Schmerz über den Tod ihres vor kurzem erst verlorenen Gatten und Verzweiflung über das Schicksal der waiertosen Kinder.

Lassen Sie mich schnell wieder zu einem freundlicheren Gegenstande übergehen! — Noch ein Fest — ein schönes, musikalisches, ward jüngst den Freunden der Tonkunst durch das von Hrn. Musikdirektor Fränzl im neuen Hoftheater veranstaltete Konzert bereitet. Dieser Künstler, dem München seit langer Zeit so viele und herrliche Genüsse, sowohl durch seine früher ausgezeichnete Virtuosität auf der Violine, als auch durch seine treffliche Leitung des Orchesters verdankt, mag an dem enthusiastischen Beyfalle, mit dem er an diesem Abende beehret wurde, und an der zahlreichen Versammlung einen erfreulichen Beweis des Dankes und der Würdigung seiner vielfachen Verdienste gefunden haben.

An Bühnen-Neuigkeiten war das Hoftheater im Laufe dieses Monats wieder bey weitem das reichste. Ehestands-scenen, zweyter Theil, von Bäuerle; das Diadem, oder die Ruinen von Engelhaus; der Achtgroschen- Vetter Benjamin aus Pöhlen, Lustspiel von Cuno; die Geschichte eines neuen Shawls in Wien, Posse von Meisl, sind ihre Nahmen. Die deutsche Oper gab zum ersten Mahl: König Waldemar, oder die dänischen Fischer, Singspiel von Weigl. Hr. Brock vom Karlsruher Theater gab mit ungleichem Beyfalle einige Gastdarstellungen. Die italienische Oper begann mit: La Gioventù d' Enrico V. Melodrama giocoso (Pacini). Die neu engagirten Mitglieder dieses Institutes sind: M. Bonsignori, prima donna (Soprano); M. Ruggieri ed M. Bertini, secunde donne; S. Ronfagna, Buffo; S. Bertini id., S. Giordani, Tenore. Als die neuen Opern, welche in diesem Jahre gegeben werden, vernimmt man vor der Hand: Ojige La Gioventù; La Donna del Lago, di Rossini; Mose, di Rossini; Margherita d'Anjou; Romilia e Constanza, di Mayerbeer; Il Pellegrino bianco, di Grazioli; Violenza e Constanza di Mercadante; Farse; Zilia, di Melara; La Calzolaja, di Generali. Sie sehen daraus, daß wir einem, an schönen Hoffnungen reichen Winter entgegen gehen.

Zum Schlusse noch eine Notiz, welche ich Ihnen schon in meinem letzteren Berichte mittheilen wollte. Hr. Bibl. Säck, der sich auf einer gelehrten Reise in Wien aufhielt, ließ in das Bamberger Intelligenzblatt einen Aufsatz einrücken, worin er unter anderem sagt, daß die hiesige Bibliothek in Hinsicht der Handschriften vor der Wiener einen entschiedenen und auffallenden Vorzug habe. Diese Äußerung war vielen eine Neuigkeit, welche bisher von dem Gegentheile überzeugt waren. Was wird man bey Ihnen dazu sagen? —

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

Acacia tamarindifolia. Tamarindenblättrige Acacie. Von Martinique.

Aloë hexapetala. Vom Kap.

Acalypha macrostachya. Langähriges Brennkraut. Von Caracas.

Citharexylum caudatum. Ausgerandetes Geigenholz. Aus Jamaica.

Canarina Campanula. Glockenblüthige Canarina. Von den canarischen Inseln.

Ehretia Beurreria. Ovale Ehretie. Aus Jamaica.

Mioporium parviflorum. Aus Neuhoiland.

Phyllica luxifolia. Buchsblättrige Phyllica. Vom Kap.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Donnerstag, den 22. November 1821.

140

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welches hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährlich um 15 fl., halbjährlich um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljährlich um 7 fl., halbjährlich um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbjährlich und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Über die herrschende Mode der gewürfelten Stoffe.

Von Böttiger.

(Fortsetzung.)

II.

Meine gnädige Frau!

Sie haben, wie billig, bey einer so wichtigen Reichs- und Staatsangelegenheit, Ihr Orakel, den jungen, liebenswürdigen Professor G. gefragt, und er hat entschieden, daß mein Beweis durchaus mangelhaft und unvollständig sey. Sie spielen also den Krieg aufs Neue in mein Gebieth und ich werde alle meine Kriegsvorräthe und Hülfsvölker aufbiethen müssen, um nicht in Schande vor Ihnen und Ihren Hülfsgenossen zu bestehen. Vernehmen Sie also mit der das schöne Geschlecht so besonders zierenden Langmuth und Geduld, die Erläuterungen, welche ich noch zur Bestätigung dessen, was ich so Kühn war zu behaupten, anzuführen habe.

Bilden Sie sich für einen Augenblick ein, jener römische Kaiser, welcher das erste Modejournal herausgab, Cleagabal, habe Sie zur Beyseherinn seines Frauen-Senats¹⁾ auf dem Quirinal berufen, und es gelte ein Modegesetz, ein Semiramisches Edikt, wie es damahls hieß, über das fernere Tragen der schottischen Zeuge zu entwerfen. Da müßten Sie doch so

¹⁾ Wollte jemand ein antikes Modejournal redigiren, ein Unternehmen, das bey aller seiner scheinbaren Trivolität doch manche sehr belehrende Vergleichung darbieten könnte, so würde er in des Lampridius Nachrichten vom Kaiser Cleagabal den herrlichsten Stoff dazu finden. Die Nachricht von dem Weiberrath, dem Senaculum, den er auf dem Quirinal stiftete, steht im 4. Kapitel (Script. Historiae Augustae T. I. p. 798 ed. Höck) da heißt es ausdrücklich: Semiramica facta sunt senatusconsulta ridicula — quae quo vestitu incederent. Dieser syrische Weichling, dieser Cleagabal, ist freylich in der Geschichte mit Schande gebrandmarkt. Doch bemerkt schon Gibbon History of the Decline and Fall of the R. E. T. I. p. 237. ed Lond. daß hier viel übertrieben wurde in der Nachricht von ihm.

Klägern und Beklagten Ihr Ohr leihen. Kläger tritt nochmahls auf und hebt seinen Spruch an, wie folgt:

Alle celtischen und gallischen Völker sowohl dieſſeits als jenseits der Alpen, also fast sämtliche Bewohner des heutigen Frankreichs und Ober-Italiens, trugen kurze, bis auf die Schenkel herabfallende, vorn über der Brust nur mit einer einfachen Nadel oder Schnalle zusammen gehaltene Mäntel, die das Alterthum unter dem gallischen Worte *Sagos* oder *Sagum* kennt²⁾, darunter war ein vorn zugeknöpftes oder gegürtetes Kamisol mit Ermeln und weiter oder knapper anliegenden Pantalons, in der Nationalsprache *Bracca* genannt (noch vorhanden in den englischen breeches). Jene Mäntel sowohl als diese, von den Hüften bis zu den Knöcheln herabsteigende Fußbekleidung waren roth gestreift und diese Streifen wieder mit andern Streifen, *en losanges*, durchschnitten³⁾. Das Barbarische dieser Tracht war unter den Römern zum Abzeichen jener Völkerschaften geworden, wobey nun noch zu bemerken ist, daß die Häuptlinge und vornehmern Gallier statt der rothen Streifen auch wohl goldene, also mit Gold durchwirkte Stoffe trugen. Nur war wohl das Gold mehr auf den Hosen und Wämsen zu sehn, als auf den Mänteln. So schildert Virgil, wenn er die prophetischen Bildwerke auf dem Schild des Aeneas aufzählt, auch die der Römer einst so verderblichen Gallier.

Gallier steigen empor zum Gebüsch und ersteigen die Burg schon —

Goldenes Haar war jenen verliehen und goldene Kleidung.

Hellgestreift ihr Kriegesgewand, und die Hälse wie Milch weiß⁴⁾.

) Das Wort *sagum* ist ursprünglich gallisch und nur der Umstand, daß es bey den Römern auch für eine Pferddecke gebraucht wurde (S. *Caes. de B. G. lib. 6. p. 422*) konnte Verwechslung mit dem griechischen Worte *Sigma* oder *Sagos* veranlassen, wie sie selbst *Coray* in seinen Anmerkungen zur *Géographie de Strabon* T. II. p. 62. nicht vermied. Es ist dieß celtische Mäntelchen, welches von hinten nur die halben Schenkel deckte (man denke an den unübersetzbaren Vers auf einen armen Schlucker beym *Martial* I. 93. *dimidiasque nates Gallica palla tegit*), der Vater aller modernen Manteltrachten, die wir im spanischen, altfranzösischen und altdeutschen Kostüm noch auf unserer Bühne haben. Daß diese celtischen Halbmäntel ein gewürfeltes Dessen hatten, lernen wir aus einem Excerpte des *Posidonius* beym *Diodor von Sicilien* V. 30. p. 353. *Wess.* wo er sie *gestreifte Sage* nennt, die mit vielfarbigen und häufigen parallelepipedischen Vierecken (*πλευροειδεις*) oder auch *en losanges*, durchschnitten waren. Das sind die Würfel oder Felder in unsern schottischen Zeugen. Die Stellen der Alten hat schon der gelehrte *Pelloutier* in seiner *Histoire des Celtes* T. II. p. 144. (Ausgabe von *Chiniac*) fleißig gesammelt. Er hätte auch die *versicolor vestis* des *Gallienus* im Zweykampf beym *Livius* VII, 10. mit *Draberborch's* Anmerkung p. 507. anführen können. Auf noch erhaltenen alten Denkmählern ist diese Tracht nirgends genau zu erkennen. Wenn *Milkin* in seinem *Voyage dans les départemens du midi* T. I. p. 293. 399. dergleichen *Saga* auf alten gallischen Figuren erblickt: so widersprechen die Abbildungen selbst pt. 17. und 24. wohl aber befindet sich in den kolorirten Kostüms zu diesem Werke pt. 52. in der Abbildung eine Frau von *Nizza* in ihrer Nationaltracht ein Frauenrock ganz in diesem Muster.

³⁾ S. *Malliot Recherches sur les Costumes des anciens peuples* T. II. p. 496.

⁴⁾ *Aeneid.* VIII. 660. *Virgatis lucent sagulis.* *Doff* hat es meisterhaft übersetzt. Denn die Streifen des Mantels, in *virgae*, waren wohl von Purpur oder hochrother Farbe. *Burmann* und *Heyne* verstehen Gold. *Lucere* aber wird ganz eigentlich vom Glanz des Purpurs gebraucht. Und roth war überhaupt die Lieblingsfarbe der Celten, so wie aller Wilden unter allen Zonen. Man denke an *Mar-*

Was hier als Eigenthümlichkeit der Gallier bemerkt wird, ist's auch bey den alten Kaledoniern, Pikten und Skoten in der nördlichen Halbinsel von Großbritannien von jeher gewesen, und da sich bekanntlich in den schottischen Hochlanden, in Ossians Vaterlande, mit der alten gallischen Sprache auch die gallische Kleidertracht und Sitte der gestreiften und gewürfelten Zeuge noch bis zu unsern Tagen erhalten hat, so ist das für uns gleichsam die Wiege und das wahre Geburtsland dieser, den Griechen und Römern völlig fremden, buntgewürfelten Kleidung. Es ging aber hierbey alles ursprünglich von der Hautmahlerey aus. Alle alten Britten mahlten sich im frühen Alterthum die Haut mit der blaufärbenden Pflanze, die wir Waid nennen, die aber bey den Alten *Satis* oder *Glafum* hieß ⁵⁾. Auch weiß ja die Engländerinn wenigstens aus ihrem Goldsmith die Nachricht, daß ihre ursprünglichen, celtischen Urältermütter, dem ausdrücklichen Zeugnisse des alten Plinius zu Folge, sich den ganzen Leib mit den Säften dieser Pflanze färbten, wobey der alte Berichterstatter noch die auffallende Bemerkung macht, daß die brittischen Frauen bey gewissen Opfergebräuchen ganz unbekleidet, aber durch diese Färbung am ganzen Körper als wahre Mohriunen erschienen ⁶⁾. Ein alter Erdbeschreiber, Pomponius Mela, bemerkt, daß sich das brittische Volk, man wisse selbst nicht, ob um sich zu schmücken, oder aus welchem andern Grunde, mit Waid bemahle. Diesen Grund aber hatte schon Julius Cäsar ausgesprochen, wo er dieses Gebrauchs mit dem Zusatze gedenkt, es geschehe, um den Feinden fürchterlicher zu erscheinen. Bey zunehmender Cultur durch die Herrschaft der Römer verschwand diese Sitte aus der südlichen Halbinsel und blieb nur noch jenseits des Weeds bey den Kaledoniern, wo denn die in dem nördlichsten Theile wohnenden Hochländer *Skoten*, die aber in den Niederlanden an der südlichen und westlichen Küste siedelnden Völkerstämme *Pikten* (die Gemahlten) von den Römern selbst gerade darum genannt wurden ⁷⁾, weil sie wo nicht stets die Haut selbst färbten, doch buntschedig gefärbte Kleidungsstücke trugen. Anfangs zwar punktirten und tattooirten sie sich mit den mannigfaltigsten Figuren den ganzen Körper, wie dieß aus dem Zeugniß alter Schriftsteller ganz unbezweifelt hervorgeht. Allein spätere Vermischung mit den südlichen Nachbarn lehrte sie das Abstoßende und Gehässige eines Gebrauchs einsehen, womit schon ihre Kinder verunstaltet wur-

tials Vestitur Gallia raris. XIV. 129. Daß übrigens auch die Pantalone so gestreift gewesen, sagt Properz bestimmt, wo er von *braccis virgatis* spricht IV. 8. 43.

⁵⁾ Oder auch *vitrum* in der Bedeutung von Meerblau. Man sehe Morus und die andern Erklärer zu Cäsar B. Gall. V. 11. In der *Archaeologia Britannica* hat *Barrington* eine eigene Abhandlung über das Hautmahlen durch Waid, und *Samden* leitet das Wort *Britte* von der Wurzel *Brith* ab, welches soviel als *bemahlte* hieß."

⁶⁾ Plinius XXII. S. 2. *Glasto Britannorum conjuges nurus que toto corpore oblitate quibusdam in sacris et incedunt, Aethiopum colorem imitantes.* Die Stelle des *Mela* ist III. 6. 5. die. beym Cäsar B. G. V. 14.

⁷⁾ So unterscheidet nach den gelehrten Forschungen beyder Nachhersens *Gibbon* die *Skoten* und *Pikten* *History of the R. Emp. T. IV. p. 292 ff.* daß die Benennung der *Pikten* bloß von den Römern ausging, weil sie sich mahlten und tattooirten, leidet keinen Zweifel. *S. Sprengels Geschichte von Großbritannien und Irland Th. I. S. 71.* und so konnte später noch *Claudian* von ihnen sagen: *non falso nomiae Pictos III. Cons. Honor 54.*

den 8). Nun behielten sie wenigstens das Abzeichen jener Sitte in den bun-
farbigen, sich durchkreuzenden Stoffen ihrer Bekleidung bey, und das ist nun
der wahre Ursprung aller gewürfelten Stoffe, die wir, weil sie von der
Tracht der Bergschotten entlehnt sind, noch jetzt allgemein schottische Zeuge
zu nennen gewohnt sind.

Da wir hier nun auf den echten Stammbaum aller schottischen Zeuge gekom-
men sind, ist es Ihnen, meine gnädige Frau, vielleicht nicht unangenehm,
eine geistreiche deutsche Reisende, welche vor nunmehr 21 Jahren in Gesell-
schaft eines edeln schottischen Geistlichen, James Macdonald, die ganzen Hoch-
lande, Ossians Lieder in der Hand, und ihren des Griechischen kundigen Beglei-
ter zur Seite, in allen Richtungen durchkreuzte. Aus Frauenmund klingt ja
das alles viel zierlicher. Vielleicht gelingt es mir aber auch bey dieser Gelegen-
heit, Sie und mehrere Freundinnen des Schönen, welches schön bleibt,
wenn es auch nicht erst in der letzten Ostermesse geboren wurde, auf eine
Lektüre auf's neue aufmerksam zu machen, welche bey der klassischen Form,
die diesem Reisetagebuche die von jener Anschauung der schottischen Wunderwelt
tief ergriffene Verfasserinn aufzudrücken wußte, nie der Vergessenheit über-
geben, sondern von feinfühlenden Müttern und Erzieherinnen in Familien-
Ereisen und im Zirkel lehrbegieriger Schülerinnen oft vorgelesen werden sollte.
So erzählt uns Frau Emilie Harms, früher als Sängerinn der Som-
merstunden unter dem Namen Emilie von Berlepsch rühmlich gekannt, in
ihrer Kaledonia 9):

„Es ist hier der Ort, denjenigen Lesern, die keine Abbildungen und Be-
schreibungen von der Bergschotten Kleidung sahen, einen Begriff davon zu
geben. Der Stoff, den sie zu ihrer Kleidung nehmen, ist seit vielen Jahrhun-
derten der nehmliche. Es ist eine Art von Kamlot, den man Tartan nennt,
ganz aus Wolle, zuweilen mit einem baumwollenen Einschlag, allezeit groß-
würflich in bunten, grell abstechenden Farben gewählt. Gelb, roth und grün
sind die herrschenden Farben. Ich bemerkte, daß diejenigen, welche sich neuer-
lich Kleidung haben machen lassen, und überhaupt etwas elegant seyn wollen,
einen Tartan tragen, der nur in den Schattirungen von grün mit etwas
schwarz gewürfelt ist. Dieß steht sanfter und besser aus, als die Mischung von

8) Dieß sagt Solinus ausdrücklich in der Hauptstelle über dieß Tattowiren der Kale-
donier c. 22. p. 51. F. edit. Salm. Inde a pueris varia animalium figurae incor-
porantur. Vergl. die zweyte Hauptstelle bey Herodian III. 14. 13. wobey die
Anmerkungen in Zenis Ausgabe T. II. p. 762. ff. zu vergleichen sind.

9) Kaledonia, von der Verfasserinn der Sommerstunden, 4 Theile in gr. 8.
Hamburg, Hofmann 1802 — 1804 gehört zu dem Besten und Reifsten, was eine
deutsche Frauenfeder in der reisebeschreibenden Gattung mit sittlicher Anmuth und
freyen Beobachtungsgaben schrieb, ist aber zum Theil auch durch die drängenden
Zeitumstände viel zu wenig gekannt und gelesen worden. Die Verfasserinn genoss
die Freundschaft Herders und in den Erinnerungen von seinem Leben
hat Frau von Herder ihr eine Ehrenstelle angewiesen. An Herder, den sie mit
Recht ihren Lehrer nennt, sind auch die meisten Schilderungen des Hochlandes und
Betrachtungen gerichtet. Ein gelehrter Reisender aus Edinburg, den ich das in
Form und Inhalt untadelhafte Werk zum Lesen mittheilte, erstaunte über die Le-
bendigkeit und Wahrheit der Vorstellung und versicherte, daß die Britten nichts
der Art aufzuweisen hätten. Es sollte in keiner erwählten Büchersammlung gebil-
deter Frauen fehlen. Die hier excerpirte Stelle steht Th. II. S. 140 — 145.

gelb, roth und grün. Die Kleidung der Weiber ist von eben dem Zeuge, übrigens in Schnitt und Form von der in Schottland allgemein üblichen, wenig abweichend. Auch tragen sie die häßlichen weißen Mützen, mit lang herabhängenden Backenstücken, die man in ganz Britannien bey dem weiblichen Theil des Landvolks sieht. Den Plaid oder Mantel tragen sie gerade wie wir unsre Shawls."

„Die Kleidungsstücke der Männer sind: der Philabeg, eine Jacke mit Kragen, Klappen und Armausschlägen, alles vom nämlichen Zeuge; der Kilt, eine Art von Schurz, oder vielmehr ein dickgefalteter kurzer Weiberrock, der ihre Hüften umschließt und nur eine Hand hoch über die Knie reicht, so daß diese bloß zu sehen sind, ein Halbstrumpf von Scharlach und in weißen Würfeln gewebt; an den Füßen Brogues, dieß sind dicke Stücke Leder, mit Riemen über dem Fuße befestigt, die sie selbst zuschneiden und bereiten. Ferner, der Plaid, ein langes Stück Tartan, das auf der Schulter in Falten zusammengenommen, mit einem Riemen befestigt ist, zierlich um den Leib geschlagen wird, wie eine Schürze, und dessen Ende über dem Arme hängt. Wenn es regnet, knüpfen sie den Plaid von der Schulter los, falten ihn aus einander und verhüllen sich darin. Auf dem Kopfe tragen sie eine Mütze, deren barchentes Unterfutter fest am Kopfe schließt. Das blaue Oberzeug ist etwas gezupft und hat einen buntgewürfelten Rand. Allemahl ist eine schwarze oder weiße, lange, fliegende Feder auf der Mütze befestiget. In dem Gürtel tragen sie den Dirk, eine Art Dolch von antiker Form. Der Gürtel befestigt am Unterleibe eine Tasche von Fuchs- oder Otterfell, mit vielen Schnüren und Quasten verziert, in welchen sie ihr Geld, ihren Tabak, und dergleichen verwahren."

„Diese Kleidung, wie ich sie da beschreibe, ist für einen schönen Wuchs — und ich glaube nicht, daß man einen übelgewachsenen Menschen im Hochlande findet — äußerst vortheilhaft. Sie hat etwas Ausgezeichnetes und wirklich Majestätisches. Ihre Ähnlichkeit mit der Kleidung der Römer ist auffallend. Hier ist der Kothurn, die Toga, die besiederte Mütze, der Dolch. Doch Herr Macdonald und mehrere meinen, es könne keine Nachahmung der Römer seyn, die nur als verhasste Feinde den Hochländern bekannt waren, sondern es sey die Erfindung eines natürlich guten Geschmacks und des Bedürfnisses. Nothwendig müssen die Hochländer kurz gekleidet seyn, um ihre Berge zu ersteigen und ihre vielen Lochs und Flüsse zu durchwaten. Man sollte denken, die völlig unbekleideten Beine müßten in einem so feuchten, windigen Klima, viele Erkältungen und Gichtbeschwerden nach sich ziehen; doch versicherte man mich, diese Krankheiten wären im Hochlande seltener, als im östlichen Schottlande."

„Leider wird die schöne Bergschotten-Kleidung jetzt schon nicht mehr so allgemein und regelmäßig getragen, als in der ersten Hälfte des Jahrhunderts. Nach dem Successionskriege ward es den Hochländern als eine harte Strafe auferlegt, den Kilt und Plaid nicht mehr zu tragen, sondern sich wie die Engländer zu kleiden. Sie gehorchten so wenig als möglich und immer mit dem bittersten Widerwillen. Jetzt können sie sich tragen wie sie wollen, und eben deshalb vielleicht nehmen sie aus freyem Willen die englische Tracht allmählich an. Es sieht sonderbar aus, wie jetzt die beyden Trachten in Coalition

Kommen. Bald sieht man den Plaid auf einer völlig englischen Kleidung; bey einigen ist der ganze obere Theil hochländisch, der untere englisch; bey andern ist's umgekehrt."

„Diese Menschen mit ihren sich allmählich veränderten und verlierenden Nationalsitten, kommen mir vor wie die ausartenden Tulpen, die ihre bestimmten glänzenden Farben eine nach der andern verlieren, und sich endlich alle ähnlich sehn."

(Der Schluß folgt.)

C h a r a d e.

Viersylbig.

A n J o h a n n a.

Es gibt ein Geschlecht, vom Himmel kömmt es her,
Mit heil'ger Gluth die Herzen zu entzünden,
Es muß im Lied, was es bewegt, verkünden,
Und aller Vater nenn ich dir: Homer.

Es sieht dein Auge Schönres nimmermehr,
Kannst du in eines Haines stillen Gründen
Der Flora Schmuck in meinen zweyten finden.
Nur dein Gemüth prangt leuchtendhell wie Er.

Das Schönste, was die Ersten je gegeben,
Was Sie umwallt mit magisch hellem Glanze,
Was alle Völker preisen ist das Ganze.

Dergleichen dir zu biethen ist mein Streben.
Bedenk, wenn Mängel d'rin dein Aug entdeckte:
Dein Wille ist der Frühling, der sie weckte.

S c h a u s p i e l.

Burgtheater, den 13. d. zum ersten Mal: *Stille Größe*. Dramatisches Charaktergemälde in drey Aufzügen, in Alexandrinern.

Die Hauptperson dieses Schauspiels ist Richard Harald, Baumeister des Sir Thomas Roynce. Aus dem hier angeführten Nahmen läßt sich leicht vermuthen, daß die Handlung in England vor sich gehe, und der Verfasser hat als Zeitpunkt den Frühling des Jahrs 1505 angegeben. Damahls regierte Heinrich von Richmond, unter dem Nahmen Heinrich VII., Stifter des Hauses Tudor, einer Seitenlinie der Lancaster, die mit dem Hause York achtzig Jahr lang zerstörende Kriege, unter der weißen und der rothen Rose bekannt, um die Herrschaft führten. Dieser siebente Heinrich überwand und tödtete seiner Gegner, Richard III., in der Schacht bey Bosworth. So viel zur nöthigen Erklärung der historischen Grundlage des Schauspiels. Wir finden hier nähmlich in dem oben erwähnten Baumeister unvermuthet einen Sohn des ermordeten Richards auf folgende Weise. Seine Tochter Liddy wird von dem Ritter Arthur, Sohn des Sir Roynce, auf das zärtlichste geliebt. An eine Ver-

bindung beyder ist nicht zu denken, weil Art hurs Vater sein altadeliches Wapen dadurch für besetzt halten würde. Hannah, Liddy's Mutter, will sich der Liebenden erbarmen. Längst hegt sie die Vermuthung, daß ihr Mann von edlerer Geburt sey, als sein Stand erwarten läßt. Auch bemerkte sie ein Pergament, daß Richard Harald sorgfältig zu verwahren sucht, woraus sich leicht nähere Auskunft schöpfen ließe, wenn sie nur Geschriebenes lesen könnte. Um nun des Ritters stolzen Vater in Betreff der Heirath auf andere Gedanken zu bringen, sucht sie jenes Dokument in ihre Hände zu bekommen, und theilt es unter dem Siegel der Verschwiegenheit eiligst dem Sir Thomas mit. Dieser erblickt darin ein Schreiben Richards III. an seinen Sohn, der nach der Schlacht bey Bosworth plötzlich verschwunden ist, und lange schon von dem rachsüchtigen Stafford, dessen Bruder Heinrich VII. (Lancaster) tödten ließ, und seiner rebellischen Parthey gesucht wird, um die rothe Rose zu vernichten, und das Geschlecht der York's in diesem Richard Plantagenet wieder auf den Thron zu heben. Demselben Stafford wird das Geheimniß kund gemacht; sein Waffentnecht ist auch dabey, als die Schrift zum zweyten Mahle eröffnet wird, und letzterer erkennt in Richard dem Baumeister, der bald nachher erscheint, den Prinzen Richard, des erschlagenen Königs Erben. Sie huldigen ihm alsbald, und Stafford erbiethet sich, ein Heer zu werben; auch gelingt es ihm, durch ein verführerisches Bild der Glückseligkeit, die den edelmüthigen Herrscher des Vaterlandes erwartet, sein Gemüth auf wenige Augenblicke zu entflammen; der Anblick aber des mit Blut benehten Schwertes, das ihm sein Vater hinterließ, schlägt seinen Muth darnieder; er entsagt dem Thron um solchen Preis und weicht sein Leben der Verborgenheit. Bald darauf verbindet er Liddy mit dem Sohne des Thomas Moynne, weil dieser voll Verzweiflung dem Vater und dem Vaterland den Rücken kehren will.

Der Verfasser hat sein Schauspiel als Charaktergemälde bezeichnet, vielleicht auch darum, weil ihm nicht entgehen mochte, daß der Antheil des geschichtlichen Stoffes an der Handlung zu gering ist. Wir wollen daher bey der angenommenen Bezeichnung stehen bleiben. Man erwartet ganz besonders in diesem Falle nicht nur, daß die Handlung auf die Charaktere gegründet sey, sondern auch, daß durch diese ein fortwährendes Interesse erregt werde. Ein solches, wiewohl Anfangs schwaches Interesse, kößt uns hier nur Richard Harald ein; und das nicht eigentlich durch den Charakter, sondern vielmehr durch das Geheimnißvolle, das von dem Augenblick an ihn umgibt, da er auf eine hingeworfene Äußerung seiner Frau, den tollten Wahn, wie er es nennt, für etwas Höheres ihn zu halten, als er ist, mit harten Worten ihr verweist.

Wenn diese aufbrausende Bewegung, verglichen mit seinem übrigen Benehmen, zu heftig scheinen sollte, so kann sie durch die Darstellung leicht gemildert werden. Wenn aber Richard dem Sir Thomas Moynne im zweyten Akt mit doppelstimmigen Worten und mit stolzem Sinn, wie letzteres Thomas selbst bemerkt, die Hand darauf gibt, daß er nicht seines Gleichen sey, so fällt Richard Harald einen Augenblick aus dem Charakter. Wir folgen diesem Leitfaden weiter, bis zum eigentlichen Höhepunkt des Schauspiels, wiewohl der Weg hinauf ein wenig ungleich ist. Wir stehen dort vor der Scene des dritten Akts, wo Stafford und sein Freund den edlen Richard als rechtmäßigen Erben des Reiches anerkennen und bereit sind, an der Spitze eines Heeres ihm die Krone zu erkämpfen. Richard zeigt sich einen Augenblick entschlossen, greift nach dem Schwerte seines Vaters und erblickt die Spuren des vergossenen Bluts. Über Leichen muß er sich den Weg zum Throne bahnen, den Heinrich VII. zwar ohne das Recht der Geburt, aber durch Herrschertugenden behauptet. Er verwirft das Anerbieten und zieht die Ruhe der Gegenwart, das Glück der Verborgenheit, zerstörenden Schlachten und dem ungewissen Erfolg eines von Seite der Anführer rebellischen Unternehmens vor. Diese Wendung ist eine Folge der Umstände, rührt von der Stimmung des Augenblicks her, kann höchstens eine edle Gesinnung, nicht eigentliche Größe genannt werden. Wir wollen aber, aus Besorgniß, uns auf einen Abweg zu verlieren, gleich die angeführte Scene an sich selbst in's Auge fassen, wo dann ein recht gelungenes dramatisches Gemälde sich entfaltet, das dem Charaktergemälde wohl noch vorgezogen werden kann. Die Farben sind lebendig aufgetragen, die Ausführung ist wirksam und

gehaltvoll, die Erwartung, durch diesen kräftigen Hauptmoment von allem übrigen abgelenkt, zeigt sich befriedigt. Doch leider ist noch etwas nachzuhohlen, und ein neuer Theil der Handlung spinnt sich an, oder besser gesagt, der erste Theil, mit dem vorigen nur schwach verschlungen, wird wieder aufgegriffen und langsam abgesponnen, bis der Knoten um die Liebenden geschürzt ist, deren ziemlich gewöhnlicher Roman auch ein gewöhnliches Ende herbeiführt, das den Eindruck schwächt und die schöne Wirkung des glänzenden Moments beynahe zerstört.

Nachdem wir so auf das vorzüglich Lobenswerthe dieses Schauspiels den Blick gerichtet, wenn gleich viel kürzere Zeit, als es wohl verdiente, wollen wir auch im übrigen mit dem Verfasser nicht um dieß und das und Kleinigkeiten markten oder mäkeln, sondern nur hinzufügen, daß mehrere Scenen, wiewohl sie der genannten Hauptszene nachstehen müssen, doch mit Geschick behandelt sind, daß die Diktion frisch und bilderreich ist, unter den Versen manche recht gelungene sich finden, die sich dem Geiße der wahren Poesie anschließen, wenn wir auch durch andere größten Theils an die verklingene Zeit der alten Kronyks, Weise, und anderer sonst geschätzten Dramatiker erinnert werden.

Hr. Koberwein legte nach einer sehr richtigen Ansicht gleich Anfangs in die hausväterliche Art des Richard einen imposanten Sinn, dem er nach Beschaffenheit der Situationen immer treu blieb, und erhob sich in der entscheidendsten mit ihr auf den höchsten Punkt.

Hr. Costenoble führte den leichteren Charakter des Thomas Moyne mit anspruchloser Leichtigkeit bis an die Grenze. Ihm gebührt hier vorzüglich das Lob großer Deutlichkeit im Vortrag der Erzählung (Sc. 1. Akt II.), die wir in den nöthigen Erörterungen des Sir Stafford sehr vermiften. Hr. Keil zeigte in dieser Darstellung des genannten mehrere Lichtpunkte und seine glückliche Natur schimmerte oft hindurch, sie verschwanden aber schnell und das Ganze zeigte sich unhaltbar und verworren. Die Deklamation, wie wir es hier nennen wollen, weil es denn doch Verse sind, mit rasch wechselnden starken und schwachen, gezogenen und übereilten Betonungen, verursachte Unverständlichkeit.

Mad. Koberwein (Hannah) wirkte in der ersten Scene mit mehr Ruhe und Gefälligkeit, als späterhin, wo zu große Beweglichkeit und stark nuancirtes Spiel mit dem schlichten unbefangenen Wesen der Hausfrau kontrastirten.

Mlle. Weber war als Liddy in ihrem eigentlichen Wirkungskreise, daher das wiederholte Lob erspart werden kann.

Mit gewohntem Fleiße stellte Hr. Kettel den Ritter Arthur, doch gab er den Alexandrinern und dem leidenden Gemüth etwas zu merklich nach.

M o d e n b i l d XLVII.

Mantel von gelbem Sammet mit weißem Plüsch ausgeschlagen; die Kapuze von weißem Sammet. Hut von Plüsch mit einem Spitzenschleier.

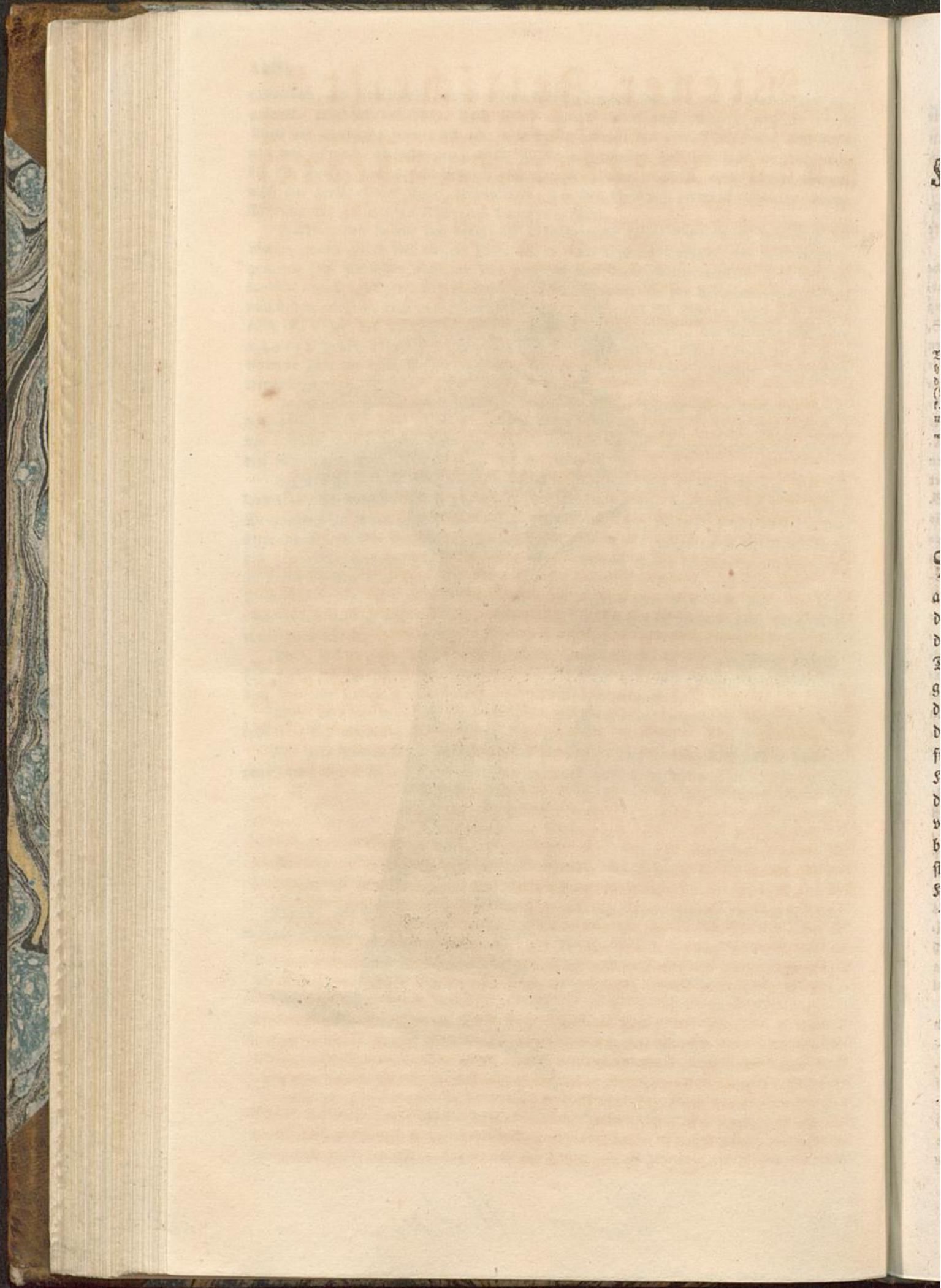
Herausgeber und Redakteur: Joh. Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß.



P. v. St. Del.

Fr. Stöber.



Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Sonnabend, den 24. November 1821.

141

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen ein Viertel, um 15 fl., halbi. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer ein Viertel, um 7 fl., halbi. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey H. Strouß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbi. und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Über die herrschende Mode der gewürfelten Stoffe.

Von Böttiger.

(Schluß.)

Nichts wäre in der That ungeschichtlicher, um nicht ungereimter zu sagen, als wenn man mit dem als Geognosten und Naturforscher stets achtungswürdigen Foujas von St. Fond behaupten wollte¹⁾, die Schotten hätten die Musterformen zu diesem ihrem Stoff von den alten Römern empfangen. Denn, um nur mein antiquarisches Gewissen hier ein für allemahl zu wahren, genüge Ihnen, meine gnädige Freundin, der kleine Bericht, daß, so lange die alte Hellenenwelt und später auch Rom sich noch von Vermischung mit den Barbaren frey erhielt — welches unter den spätern Imperatoren Roms freylich nicht mehr der Fall war — die herrschende Farbe aller weiblichen Kleidungen der Frauen und Jungfrauen und in den höhern Ständen stets die weiße blieb; daß es in Athen sogar als Abzeichen leichtfertiger Frauen von nicht ganz unbescholtenem Rufe galt, purpurfarbige und andere hellfarbige Gewänder zu tragen; daß dieß unwandelbare Gesetz des weiblichen Wohlstandes sich wohl auch auf den reinen Sinn des Alterthums für plastische Kunst²⁾ begründete, und die großen Marmorbildner wohl oft bis zu Versuchen

¹⁾ In seiner von den Mineralogen noch immer geschätzten Voyage en Ecosse et aux Isles Hébrides Vol. I. p. 308. Nachdem er eine genaue Nachricht von der Bergschotten-Tracht gegeben, fragt er: L'ont-ils copié des Romains à l'époque où ces maîtres du monde vinrent faire des vains efforts pour les conquérir? Ich besitze ein Exemplar, wozu der gelehrte Hochländer, James Macdonald, Anmerkungen an den Rand geschrieben hat. Da heißt es: it is not probable that the Celts of Caledonia have adopted any customs from the Romans whom they hated and with whom they had no intercourse but in the day of battle. Their clothing is suggested by common sense as peculiarly convenient for climbing the mountains and for swimming over a river or an arm of the sea.

²⁾ Winkelmann in seiner Geschichte der Kunst (Werke V. 11.) hat, ob er es wohl verspricht, von der Farbe der Gewänder bey den Frauen im Alterthum nichts angeführt. Bey der Behauptung, daß sie in den obern Ständen stets weiß

begeistern konnte, ihren bekleideten Frauen-Statuen in Marmor selbst die zarte Durchsichtigkeit und den Faltenwurf weiblicher Draperie bis zur höchsten Täuschung zu verleihen; daß sie aber nichts so entstellend und verhäßlichend fanden, als bey Gewändern Striche oder Linien, welche die Figur des Körpers oder irgend eines Gliedes in der Quere durchschneidend, in stets störenden Zirkellinien herumlaufen, im Anzuge ³⁾ anzubringen ⁴⁾. Dagegen konnte

gewesen, dürfen zwey Punkte nicht übersehen werden: a) Hetären (musikalische Mädchen bey den Griechen, Libertinen bey den Römern) trugen zu ieder Zeit farbige, in den glänzendsten Farben leuchtende Gewänder. Nach Solons Gesetzgebung waren bunte Gewänder das Abzeichen freylebender Frauen und Duhlerinnen. S. Sam. Petit de Legg. Alt. VI. tit. 5. p. 476. Höchstens gestatteten sich in Athen die Bürgerinnen gelbe Untergewänder. S. die Stellen in der Aldobrandinischen Hochzeit S. 129. Auch in Rom herrschte derselbe Sinn. Wenn Ovid in der Kunst zu lieben alle Farben durchgehelt und lehrt, welche Farbe jedem Mädchen passe, so vergessen wir nicht, daß dieser Unterricht der gutwilligen Klasse gegeben wird, die in Rom im Dienste der Venus standen und Libertinen hießen, und daß schon in frühern Zeiten Roms durch das Appische Gesetz allen Matronen und Bürgerinnen das Tragen bunter Gewänder untersagt wurde, wie es aus der Hauptstelle des Livius erhellet XXXIV. 1. mit Ducker's gelehrter Anmerkung S. 762. b) Die Mahler im Alterthum gaben aus guten Gründen den Frauen, die sie in Wand- und Tafelgemälden (tabulae pictae) anbrachten, stets buntfarbige Gewänder. Das hatte der Altmeister der griechischen Mahlerschule Polygnotus aus Thasos zuerst gethan. Die Art aber, wie Plinius von dieser Neuerung spricht, primus mulieres lucida veste pinxit, capita illarum mitris versicoloribus operuit XXXV. p. 35. (p. 233 der Ausgabe von David Durand) zeigt deutlich, daß hier etwas Neues gewagt wurde. Finden wir also auf den noch vorhandenen Wandgemälden in den Aufgrabungen von Herculaneum, Pompeji u. s. w., in der Aldobrandinischen Hochzeit, auf Mosaiken die meisten Frauen in buntfarbigen Gewändern vorgestellt (vorzüglich in schillernden Farben), so darf diese Mahlersitte doch nicht als Norm für's wirkliche Leben gelten. Und hat die moderne Mahlerey in ihren Madonnen und Heiligen nicht auch in der Draperie und Färbung der Gewänder ihre eigene Konvenienz, die nicht in dem, was im Leben üblich ist, gesucht werden darf?

³⁾ Der Mohr mit dem querstreifigen Gewand aus alabastro fiorito, der sich vormahls in der Villa Borghese befand (S. Villa Pinciana Stanze VIII. p. 7.) ist ein Nachwerk des 16. Jahrhunderts. Allein es gab schon im Alterthum Statuen, an welchen durch die buntschiefigen Gewänder man den Barbaren erkannte. Von drey dergleichen, die man unter Constantius in Thrazien fand, spricht Olympiodorus in den Excerpten aus dem Photius in den Script. Byzant. T. I. p. 10. Dem dreyköpfigen spanischen Gergon gibt ein antikes Vasengemälde in Millingen's Collection de vases grecs, pl. 27. einen Leibrock mit vielen Streifen zum Zeichen seines barbarischen Ursprungs. Als im zweyten und dritten Jahrhundert allerley Caracallen und barbarische Kleidungsstücke auch in Rom eingedrungen waren, da hießen die gewürfelten Stoffe, Schildchen-Stoffe, scutulata. S. Saumaise ad Script. H. A. T. II. p. 860.

⁴⁾ Eine in vieler Rücksicht merkwürdige Vasenabbildung mit schwarzen Figuren im alten Styl, welche Millin zweymahl bekannt gemacht hat. Zuerst in den Monumens antiques inédits T. II. pl. 3. und dann in den Peintures des Vases T. II. pl. 61. scheint allerdings Ausnahme von dieser Behauptung zu machen, da darauf zwey athenische Jungfrauen, welche dem Minotaurus Preis gegeben werden sollten, in Gewändern vorgestellt sind, welche durchaus schachbretartig (en échiquier) durchschnitten und so gewürfelt sind, daß in den Würfeln selbst wieder zarte Striche und Kreise hervortreten. Millin in der Erklärung p. 92. beschreibt dieß so: L'étoffe

man der einrahmenden, einfassenden Umbordungen und Einsäumungen gar nicht genug haben, und hier haben Stickeren und Webereyen der Alten ihren wahren Triumph gefeyert⁵⁾. Dabey konnte es allerdings vorkommen, und die alten Vasengemälde liefern die anmuthigsten Belege dazu, daß sowohl von der Brust bis zu den Füßen herab in der Mitte ein vielfach geschmückter Streif herabließ⁶⁾, weil dieß ja doch nur eine neue Einfassung der einzelnen

est composée de carreaux, au milieu desquels est alternativement un rond et un assemblage de plusieurs traits symétriques. Hier hätten wir also einen schottischen Zeug — das Muster ist so zierlich, daß es eben aus Paisley oder Glasgow gekommen seyn könnte — im entferntesten Alterthum. Allein der erste Blick wird jeden, der alte Denkmäler zu sehen sich geübt hat, sogleich überzeugen, daß die ganze Vase in einem ganz fremden, ja wir möchten sagen, ägyptisirenden Styl auch in Absicht auf die mumienartig anliegende Form der Gewänder vielleicht vor 2600 Jahren gemahlt, für den klassischen Geschmack des Alterthums nichts entscheiden könne. Es ist ägyptische bedruckte Leinwand. Denn leinerner Gewänder trugen im frühesten Alterthum auch die Aethenerinnen. Das Muster findet sich öfter in der Abbildung in dem großen Werk der Descriptions de l'Egypte. (Man sehe eine getreue Kopie aus Millin's Vasenwerk Fig. a.)^{*)}

- ⁵⁾ Dahin gehört vor allen die Mäander-Arabeske, die Bordüre von Wolfszähnen, Wogen, Palmettes, auf der Chlamys des Apollo, des Merkur und der Heroen, auf dem Peplus der Minerva, auf der Kystis u. s. w. wie sie so häufig auf schönen, griechischen Vasengemälden vorkommen. S. meine Bemerkungen in den Vasengemälden Th. I. S. 89. f. und das Register zu Millin's Description des vases s. v. arabesques. Es wäre zu wünschen, daß Wittich in Berlin oder Hr. v. Stube n r a u c h in Wien eine eigne Sammlung so drapirter Figuren und kolorirte Exemplare des Werkes als Mustertafeln herausgäben. So würde, um nur dieß eine anzuführen, der höchstgeschmackvoll und zierlich geschmückte Leibrock ($\chi\tau\omega\nu\iota\sigma\kappa\omicron\varsigma$) eines zu Pferde wettrennenden Jünglings in Millin's Peintures des vases T. I. pl. 45. (vergl. die Abbildung Fig. b.), hätte ihn Phaon in Grillparzer's Sappho getragen, wahrscheinlich keine der wahren Kennerinnen in Wien unbefriedigt gelassen haben. Man vergleiche damit die zierlichen Leibröcke der helkenisireten Amazonen in einem Vasengemälde, welches Millin in seinen Monuments antiques inédits T. II. pl. 8. p. 69. zuerst bekannt gemacht hat, besonders das Gemälde einer zu Pferde kämpfenden Amazone in Millin's Peintures des vases antiques T. I. pl. 10. (vergl. die Nachbildung Fig. c.)
- ⁶⁾ Ein langes Studium der alten Vasengemälde hat mich immer mehr in der Überzeugung befestigt, daß die Tunika der griechischen Frauen, wenn sie in der Mitte herab einen vielfach verzierten Streif zeigt, mehr zur Repräsentation auf der Bühne (zum choragium) oder zum verführerischen Anspug der Flötenspielerinnen, als zur gewöhnlichen Jungfrauen- und Matronentracht gehört, welche durchaus nur einfache Purpurumsäumung an dem Diploidion oder Pepsoidion (dem Obermäntelchen) und an der untern Einfassung des Untergewandes forderte. Man betrachte die Prachtgewänder der Furien, der Minerva auf der schönen Vase, welche den von den Furien verfolgten Orest in Delphi vorstellt, bey Millin's Peintures T. II. pl. 67. (vergl. die Abbildung dieses Kostüms Fig. d.) oder den prächtig geschmückten Apollo Citharoedus in der schönen Vase bey Millin's Collection de vases grecs, pl. 29. und die Medea mit dem Apoll in den Vases de tombeaux de Canosa pl. 3. und 7. um sich von dem Theatralischen dieses Kostüms zu überzeugen. Man werfe einen Blick auf den Talar (Kystis) der in wechselseitiger Liebeskosung begriffenen Flötenspielerinnen in Millin's Peintures T. I. pl. 38. (vergl. die Kopie in Fig. e.) daß nur musikalische Mädchen sich so schmückten. Indes herrscht hier doch die Blüthe des griechischen Geschmacks und des wahren Schönheitsinn. Von solchen Mädchen nahmen Bildhauer und Maler oft ihr Modell. Eine andere, mit

^{*)} Siehe die besonders Beilage, die hierher zu binden ist.

Haupttheile des Gewandes war, als auch an den Ermeln der Gewänder von der Schulter bis zur Handwurzel herab ein farbiger Streif ging, eine verdoppelte Purpurlinie, oft mit einem Zickzack, gleichsam den Saum oder die Armbänder bezeichnend ⁷⁾, welches aber hier wieder nur im Kleinen eine abtrennende Einfassung wurde. Es versteht sich, daß es auch nicht an Prunkgewändern fehlte, wo goldene Sterne, oder kleine Kreise eingewebt oder eingestickt waren ⁸⁾. Doch bleiben bey allen diesen Ausschmückungen die zwey Hauptpunkte als Norm stehen: mit seltenen Ausnahmen finden dergleichen fast nur immer auf weißen Gewändern Statt und nie bilden sie, den Fall abgerechnet, wo sie den Hals, den Armel, den untern Saum einfassen, eine quer durchlaufende Linie. Denn jede dieser Linien zerschneidet, zerhackt ja gleichsam den nun in schön gerundeter, bald anschwellenden, bald abschwellenden Form

dem ältesten Tempelgeschmack und mit der Kunstverwandtschaft der ältesten Pallasbildung mit der ägyptischen Neith und phönizischen Onga genau zusammenhängende Frage ist, ob nicht dieser ganze Gebrauch des von der Brust bis zu den Füßen in der Mitte herablaufenden breiten Mittelstreifes vom ägyptischen Peplus der ältesten Pallasbilder in Athen zuerst in die Garderobe gekommen sey. Unserer Pallas Sturz vom ältesten Styl in der Dresdner Gallerie spricht laut dafür. Man vergleiche nun aber auch die Götterstatuen in Millingen's Collection de vases grecs, pl. 50. 51. 52. mit Millingen's feinen Winken.

⁷⁾ Gewiß ist's, daß bey vielen so geschmückten Ermeln des Untergewandes die freisförmig herumtaufenden Verzierungen in Gold oder Purpur eigentlich nur die Arm- und Handspangen bezeichnen sollen, die einen so wesentlichen Bestandtheil im Schmuck der Frauen im Alterthum machten. Man darf nur die schon angeführten Vasengemälde bey Millin T. I. pl. 38. T. II. pl. 67. oder Peintures de vases grecs par Millingen pl. 23. vergleichen. Aber es gibt auch Arme, die von der Schulter bis zur Handwurzel herab fantastische Linien in die Quere und Länge haben, z. B. in dem schmuckreichen Amazonen-Kostum eines Amazonen-Paares, das auf einem Biergespann fährt, bey Millin T. I. pl. 56. Doch dachte nicht der Grieche bey Amazonen immer noch an etwas Scythisches, Ausländisches? Vergl. die Amazonentracht auf einer Vase in Millingen's Sammlung pl. 37. und den der Helena gegenüberstehenden phrygischen Paris eben daselbst pl. 42. mit meinen Bemerkungen in der Urania von 1820. Daß aber diese Tracht mit Querstreifen an den Ermeln und langen Hosen (Anaxyrides) nicht asiatisch d. h. phrygisch oder barbarisch sey, erhellet am deutlichsten aus der Vorstellung des vor dem Achilles niedergestürzten Memnon in Millingen's Sammlung pl. 49. Dasselbe gilt von den Theaterkostüms ausländischer Sklaven oder Mortonen und Possenreißer, wo von sich gleichfalls eine merkwürdige Vase bey Millingen pl. 46. vorfindet.

⁸⁾ Es gab besonders zu festlichen Repräsentationen auf der Bühne oder bey Aufzügen und bey der Bacchusfeier viel mit Sternen oder andern kleinen Kreisen, Ringen, Körnern bestreute Frauengewänder. Dazwischen waren auch wohl Palmzweige oder Akanthusranken gestickt. Man sieht, daß alles vereinigt in einem zarten coischen oder amorgischen Prachtgewand von Musselin mit Stickerey auf einem der prachtvollsten Vasengemälde bey Millingen pl. 41. wo die Göttinn der Schönheit, Venus selbst, auf ihrem vielfach geschmückten Throne sitzend vorgestellt ist. Wir gedenken, wenn diese Art des Alterthums selbst in einem Modejournal einzuführen, nicht mißfällt, dieß Vasengemälde ganz mitzutheilen und durch eine Kopie im Kupferstich vorzuführen. Schon Saumaise zu den Script. Hist. Aug. T. II. p. 850. ff. hat gelehrt gezeigt, daß die Griechen dergleichen eingestreuete Verzierungen auf Gewänder bald Nagelköpfe (daher das lateinische clavus), bald Siegel, bald Hirschenkörner nannten. Vergl. meine Abhandlung über den Kaub der Casandra S. 70.

sich anmuthig darstellenden Körper- und Gliederbau, da hingegen bey herabgehenden Streifen und Linien dem beobachtenden Auge, das ihren Gang verfolgt, alle Rundung des schönen Körpers und aller Reiz in der Schönheitslinie der wellenförmigen Bewegung noch deutlicher sich offenbart.

Gewiß war in allen diesen Verbrämungs- und Einfassungs-Linien im Alterthum ein großer Schönheits Sinn entwickelt, bey welchen auch für uns Nachkömmlinge noch manches zu erlernen und zur Nachahmung zu empfehlen wäre. Solche Purpur- und Goldstreifen recht einzuwirken oder einzusticken war das Werk des feinsten Geschmacks, und nur in diesem Sinne ruft der zarte Tibull dort, wo er sein Mädchen auf's herrlichste und geschmackvollste geschmückt haben will:

Nemesis trage mir zartes Gewand, das Coerie webte,
Das sie lustig mit goldblinkenden Streifen durchzog! ⁹⁾

Doch Ihre Geduldsprobe, meine gnädige Frau, würde zur Ungebühr verlängert werden, wenn ich auch nur noch ein einziges Wort hinzufügen wollte. Außerdem höre ich so eben von einem mich besuchenden Freunde, der das Vergnügen gehabt, Ihnen gestern Abends noch die Hand zu küssen, daß Sie diesen Morgen von Ihrer Pariser-Pughändlerinn einen ganz neuen Stoff in schottischen Mustern erwarten, wo die durchschneidenden Streifen gar nicht mehr parallel laufen, sondern wie Radien eines Zirkels von einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt ausgehn, und sich nach allen Richtungen entfaltend, den Würfeln eine ganz eigene Abwechslung von größerer und kleinerer Dimension geben ¹⁰⁾. Wer wollte nicht eingestehn, daß diese concentrischen Zeuge, zugleich in mehr als einem Sinne excentrisch, aber eben dadurch gewiß sind die wirksamste Eroberung in dem Beyfall der Gesehgeberinnen im Modegeschmack zu machen.

Sie legten diesen Brief gewiß sogleich auf die Seite, wenn er sich gerade mit jener neuesten Modeschau durchkreuzte. Ich werde schweigen, wenn ich vorher nur noch in Beziehung auf diese schottischen Stoffe Herder's Ausspruch in Erinnerung gebracht habe: „Unsere Kleidung hat Penia, die Dürftigkeit selbst, erfunden, und eine Magäre des Luxus und der Unvernunft vollendet ¹¹⁾.“

Wird mein Fuß auch ferner noch — Verzeihung dem Orientalismus — Ihre Schwelle küssen dürfen? — Ich erwarte Ihre Befehle und verharre mit aufrichtigster Hochachtung

Ihr
unermüdetes Alterthumsfreund
B.

⁹⁾ Tibull. II. 3. 54. Illa gerat vestes tenues, quas femina Coa
Texuit, auratas disposuitque vias.

In dem Worte disposuit liegt zugleich das Kunstreiche der geschmackvollen Anordnung. Übrigens hat es Heyne nicht ganz richtig verstanden. Sehr wahr erklärt Voss S. 177. die vias von buntfarbigen Ranken mit Streifen von Goldlahn.

¹⁰⁾ Dieser Modezeug wurde in der letzten Versammlung der Gesellschaft zur Aufmunterung der Künste in Paris im Vorsaale zur Schau ausgestellt. S. die Nachricht davon im Morgenblatt von 1821. Nr. 123.

¹¹⁾ Werke zur schönen Literatur und Kunst Th. VII. S. 207. Oder ist nicht selbst das Muster dieser schottischen Stoffe auf den Umstand berechnet, daß sie weniger schmutzig werden, als weiße oder einfarbige Gewänder?

Der Sonnen-Aufgang am adriatischen Meere.

Bei Gelegenheit des Rückmarsches aus dem neapolitanischen Feldzug im April 1821.

Bei der ersten grauen Morgenämmerung zeigte sich meinen Augen ein sparsames Licht, durch welches man den hell werdenden Himmel von der dunkelgrauen Wassermasse noch kaum unterscheiden konnte. Es ward immer heller und heller; der Ost färbte sich weiß. Das Vorzeichen der aufgehenden Sonne bildete die schönste Morgenröthe. Das Meer wurde sichtbar. Die Grenze zwischen beyden Elementen drückte sich schärfer aus. Die am hohen Himmelsbogen matt blinkenden Sterne verschwanden durch den Überglanz der aufgehenden Sonne. Der im weiteren Umkreise sich mehr und mehr beleuchtende Horizont gab den vorschwebenden Wolken nach Verhältniß ihrer Höhe und Entfernung ein Gemisch von schnell auf einander wechselnden Prachtfarben. Der Himmel ward purpurroth und wechselte in ein helleres Gelb. Die gegen den, in der Wonne solchen Augenblicks versunkenen Zuschauer näher schwebenden, roth gefärbten Wolken beleuchteten mit dem von der Sonne erhaltenen Gegenglanz das Meer blutroth mit einem breiten Feuerstreif, welcher nach der beyderseitigen weiteren Entfernung sich allmählig verlor und eine grüne hellere, mit der grauen sich vermischenden Farbe annahm.

In dieser herrlichen Verschmelzung, die im steigenden Lichtglanz das Auge entzückte, schwand eine Stunde, und noch konnte man den Punkt der aufgehenden Sonne auf der unübersehbaren Meeresfläche nicht ermessen! — In schimmerndem Glanz schien Himmel und Wasser in dem unermesslichen Raume sich vereint zu haben. Ein Theil des Horizonts erzeugte die goldgelbe, mehr und mehr beleuchtete Farbe. Ich sah dieses Vorzeichen mit starren Blicken freudenvoll und mit wachsender Ungeduld an. Nun sah ich die Sonne allmählig reiner und heller nahen. Endlich erschien sie, die Herrliche, im Rosenlichte, und stieg scheinbar aus dem Meer empor, gegen den unermesslichen Himmel. Ein goldener Saum bekränzte den Rand mit einem Strahlenglanz nach allen Seiten. Die Mitte war noch immer mit einer leichten röthlichen Wolken-Atmosphäre verhüllt, daß man frey hineinsehen konnte. Bei dieser, schon über dem Spiegel des Meeres sich erhebenden glänzenden Feuerscheibe, von welcher wohlthätige Wärme und Leben ausströmte, erblickte man deutlich ein schnell bewegliches, flammendes Licht; stärker nach dem Zuge des Windes, in sehr zerstreuten flatternden Parthien, indem die aufsteigenden Dünste des Meeres die Sonnenstrahlen zurückwarfen, die sich durchkreuzend um den Vorzug des Durchbrechens zu kämpfen schienen. Endlich ergoß dieses himmlische Gestirn seine vollen Goldstrahlen zur Erde herab. Die ganze Natur feyerte im sanften Widerscheine des Purpurs flammende Erscheinung. So endete dieses prachtvolle Schauspiel mit einem Spiegelglanz auf der Fläche des Meeres.

Gleich war Aurora. Die silberhellen Wolken verkündeten nun immer mehr den hellen Tag, der die ganze lebendige Umgebung in bunter Mannigfaltigkeit sichtbar machte. Der Himmel erhielt seine Ätherbläue. Auch die Venus verschwand im überstrahlenden Sonnenlicht. Deutlicher erblickte man die grünliche Farbe des Meeres. Es nahm hier und da von seinen Gewächsen, Würmern und anderen unbekanntem Ursachen strichweise eine verschiedene Farbe an.

Wer beschreibt den unbeschreiblichen Eindruck dieser Naturschönheit und Harmonie? Diese reinsten Ausstrahlungen der Gottheit am Hochaltar des Himmels! Hier war dem freyen Menschenblick das Ziel gesteckt! hier sank er nieder, zu schwach, die steigende Pracht dieser Majestät weiter zu begleiten.

Während dieser Erscheinung zeigte sich eine Gattung großer Seefische, Delphinen, die wahrscheinlich als Bothen des schönen Tages, der Sage nach auch Verkünder des Sturmes, spielend aus dem Meere hervorschüpften.

Bei diesen frohen Betrachtungen erhöhte sich die ganze Kraft meines Geistes. Ein neues Leben durchdrang mein Innerstes und der seligste Genuß des Lebens durchströmte mich. Mein Blick streifte auf den lichten Wellen des weiten Meeres umher, als ich der Vögel frohe Gefänge und der girrenden Schwalben Flug wahrgenommen, die den schönen Morgen begrüßend, umher schwärmten. Ich erwachte aus meiner Begeisterung, als die Morgenglocke ertönte und die wirbelnde Trommel zum weiteren Marsche rief! Voll Andacht und Ehrfurcht gegen die Gottheit verließ ich das erhabene Schauspiel, kehrte von dem sandigen Gestade Adria's, an dem das brausende Meer mit seinen Ufern rang, und der Wellen Getöse die Perlen mit den feinsten Sandkörnern schäumend unter einander mischte, meine Schritte ab, und kehrte durch grüne Oliven- und Citronen-Haine zur alten Römerstadt Rimini zurück, im lebendigsten Gefühle des allmächtigen Waltens, des wundervollen Werkes, dieser hohen Himmelsherrlichkeit der belebenden Utkraft Gottes! —

Kalender-Literatur.

Von dem hier in Wien bey Anton Strauß erscheinenden: gemeinnützigen und erheitern den Hauskalender für das österreichische Kaiserthum ist nun auch der Jahrgang 1822 erschienen und mit allen sonst an ihm gerühmten Vorzügen ausgestattet, wodurch er bisher den ersten Platz unter den in Wien gedruckten behauptet hat. Was ihm neuen Werth für jeden gebildeten Österreicher gibt, ist das Jahrbuch der vaterländischen Zeitgeschichte, worin alle Ereignisse aufgezeichnet stehen, die im Staat und in der Kirche, im Leben, in der Wissenschaft und in den Kunstgebiethen des deutschen Kaiserstaates während des verfloßenen Jahres merkmürdig waren. Besondere Rücksicht verdient der neu bearbeitete und möglichst vollständige Wegweiser von Wien, der von keinem andern dieser Art noch übertroffen wurde. — Unter den in Musik gesetzten Liedern haben wir ein Paar alte Freunde begrüßt, die in dieser Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur u. s. w. zuerst erschienen sind, nämlich: Volkslied an Österreichs väterlichen Kaiser Franz I. (Nr. 19 — 1819) und das Lied der Mignon, komponirt von J. G. v. Mosel (Nr. 149 — 1819).

Das Exemplar dieses Kalenders, dessen nettes Außere nicht mit Stillschweigen zu übergehen ist, kostet im Komptoir des österr. Beobachters, in der Dorotheergasse Nr. 1108, auf Druckpapier 3 fl. 30 kr. — auf Schreibpapier 4 fl. 30.

Abendunterhaltung.

Den 15. Nov. wurde diese im k. k. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthor, zum Vortheil der öffentlichen Wohlthätigkeits-Anstalten, in zwey Abtheilungen gegeben.

Die treffliche Ouverture der Oper *Fidelio*, von Beethoven, eröffnete die Reihe der Tonstücke dieser ersten, so wie die zweyte Abtheilung mit der Ouverture der *Christinischen* Oper: der *Bernhardsberg*, begann. Angenehm für den Kunstfreund war es noch insbesondere bey dieser Gelegenheits, den Charakter der Tonbildung zweyer so geistreichen Komponisten in näherer Zusammenstellung zu vergleichen, selbst us dem Gesichtspunkt einer bloß ästhetischen Anschauung betrachtet.

Nach der ersten Ouverture sang Mlle. Jos. Fröhlich: Recitativ und Arie mit Chor, aus der Oper: Cenerentola, von Rossini. Die Sängerin legte hier einen überzeugenden Beweis ihres Fortschreitens in der Kunstbildung an den Tag. Die Intonation war größten Theils rein und sicher, der Umfang ihrer Stimme und die Geselligkeit der Passagen überraschten und erwarben ihr einstimmigen Beyfall.

Da wir nur die ausgezeichnetsten Erscheinungen anführen wollen, so gehen wir zu dem von Hrn. Karl Maria von Bocklet vorgetragenen ersten Satz aus dem zweyten Konzert für die Violine, von Lafont, über. Wir hörten hier einen jungen Künstler, der nicht nur bereits wirklich in Strich, Intonation, Ausdruck und Fertigkeit auf diesem Instrument Außerordentliches leistet, sondern auch noch zu außerordentlichen Erwartungen berechtigt.

Das Mitgefühl, Gedicht von F. v. Matthison, für zwey Tenor- und zwey Bassstimmen gesetzt, von Hrn. Ignaz Asmeyer, verdiente sowohl des schönen, kraftvollen harmonischen Gemäldes, als der Präzision und Harmonie des Vortrags wegen die erhaltene Auszeichnung.

Ein recht humoristisches Tableau nach du Jardin schloß diese erste Abtheilung.

Auf die genannte Ouverture des zweyten Theils folgten Variationen über das beliebteste Thema von Caraffa, komponirt vom Kapellmeister Ritter von Winter, und von Mad. Schüh recht angenehm und mit glücklichem Erfolg vorgetragen.

Die Komposition des Gedichts: die Harmonie, von Hrn. Ignaz Ritter von Seyfried (Text vom Hrn. Weidmann) für vier Tenor- und vier Bass-Stimmen, wirkte belebend auf die Zuhörer, vorzüglich im Allegro durch den kunstvollen Wechsel der Stimmen. Dieser Theil wurde mit großem Beyfall wiederholt.

Phantaste und Variationen für die vom Hrn. Anton Häckel erfundene, und zum ersten Mal an diesem Abend öffentlich gespielte Phys-Harmonica von sechs Oktaven, komponirt und vorgetragen (mit Klavier-Begleitung von Hrn. Ferdinand Stegmayer) von dem Hrn. Hieronymus Payer, erregten viele Aufmerksamkeit. Die täuschende Ähnlichkeit des Instruments mit so verschiedenen andern, sowohl blasenden als Streich-Instrumenten, selbst mit einer entfernten Orgel, ist äußerst interessant. Das begleitende Fortepiano war ein vorzüglich schönes, und diese Produktion befriedigte allgemein.

Wir übergehen den nun folgenden meisterhaften Schluß-Chor aus der Oper: Fiddelio, des etwas mißlungenen Vortrags der Singstimmen wegen, und erwähnen noch des reizenden Tableau's nach Ender: Venus, von Grazien und Amorinen, in lieblichen Gruppen umgeben und in einer magischen Beleuchtung, das einen beyfallswürdigen Schluß des reichhaltigen Ganzen bildete und von der zahlreichen Versammlung mit dem Ausdruck voller Zufriedenheit aufgenommen wurde.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

- Aloe angulata. Eckige Aloe. Vom Kap.
- - pulchra. Schöne Aloe. Vom Kap.
- Boehmeria cylindrica. Walzenährige Böhmerie. Aus Nordamerika.
- Cestrum salicifolium. Weidenblättriger Hammerstrauch. Von Caracas.
- Sida carpinifolia. Hainbuchenblättrige Side. Von Madera.
- Salvia leucantha. Weißblühende Salbey. Aus Mexiko.

Auflösung der Charade im vorigen Blatte: Dichterblüthe.

(Mit einer besondern Beylage, die zu Seite 1187 zu binden ist.)

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß.

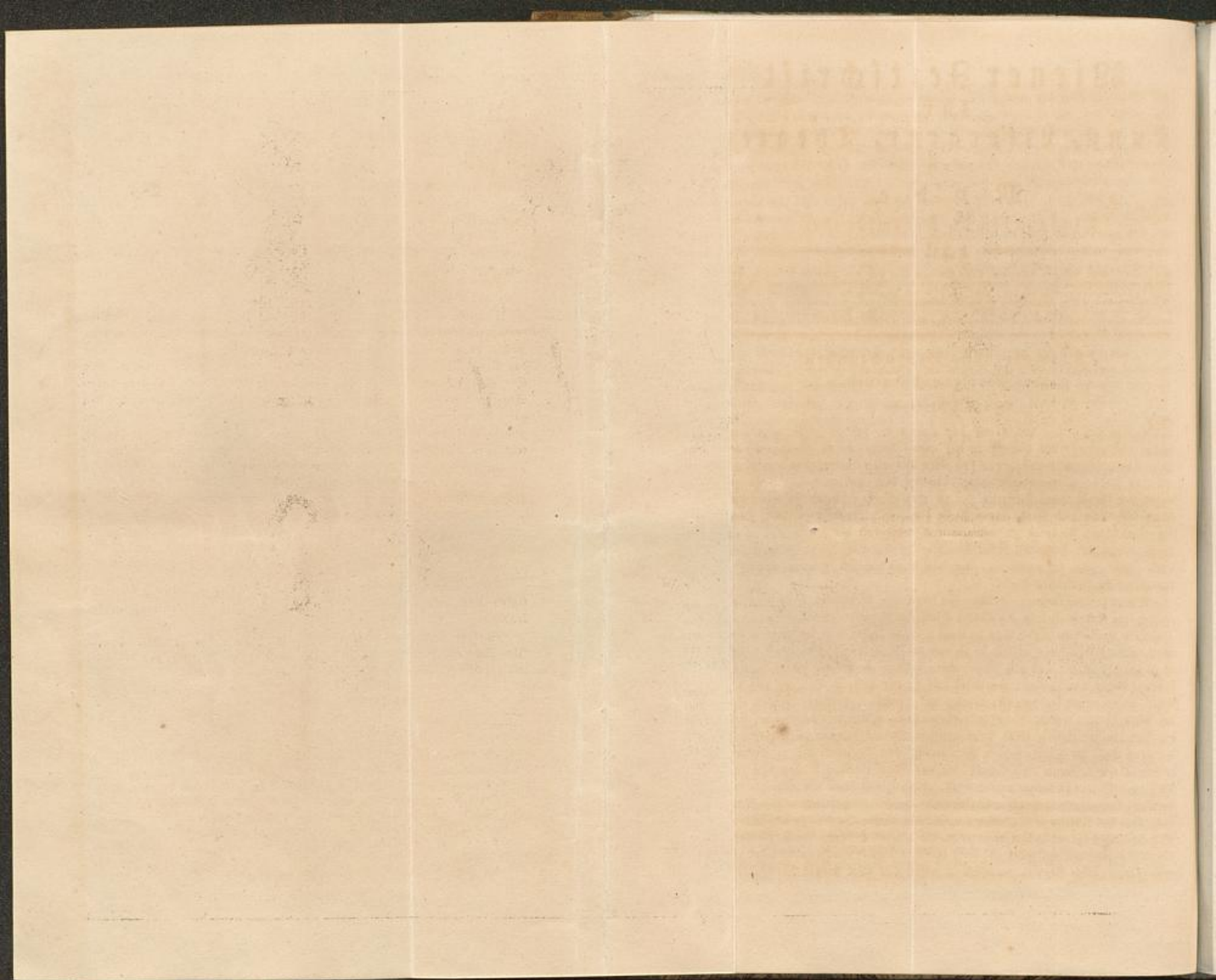
mit
einen
e Inz
Ges
n wir
gwen
Rünst
it auf
elichen
gwen
önen,
rtrags
g.
as bes
, und
e von
nnen,
Deafsel
dene,
i sechs
dinand
umkeit.
blasens
essant.
befries
r: Fi
öähnen
en, in
yfallé
samm
olgende
st.)

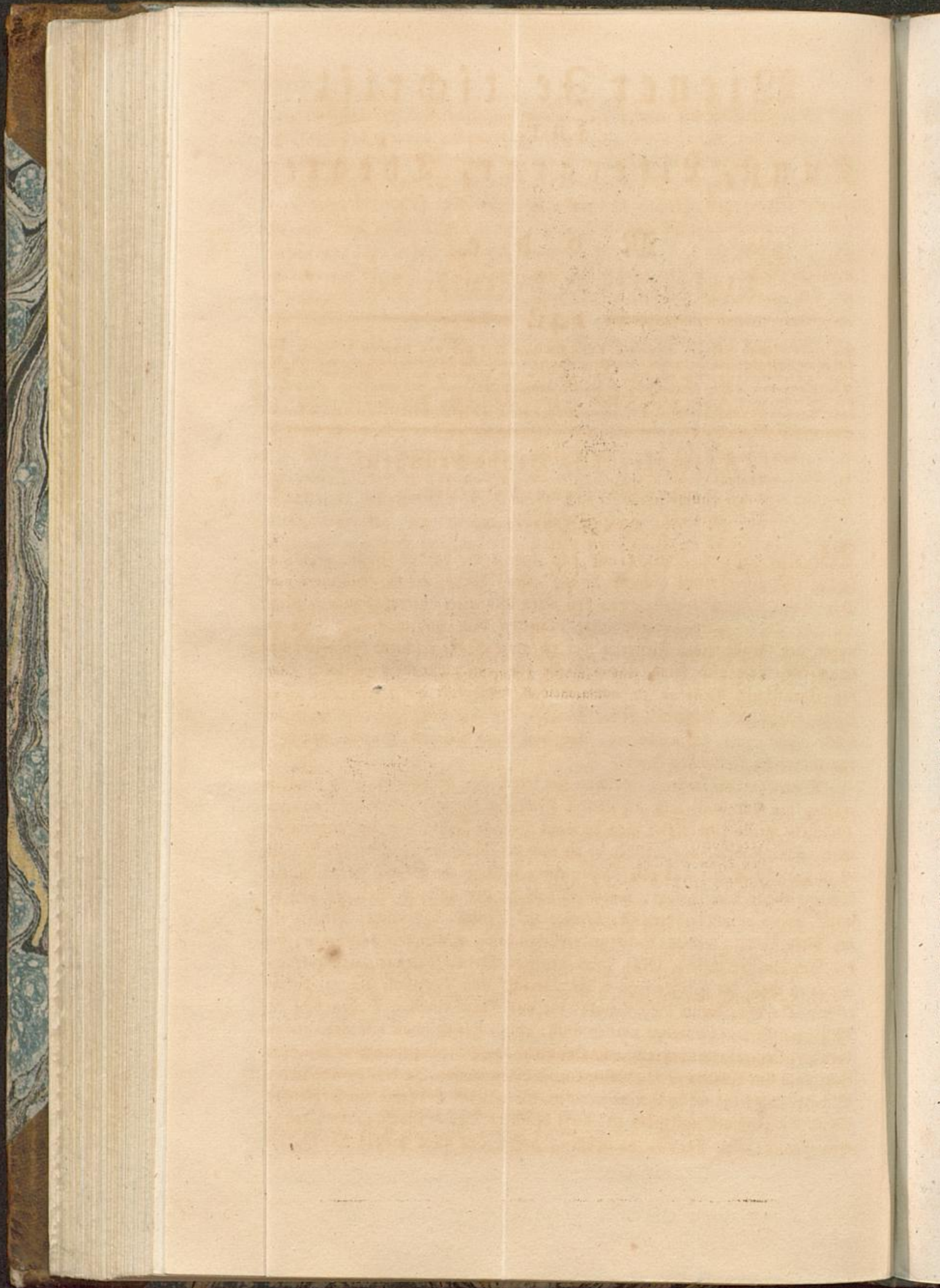


Besondere



Bavulose, Beyslage u. Wiener Zeitschr. 1881.





Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Dinstag, den 27. November 1821.

142

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels, um 15 fl., halb, um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertels, um 7 fl., halb, um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbe und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Lentler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Kosmologische Beobachtungen über Jupiter und Saturn.

Von J. J. Littrow.

Wenden wir unsere Blicke auf das andere der beyden Zwillingsgestirne, welche jetzt am östlichen Himmel in den ersten Abendstunden schimmern, auf Saturn, den entferntesten von den alten Planeten unseres Sonnensystems. Obschon dieser merkwürdigste aller Planeten dem unbewaffneten Auge nur unter der Größe eines Fixsterns der zweyten Größe erscheint, so reicht doch schon sein Licht und seine eigene Farbe hin, ihn unter dem zahllosen Heere der eigentlichen Fixsterne zu unterscheiden. Während die letzten mit einem durchdringenden, lebhaften Lichte prangen, ist das Licht Saturns matt und trübe, ohne aller Scintillation, und von einer bleichen, grauen, etwas in das Röthliche spielenden Farbe.

Dieses matte Äußere, welches ihn selbst für diejenigen leicht kenntlich macht, die sich sonst um die nähere Kenntniß der Schönheit des gestirnten Himmels wenig kümmern, mag er wohl größten Theils von der ungemeinen Entfernung haben, aus welcher er zu uns herabschimmert. Diese Entfernung ist so groß, daß wir uns nur schwer einen bestimmten Begriff davon machen können. Ganz kurz gesagt, würde es heißen, der Abstand Saturns von der Erde, wenn er am größten ist, beträgt 223 Millionen deutscher Meilen. Um sich diese Distanz etwas mehr zu versinnlichen, wollen wir annehmen, daß der Durchmesser unserer Erde 1720 deutsche Meilen betrage, und zusehen, wie lang wohl die Brücke seyn müßte, welche von der Erde bis zu Saturn reichte. Da wir, wenn diese Brücke, die aus einem einzigen Bogen von 223 Millionen Meilen gesprengt werden muß, nicht, wie es schon mit mehreren andern viel kleineren geschehen ist, mit eins unter den Händen zusammenstürzen soll, recht gute und kräftige Schlußsteine dazu wählen müssen, so wollen wir zu dem Gewölbe durchaus solche Steine nehmen, die unserer Erde an Größe gleichen. Wenn sie einmahl vollendet ist, diese herrliche Brücke, welchen unübersehblichen Genuß wird sie uns verschaffen, gegen den alles bisher Bekannte in

ganz und gar keine Betrachtung kömmt. Die großen Seltenheiten z. B. die man uns kürzlich aus Amerika zugeführt hat, die Pflanzen und Thiere und die Wilden, welche wir jetzt, als die interessanteste Erscheinung des Tages, nicht genug ansehen und bewundern können, wir werden sie, wenn einmahl unsre Brücke fertig ist, und wenn wir, so oft es uns beliebt, einen Spaziergang zu dem alten grauen Vater Chronos machen können, wir werden sie, die nur aus dem nahen Amerika kommen, mit noch größerer Gleichgültigkeit ansehen, als wir jetzt die Stauden und die Küchengewächse und die Bauern in dem nächsten Dorfe betrachten. Und unser eigenes Vergnügen und die Belehrung, welche uns selbst diese Spaziergänge verschaffen werden, ungerchnet, welchen großen, ewig berühmten Namen werden wir uns, nicht bey unsern Zeit- und Erdgenossen, — wer wird dann auf diese Kleinigkeiten mehr achten, — sondern bey den Bewohnern fremder Planeten, selbst der entferntesten, machen, die uns bisher kaum eines Blickes gewürdiget haben, ja die wohl am Ende von unserer ganzen Existenz noch nichts wußten. Können sich meine Leser wohl vorstellen, wie diese Brücke von der Venus, vom Mars oder vom Jupiter gesehen, aussehen mag? Ich denke, wie eine prächtige Perlschnur, die sich in einer wunderbaren Schönheitslinie um den Himmel windet, wie keine noch um den Hals der schönsten Dame sich gewunden hat. Jede dieser wahrhaft unschätzbaren Perlen überstrahlt an Glanz unsere reinsten Diamanten, jede ist eine ganze große Erde mit allen ihren Herrlichkeiten von Kronen und Thronen, und was uns sonst groß und bewunderungswürdig scheint, oder vielmehr, jede ist eine neue Sonne, die mit ihrem goldenen Lichte auf dem azurnen Blau des Himmels prangt, und deren eine an die andere grenzt, in einer langen unabsehbaren Reihe von uns bis in die ungemessene Tiefe des Himmels. Und wie viel glaubt man wohl, daß dieser niedlichen Perlen, deren jedes nahe 2660 Millionen Kubikmeilen enthält, aufgereiht seyn müssen, damit die ganze Perlschnur bis zu Saturn reichen könne? Nicht weniger, als 129650, wie sich jeder ohne Mühe durch eine leichte Rechnung überzeugen wird. Gewiß, was auch die andern Planeten Großes und Herrliches aufzuweisen haben mögen, nichts grenzt an dieses Halsgeschmeide der Erde, welches, wenn es nur einst vollendet ist, ihren Ruhm für alle Zeiten und für alle Räume des Himmels fester gründen und weiter verbreiten wird, als alle unsere Mausoleen und Pyramiden, und wie diese sogenannten Wunderwerke der Welt alle heißen mögen, und so wie man bisher die Venus an ihrer Schönheit oder Jupiter an seinen vier Monden, oder Saturn an seinem gedoppelten goldenen Ringe erkennt, so wird man künftig auch in den fernsten Tiefen des Himmels unsere Erde an dieser herrlichsten aller Perlschnüre, und hoffentlich besser und deutlicher erkennen, als an dem früher so berühmten, nun längst erloschenen und vergessenen Pharos von Alexandrien *).

*) Man wird sich erinnern, daß in einer trefflichen Abhandlung des alten Lucian von Samosata, der Lügenfreund betitelt, ein Gasconier auftritt, welcher der um ihn stehenden gaffenden Menge unter andern Lügen erzählt, daß er so eben von einer Reise in den Mond zurückkomme, wo er die Erde so klein, so klein gesehen hatte, daß er sie gar nicht erkannt hätte, wenn er sie nicht durch den Leuchthurm von Alexandrien hätte vor den anderen Gestirnen unterscheiden können. Ci-

Einen noch deutlicheren Begriff von jener ungemeynen Entfernung werden wir uns durch die schon öfter in ähnlichen Fällen zu Hülfe gerufene Kanonenkugel verschaffen. Nimmt man an, daß diese Kugel in dem Augenblicke, wo sie aus der Mündung der Kanone tritt, eine Geschwindigkeit habe, mit welcher sie in jeder einzelnen Sekunde 454 Par. Fuß zurücklegt, und daß sie in ihrem ferneren Laufe nicht ermattet, so wird sie den Durchmesser der Erde (1720 deutsche Meilen) genau in einem Tage zurücklegen; von uns bis zur Sonne aber wird sie $3\frac{1}{10}$ Jahr, und von uns bis zu Saturn endlich volle 355 Jahr und 76 Tage brauchen. Und doch ist diese schon beynahe unbegreifliche Entfernung noch lange nicht die Grenze der Ausdehnung unseres Sonnensystems, denn über Saturn gibt es noch einen Planeten, Uranus, den wir erst seit 40 Jahren kennen, und vielleicht manchen andern noch mehr entfernten, den wir nicht kennen, ja diejenigen Kometen, welche am weitesten von der Sonne abstehen, entfernen sich von derselben nach einer sehr wahrscheinlichen Rechnung wenigstens 8000 Millionen Meilen von uns, und unsere Kugel würde 12743 Jahre brauchen, diese Distanz zu durchlaufen, diese Distanz, welche das Licht in nicht ganz zwey Tagen durchfliegt. Dort ist vielleicht die Grenze unseres Systems, welches wieder, seiner ungeheuern Ausdehnung ungeachtet, gegen die dasselbe rings umgebenden Räume, in welchen alle zahllosen andern Systeme enthalten sind, wie ein unbemerkbarer Punkt verschwindet. So tief auch unsere besten Fernröhre in diesen dichten Wald der Welten bringen mögen, so sind dieß doch wohl nur die ersten uns nächsten Bäume des unübersehbaren, vielleicht in der That endlosen Forstes, nur die ersten, untersten Sprossen einer in das Unendliche fortgehenden Leiter, deren Gipfel wir nie erreichen werden. Von da an verläßt uns unser Maßstab, das sonst so große Reich der Vernunft hört auf, und alles wird bloßer Gegenstand der staunenden Bewunderung und einer unregelmäßigen Fantasie, deren Wirkungskreis vielleicht eben so wenig eine Grenze hat, als das Weltall selbst.

Die genannte Entfernung Saturns von der Erde ist aber nicht immer so groß, sie kann um volle 62 Millionen Meilen kleiner werden, und diese Grenze der kleinsten Entfernung hat Saturn eben in diesen Tagen erreicht, wo er nur etwa 160 Millionen deutscher Meilen von uns absteht, und aus dieser Ursache auch so deutlich zu sehen ist. Von der Sonne ist er im Gegentheile immer nahe 200 Millionen Meilen entfernt, indem er um dieselbe, als Mittelpunkt, einen Kreis beschreibt, dessen Peripherie er in $10758\frac{32}{100}$ Tagen, also in nicht ganz $29\frac{1}{2}$ Jahren zurücklegt. Die Ebene, in welcher dieser Kreis liegt, ist unter dem kleinen Winkel von $2\frac{1}{2}$ Grad gegen die Ebene geneigt, in welcher die Bahn unserer Erde liegt. Vermöge dieser sehr langsamen Bewegung bleibt er beynahe $2\frac{1}{2}$ Jahr in demselben Sternbilde, oder vielmehr in demselben Zeichen des Thierkreises, und ist also, wenn man ihn

nen ähnlichen Einfall hatte Cervantes, der Verfasser des Don Quijottes, in welchem der bekannte Sancho Panza den leichtgläubigen Bauern seines Dorfes erzählt, daß er mit seinem Herrn nebst andern Wentuerlichen Reisen auch eine in den Mond gemacht habe, von wo aus ihm, wie er sagt, die Erde nur wie ein Hirseforn erschien, und die Leute, die darauf herumgehen, kaum wie Haselnüsse.

nur einmahl erkannt hat, die folgenden Jahre sehr leicht nahe an derselben Stelle wieder aufzufinden.

Er hat in seiner Bewegung in unsern Tagen das Merkwürdige, daß er sich jetzt nicht, wie in der Ordnung alle andern Planeten, von West nach Ost, sondern in entgegen gesetzter Richtung von Ost nach West unter den Fixsternen fortbewegt, welche retrograde Bewegung er alle Jahre durch 139 Tage beybehält, und die übrige Zeit des Jahrs sich wieder von West nach Ost bewegt. Die schöne Erklärung dieser auffallenden Erscheinung, welche Saturn mit allen andern Planeten gemein hat, werden wir zu einer andern Zeit näher anzeigen, da Saturn, mit welchem wir uns jetzt beschäftigen, zu viel Interessantes darbietet, um uns zu weit von diesem Gegenstande zu entfernen.

Was zuerst die Größe dieses Planeten betrifft, so erscheint er uns, wenn er am weitesten von uns entfernt ist, unter einem Winkel von 15 Sekunden, jetzt aber, wo er uns am nächsten steht; unter dem Winkel von 21 Sekunden. Der Durchmesser des sonderbaren Körpers, der die Kugel Saturns umgibt, und von dem wir bald näher sprechen werden, erscheint uns $2\frac{2}{5}$ mahl größer, als der Durchmesser der Kugel selbst. Wäre er aber so weit von uns entfernt, als die Sonne, so würden diese beyden Durchmesser $9\frac{1}{10}$ mahl größer erscheinen. Da wir so den Winkel, unter welchem Saturn uns erscheint, und zugleich die Entfernung desselben von der Erde kennen, so ist es nach einer bekannten Rechnung leicht, auch die absolute Größe dieses Planeten zu finden. Der Durchmesser Saturns ist nämlich $9\frac{1}{2}$ mahl größer, als der Durchmesser der Erde, woraus wieder folgt, daß man aus dem Saturn 928 solche Kugeln, wie unsere Erde ist, bilden könnte. Da aber der Durchmesser der Erde 1720 deutsche Meilen hat, so wird man aus dem Vorhergehenden leicht finden, daß der Durchmesser der Kugel Saturns 16770 Meilen, die Oberfläche 883 Millionen Quadratmeilen, und endlich der körperliche Inhalt $2\frac{1}{2}$ Billionen Kubikmeilen habe. Diese Größe hat das Sonderbare, daß Saturn, durch einen Beobachter in der Sonne gesehen, sehr nahe so groß erscheint, als demselben Beobachter die $9\frac{1}{2}$ mahl nähere Erde, nämlich beyde unter dem Winkel von achtzehn Sekunden. Interessanter noch ist die Frage, wie groß wohl einem Beobachter im Saturn die Sonne erscheinen würde. Eine einfache Rechnung zeigt, daß die Bewohner Saturns unsere Sonne unter einem zehnmahl kleineren Durchmesser sehen, als uns diese Königin des Tages erscheint, oder daß die Oberfläche der Sonne im Saturn nur der neunzigste Theil der Oberfläche ist, unter welcher sie uns erscheint, daß daher auch Saturn nur den neunzigsten Theil des Lichtes von der Sonne erhält, welches wir von ihr erhalten, woraus folgt, daß selbst die schönsten, reinsten Tage Saturns nur mit unseren tiefen Dämmerungen am Abend oder Morgen zu vergleichen sind. Wenn daher Wärme, Vegetation und alle die andern unzählbaren Wohlthaten, die wir von der Sonne erhalten, in demselben Verhältnisse mit der Masse des Lichtes der Sonne, mit der Quantität der Beleuchtung stehen, so mag es um Leben, Freude und Thätigkeit im animalischen und vegetirenden Reiche auf Saturn, mit unseren Augen betrachtet, sehr traurig aussehen.

Eine neunzigmahl kleinere Sonne, die die nächsten Gegenstände nur sparsam beleuchtet, und wahrscheinlich nicht freygebiger erwärmt, und die noch

dazu so schnell über den ganzen Himmel dahin fährt, daß sie in 5 Stunden 8 Minuten nach ihrem Aufgange schon wieder untergeht — wo soll da die Lust zum Leben herkommen, wo alles in einer ewigen Finsterniß tappen, und vor Kälte erstarren muß. Und dieß gilt nur noch von den Gegenden, wo es am besten hergeht, von seinen Tropenländern, mit denen die weiter von seinem Äquator liegenden Gegenden gar nicht zu vergleichen sind, wie wir gleich sehen werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Un August Lafontaine.

Der jugendliche Geist — dem Nichts entrungen —
 War seiner Götterkräfte unbewußt,
 Kein Liebesstrahl hat seine Nacht durchdrungen,
 Ein kaltes Herz schlug in der kalten Brust:
 Da waren d e i n e Töne hold erklingen,
 D e i n Genius reichte ihm den Kelch der Lust,
 Und d e i n e lieblichen Gestalten weben
 Aus süßen Träumen zart ein Feenleben.

Ein neuer Morgen war nun aufgegangen,
 Die Liebe öffnet ihren Zauberhain,
 Und tausend bunte Blüten sieht er prangen
 Und tausend süße Freuden nennt' er sein;
 Die Freundschaft nahet sanft, ihn zu umfassen,
 Die Tugend zieht im weichen Busen ein,
 Und eine eigne Welt sucht er zu gründen,
 Die, wie sein Herz, muß lieben und empfinden.

Der Jüngling reißt im schnellen Gang der Zeiten,
 Ihm wird das Herz so heiß, die Stirn so kraus,
 Und in den Kreis der trüben Wirklichkeiten
 Treibt ihn sein Geist und sein Geschick hinaus;
 Mit seinen bösen Mächten muß er streiten,
 Sein Glaube wankt, es stürzt sein Tempelhaus,
 Tief in den Staub der morschen Säulenglieder
 Legt weinend er die welken Kränze nieder!

Doch was das arme Leben muß versagen,
 Das blühet und belohnt im Hoffungsland;
 Dort sieht er freundlich die Gestalten ragen,
 Die ihm geschaffen d e i n e Meisterhand,
 Als hoch begeistert dir das Herz geschlagen
 Und weit der Träume Himmel offen stand:
 Denn was die Muse liebevoll gegeben,
 Das trägt so göttlich nicht das Erdenleben.

S k i z z e n a u s P a r i s .

Von G. L. P. Sievers.

(Fortsetzung.)

Die ernstesten, selbst traurigen Dinge, mit welchen sich die Franzosen heut zu Tage beschäftigen, sollten auf die Vermuthung führen, sie würden sich der Liebe zu den Lappalien nach und nach entschlagen haben. Aber nein! Die Verhandlungen über das Budget ziehen ihre Aufmerksamkeit nicht mehr auf sich, als der Streit über den wahren oder vermeinten Betrag sämmtlicher der Theatererinnahmen eines verfloffenen Monats, und die Unverschämtheit eines Histrion, der sich für unentbehrlich hält, wird gerade eben so schwer von ihnen empfunden, als der Hochverrath eines Verschwörers. Von der Wichtigkeit, welche die Schauspieler in den Augen des Pariser Publikums besitzen, haben wir hier vor einigen Wochen ein recht auffallendes Beispiel erlebt. Perlet, vom Gymnase dramatique, ein Künstler, dessen vernünftiges Talent um so mehr hervortritt, als es sich, mit Entfugung alles Enthusiasmus, stets in den Schranken einer nüchternen Besonnenheit zu halten weiß, hatte in dem Vaudeville, le Comédien d'Etampes, die Hauptrolle (ein Schauspieler, der, wie es schon tausendmal auf den Brettern gesehen worden ist, durch verschiedene Verkleidungen einen Cecken zum Narren hat und ihn am Ende um seine Braut bringt) bekommen. Er sollte in der Verkleidung einer englischen Dame (welche Personage hier jetzt in allen Farcen obligat ist, damit das Publikum durch den Akt, mit welchem die Engländer das Französische aussprechen, unterhalten werde) eine Arie singen, deren echte englische oder vielmehr schottische Melodie von ihm selbst angegeben worden war. In den Couplets derselben hatte die Censur mehrere Strophen gestrichen. Dieses Vorwandes bedient sich Perlet, um in der Hauptprobe zu erklären, er werde die Arie nicht singen. Der Direktor und die Verfasser des Stücks nehmen diese Äußerung, dem Scheine nach, für Spaß und deuten heimlich dem Orchester an, es solle bey der Vorstellung nur immerhin das Ritournell derselben beginnen. Am Abende schreitet das Stück glücklich bis zur Scene der Lady fort, welche Perlet zur höchsten Belustigung des Publikums spielt. Da beginnt, im Augenblick, wo er das Stichwort der Arie überspringen und zum folgenden Dialoge übergehen will, das Vorspiel der Arie; Perlet steht erstaunt da, faßt sich aber und winkt dem Musikdirektor, aufzuhören. Dieser fährt fort; nun tritt Perlet vor und sagt überlaut und in einem höchst brüskten Tone: Je vous ai dit ce matin que je ne chanterai pas l'air, et je ne le chanterai pas. Mehr bedarf es nicht, um das Publikum in Aufruhr zu bringen; das ganze Haus zischt, pfeift und schreyt: L'air, l'air. Perlet tritt mehrere Male ab und kömmt wieder; jedes Mal glaubt das Publikum, er werde die Arie singen. Da dieß immer nicht geschieht, so steigt die Unzufriedenheit immer höher; alles schreyt, wie aus einem Munde: A genoux, à genoux; demandez pardon. Perlet wird ohnmächtig; man führt ihn ab. Der Tumult dauert fort. Endlich tritt ein Schauspieler auf und erklärt, Perlet sey unpäßlich, das zweyte Stück solle gespielt werden. Da erhebt sich das ganze Haus und schreyt: Non, non, le Comédien d'Etampes, l'air! Während der Zeit ist der Polizeikommissär herbegehohlet worden. Dieser erscheint in seiner Loge und verspricht dem Publikum Genugthuung, bittet aber, man möge erlauben, daß man das zweyte Stück spiele. Aber das Publikum besteht auf dem Comédien d'Etampes. Der Polizeikommissär zieht sich zurück und kömmt nach einigen Minuten wieder: er erklärt, Perlet sey verhaftet und nach der Präfektur abgeführt, ja er gibt, als die Zuschauer dieses Vorgeben zu bezweifeln scheinen, sein Ehrenwort. Nun wird die Ruhe wieder hergestellt und das folgende Stück ohne Unterbrechung gespielt. Am folgenden Tage war in allen Gesellschaften und an allen öffentlichen Orten von nichts als von Perlet, von der englischen Arie und von der Beleidigung, die sich dieser Schauspieler gegen das Publikum erlaubt habe, die Rede; ja, selbst die Journale hatten noch in der Nacht Zeit genug gefunden, von dem Auftritte im Gymnase dramatique einen ziemlich ausführlichen Bericht abzusetzen. Wird Perlet kühn Abbitte thun? Wird Perlet die englische Arie singen?

Das waren die Fragen, welche man so häufig und mit so viel Theilnahme an einander that, als wenn davon die Wohlfahrt des Staats abgehungen hätte. Perlet blieb drey Tage im Arreste und ließ dann eine Erklärung in die Journale einrücken, des Inhalts, er habe sich aus keinem andern Grunde geweigert, die Arie zu singen, als weil sie ihn zu sehr ermüdet und außer Stand gesetzt haben würde, den übrigen Theil der Rolle mit der erforderlichen Kraft darzustellen. Niemand ließ sich von dieser Entschuldigung täuschen; es hieß jetzt allgemein, Perlet, eifersüchtig auf den ungemeinen Beyfall, welchen die kleine Leontine Fan auf demselben Theater erhalten, habe durch sein unglückliches Betragen Rache am Publikum nehmen wollen. Die Gemüther erhitzen sich von neuem; jedermann war auf die Vorstellung gespannt, wo dieser Schauspieler zum ersten Mahle wieder auftreten würde. Diese verzögerte sich bis auf den neunten Tag; es ward der Gastronome sans argent angekündigt, in welchem Perlet die Hauptrolle spielt, und zugleich durch die Journale bekannt gemacht, Perlet's Unpäßlichkeit werde ihm erst nach einigen Tagen erlauben, den Comédien d'Etampes zu spielen. Das Theater war überfüllt. Perlet erscheint, tritt schwankend und in der sichtbarsten Angst bis vor die Lampen und sagt: Messieurs, U n'a jamais été mon intention de manquer au public. Zugleich bricht die Klatscherbande unter dem Kronleuchter, welche für diesen Abend von Perlet allein in Gold genommen war, in ein unzeitiges Bravogeschrey aus. Darüber empört, werden die ruhigen Zuschauer von neuem unmuthig und rufen: A genoux, à genoux! Perlet steht wie vernichtet da; er versucht mehrmahls zu reden, wird aber immer überschrien. Endlich rafft er sich zusammen, sagt in der heftigsten Anstrengung: Messieurs, dès ce moment je cesse d'être comédien, fällt in Ohnmacht und wird in die Koulisse getragen. Auf eine solche Katastrophe war niemand vorbereitet; die Reihe, in Verlegenheit zu gerathen, oder wohl gar um Verzeihung zu bitten, war jetzt am Publikum. Von dieser Stimmung weiß die Kronleuchterbande Vortheil zu ziehen; sie klatscht und schreyt: Perlet, Perlet! Und das gutmüthige Publikum, welches in der festen Absicht in's Theater gekommen ist, Perlet zur knienden *) Abbitte zu zwingen, macht Chorus mit den Klatschern. Perlet tritt von neuem auf, wird mit ungeheurem Beyfallgeschrey empfangen und mit den Worten: Commencez votre rôle, aller weitem Entschuldigung überhoben. Einige Tage darauf wird der Comédien d'Etampes gegeben; das Haus ist bis zum Brechen voll. Perlet singt die englische Arie, wird wüthend applaudirt und der Frieden zwischen ihm und dem Publikum ist geschlossen. Die Sache scheint hiemit vergeben, aber nicht vergessen zu seyn. Denn Perlet hat am nämlichen Tage, wo die erste Vorstellung des Comédien d'Etampes gegeben werden sollte, den Befehl zum Debüt auf dem Théâtre françois erhalten. Wie man sich vorher fragte: Wird Perlet die englische Arie singen, wird er kniend Abbitte thun? so fragt man sich jetzt: Wird Perlet das Engagement auf dem Théâtre françois annehmen? Bey dieser Gelegenheit finden wieder höchst wichtige Diskussionen Statt; Perlet's Gehalt, welcher auf dem Gymnase dramatique dreyßig tausend Franken beträgt, würde auf letztem Theater höchstens eine part entière **) oder etwa (bey den auf dieser Bühne in den letz-

*) Diese Art, einen Schauspieler für eine, dem Publikum zugefügte Beleidigung zu strafen, welche während der Revolution, wo sich das Volk das Recht anmaßen zu können glaubte, in eigner Person zu richten, in die Mode gekommen ist, soll, wie es heißt, auch späterhin noch einige Mahle angewandt worden seyn. Doch habe ich, seit meinem siebenjährigen Aufenthalte in Paris, kein Beyspiel davon erlebt. Diese Strafe mochte vielleicht aus dem Grunde gewählt worden seyn, um die Procedur abzukürzen und den Schauspieler der Gefangenschaft zu überheben, durch welche er für eine längere oder kürzere Zeit von der Bühne entfernt gehalten ward.

**) Alle königlichen Theater, die große und die italienische Oper ausgenommen, werden durch Sociétaires verwaltet, welche, nachdem sämtliche Kosten und auch die Gehalte derjenigen Schauspieler, welche nicht zu den Sociétaires gehören, von der Einnahme bestritten worden sind, den Überschuss dergestalt unter sich theilen, daß derselbe in eine bestimmte Zahl ganzer, auch Halber- und Vierteltheile zerfällt, von denen ein jeder Schauspieler, so wie er nach und nach in die Zahl der Sociétaires eintritt, den Umständen und seinem Talente gemäß, entweder gleich einen ganzen, oder nur einen Halben- oder Vierteltheil erhält, bis ihm, im letzten Falle,

ten Jahren so sehr verminderten Einnahmen) sechzehntausend Franken ausmachen. Es heißt freylich, er werde auch einen viermonathlichen Urlaub erhalten; aber wird dieser unter jeder Voraussetzung das Deficit von funfzehntausend Franken decken? Überdem ist Perlet's Platz auf dem Gymnase dramatique bestimmt; er steht hier an der Spitze. Auf dem Théâtre françois würde er der vierte oder fünfte seyn, in dieser Umgebung übersehen und am Ende wohl gar vergessen werden. So ist denn immer noch die Frage: Wird Perlet das Engagement auf dem Théâtre françois annehmen? an der Tagesordnung. Perlet hat sich übrigens am Morgen des Tages, wo er wieder zum ersten Male im *Gastronome sans argent* auftreten sollte, wie es heißt, mit einem der beyden Verfasser des *Comédien d'Etampes* auf Pistolen geschlagen, aber, Dank sey es der Vorsicht, welche sie beobachtet haben, nebenbey zu schießen, niemand ist verwundet worden. Ich bin bey Erwähnung dieses Vorfalles mit Fleiß so ausführlich gewesen, um den Lesern, theils von dem Schauspieler Perlet, der in diesem Augenblicke nebst Talma und Potier, das dritte Blatt im Kleeblatte der berühmten Schauspieler ist, theils von dem Geiste des hiesigen Publikums, einen deutlichen Begriff zu geben.

(Die Fortsetzung folgt.)

mit der Zeit durch einen Beschluß des, von einem königlichen Kammerherren präsidirten, Theaterkomité, ein ganzer Theil, ja, den Umständen nach, wie es vor einigen Jahren mit Talma und (wenn ich nicht irre) mit der *Dlle. Mars* der Fall gewesen ist, selbst anderthalb oder gar zwey Theile, bewilligt werden. Die Zahl der ganzen sowohl, als Halben- und Vierteltheile ist, wie gesagt, auf jedem Theater bestimmt; der Komité kann sie also nur in dem Maße verleihen, als dergleichen durch den Tod oder durch das Abgehen vom Theater, zu welchem man die *Sociétaires*, nach Ablauf ihrer Dienstzeit, zwingen kann, erledigt werden. Es kann also Fälle geben, wo kein ganzer Theil vorhanden ist. Ein solcher tritt jetzt mit Perlet ein; der Komité wird bey dem Antritte des ihm angebotenen Engagements (im Falle er dasselbe annehmen sollte) am 1. Jänner 1822 nur über drey Vierteltheile disponiren können, muß also das vierte Viertel einstweilen aus seinen eigenen Mitteln herbeschaffen. Der ganze Theil bestand bey meiner Ankunft in Paris aus zwanzigtausend Franken, hatte aber in den letzten Jahren unter Buonaparte oft vier und zwanzigtausend Franken und mehr betragen. Seitdem ist er bey der schlechten, in innere Zwiespalt gerathenen Administration, durch die Unzufriedenheit Talma's, der den alten Sauerzeug nicht vergessen kann, und durch den Mißbrauch, der zu Gunsten der ersten Schauspieler mit den Urlauben getrieben wird, wodurch die Einnahmen mit jedem Monate geringer werden, bis auf funfzehntausend Franken herabgesunken. Dieser Verlust, den die ersten Schauspieler durch ihre Gastdarstellungen in den Provinzen erleiden, und der auch denjenigen Schauspielern, welche eine bestimmte Gage ziehen, keinen Schaden zufügt, trifft allein diejenigen unter den *Sociétaires*, welche nicht hervorragendes Talent genug besitzen, um in den Provinzen mit lobnendem Beyfalle aufzutreten. Die große und die italienische Oper sind gänzlich verschieden von der Verwaltung der beyden Théâtres françois und des Theaters Feydeau (*Opéra comique*); hier werden die Einnahmen berechnet und die Gehalte von der Regierung gezahlt. Die Sänger der großen und der italienischen Oper, die sogenannten *premiers sujets* in ersterer ausgenommen, welche nie verabschiedet werden und nach Ablauf ihrer Dienstzeit Pension erhalten, können nach sechs Monaten, wenn sie Kontrakte haben, in Folge der festgesetzten Bedingungen, verabschiedet werden. Alle übrigen, nicht königlichen Theater, heißen sämmtlich (das *Bauville* ausgenommen, welches von den Franzosen als klassisch betrachtet und stillschweigend den großen Theatern gezahlt wird) *petits théâtres (spectacles)*; sie sind Privatunternehmungen, welche einer Gesellschaft von Aktionären gehören. Die Regierung mischt sich nicht in ihre innere Verwaltung; ihre Stücke allein sind der Censur und die Handhabung der öffentlichen Ruhe in ihren Theatern dem Polizeikommissar des Stadtviertels unterworfen.

N a c h t r a g.

Durch ein Versehen ist im vorigen Blatt der Name des Verfassers der Schilderung des Sonnenaufgangs am adriatischen Meere nicht beygesetzt worden. Sie ist von dem Ritter von Radisch's.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater

und

Mode.

Donnerstag, den 29. November 1821.

143

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen ein Viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer Viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbj. und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Münstein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Kosmologische Beobachtungen

über Jupiter und Saturn.

Von J. J. Littrow.

(Fortsetzung.)

Saturn hat nämlich nicht bloß eine sehr schnelle Rotation von 10 Stunden 16 Minuten, sondern die Aze seiner Rotation ist auch noch sehr stark, gegen dreißig Grade, gegen die Aze seiner Bahn um die Sonne geneigt, woraus ein viel auffallenderer Unterschied der Jahreszeiten und der verschiedenen Tag- und Nachtlängen folgt, als wir auf unserer Erde bemerken. Jede der vier Jahreszeiten dauert dort über sieben unserer Jahre, und während der Zeit des Winters für jede Hemisphäre ist der größte Theil desselben in einer völligen Nacht begraben, wo man durch beynahe fünfzehn Jahre gar nichts von der Sonne sieht, die, wenn sie endlich aufgeht, da sie neunzigmal kleiner ist, als sie uns erscheint, nur eben hinreichen wird, die unabsehbaren Schneefelder und die ungeheuern Eisgebirge zu beleuchten, aber nicht zu schmelzen, welche sich in dem Laufe eines fünfzehnjährigen Winters, und einer eben so langen Nacht gebildet haben. Wenn man die Folgen einer solchen Einrichtung bedenkt, wie sie Jahrtausende durch sich immer mehr anhäufen, und endlich den ganzen großen Planeten für Wesen unserer Art ganz unbewohnbar machen, so haben wir keinen Grund, uns hin zu wünschen, und wir können uns leicht trösten, wenn wir etwa mit der im Eingange erwähnten Brücke nicht zu Stande kommen sollten.

Gehet wir diesen Planeten, der uns so wenig Freude und Genuß zu versprechen scheint, verlassen, um zu seiner sonderbaren, in der ganzen Natur, so viel uns bekannt, einzigen Umgebung überzugehen, wollen wir noch kurz einiges zusammen stellen, was mit der eben betrachteten Rotation desselben in näherer Verbindung steht.

Da die Rotation dieses großen Planeten so schnell ist, so wird wahrscheinlich auch seine Abplattung an den beyden Polen sehr beträchtlich seyn,

denn wir wissen schon aus einer der vorhergehenden Untarhaltungen, daß diese zwey Dinge von einander abhängen. In der That haben die Beobachtungen Herschels und Schröters gezeigt, daß Saturn an seinen beyden Polen bey nahe um den 11. Theil seines Durchmesser abgeplattet ist. Das sonderbarste dabey ist aber, daß er auch unter seinem Äquator, wo doch alle andern Planeten erhaben, gleichsam aufgebläht erscheinen, wieder abgeplattet und eingedrückt ist. Es scheint, als hätte sich die auffallende Umgebung, von welcher wir bald reden werden, von den Äquatorialgegenden des Saturns in der grauen Vorzeit abgerissen, und dadurch diese scheinbare Abplattung hervorgebracht. Aus dieser Ursache erscheint der Saturn, durch ein gutes Fernrohr beobachtet, nicht Kugelrund, wie die andern Planeten, sondern an vier Stellen, deren zwey und zwey einander gegenüberstehen, eingedrückt, oder in der Form eines etwas länglichten Rechteckes, dessen vier Ecken stark abgerundet sind. So wie Jupiter drey, hat auch Saturn fünf Streifen auf seiner Oberfläche, die seinem Äquator parallel liegen, und aus deren lang fortgesetzten Beobachtung Herschel die oben angegebene Rotation Saturns um seine Aye von 10 Stunden 16 Minuten geschlossen hat. Es scheint, daß diese Streifen atmosphärischer Art, wenn gleich von einer viel dichtern und beständigeren Natur sind, als die Wolken, die sich in unserem Dunstkreise bewegen.

Was man auf das erste Wort kaum glauben wird, daß Saturn mit einer Atmosphäre umgeben ist, die wir sehen können, ist demungeachtet durch die Beobachtungen über alle Zweifel erhoben worden. Jene merkwürdigen Streifen und die häufigen Veränderungen, welche in ihnen vorgehen, deuten schon nahe darauf hin, da sich diese Veränderungen nicht wohl anders erklären lassen. Zur Wahrscheinlichkeit steigt die Vermuthung, wenn man ohne Ausnahme bemerkt, daß der von der Sonne abgewendete Pol Saturns, der eben seinen fünfzehnjährigen Winterschlaf hält, immer viel weißer und glänzender erscheint, als der andere, ob schon der letzte immerwährend von den Strahlen der Sonne beschienen wird. Bey nahe zur Gewisheit endlich wird die Voraussetzung einer Atmosphäre Saturns erhoben, wenn man bemerkt, daß die Sterne, welchen er auf seinem Laufe begegnet, und besonders seine eigenen Monde, wenn sie ihm nahe kommen, immer nach und nach schwächer werden, wie sie in die untere, dichtere Atmosphäre des Planeten eintreten, daß sie oft 15 bis 20 Minuten an seinem Rande zu hängen scheinen, und so allmählig verschwinden. Man wird sich erinnern, daß bey unserm Monde von allen diesem genau das Gegentheil Statt hat, daß die Sterne, wenn sie dem Monde näher kommen, die ganze Stärke ihres Lichtes beybehalten, bis sie endlich an dem Rande desselben urplötzlich verschwinden, und daß wir daraus gefolgert haben, daß unser Mond entweder gar keine, oder doch nur eine so dünne Atmosphäre haben könne, die bloß mit der sehr rarificirten Luft unter dem Recipienten unserer Luftpumpe zu vergleichen ist, wie auch der bloße erste Anblick dieses Körpers zeigt, der mehr einem trockenen Gypsgusse mit allen seinen Blasen, als dem Aufenthalte belebter Wesen unserer Art ähnlich steht.

Wir kommen nun zu dem sonderbaren Körper, welcher den Saturn auf seiner weiten Bahn um die Sonne begleitet, und ihn rings umgibt. Die alten Griechen, welche den Saturn gewiß sehr oft und aufmerksam beobach-

eten, da sie die Zeit seines Umlaufes so genau bestimmten, ahndeten von diesem fremdartigen Körper nichts, da auch das beste unbewaffnete menschliche Auge ihn nicht bemerken kann. Aber bald nach der Entdeckung der Fernröhre, die man bekanntlich einem holländischen Glasschleifer verdankt, bemerkte der auch in mancher andern Rücksicht berühmte Galilei im Jahre 1612 zwey Satelliten des Saturns, denn für solche hielt er jenen fremdartigen Körper, die aber, wie er sagte, keine Bewegung um ihren Hauptplaneten hatten, wie die einige Jahre früher (1610 den 8. Jänner) ebenfalls von ihm entdeckten vier Satelliten Jupiters, sondern die unverrückt zu den beyden entgegen gesetzten Seiten Saturns stehen, und gleichsam an ihn angeheftet schienen. Das Fernrohr, welches Galilei brauchte, war ein sogenanntes Erdfernrohr mit einem concaven Ocularglase, das nur 33 mahl vergrößerte, und überhaupt sehr unvollkommen gearbeitet war. Seitdem wurde diese auffallende Erscheinung von allen Astronomen jener Zeit mit Eifer verfolgt, aber es währte mehrere Jahre, bis man sich von dieser ersten Idee zweyer festen Satelliten los machen konnte. Noch im Jahre 1632, also zwanzig Jahre nach der ersten Entdeckung, sah Cassendi mit seinem besseren Fernrohr nichts anderes, als diese zwey Satelliten. Einige Jahre später bemerkte Hevelle, der berühmte Bürgermeister in Danzig, daß diese zwey kleinen Kugeln, diese vermeinten Satelliten, mit der großen Kugel Saturns durch zwey Arme zusammen hingen, und daß Saturn seine Gestalt von einem Jahre zum andern auf eine sehr sonderbare Weise verändere, indem er bald wie die übrigen Planeten, rein kugelförmig erschien, bald wieder als eine Kugel mit zwey Armen oder zwey Henkeln, die sich nach und nach erweiterten und wieder verengten. Hevelle gab von diesen auffallenden Metamorphosen eine Menge von verschiedenen Zeichnungen, die wir noch besitzen, aber seiner Bemühungen ungeachtet, konnte er sich diese verschiedenen Gestalten nicht gehörig erklären, weil entweder sein Fernrohr, oder seine Einbildungskraft nicht hinreichten, alle diese Veränderungen aus einer einzigen Quelle abzuleiten. Endlich erschien (1659) das Werk des um die mathematischen und besonders astronomischen Wissenschaften so hoch verdienten Huyghens, in welchem die so lang und mühsam gesuchte Auflösung des Räthsels enthalten war. Huyghens hatte sich selbst neue Gläser geschliffen, und daraus ein Fernrohr zusammen gesetzt, welches die seiner Vorgänger weit übertraf, und damit sah er, was jetzt jedem der erste Blick durch unsere vollkommenen Fernröhre zeigt, daß alle jene sonderbaren Erscheinungen von einem breiten, kreisförmigen, den Saturn concentrisch umgebenden Ringe kommen, der diesen Planeten ringsum frey umgibt, und dessen Ebene gegen die der Erdbahn um nahe dreyßig Grade geneigt ist. In der That, wenn wir diesen Ring durch ein nur schwach vergrößertes Fernrohr betrachten, so wird man bemerken, daß die beyden Arme desselben da, wo sie dem Planeten am nächsten sind, auch am dünnsten erscheinen, weil sie sich da am meisten von einander entfernen, und überdieß durch das benachbarte Licht des Planeten geschwächt werden, und daß sie im Gegentheile an ihren beyden Enden, die von Saturn am meisten entfernt sind, am breitesten erscheinen, weil hier beyde in einander laufen, woraus sich jene erste Hypothese der zwey an Saturn unbeweglich befestigten Satelliten sehr leicht erklären läßt. Die Sorgfalt, womit dieser Ring seit Huyghens

durch 160 Jahre mit den besten Fernröhren beobachtet wurde, hat nicht allein die Richtigkeit der von Huyghens aufgestellten Erklärung immer mehr und mehr bestätigt, sondern auch noch manches andere Interessante von diesem Ringe kennen gelehrt, womit wir uns nun etwas näher beschäftigen wollen. Ich bemerke nur noch, daß das oben erwähnte Werk Huyghens das berühmte Systema Saturnium ist, in welchem man noch manche andere wichtige Entdeckung des Verfassers, aber auch noch viele Züge des alten pythagoreisch-mythischen Systemes findet, von denen selbst der unsterbliche Kepler sich nicht losreißen konnte, und die über mehr als ein volles Jahrtausend den wahren Fortgang der Wissenschaften aufgehalten haben.

Die Ebene dieses Ringes fällt mit der Ebene des Äquators des Saturns zusammen, das heißt, nach dem Vorhergehenden, der Ring ist dreyßig Grade gegen die Erdbahn geneigt. Daraus folgt, daß wir diesen Ring, obschon er kreisförmig ist, doch nie als einen Kreis, sondern immer nur in einer eyrunden, elliptischen Gestalt erblicken. Diese Gestalt wird immer schmaler, je näher die Erde der Linie rückt, in welcher sich die Ebene des Ringes und der Erdbahn schneidet. Tritt endlich die Erde in diese Linie selbst, so sehen wir von dem ganzen Ringe nur mehr, wenn ich so sagen darf, die scharfe Kante, oder wir sehen ihn bloß als eine gerade Linie, welche durch den Mittelpunkt des Planeten geht, und da zu derselben Zeit nicht diese Kante, sondern eine der beyden breiten Flächen des Ringes von der Sonne beleuchtet ist, so sehen wir den Ring gar nicht. Eben so verschwindet uns der Ring, wenn seine Ebene, nicht wie vorhin durch die Erde, sondern durch die Sonne geht, denn da in diesem Falle nur jene Kante beleuchtet wird, und diese zu schmal ist, um in einer so großen Entfernung noch bemerkt werden zu können, so sehen wir den Ring ebenfalls nicht, wenigstens nicht mit unseren gewöhnlichen, selbst guten Fernröhren, obschon ihn Herschel mit seinen trefflichen Reflectoren auch in diesen Perioden noch deutlich bemerken konnte. Endlich wird uns der Ring auch dann unsichtbar seyn, wenn wir uns auf der Seite desselben befinden, die im Schatten liegt, oder wenn nur die von uns abgewendete Seite des Ringes von der Sonne beschienen wird. Wenn man diese drey Ursachen des Verschwindens genauer untersucht, so findet man, daß der Ring für uns immer wenigstens vierzehn Jahre nach einander sichtbar ist, und daß die drey Perioden seines Verschwindens in der Zeit eines einzigen Jahres eingeschlossen sind, welche Zeit alle fünfzehn Jahre zurückkehrt. Länger als neun Monate nach einander kann er nicht unsichtbar seyn, in unsern gegenwärtigen Tagen aber ist er nahe am weitesten geöffnet, so daß seine Breite beynähe die Hälfte von seiner Länge ist.

Der vordere Bogen des Ringes, von welchem der mittlere Theil über die Kugel Saturns hinzieht, unterscheidet sich selbst auf dieser Kugel noch deutlich durch ein helleres Licht, woraus zu folgen scheint, daß entweder die Masse des Ringes härter ist und mehr Licht reflektirt, als die Oberfläche des Saturns, oder daß der Ring, wie auch aus andern Beobachtungen folgt, mit vielen und hohen Bergen besät ist, vielleicht bloß aus an einander gereihten Gebirgen besteht. Durch starke Vergrößerungen wird das Licht Saturns gelblich, das des Ringes bleibt immer weiß.

Daß aber beyde Körper, Saturn und sein Ring, dunkel sind und kein

eigenes Licht haben, sondern bloß mit dem von der Sonne geborgten Lichte scheinen, folgt daraus, daß man auf dem hintern Bogen des Ringes den Schatten Saturns, und auf der Oberfläche Saturns den Schatten des vorderen Bogens des Ringes deutlich sieht, wenn die Lage dieser zwey Körper gegen unser Auge und die Sonne schief genug ist, um diesen Schatten leicht bemerken zu können, was jetzt nicht der Fall ist, aber in einiger Zeit seyn wird. Dieß beweiset zugleich, daß der dunkle Raum zwischen Kugel und Ring ein wirklicher leerer Raum ist, was einige läugnen wollten, weil man, was übrigens sonderbar ist, nie noch Sterne in diesem Raume bemerkt hat.

Daß auf diesem Ringe zu beyden Seiten desselben sehr hohe Berge stehen, bemerkt man mit starken Fernröhren besonders dann sehr gut, wenn die Ebene des Ringes beynah durch unser Auge geht, wo man die schiefe Kante desselben wie einen Silberfaden sieht, auf welchen in verschiedenen Entfernungen unter einander glänzende Perlen, wie Thautropfen, stehen. Diese Perlen sind sehr geschickt, die Umdrehung des Ringes um seine Aze zu bestimmen. Herschel fand so, daß er sich in 10 Stunden 32 Minuten einmahl um sich selbst wälzt, also in nahe derselben Zeit, in welcher sich auch die Kugel Saturns um ihre Aze dreht. Da überdieß die Drehungsaxe beyder Körper dieselbe ist, so ist kaum zu zweifeln, daß der Ring irgend einmahl in der grauesten Vorzeit einen intregrirenden Theil Saturns gebildet und sich später durch irgend eine Revolution von ihm losgerissen habe. Dieß wird noch sehr durch die oben erwähnte, höchst sonderbare doppelte Abplattung Saturns bestätigt, deren eine genau in der Ebene des Ringes Statt hat. Die bey der Entstehung dieses Planeten anfangs sehr weiche und lockere Masse mußte sich durch die sehr schnelle Rotation, die Saturn erhielt, um den Äquator sehr erheben, und wenn sie in diesen Gegenden früher erkaltete, dichter wurde, eine Art von Kranzförmiger Rinde bildete, während die übrige untere Masse durch weiteres Austrocknen sich nach und nach noch mehr zusammenzog, und eben dadurch die Geschwindigkeit der Umdrehung dieser unteren Masse vermehrte, so mußte jener Kranz sich von derselben trennen, um einen Ring zu bilden, der die Kugel, von welcher er anfangs einen Theil ausmachte, ringsum frey umgibt, und bloß durch die Gesetze der Schwere im Gleichgewichte erhalten wird. Wahrscheinlich sind, wie meine Leser sich aus einer früheren Unterhaltung über diesen Gegenstand erinnern werden, in der Urzeit der Bildung unseres Sonnensystems nicht nur alle Satelliten unserer Planeten, sondern diese Planeten selbst auf eine ähnliche Art entstanden, nur wirkten bey der Bildung des Ringes mehrere günstige Umstände zusammen, ohne denen Saturn vielleicht mit einem Heere von Satelliten umgeben wäre, die aber jetzt, vom Zufalle begünstiget, alle zusammen hängen, und einen ununterbrochenen Kranz von Monden, einen Ring um ihn bilden.

(Der Schluß folgt.)

Schauspiel.

Kais. Königl. Hoftheater nächst der Burg. Den 22. d. wurde hier zum ersten Mahl aufgeführt: Das Käthchen von Heilbronn, oder: Die Feuerprobe. Romantisches Ritterchauspiel in fünf Aufzügen von Kleist.

Dieses bekannte und auf allen Bühnen Deutschlands allgemein mit Beyfall aufgenommene Werk des talentvollen, zu früh verschiedenem Dichters, bedarf hier weder einer kritischen Bergliederung, noch einer besonderen Auszeichnung. Das aus der Tiefe menschlicher Natur geschöpfte Bild geheimnißvoller Liebe und wunderbarer Sympathie, mit freyer, kühner Phantasie entworfen, und mit bezaubernden Farben ausgeführt, wirkt im Sinne des Bildners mit magnetischer Kraft auf Herz und Phantasie; unter dem dämmernden Schleier, der sich um das Ganze webt, scheint der heitere Scherz mit dem tiefen Ernst zu spielen, und der Geist echter Romantik waltet über beyde. Die alte wundersame Sage, daß ein Mädchen, mit unbefangenen, frommen Herzen, einem Mann, von unwiderstehlicher Gewalt ihm nachgezogen, folgte, hat den Stoff geliefert, und die Begeisterung das Gemälde vollendet. Es ist der zarte Sinn und die Bestimmung des Weibes, das sich unbedingt dem seligsten Gefühl dahin gibt, dem stärkern Manne gegenüber, der sich dagegen sträubt und wehrt, bis er von dem unsichtbaren Wirbel fortgerissen, der geheimnißvollen Kraft erlegend, in einen ewigen Bund mit ihr vereinigt wird. Der Hoftheater-Direktion verdanken wir die Aufführung dieses Schauspiels nach dem Original, und was hat die Einrichtung hier auch wohl gethan, als die Dauer um ein Kleines abgekürzt! Das kann aber bey dem letzten Werk des Dichters, das wir unlängst sahen, nicht einmahl der Fall seyn, es mußte gerade zu das Gegentheil erfolgen; wenigstens muß der Held, wenn es zum Kassenstück bearbeitet werden soll, an seinem eigenen Charakter so lange ziehn und zerrn, bis er das rechte Maß erlangt.

In Ansehung der Darstellung bemerken wir im Allgemeinen, daß sie zusammen greifend und lebendig war; eine kleine Ausnahme macht hiervon jedoch der erste Akt. Im Einzelnen erwähnen wir mit wenigen Worten der Hauptrollen noch. Käthchen und der Graf von Strahl waren durch Hrn. und Mad. Unschütz besetzt. Der zarte Ausdruck der Ergebenheit und des zärtlichsten Gefühls ist an letzterer besonders zu rühmen. Ausgezeichnet war der Augenblick, wo Käthchen den aufgefundenen Brief an Gottschalk übergibt, mit allem Feuer der Leidenschaft und der treuesten Anhänglichkeit, zitternd vor der drohenden Gefahr, und die scheinbare Härte des Geliebten mit Liebe nur vergeltend. In der Darstellung des Hrn. Unschütz entfaltete sich ein reichhaltiges Gemälde, voll treffender Züge und glänzender Farben, den Verhältnissen angemessen und die geheimsten Regungen des Herzens treu zurückspiegelnd. Trefflich zeichnete der Darsteller die wechselnden Gefühle in der vorletzten Scene, wo er Käthchen auf den entscheidenden Moment vorbereitet, und die Thränen klangen, wie ein Echo aus der Seele, in der eigenen rechten Stimmung, wie Schmerz und Freude sie erzeugen.

Mit besonderm Beyfall aufgenommen wurde die Darstellung der Rolle des Vaters und der alten Brigitta (Hr. und Mad. Costenoble), wie auch des Knappen Gottschalk (Hr. Wagner), der den einfach treuherzigen Charakter nur hier und dort zu stark schattirte.

Noch ein Wort über den Freyschützen *), Oper von Carl Maria von Weber, königl. sächs. Kapellmeister.

So wie der Wanderersgefelle, der die Heimath zum ersten Mahle verläßt, nicht müde wird, sich umzudrehen und auf den Tummelplatz seiner Kindheit, auf den Aufsenthalt seiner Lieben gerührte Blicke zu werfen, bis Berge und Wälder dazwischen treten und ihm den freundlichen Anblick des stillen Städtchens entziehen, so können wir, die der vollständige Triumph des Weber'schen Meisterwerkes und die immer sich mehrende Theilnahme des Publikums an demselben innig erfreuet, nicht umhin, die geniale Schöpfung des Tondichters noch einmahl in's Auge zu fassen und, von einem andern Standorte ausgehend, neue Glanzpunkte in der jüngst aufgegangenen Kunstsonne zu suchen.

Was uns vor allen in dieser herrlichen Oper angesprochen, ist die Übereinstimmung und Vereinigung aller Theile zu einem entzückenden, kunstgemäßen Totaleffekt; die im

*) Der Verfasser der in Nr. 136 dieser Blätter enthaltenen Anzeige von der Aufführung dieser Oper und Schreiber dieses sind verschiedene Personen.

Ganzen herrschende Einheit, die durch wiederkehrende Sätze nach Art von Cherubini's Tagen der Gefahr auch dem gemeinern Zuhörer fühlbar wird, endlich die Charakteristik der handelnden Personen, welche durchaus einsichtsvoll gehalten, herrlich durchgeführt ist, und in welcher es der Komponist dem theilweise schwachen Dichter offenbar weit zuvor gethan hat. Mayens nur durch äußere Eindrücke bestimmt werdende Passivität, Agathens abndungsreiches, aber an elegischer Abspannung laborirendes Gemüth, wie stehen sie nach Lage, Geschlecht, Leidenschaften so verschieden da und doch immer so eins mit sich selbst! wie entfaltet sich ihr Inneres in anziehender Entwicklung durch das Tongebilde und macht selbst vom Dichter vernachlässigte Auftritte interessant! Wie herrlich kontrastiren Kaspar und Anna mit beyden Hauptpersonen; er in frevelnder Lustigkeit, teuflische Rache im Herzen, sie in jugendlichem Frohsinn, den heitern Himmel der Unschuld im Busen bewahrend! Darum spricht sich Kaspar bald in bizarr gemeinen, bald in Tönen verhaltenen Grimmes oder gewaltsam ausbrechender Leidenschaft aus, während Annens Munterkeit in frohe Geschwähigkeit ausbricht, die sich mit Agathens klagenden Tönen wunderbar lieblich vereint. Die Instrumentirung ist durchaus vorzüglich und zeugt von des Komponisten Einsicht und Kunstverfahung. Die vier Hörner bringen seltene Effekte hervor; hievon liefern das Ensemblestück des ersten Aktes in C-dur, das Finale des zweyten und der Jägerchor im dritten herrliche Beweise. Die selten, aber mit vieler Umsicht, angewendete Piccoloflöte, schneidend wie ein Hauch der Hölle, begleitet wirkungsvoll Kaspars grauiges Trinklied und wirkt vorzüglich durch einzelne Töne bey der Beschwörungsscene in der Wolfeschlucht zum Totaleindrucke mit. Auch die heterogen in A gestimmte Pauke, die mit dem dumpfen Murren der Violoncellen als Repräsentantinn des Teufels, der unsichtbar wandelt auf Erden, dasieht, ergreift das Gemüth und macht es schauern mitten unter frohen Gegenständen. Vorzügliche Erwähnung verdient die Haltung der Mittelstimmen durch die ganze Oper, die, vom gewöhnlichen Kunstgebrauche ganz abweichend, immer originell hervortreten und dennoch den Gesang nie übertäuben; dieß gilt besonders von den Violoncellen, die sich auch durch Vortrag auszeichnen.

Gehen wir nun das Einzelne durch, so finden wir zuerst in der Ouverture, die bey jeder Vorstellung immer verständlicher hervortritt, ein vollständiges Bild, ein gleichsam erschöpfendes Sachregister des Ganzen; ansprechend gereiht erscheinen, durch die Macht der Instrumente versinnlicht, alle Hauptmomente und, was am meisten zu loben ist, das Tonstück, obwohl aus vielen andern zusammengesetzt, ist in allen seinen Theilen eng verbunden, bildet ein vollständig gerundetes Ganzes. Ganz eigenthümlich ist der Spottchor in G-dur, in welchem zuerst Einzelne den armen May auslachen, bis sich alle vereinen und mit dem Beklagenswerthen ihren Scherz treiben. Das Publikum verlangt jedes Mal die Wiederholung dieser herrlichen Nummer, die auch sehr gut ausgeführt wird. Wie beruhigend greift in der darauf folgenden das majestätische, harmonische Ensemble ein, wo sich zuerst die Männerstimmen den edeln Lauten der Hörner vereinen, worauf dann Soprane und Alte in das große Ganze eintreten und die Wirkung bis zum höchsten Punkte steigern. Das rauhe, barsche, höhnische Trinklied in H-moll mit der frevelnden Ausweichung in D-dur ist Mozart's würdig und auch dieses verlangt das mitfühlende, empfängliche Publikum, welches dadurch seine Kennerchaft beweist und glänzend beurkundet, wie es wohl irre geleitet, aber nicht ganz für das Bessere abgestumpft werden kann, bey jeder Vorstellung zwey Mal zu hören. In Kaspars Schlussarie, welche den Sturm wilder Rachgier und teuflischer Lust, die auf Befriedigung hoffen, energisch mahlt, dringt der Stimme Gewalt durch die rauschende, brausende, aber zweckmäßig angewendete Instrumentirung, weil der Sänger fast immer auf den guten Theil seine Kraft legen kann und die Begleitung nur den Nachschlag hat, wodurch beyde einander unbeschadet wirken.

Das erste Duett des zweyten Aufzuges zwischen Agathen und Annen ist durch die Stimmenführung höchst interessant. Das singbare, leicht faßliche Thema, welches der Frohsinn der Unbefangenen ausführt, verschmilzt sich höchst lieblich mit den wehmüthigen Tönen der Liebenden, und wir wüßten diesem trefflichen Tonstücke nur Ein gleiches entgegenzustellen, das Duett nämlich, was in Cherubini's Lodovica Floreski mit sei-

nem Diener singt, wo sich auch die anmuthige Lust der Polonaise mit der einsamen Klage des Seufzenden herrlich paart. Die zunächst gefungene Arie Agathens in E ist in jedem Verstande vorzüglich. Die Begleitung des schönen Gefanges durch die Strich-Instrumente con sordini ergreift, das Ganze schwebt ätherisch, der Zuschnitt des Tonstückes ist meisterhaft und die Herzensfreude am Schlusse begeistert. Im Terzette in Es-dur hatte der Tonseher eine schwierigere Aufgabe; hier kämpften verschiedene Charaktere und Empfindungen; aber Weber ist der Künstler, dem kein Problem zu schwierig ist, und die Lösung desselben befriedigt vollkommen. Mit dem kurzen Kanon, nach Maxens falschem Abgange, sind wir weniger einverstanden; er erinnert an die gewöhnlichen Behelfe der Komponisten, und nur mit innerm Leidwesen erblicken wir das Genie auf der gebahnten Straße. In dem tief das Innerste erschütternden Finale liegt dagegen eine Kraft, die Erstaunen und Ehrfurcht einflößt. Welche Steigerung, welches Crescendo, das alle bisher gehörten in ihr Nichts zurückweist! welcher Reichthum der Harmonien, der Instrumentirung, wie genialisch angewendet die schreckhaften Dissonanzen! wer hat seit Gluck und Mozart dem furchtbaren Geisterreich diese Stimme verliehen! O Tonkunst, du bist wirklich die romantischste aller Künste, denn dein Vorwurf ist das Unendliche! *)

Mit Agathens scherzhafter Romane im dritten Akte sind wir abermals nicht ganz einverstanden. Unter allen Dichtungsarten taugt die epigrammatische am wenigsten zur Musik, die, wenn sie den Worten bloß dient, auch unbedeutender werden muß. Rechnet man die verunglückte Pointe: Nero, der Kettenhund und den Umstand hinzu, daß man vom Übrigen fast nichts versteht, so wird es begreiflich, warum die sonst einsichtsvoll gesetzte Romane keine Wirkung macht und unbemerkt vorübergeht. Wie herrlich steht dagegen das Quartett der Brautjungfern, das im ganz reinen C-dur unschuldige Frölichkeit athmet und das Publikum entzückt. Der darauf folgende Jägerchor, D-dur ist überaus ansprechend und wird sehr brav vorgetragen; auch diesen Chor läßt das Publikum immer wiederholen. Der Schluß ist so gut, als er den gegebenen Umständen nach seyn kann und beweiset ebenfalls Weber's Schöpfungskraft.

Wir können uns wahrlich nicht genug über das Gelingen dieser wahrhaft könnigen und echt deutschen Arbeit freuen, die Kenner und Laien mit vollem Rechte entzückt, denn bey hoher Genialität hat der Tonseher immer besonnen gehandelt, wie es denn auch seyn mußte, da Besonnenheit und Genie stets unzertrennlich sind, und auf die Wirkung ohne Unterlaß gearbeitet, ein in jeglicher Zeit unerläßliches Postulat; dabey befriedigt er auch den musikalischen Rigoristen und stellt ein Muster auf, wie wahre Kunst mit dem Zeitgeschmacke schreitet, doch nicht von letzterem am Gängelbände geführt, sondern ihn vielmehr allgewaltig beherrschend. Ehre, hohe Ehre dem Genie, das diese Bahn gebrochen und triumphirend modernen Wust verschmähet!

Auch der kunst sinnigen Direktion unsern gerührten Dank für die zweckgemäße, würdige Ausstattung des Ganzen, für das Eingreifen, da, wo es Noth thut.

Die Darstellung ist schwierig; vieles wurde geleistet, vieles reichte fast an das Ideal hin, was man sich vorgezeichnet. Agathe schwebt kühn auf der höchsten Spitze der Kunst, fast mit Adlerschwingen hat sie sich dahin erhoben. Max bedarf großer Kraft und vieler Gewandtheit; er ist, wie unser Vorgänger schon gesagt, nach einem kurzen Lehriahre sehr zu loben. Der Chor ist in jeder Rücksicht vorzüglich.

*) Hoffmann's Phantasiestücke.

Modenbild XLVIII.

Überrock von Parisienne mit goldbraunem Fesler besetzt. Die Chemisette von Krepp dicht in Falten gelegt. Das Mäntelchen von weißem Atlas mit gleichem Fesler-Ausschlag. Hut von blauem Atlas mit Fesler besetzt und mit ähnlichen Plüschbändern und Goldfasanfiedern geschmückt.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß.

nen
ist
ichs
ons
in
ha
zu
on,
ge
das
legt
elch
um
nos
me
ors

ang
zur
net
tan
voll
eht
ige
lur
das
den

ig
nt
es
auf
da
hre
ge
ie,

ir

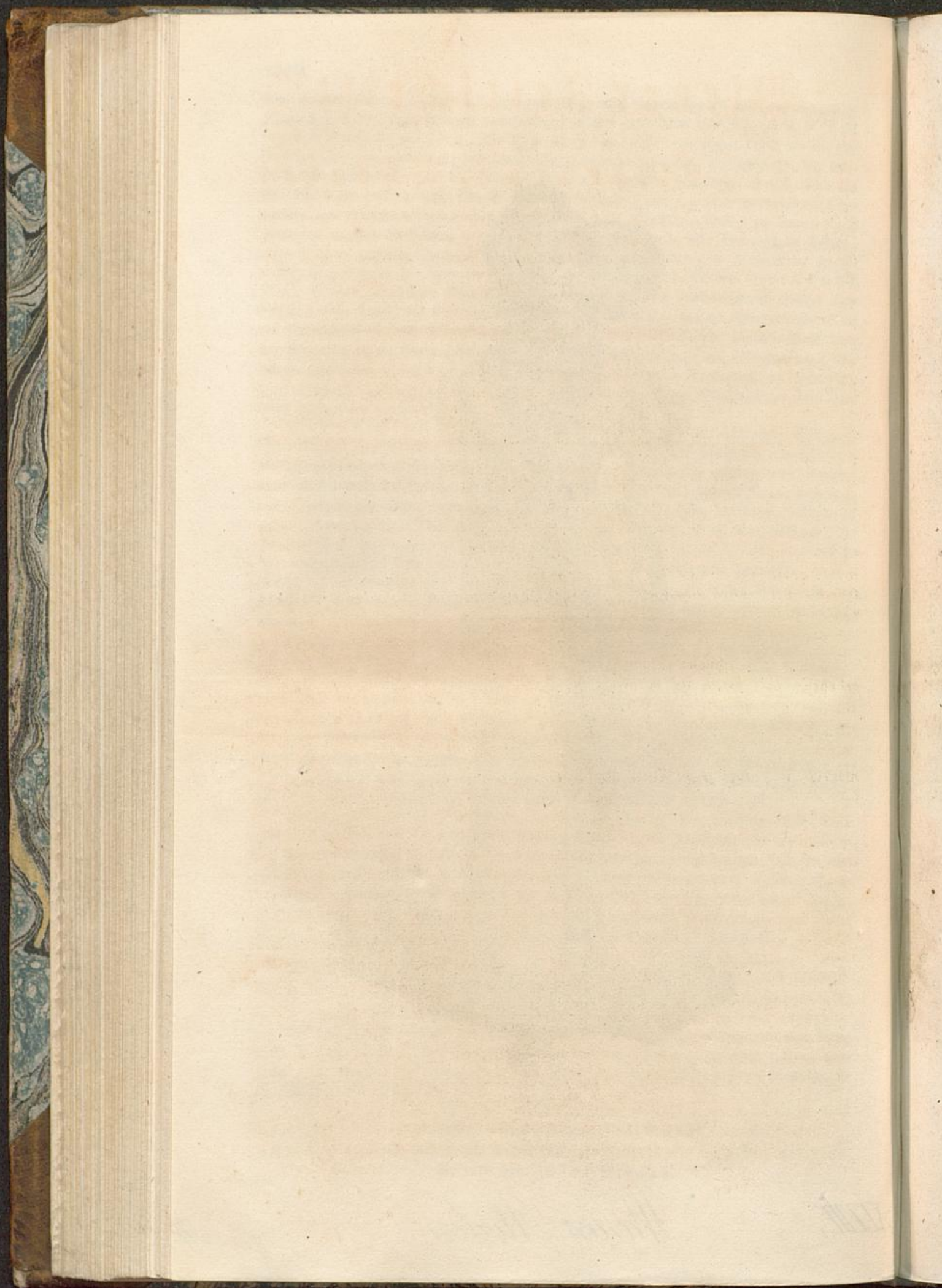
as
he
ier
em

pp
is
nd



Druck. Zeit.

F. Schöberl sc.



Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Sonnabend, den 1. December 1821.

144

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels, um 15 fl., halbi. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertels, um 7 fl., halbi. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Ankwärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbi. und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Kosmologische Beobachtungen über Jupiter und Saturn.

Von J. J. Littrow.

(Schluß.)

Durch diesen Ring steht Saturn als der sonderbarste aller Himmelskörper und einzig in seiner Art da, denn nirgends ist uns eine ähnliche Erscheinung an den Planeten bekannt. Das Auffallende desselben wird noch dadurch vermehrt, daß man in der Mitte dieses Ringes ringsherum einen breiten, dunklen, concentrischen Streifen bemerkt, welcher den Ring in zwey Theile absondert, so daß also eigentlich Saturn von einem doppelten concentrischen Ringe umgeben ist. Diesen Streifen bemerkt man mit guten Fernröhren so deutlich, daß man an der Existenz eines doppelten Ringes nicht mehr zweifeln kann. Ja einige mit vorzüglich starken Fernröhren versehene Astronomen wollen noch mehrere solcher Streifen gesehen haben, aus welchen sie schließen, daß Saturn von einem ganzen Systeme vieler Ringe umgeben sey. Der treffliche Schröter in Lilienthal bemerkte überdieß, daß man den Ring zu der Zeit, wo bloß seine schiefe Kante von der Sonne beschienen wird, theilweise zuweilen gar nicht, zuweilen wieder sehr deutlich sehe. Diese sonderbaren Variationen lassen sich aber nicht aus dem verschiedenen Zustande unserer Atmosphäre erklären, weil zu beyden Seiten der Schatten des Ringes auf der Kugel sich immer gleich deutlich zeigte. Also muß daraus auf das Daseyn einer Atmosphäre des Ringes geschlossen werden, welche diese Veränderungen hervorbringt, eine Atmosphäre, die um so wahrscheinlicher ist, da wir oben, wie ich glaube, hinlänglich gezeigt habe, daß die Kugel Saturns selbst mit einem ähnlichen Dunsstrome umgeben ist. Etwas Ähnliches bemerkte schon früher Herschel mit seinem zwanzigfüßigen Reflektor. Als er nämlich mit diesem lichtstarken Instrument den Saturn zu einer Zeit beobachtete, als nur noch ein sehr kleiner Theil der Kugel unter dem vordern Bogen des Ringes hervorragte, sah er diesen Theil der Kugel viel spitziger,

als sonst, wo er wegen seiner Abplattung abgerundet erschien, ein Phänomen, welches sich ebenfalls bloß aus einer Atmosphäre des Ringes genügend erklären läßt, welche das von jenem Theile der Kugel zu uns kommende Licht so stark brach, daß es die Form jenes Theiles ganz veränderte.

Ich habe bereits bemerkt, daß man den Schatten des Ringes auf der Kugel zu gewissen Zeiten sehr deutlich bemerkt, und daraus geschlossen, daß der Ring sowohl als Saturn ein dunkler Körper seyn müsse, welcher sein Licht nur von der Sonne erhält. Allein dieser Schatten dient uns zugleich zu einem andern interessanten Zwecke, etwa so wie die Schatten der Mondberge, nämlich die Dicke dieses Ringes zu messen. Schröters Messungen dieses Schattens geben für die Dicke des Ringes 113 deutsche Meilen. Die übrigen Dimensionen desselben lassen sich leicht aus dem Winkel, welchen sie in unserem Auge bilden, verbunden mit ihrer bekannten Entfernung von uns, ableiten. Nach den neuesten Messungen ist der äußere Durchmesser des größten der beyden Ringe 40,560 Meilen, und die Breite desselben 1380 Meilen; der äußere Durchmesser des kleineren, oder inneren Ringes ist 36,670 und seine Breite 3930 Meilen. Der leere Raum endlich, der beyde Ringe von einander trennt, ist 570 deutsche Meilen, so wie der leere Raum, der Saturn von seinen Ringen trennt, 6020, und der Durchmesser Saturns selbst 16,770 Meilen. Aus diesen Angaben folgt, daß die ganze Masse beyder Ringe 65,040 Millionen Kubikmeilen betrage, nahe 24mahl so viel, als die Erdkugel, oder 1100mahl so viel, als unser Mond. Die Berge, welche dieser Ring zu beyden Seiten trägt, und aus denen er gleichsam zusammen gesetzt ist, sind nach Herschels und Schröters Messungen in der That ungeheuer groß, da sie eine Höhe von 250 bis 300 deutschen Meilen erreichen, also die Dicke des Gewölbes, welches jene Cordilleras trägt, mehr als um das Doppelte übertreffen. Der ganze Ring scheint nichts anderes, als ein Aggregat dieser mächtigen Berge zu seyn, die sich in beynahe gleicher Entfernung von dem Hauptplaneten an einander gereiht, und ein festes Gewölbe gebildet haben, während sieben dieser Berge, wahrscheinlich die höchsten unter allen, sich dieser allgemeinen Verbindung entzogen haben und jetzt eigene Satelliten bilden. Diese vielleicht felsartigen Gebirge des Ringes sind wohl zugleich die Ursache des lebhafteren Lichtes, durch welches sich, wie wir bereits früher erwähnt haben, der Ring von der Kugel unterscheidet.

Merkwürdig ist noch, daß zwey der ersten Beobachter aller Zeiten über die Rotation des Ringes nicht nur verschiedener, sondern gerade entgegengesetzter Meinung sind. Herschel fand aus der fortgesetzten Beobachtung eines vorzüglich hohen Berges auf dem Ringe, daß dieser Ring, so wie Saturn selbst, in nahe 10½ Stunden sich um seine Aze drehe, während Schröter aus seinen eigenen Beobachtungen ähnlicher Berge, die nach ihm ihre Lage nie ändern, den Schluß zieht, daß der Ring ganz und gar keine Rotation habe, und fest stehe. Es möchte schwer seyn, zwischen zwey Beobachtern dieses Gewichtes zu entscheiden. Aus theoretischen Gründen, die hier nicht entwickelt werden können, scheint es, als könnte das Gleichgewicht des Ringes durch die bloße Kraft der Schwere ohne Rotation nicht wohl bestehen.

Wenn ich nach den so oft gehörten Äußerungen derjenigen urtheilen soll, welche das erste Mahl auf unserer Sternwarte durch ein stets vergrößerndes

Fernrohr den Saturn erblicken, so gibt es beynahe keinen, der diesen Anblick nicht äußerst interessant findet, und sich im Stillen wenigstens hinwünscht, um alle die Herrlichkeiten, welche er selbst in einer Entfernung von 223 Millionen Meilen darbietet, recht in der Nähe zu genießen. In der That, wer für die Schönheiten des gestirnten Himmels nur einigen Sinn hat, wenn der Anblick dieses zahllosen Heeres von Sternen, die unsern Himmel schmücken, wenn das sanfte Licht unseres Mondes, das unsere Nächte so lieblich beleuchtet, schon hier ergeht, welche reiche Genüsse darf er sich erst dort versprechen, wo der gestirnte Himmel nicht minder reich an Schönheiten jeder Art ist, und wo überdieß sieben Monde und ein großer Ring, der sich wie ein breites, goldenes Band über den ganzen Himmel hinzieht, in immerwährend abwechselnder Stellung um ihn schweben. Welch einen herrlichen Anblick muß es gewähren, nicht einen, sondern Tausende von Vollmonden, deren einer dicht an dem andern steht, wie einen feurigen Regenbogen kühn über den ganzen Himmel gespannt zu sehen, ein unermessliches Strahlengewölbe aus einem einzigen Bogen gesprengt, und von sieben großen Vollmonden in stetem magischen Tanze umgeben. Auch hat es nicht an Schriftstellern gefehlt, die von den Reizen dieses Anblickes, oder vielmehr von den Spielen ihrer eigenen Phantasie hingerissen, diesen Ort als den schönsten und erhabensten unseres Sonnensystemes, als den Aufenthalt der Seligen schilderten, die dort ungestört von allem, was uns hier unten so oft die Freuden des Lebens verkümmert, ihr Glück in der Anschauung dieser nie verschwindenden, immer neuen Schönheiten des Himmels suchen und finden.

Allein ich fürchte sehr, daß wir uns mit unseren Sinnen wenigstens in diesem übergelücklichen Augenblicke sehr unglücklich befinden, und wahrscheinlich wieder bald auf diese Erde zurückwünschen werden, die wir dann mit größerem Rechte, als bisher wohl nur im Scherze geschehen ist, die beste aller Welten nennen würden, da wir, unserer Gewohnheit gemäß, alle Güter erst dann recht schätzen lernen, wenn wir sie verloren haben.

Gleich bey dem ersten, von der ruhigen Überlegung, nicht von der flüchtigen Phantasie, geleiteten Anblicke dieses großen Ringes wird man finden, daß er, so wenig als unser Mond, nicht die Bestimmung haben kann, die Nächte Saturns zu beleuchten, und so geht schon der größte Vortheil, den man sich von ihm für die Bewohner dieses Planeten versprochen hat, verloren. Denn diese Nächte sind, wie wir oben gesehen haben, in den Wintergegenden Saturns volle fünfzehn Jahre lang, und bedürften daher wohl einiger Beleuchtung, um sie und mit ihnen der Aufenthalt aller lebenden Wesen, nicht ganz freudelos und ungenießbar zu machen.

Aber wenn dieser Ring den Nächten Saturns nicht viel nützt, so schadet er sogar den ohnehin kurzen, matt dämmernden Tagen, indem er einem großen Theile der Oberfläche Saturns die Sonne bedeckt, und ihr Licht gänzlich entzieht. Da der Ring, wie wir gesehen haben, sich in der Ebene des Äquators des Saturns befindet, so sehen die Bewohner beyder Hemisphären den Ring nur dann beleuchtet, wenn sich die Sonne auf ihrer Seite des Äquators befindet, d. h. wenn sie Sommer haben, wo sie diese Beleuchtung des Ringes ohnehin nicht brauchen. Im Winter aber steht die Sonne auf der andern Seite des Ringes, der Ring selbst erscheint also gerade zu der Zeit,

wo die armen Saturniten seiner am meisten bedürfen, nicht beleuchtet, sondern er bedeckt noch wie eine breite, finstere Zone einen großen Theil des Himmels. Sein ganzer Nutzen, als Leuchte für die Bewohner des Planeten betrachtet, reduziert sich also auf den Sommer, wo man ihn nicht braucht, und selbst in diesem Sommer leuchtet er ihnen größten Theils nur am Tage, weil er bey Nacht durch den breiten Schatten Saturns wieder größten Theils verdunkelt wird. Wenn ihn daher die Bewohner des Planeten in seiner ganzen Größe sehen, so sehen sie ihn selbst im Sommer nur bey Tage mit der Sonne zugleich, so daß er ihnen im Ganzen nicht viel mehr Dienste thut, als uns der Mond am Tage. Im Winter aber, wo sie ihn am nöthigsten hätten, erscheint er gar nicht, und bedeckt noch für viele Orte, welche ohne ihn die Sonne doch noch sehen würden, dieses wohlthätige Gestirn gänzlich, so daß es dort Gegenden gibt, welche ganze Jahre lange totale Sonnenfinsternisse haben, und selbst dann wieder auf lange Zeit des erquickenden Lichtes der Sonne entbehren müssen, wenn sie kaum aus ihrer fünfzehnjährigen Nacht herausgetreten sind. Dazu kommt noch, daß die Saturniten den Ring bey nahe nie ganz, nämlich eine ganze Hälfte, sondern meistens nur kleine Theile desselben sehen, und daß die wenigen, welche ihn ganz sehen, ihn wieder nur in seiner ungünstigen Lage erblicken.

Nämlich alle, welche von beyden Polen bis 26 Grade entfernt sind, sehen den Ring ganz und gar nicht, weil er immer unter ihrem Horizonte ist. Von da bis zu dem 37. Grad sieht man immer nur einen kleinen Theil, bis er endlich für die Bewohner der Tropenländer, zwar bey nahe mit seiner ganzen Hälfte, aber dafür nur sehr schmal erscheint, so daß endlich den Bewohnern des Äquators der Ring zwar durch das Zenith geht, aber nur nach seiner scharfen Kante sichtbar, d. h. bey nahe wieder völlig unsichtbar ist.

Mit dem Nutzen, und dadurch auch wahrscheinlich mit dem so oft gepriesenen Vergnügen, welchen er den Bewohnern des Planeten gewährt, sieht es also traurig aus, und da der Ring diese Bestimmung, die uns am nächsten anginge, wenn wir dort wohnen sollten, so schlecht, so bey nahe gar nicht erfüllt, so wird er wohl einen andern Zweck haben, der uns aber bisher unbekannt geblieben ist. Wir wollen uns indessen damit begnügen, daß wir weiter keine Ursache haben, die Leute, welche uns früher so viel glücklicher schienen, als wir, zu beneiden, oder uns an ihre Stelle zu wünschen. Diese fünfzehnjährigen Nächte im Winter, diese jahrelangen totalen Finsternisse im Sommer, diese traurige, neunzigmahl kleinere Sonne, und was die Folge von allen diesen Einrichtungen seyn mag, die allgemeine Erstarrung, die cimmerische Finsterniß, die himmelhohen Eisgebirge, die unabsehbaren Schneewüsten, welche den größten Theil der Oberfläche Saturns zu einem für Wesen unserer Art unbewohnbaren Aufenthalte, zu einem weiten Grabe machen müssen — alle diese Dinge sind nicht sehr geschickt, uns für ihn einzunehmen, oder uns nach ihm hinzusehnen. Wenn diese, nach unserer Art zu urtheilen, wahrhaft beklagenswerthen Leute für Licht und Wärme nicht ganz unempfindlich sind, so werden sie, wenn sie anders nicht wie unsere Fliegen bey der Herannahung jedes Winters hinsterven, um der nach einer fünfzehnjährigen Winternacht kommenden Generation Platz und Dünger für ihre mageren Felder zu verschaffen, so werden sie wohl ein träges, freudenloses

Außerleben führen, sich bey jedem Winter wie die Bären in die Erde vergraben, und da in ihrem selbst gemachten Grabe dem kommenden Frühlinge entgegenschlafen, oder sie werden, wie unsere Zugvögel, alle fünfzehn Jahre von einem Ende ihrer großen Erde zu dem andern ziehen, und so wie unzählige Nomaden in einer ewigen Völkerwanderung begriffen seyn. Beyde Lebensarten, die der Murrelthiere und die der wilden Gänse, würden für uns nichts Anziehendes haben, und ich erwarte, daß wenigstens die Damen, denn mit den Männern, weiß ich schon, ist nicht viel anzufangen, welche diese wenigen Blätter etwa als ein Einschläferungsmittel in einer schlaflosen Nacht zur Hand genommen haben, wenn sie künftig wieder die Sternwarte besuchen, daß sie wenigstens nicht mehr diese sehnsuchtsvoll schmachtenden Blicke auf ein todes, und so weit entferntes, und es so wenig verdienendes Gestirn verschwenden werden, die sie ganz in der Nähe sonst viel zweckmäßiger anzuwenden, und viel besser zu gebrauchen wissen.

M ä d c h e n - M e i n u n g .

Wenn wir freundlich euch gewogen,
Männer, faßt den Augenblick!
Schnell sind Well' und Wind entflohen,
Schnell enteilen Wind und Wogen,
Schneller flieht der Liebe Glück.

Auf die zarte Spiegelfläche
Einer Mädchenseele mild,
Wie auf den Krystall der Bäche
Fällt wohl manch ein schmeichelnd Bild;

Aber wie der Hauch verschwindet
Auf dem blanken Spiegelglas,
Weil kein Band, ihn wehend, bindet,
Nun so schwindet leicht auch das!

Auf dem Bach der Luftgestalten
Schönste, lieblichste zerfließt;
Sollten wir wohl ewig halten,
Was doch selbst so flüchtig ist?

Nein, wir rufen dann von Weiten
Ihn recht freundlich grüßend zu,
Sieh, wie schnell die Wogen gleiten:
Liebes Liebchen, geh zur Ruh!

Wollt ihr uns in ernster Treue
Mit des Traumes Reizen nah'n,
Nun, so nehmen wir zur Weihe,
Wohl euch, trenn das Bündniß an.

Wenn wir schwärmend euch gewogen,
Fesselt dann den Augenblick!
Schnell enteilen Wind und Wogen,
Schneller flieht der Liebe Glück!

Louise Weichmann.

Auf dem k. k. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthor wurde den 17. d. zum Vortheil der ersten Tänzerinn Mlle. Milliere aufgeführt: Der kleine Matrose, Singspiel nach dem Französischen; Musik von Gaveaux. Hierauf folgte das mit immer gesteigertem Beyfall gegebene Ballet Lodoiska. In dem ersten Aufzug führte Mlle. Milliere mit Mlle. Heberle und Hrn. Rozier ein von diesem letzteren neu komponirtes Terzett aus, worin jene oft bewunderte Künstlerinn ihre in den früheren Produktionen erworbenen Triumphe noch vermehrte, und wozu die kunstreiche Mitwirkung des Erfinders, wie auch der liebevolle Tonsatz des Hrn. Grafen Robert von Galenberg sie im vollen Einklang unterstützten und belebten.

Den 21. wurde zum Vortheil des k. k. Hoftheater-Balletmeisters, Hrn. Philipp Taglioni, das von ihm selbst erfundene beliebte Ballet: Das Schweizer-Milchmädchen, mit der Komposition des Hrn. Hoftheater-Kapellmeisters U. Wyrowetz, wiederholt. Eine zahlreiche Versammlung bewies die fortdauernde Theilnahme des Theater-Publikums sowohl für diese neueste Erfindung des Hrn. Taglioni, als für das ausgezeichnete Talent der mimischen Künstlerinn Mad. Rozier, die in der Hauptrolle des stets erneuerten Beyfalls gewiß ist. In dem vorher gegebenen Singspiel: Der Kalif von Bagdad, führte Mlle. Heberle mit Hrn. Taglioni ein, ebenfalls von ihm erfundenes, Pas-de-deux aus und erwarb verdienten Beyfall an der Seite ihres Meisters.

Ebenfalls. Den 26. November wurde hier zum Vortheil des Hrn. J. Rozier eine musikalische Akademie gegeben, die mit der zart und lebendig, ganz im Geist der Komposition vorgetragenen Overture aus Faniska, von Cherubini, eröffnet wurde.

Mlle. Clara Siebert sang mit recht unbefangenen Ausdruck eine Kavatine aus Rossini's Gazzaladra. An einer so jugendlichen Sängerinn darf, wenn sie sich nicht zu hoch in ihrer Wahl versteigt, nur das Lobenswerthe, was sie leistet, in Erwähnung gebracht werden, und jener Fall trat hier nicht ein. Ihr Staccato gelang ungemein; die Intonation in der Höhe war rein, das Aushalten und Anschwellen des Tones, mit einer für dieses Alter seltenen Kraft, überraschte. Daß sie mit Empfänglichkeit singt, davon zeugten ihre Bewegungen, die aber bey dem Vortrag aus dem Part auch nicht viel weiter gehen dürfen. Der jungen Sängerinn wurde billige Aufmunterung zu Theil.

Die vom Hrn. Mayse der neu komponirten und gespielten Variationen für die Violine erweckten Beyfall und Bewunderung in gleichem Grade. Eine solche Meisterschaft, die zugleich dem Künstler nichts zu kosten scheint, steht zu hoch für das gewöhnliche Lob. Der geschätzte Tonsetzer hatte seiner eigenen Virtuosität die schwierigsten Aufgaben vorgelegt, gleichsam zum Beweis, daß nur das Außerordentliche ihm genügen könne, und die Ausführung dürfte allen Variations-Spielern zum Muster dienen. Hier zeigen sich alle Erfordernisse, welche die höchste Kunstfertigkeit begründen, in ihrer Vollendung.

Das zum Schluß vorgetragene neue Vokal-Quartett, gesungen von den HH. Rosner, Siebert, Albert und Porzisky ging etwas unsicher, gegen Ende stellte sich die Harmonie wieder her.

Hierauf folgte das oft und immer gern gesehene heroisch-pantomimische Ballet: Alfred der Große, von der Erfindung des Hrn. Aumer, Balletmeisters der königl. Akademie der Musik in Paris; mit der beliebten und werthvollen Musik des Grafen Robert von Galenberg. Selbst diejenigen Tonstücke, die täglich wiederholt werden und allgemein bekannt sind, wurden mit reger Theilnahme und freundlichem Empfang begrüßt. Der vorzüglich interessante Marsch mußte auch diese Nacht wiederholt werden. Die Rolle des Pagen war durch Mlle. Wirdisch, Mitglied des k. k. priv. Theaters an der Wien, für diesen Abend neu besetzt. Die Nettigkeit ihrer Tanzschritte und die Leichtigkeit des mimischen Ausdrucks erwarben ihr günstige Aufnahme. In einem von Hrn. Rozier neu erfundenen Terzett schwang sich der Tänzer auf den höchsten

Gipfel der Kunstfertigkeit, und *Mlle. Milliere* feyerte auf gleicher Höhe den Triumph der Anmuth. Zwischen beyden wurde das natürliche Talent und das fortschreitende Bestreben der *Mlle. Heberle* wohlwollend ausgezeichnet.

In einer Loge des ersten Ranges wohnten unsere *Botocuden* der Vorstellung vom Anfang bis zum Ende bey, und belustigten als Zuschauende die Zuschauer. Ihrer gespannten Aufmerksamkeit entging nicht das Geringste; besonders *Sefiora Francesca* nahm lebhaften Antheil an Allem, was sie umgab, und both durch den natürlichen Ausdruck der Empfindungen dem Menschen-Beobachter, der die kunstvolle *Mimik* der Darsteller mit den einfachen Bewegungen des Menschen im Naturstand vergleichen wollte, ein unterhaltendes Schauspiel dar.

Im Theater an der Wien sahen wir den 21. d. zum ersten Mal: *Cassius und Phantassus*, oder: *Der Paradiesvogel*. Erzromantisches Schauspiel mit Schicksal und Musik 2c. 2c. in drey kleinen und drey großen Aufzügen, von *Ludwig Robert*.

Aus dem Titel dieses Stücks geht schon ziemlich klar hervor, daß es damit auf eine Satyre abgesehen ist. In der That kann man es aber eine Mischung von Parodien aller Art nennen. Wenn auch von dem Einzelnen Vieles schon vielfältig da gewesen ist, so zeigt sich dennoch die Zusammensetzung neu und glücklich; das Ganze, von einem lebendigen und scharf treffenden Humor erfüllt, bewegt sich frey, und unabhängig von besonderem Interesse, Vorurtheil oder Parthenlichkeit. Der Verfasser läßt alle Thorheiten und Übertreibungen, nicht nur in der dramatischen Literatur, sondern auch in den übrigen literarischen Gebiethen, wie ihn die Laune eben führt, die Musterrung passiren, tippt eine nach der andern an die Schellenkappe, und zuweilen seht es einen stärkern Schlag; treffen thut er immer, das Strumpf strickende Fatum und die profaische Romantik, die bürgerliche Sentimentalität und den verführerischen Tugendprunk, den leeren Theatereffekt und die effektlose Theorie, den Iyrischen Klingklang und die mystische Prosa, worin so viele Ahnungen und Andeutungen liegen, daß man Sinn und Bedeutung nicht heraus finden, aber hinein legen kann so viel beliebt; die krittikenden Recensenten, die eigensinnigen Künstler und den beyfallgierigen Dichter, der nach einem gerechten und bescheiden Tadel ein vagues, magres Lob erschleicht. Alle kriegen ihre Tappen, alle durch einander machen sich lustig über einander, das Publikum lacht über den ganzen Schwarm, und der Verfasser lacht in's Häufchen. Wir wollen aber auch gestehen, daß diese Burleske für ein Bühnenspiel zu gedehnt ist, sich überhaupt, gleich ihren Vorbildern, dem gestiefelten Kater, dem Prinzen Zerbino und andern mehr, besser zum Lesen, als zum Darstellen eignet, und das eben, weil sie zu sehr in's Allgemeine greift, oft in einer Reihe von Scenen Beziehung und Ironie verloren gehen; der kräftige Witz des Verfassers reicht indessen hin, durch einen einzigen Schlag, selbst die weniger bewanderten Zuschauer aus ihrer Lethargie zu wecken.

Die Darstellung war rasch und belustigend. Der Theater-Direktor (*Hr. Rügler*) und der Dichter (*Hr. Schüh*) *Cassius* und *Phantassus*, standen einander wirksam gegenüber; der Student *Vocativus* (*Hr. Demmer*) traf den burschikosen Ton sehr glücklich; *Mlle. Resch*, als affectirte, überbildete *Camilla*, war ganz in ihrer Sphäre und der natürliche Grundton klang selbst im dritten Akt, durch den in *Naivität* verwandelten Charakter noch hervor. In diesem nähmlichen Akt fand der reisende Kaufmannsohn *Muster* (*Hr. Neubruck*) als karikirter Held seine glückliche Laune völlig wieder.

Theater in der Leopoldstadt. Den 23. zum ersten Mahl: Die Fee aus Frankreich, oder: Liebesqualen eines Hagestolzen. Original-Feenmärchen neuerer Zeit in zwey Aufzügen, vom Verfasser des Gespenstes auf der Bastei. Musik vom Kapellmeister W. Müller.

Wenn man auch den Volks- und Feendichtungen jede Freyheit und Willkühr in der Form gestatten will, die das heitere Spiel muthwilliger Laune und der Zweck dieser dramatischen Arbeiten erfordern, so darf doch eine gewisse Bedeutung, oder wenn auch diese fehlt, die innere Wahrscheinlichkeit nicht gänzlich mangeln; denn einen Maßstab muß man haben, um ihren größeren oder geringeren Werth zu bestimmen. Von beyden aber ist in diesem neuesten Feenspiele nichts zu finden; dasselbe gilt indessen auch von vielen, ja den meisten andern, ähnlichen. Entweder sind nun die Prüfungen, welchen der Hagestolz, seiner Verachtung der Weiber wegen, von der Fee aus Frankreich unterworfen wird, nur qualvolle Erscheinungen im Traume; dann aber darf die Fee nicht leidend an der Handlung Theil nehmen und auch in Solo-Scenen wirklich seyn, was sie nur scheinen will; — oder der Geplagte leidet das in vollem Ernste, und in diesem Falle darf er nicht z. B. als Sohn einer Familie auftreten, die ihn früher für den Ihrigen erkannte, als die Prüfung anfang, oder in Verbindung mit Personen, die ebenfalls vorher schon existirten, und späterhin wieder zum Vorschein kommen, wo der Eifersüchtige eine neue Rolle spielt. So viel im Allgemeinen. Es muß immer ein Faden durch das Ganze laufen, der es zusammenhält, wenn auch noch so leicht und locker; hier wird es aber gar nicht schwer seyn, nachzuweisen, daß auch manches Einzelne ganz aus einander fällt und aller Wahrscheinlichkeit ermangelt. Im Übrigen zeigt sich dieses Feenmärchen neuerer Zeit als eine Nachbildung des reisenden Gesandteufels in optima forma. Man trifft wenig Neues darin an, das Alte ist indessen sehr geschickt verwendet. Wenn man aber von Scherzreden, Anekdoten und ganzen Scenen Alles wieder an gehörigen Ort stellen wollte, so dürfte eine große Leere entstehen. Nichts desto weniger sind auch Originalitäten da, wovon sich sagen läßt, was sonst nur auf Kopien paßt: sie stehen hinter diesen nicht zurück. Laune und Heiterkeit sind reichlich ausgestreut und die Wirkung konnte durch die vortheilhafte Benutzung der Schauspieler im komischen Fache, womit dieses Theater jetzt so gut versehen ist, nur gewinnen. Unter solchen Umständen hat und wird das Feenmärchen nicht mißfallen. Man freute sich, wieder ein Stück von dem Verfasser des lustigen Fritz, des Gespenstes auf der Bastei, und anderer mehr zu sehen, und bringt immer günstige Erwartungen mit, wenn ein bewährter Theaterdichter angekündigt ist.

Hr. Kaimund, der sein komisches Talent in diesen vielfach wechselnden Gestalten nie erschöpft, wirkte auch als Hagestolz mit stets erneuerter Kraft, und mit einer seltenen Leichtigkeit bestand er dieß Mahl alle Prüfungen. Hr. Kornthauer und Mlle. Huber belustigten sehr. Die Schauspielerinn hat indessen auch recht sehr vor Zusätzen und Amplifikationen sich zu hüten, und selbst wenn der Verfasser in seiner Laune gegen sie zu frengelig war, ist es ihr erlaubt, Restriktionen vorzunehmen, zu Gunsten des Geschlechts. Dieß bezieht sich auf die Erzählung von den Abenteuern. — Mlle. Enköll zeigte als Fee Rosa in allen Metamorphosen Anstand und Ungezwungenheit, auch muß man ihre vorzügliche Geschicklichkeit im Kostumiren rühmen.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater

und

Mode.

Dinstag, den 4. December 1821.

145

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Nebenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertel. um 15 fl., halb. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertel. um 7 fl., halb. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey H. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Brasilische Naturmerkwürdigkeiten in Wien.

In Nr. 125 und 138 dieser Zeitschrift ist vorläufige Nachricht von der großen Sammlung merkwürdiger Naturerzeugnisse und von den beyden Wilden gegeben worden, die Hr. Dr. Pohl jüngst aus Brasilien mitgebracht hat. Wir beeilen uns, die Wissbegierde unserer Leser mehr zu befriedigen, und sowohl über jene wissenschaftliche Schätze als über die Reise des Gelehrten, dessen Eifer wir sie verdanken, nähere Auskunft zu ertheilen.

Es ist bekannt, daß Se. Majestät, bey Gelegenheit der Vermählung der durchlauchtigsten Erzherzoginn Leopoldine k. k. und höchstderselben Reise nach Brasilien im Frühjahr 1817, auch einige Naturforscher und Künstler*) da-

*) S. vaterländ. Blätter für den österr. Kaiserstaat Jahrg. 1818, 1819, 1820. Was dort von dem Anlasse, Zwecke und den ersten Ergebnissen der Reise dieser Männer, namentlich von den ersten Leistungen des Hrn. Natterer, Assistenten des k. k. Naturalienkabinetts, von Zeit zu Zeit mitgetheilt wurde, findet man auch besonders abgedruckt, unter dem Titel: Nachrichten von den kais. Naturforschern in Brasilien u. s. w. Brünn bey Traßler 1820, 1. Heft (das 2. unter der Presse). Wir verweisen den Leser insbesondere auf die beigelegte Übersicht der ersten drey, hier angekommenen Frachten (Transporte) von Naturerzeugnissen und anderen Merkwürdigkeiten, von deren Reichhaltigkeit sich hiesige Freunde der Wissenschaft durch den Augenschein überzeugen konnten. Die große Unternehmung kann übrigens vor Hrn. Natterer's Ankunft, der seine Forschungen in jenem Welttheile noch ein Paar Jahre fortzusetzen bestimmt ist, nicht als geschlossen betrachtet und nach ihrem ganzen Umfange weder gewürdigt noch benützt werden, bevor nicht der Reichthum aller aus Brasilien bereits eingelaufenen und noch zu erwartenden Sammlungen in einem eigenen Gebäude aufgestellt und verbunden mit dem k. k. Naturalien-Kabinete ein neues, ewiges Denkmahl von Sr. Maj. Kaiser Franz des Ersten Liebe für die Wissenschaft seyn wird. Daß diese indess unseren Naturforschern, zum Theil selbst vor ihrer Zurückkunft, bereits manchen Zuwachs mittel- und unmittelbar verdanke — davon findet man die Beweise in: Rudolphi Synopsis Entozoorum Berol. 1819, die Hrn. Natterer's Entdeckungen in diesem Fache enthalten — in Temminck Recueil de planches col. d'oiseaux 1820 — 1821, worin mehrere von demselben Naturforscher entdeckte Vögel aufgeführt werden — in den medicinischen Jahrbüchern des k. k. österr. Staates Jahrg. 1820, die Hr. Gärtner Schott mit Beschreibungen mehrerer von ihm entdeckten Pflanzen bereichert hat — und endlich in dem Prachtwerke, das Hr. Prof. Miksa unter dem Titel: Delectus Florae et Faunae Brasiliensis, herausgibt, und wovon bereits das erste Heft erschienen ist.

hin abzuschicken geruhte, mit dem Auftrage: die noch so wenig gekannten Naturmerkwürdigkeiten jenes Landes an Ort und Stelle zu beobachten, theils getreue Zeichnungen, theils Sammlungen davon zur Bereicherung hiesiger k. k. Anstalten einzuschicken, und so ein dem Vaterherzen des Monarchen erfreuliches Ereigniß auch zum bleibenden Gewinne für die Wissenschaft zu machen. Einer der Naturforscher war der Doktor der Heilkunde, Hr. Joh. Em. Pohl aus Prag, als Botaniker, Mineralog und Mitglied mehrerer gelehrter Gesellschaften rühmlich bekannt, und, wie seine Gefährten, tief durchdrungen von der Ehre einer Sendung, auf der sie in einem unermesslichen Felde des Ruhmes und der Thätigkeit kein geringeres Vorbild als Jacquin hatten.

Nach kurzem Aufenthalte zu Wien reiste er am 2. Juny 1817 nach Livorno ab, schiffte sich am 13. August auf dem k. portugiesischen Linienschiffe St. Sebastian ein, und landete im Gefolge J. E. S. am 5. November desselben Jahres zu Rio de Janeiro. Die Vorbereitungen zu einer Reise in das Innere von Südamerika und der Eintritt der Regenzeit verlängerten seinen Aufenthalt in der Hauptstadt; indeß benützte er die zehn Monate desselben, um die Sitten und Gebräuche der Einwohner, die Umgebungen und auf einem zweymonathlichen Ausfluge gegen St. Paul, das Gebieth von Iha Grande und dessen südliche Grenzgegenden kennen zu lernen, um nicht etwa später in den Fall zu kommen, aus weiter Ferne herbeyzuschaffen, was leichter und wohlfeiler in der Nähe der Hauptstadt zu erhalten war. Die erste Ausbeute dieser zweckmäßigen Bemühungen war, außer einem reichhaltigen Tagebuche, eine Sammlung von Mineralien, Pflanzen und sogar Thieren (auf die er zunächst nicht angewiesen war), die bereits im Nov. 1818 und 1819 wohlbehalten hier eintraf.

Am 8. Sept. 1818 verließ Hr. Dr. Pohl Rio de Janeiro, um seine große Reise anzutreten, und sich über Barbacena, S. João del Rey, Formiga, Paracatu do Principe u. s. w. in die nordwestlich von Rio gelegene Provinz Goyaz zu begeben, in deren Hauptstadt, Villa Boa, er am 22. Jänner 1819 glücklich anlangte, nachdem er 138 Tage auf dieser Reise zugebracht und über 250 Meilen zurückgelegt hatte. Auf diesem, von keinem früheren Forscher betretenen Wege wurde er für alle Beschwerlichkeiten und selbst Gefahren durch eine Menge der mannigfaltigsten und anziehendsten Entdeckungen (unter andern der höchst sonderbaren Lagerstätte der herrlichen, lange für Topase gehaltenen Krystalle in der Wüste Serra da Chrystaes und der ausgedehnten Formation des elastischen Sandsteines) überschwenglich belohnt, und, da er nicht unterließ, von jedem größeren Ruhepunkte aus sogleich Sendungen zu machen, so waren schon zwanzig reiche Verschläge nach Rio abgegangen, bevor er jenes Ziel seiner Reise erreicht hatte.

Die Regenzeit, unter jenem Breitgrade gewöhnlich zwischen November und April herrschend, nöthigte unsern Reisenden, drey Monate in Villa Boa zu verweilen, in denen er sein Tagebuch ausarbeitete, und sich gleichwohl nicht hindern ließ, die Umgegend bis zu den reichen Goldwäschen nach Anicum und der Serra d'Urada und nach der Aldea S. Joze, wo Cayapos-Indier entwildert werden, zu bereisen, und seine Sammlungen fortzusetzen. Er hatte wieder sechzehn Verschläge abgesandt, als er am 25. April 1819 von

Villa Boa aufbrach, und nördlich, d. h. in südlicher Annäherung zum Äquator, an zweyhundert Meilen fortzog. Er nahm seinen Weg über Barra, S. Ritta, Trahiras, wo herrschende Wechselfieber seine Dienerschaft befahlen, und ihn nöthigten, einen Monath Halt zu machen, über S. Joze de Tocantins, S. João da Palma u. s. w. bis Porto Real, wo er am 7. August anlangte. Von da aus befuhr er, bey 100 Meilen weit, den großen Maranhão-Fluß, der sich in der angrenzenden Provinz Para, unter dem Nahmen Tocantin, in den Amazonen-Strom ergießt, und lernte auf dieser Fahrt mehrere indische Völkerstämme, als die Chavantes, Paragramacas und Corohas (sonst Timenbos genannt) Indier kennen, trat dann von Porto Real seine Rückreise an, und traf am 6. December, nachdem er über 7 Monathe auf dieser Reise zugebracht und über 400 Meilen zurückgelegt hatte, wieder in Villa Boa ein. Hieher ward ihm ein Theil seiner Sammlungen, den er, um leichter fortzukommen, in Trahiras zurückgelassen, in zwanzig Verschlägen nachgeschickt.

Abermahls Regenzeit, und die Flüsse so ausgetreten, die Wege so grundlos, daß zunächst an kein Fortkommen zu denken, und nur mitunter Hrn. Pohl möglich war, einige Ausflüge, unter andern nach dem Gold- und Demantführenden Fluß Claro an der Grenze der Provinz Matto Grosso, zu machen. Endlich am 15. April 1820 trat er seine Rückreise an, nachdem er zuvor 15 volle Kisten zur unmittelbaren Versendung nach Rio übergeben hatte. Er nahm seinen Weg durch die, seiner Bestimmung als Mineralogen am meisten zusagende Provinz Minas Geraes, suchte, durch meist unbewohnte Gegenden, sogenannte Sertons, ziehend, den demantführenden Rio Abaite zu gewinnen, den er bis zu seiner Einmündung in den großen Rio St. Francisco an beyden Ufern bereisete; besuchte das vom Hrn. Obst. Lieut. von Schwege angelegte königl. Bleiwerk, Real fabrica di Galena, und drang nördlich in Minas Nuovas ein, wo er bey S. Miguel zu dem herrlichen Wasserfall, Salto grande genannt, gelangte, und auf herumziehende Horden der Botocuden stieß, die als Menschenfresser verrufen, und erst neuerlich durch die Reise des Prinzen von Neuwied näher bekannt geworden sind.

Zu diesen Urbewohnern des südlichen Amerika, die von den portugiesischen Pflanzern einzeln eingefangen, oder, wenn sie bey ihnen freywillig Unterkunft suchen, gern aufgenommen werden, gehört das Paar, das Herr Dr. Pohl für gut fand, nach Europa mitzubringen, und das sich willig an ihn angeschlossen. Beyde, der Mann im Alter von 20, das Weib von 21 Jahren, kommen, einen kurzen Aufenthalt unter portugiesischen Pflanzern abgerechnet, von deren Sprache sie Einiges begriffen, so zu sagen, unmittelbar aus den Händen der Natur in die Mitte eines verfeinerten Volkes, und tragen das Gepräge ihrer ursprünglichen Stammeigenthümlichkeit deutlicher an sich, als der junge Botocude, den der Prinz von Neuwied — und die beyden quderen Südamerikaner, welche die bairischen Gelehrten aus ihrer Heimath nach Europa verpflanzt haben.

Nachdem Hr. Dr. Pohl die Provinz Minas Geraes in verschiedenen Richtungen durchstreift, und die, für den Mineralogen merkwürdigen Gegenden und Plätze, als Villa do Principe, Stambe, Cattas als

tas, Marianna u. s. w. durchforscht und neuerdings 40 Verschläge reich gefüllt hatte, kehrte er von Villa Rica, der Hauptstadt jener Provinz, nach Rio de Janeiro zurück, wo derselbe am 28. Febr. 1821 glücklich anlangte.

Unser Reisender hatte demnach in einem Zeitraume von 30 Monathen zwey der merkwürdigsten Provinzen Brasiliens, Goyaz und Minas Geraes, bis an die Grenzen von Matto Grosso und Para, durchzogen, und sich dem Aequator vom 22. bis zum 7. Grad südl. Breite genacht — bey 1500 portug. Legaos (deren 18 auf einen Grad gehen) zurückgelegt, 111 Verschläge mit wahren Schätzen für die Wissenschaft angefüllt.

In der Hauptstadt fand Hr. Dr. Pohl die allerhöchste Genehmigung seines früher schon geäußerten Wunsches, nach Vollendung dieser großen Reise nach Europa zurückkehren zu dürfen. Hiemit war die Weisung verbunden, sich auf das englische Schiff Northumbria einzuschiffen, das von der k. k. Gesandtschaft gemiethet war, um die seit zwey Jahren durch den Gärtner Schott eingesammelten und gepflegten Pflanzen und lebenden Thiere nach Europa zu bringen, und das im April absegeln sollte. Der schon im Nov. 1819 von Wien nach Brasilien abgegangene Gartnergehulfe Schüchter war bestimmt, für die gehörige Beförderung und Pflege dieser großen und kostbaren Fracht gemeinschaftlich mit Dr. Pohl zu sorgen.

Das Schiff, auf welches nahe an 1000, in 63 groÙe Verschläge mit Erde versekte, lebende Pflanzen, über 200 lebende Thiere von aller Art, und 57 Kisten mit verpackten Naturalien gebracht wurden, verließ am 16. April den Hafen von Rio, aber sein Vorrath an frischem Wasser ging, nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf das Leben und die Gesundheit mehrerer Pflanzen und Thiere, so unvermuthet schnell in Fäulniß über, daÙ der Kapitän genöthigt war, wieder dem brasilischen Hafen von Bahia zuzueilen. Hier fand sich wohl, was man suchte und dringend bedurfte; aber zugleich trat eine höchst unwillkommene Windstille ein, die, verbunden mit den widrigen Winden auf dem Weltmeere, die Überfahrt nach Europa zu dem ungewöhnlich langen Zeitraume von 109 Tagen ausdehnte. Erst am 2. August lief das Schiff in den Hafen von Amsterdam ein. Der dortige k. k. Hr. Generalkonsul von Carli, früher schon durch das k. k. Gesandtschafts-Ministerium in Rio de Janeiro von der Ankunft dieser Fracht verständiget, traf, seinen Weisungen zu Folge, sogleich die nöthigen Einleitungen zur Umschiffung der gesammten Ladung auf ein taugliches Rheinschiff, mit welchem dieselbe bis Mainz gelangte, von wo sie, neuerdings umgeschifft, nach Würzburg geschafft wurde. Hier sollte der beschwerlichste und, der fortgeruckten Jahreszeit halber, gefährlichste Theil der Reise, nämlich die zu Lande anfangen. Die Begleiter der Fracht, die schon früher gewünscht hatten, ihre lebenden Pflanzen, zarte Kinder des Wendekreises, in Holland an einem schicklichen Orte überwintern zu können, zitterten jetzt mehr als je vor der Wahrscheinlichkeit, mit diesem Theile ihrer Schätze gleichsam in dem Hafen Schiffbruch zu leiden. Ihre Furcht dauerte nicht lange; sie befanden sich ja in dem, mit jeder Art des Ruhmes befreundeten Baiern und in einem Weichbilde, das in seinem ersten Beamten einen Mann voll deutscher Achtung für Wissenschaft und Hilfsmittel derselben von solchem Gehalte besitzt. Von dem königl. baierischen Minister

und General-Kreiskommissär Freyherrn von Asbeck ist die Rede, dem die Fracht durch den Bundesgesandten Freyherrn v. Handel aus Frankfurt empfohlen war, und der mit zuvorkommender Großmuth sofort eines seiner eigenen Treibhäuser räumen ließ, um die südamerikanischen Gäste für den Winter zu beherbergen. Hier blieben sie unter unmittelbarer Aufsicht des für seine Person gleichfalls auf das Beste versorgten Gärtners Schücht zurück, während Dr. Pohl die übrigen Schätze auf der Achse bis Regensburg brachte, um sie zum letzten Mahle und zwar nach Wien einzuschiffen. Am 15. Okt. Nachmittags landete das Schiff am Ufer des Donaukanales, wo bereits alle Anstalten zur Übernahme und zur Verführung der Güter auf ihre Bestimmungsplätze getroffen waren. Schwerlich ist je eine so ansehnliche Fracht von lebenden Thieren und Pflanzen aus irgend einem Welttheile nach Europa gebracht worden; schwerlich hat Eine ein so entferntes Ziel ihrer Bestimmung so wohlbehalten erreicht.

Die lebenden Thiere, alle von der Art, daß sie keine großen Zwinger und andere Sicherheitsvorkehrungen nothwendig machten, wurden, in Folge Allerhöchster Anordnung, in den Stadtgarten Sr. Maj. abgeführt, wo sie auf Allerhöchst eigene Kosten verpflegt werden, und nicht bloß von Freunden und Kennern der Wissenschaft besehen und beobachtet werden können, sondern, bey der Humanität ihres erhabenen Besitzers, sogar der bloßen Neugier eine Zeitlang zugänglich waren. Sie bestehen in 27 Stück Säugthieren, 125 Vögeln und 3 Amphibien.

(Der Schluß folgt.)

Skizzen aus Paris.

Von G. L. P. Sievers.

(Fortsetzung.)

Daß die Pariser, wie wir so eben gesehen haben, den Narrentheidungen nicht fortwährend die nähmliche Aufmerksamkeit schenken, wie den ernstern Dingen, davon zeigt auch die Unbeständigkeit, welche immer mehr und mehr in den Moden zu herrschen beginnt. Eine Dame konnte sonst ihren Hut und ihr Kleid wenigstens sechs Monathe tragen; heut zu Tage heist es schon von einer Mode, welche vier Wochen alt ist: *Voilà comme on portoit autrefois les chapeaux (les robes)*. Die männliche Tracht ist eben so veränderlich; ich habe in Zeit von acht Monathen den Schnitt der Westen fünf Mal, und den der Überrocke drey Mal wechseln sehen. Puffhändlerinnen und Schneider suchen sich unter einander den Rang abzulaufen; erstere schicken einen Trupp öffentlicher Mädchen, und die Schneider junge, hübschgebildete Taugenichtse *), mit den neumodis-

*) Der Person nach ist mir ein Subjekt dieser Art bekannt, welches, wenn sein Magen eben so zu einem Schaugerichte, als sein Leib zu einem Kleiderstocke, gebraucht werden könnte, von innen und außen reichlich versorgt seyn würde. Bey weitem scheint der Mensch ein junger Sat vom Stande zu seyn; in der Nähe betrachtet, oder vielmehr gehört, gibt er sich aber für das zu erkennen, was er wahrscheinlich ist, für einen jungen Menschen aus dem Findelhause. Man sieht ihn regelmäßig im Palais-Royal, vor Tortoni und an schönen Vormittagen in den Tuilerien. Da er stets die ersten und also auffallendsten Moden im eigentlichen Verstande zur Schau trägt, so ist er, wo er sich nur immer blicken läßt, der Gegenstand einer so anhaltenden und sich so sehr aufdrängenden Neugierde, daß jeder andere Mensch an seiner Stelle davon belästigt werden, ja sie zu ertragen, sich gänzlich außer Stande befinden würde. Er allein geht mit der entschiedensten Kaltblütigkeit durch die Haufen von Menschen, welche sich ihm in den Weg stellen, und sagt höchstens, wenn er die Leute bey Seite schieben muß, um durch zu kommen, in lächelnd-ironischem Tone, der ihm sehr wohl steht: *Monsieur oder Madame (denn, da es ein glänzend schöner junger Mann ist, so gaffen ihn fast mehr Damen als Männer an), ne vous dérangez pas, je vous en prie.* Ich habe ihn

schen Kleidungsstücken angethan, in die Theater und auf die öffentlichen Spaziergänge, um das Publikum zur Nachahmung anzureizen. Die eine neue Mode erlaubt selten, daß die andere aufkomme; ja, man könnte sagen, daß in diesem Augenblicke eigentlich gar keine Kleider- oder Putzmode in Paris herrsche. Diese Wuth des Wechsels in Kleidungsstücken und den nächsten Umgebungen besitzt nicht allein die erwachsenen Personen, selbst Kinder werden davon angesteckt; die Mode fängt bereits an, auch über Kinderspiele ihre Tyranney auszuüben. Bisher haben die Kinder auf öffentlichen Promenaden das sogenannte jeu de cerceau (Reißspiel) gespielt. Es besteht darin, daß ein hölzerner Reif (von der nähmlichen Gestalt, wie die Sonnenreife) fortgerollt und, mit Hülfe eines kurzen, dicken Stockes, aufrecht erhalten und, nach Gefallen, nach der einen oder der andern Seite gerichtet werde. Dieses Spiel diente den Kindern nicht allein zur Unterhaltung, sondern es verschaffte ihnen auch eine heilsame Körperbewegung, übte sie im Laufen, berichtete ihr Augenmaß und bildete die Haltung des Körpers aus; man sah zweijährige Kinder, welche in diesem Spiele eine solche Fertigkeit erhalten hatten, daß sie den Reif auf einer Strecke von hundert und mehrern Schritten und sowohl im geschwindesten als langsamsten Laufe, durch eine fast unmerkliche Nachhülfe mit dem Stocke in einer stets schnurgeraden Richtung zu erhalten, oder ihn auch so geschickt in die Kreuz und in die Quere durch die Spaziergänger zu treiben wußten, daß er nie ansieß und nie im Laufe gestört wurde. Dieses höchst zweckmäßige Spiel ist plötzlich aus der Mode gekommen; kein fashonables in Pumphosen, kein Kohnäschen nach der Mode treibt mehr den Reif vor sich her. Ein solches Maulaffen sagte neulich zu einem andern, indem er auf einen Knaben aus der untern Klasse deutete, der einen wirklichen Sonnenreif rollen ließ: Tiens, mon ami, quel mauvais goût! ce petit drôle roule encore le cerceau! Das Reißspiel ist durch das Schnurspiel (jeu de cordon) verdrängt; die Kinder hüpfen über eine mit hölzernen Griffen versehene Schnur, welche sie, sich an beyden Händen haltend, sich über den Kopf und unter den Füßen durchschwingen. Dieses Spiel scheint mir nicht neu zu seyn; ich habe es, dünkt mich, schon vor Jahren in Holland oder in Deutschland gesehen. Wie überall die französische Erziehung dahin strebt, den Körperbewegungen der Jugend Leichtigkeit und Anmuth zu ertheilen, so sieht man schon Kinder, welche dieses Spiel nicht allein mechanisch erweitern (z. B. es stellen sich zwey gegen einander und hüpfen in demselben Zeitmaße, während eines derselben sich und seinem Spielgenossen zugleich die Schnur über den Kopf und unter den Füßen wegschleudert, einige hüpfen mit geschlossenen Beinen in wirbelnder Geschwindigkeit, andere schwingen die Schnur im strengsten Laufe, wieder andere schlagen die Schnur vor sich in's Kreuz u. s. w.), sondern man sieht auch besonders junge Mädchen eine ungemeine Grazie dabey entwickeln. Da diese Spiele an öffentlichen Orten gespielt werden, und der Pariser ein großer Kinderfreund ist, so ziehen sie stets eine Menge Zuschauer herbey, welche einen Kreis um die Spielenden bilden und ihnen, wie im Schauspielhause, Beyfall zuklatschen. Die Emsigkeit, mit welcher der Pariser den Kinderspielen zusieht, ist überhaupt

in der Zeit, wo er die weißgrauen Kragenübröcke mit einer Reihe Knöpfen in die Mode bringen mußte, eine solche Scene im Palais-Royal spielen sehen, wo er einen wahrhaft bewunderungswürdigen Gleichmuth an den Tag legte. Sein ganzer Anzug, von Kopf bis zu den Füßen, war weißgrau, denn er trug auch einen grauen Hut und graue brodequins; seine Erscheinung hatte etwas Geheimnißvolles, ja Gespensterartiges. Hunderte von Menschen liefen ihm nach, oder vertraten ihm den Weg. Bey jedem neuen Umzuge, welchen er durch den Garten machte, sagte ich zu mir selbst: Jetzt wird er es nicht länger aushalten können. Aber er hielt es immer aus, und länger als ich, denn mich trieb die Verlegenheit, in welcher ich ihn vermuthete, noch lange vor ihm aus dem Garten. Ein andres Mal habe ich ihn vor Tortoni's Kaffehause in einer Lage gesehen, welche, wenn auch nicht im uneigentlichen, doch im eigentlichen Verstande, wirklich drückend war; er war so dicht von Menschen umgeben, daß er, ohne es zu wollen, beym Herausziehen des Taschentuchs, einem öffentlichen Frauenzimmer in das Auge stieß, worauf ein Witzling das Wortspiel machte: Il vous donne dans l'oeil, Madame (eigentlich, er schlägt Sie in die Augen, uneigentlich, er sieht Ihnen in die Augen). Nichts desto weniger unterhielt er mit einem andern jungen Mann während länger als einer Viertelstunde mit einer solchen unzerstörbaren Ruhe ein Gespräch, als wenn sie beyde unter vier Augen in einem verschlossenen Zimmer zusammen geredet hätten.

ein sehr auffallender Zug in ihrem Charakter; einer sogenannten *ronde*, und würde sie auch von zwenjährigen Kohnäschen getanzt, welche noch am Gängelbände geleitet werden, sehen oft Hunderte von wichtig und vornehm thueden Personen stundenlang mit dem augenscheinlichsten Vergnügen zu. Ist dieß Liebe zu den Kindern? Vielleicht. Aber, wie verträgt sich damit die allgemeine Sitte der Pariser, ihre Kinder oft dreysig und mehrere Stunden weit zu Ammen zu schicken und sie dort bis zu ihrem dritten und vierten Jahre erziehen zu lassen? Den Pariser Frauen, welche ohne Ausnahme entweder Handel, oder irgend eine weibliche Arbeit treiben, bleibt freylich keine Zeit zur eigenen Ernährung und zur ersten Erziehung der Kinder über, und so müssen diese Miethslingen übergeben werden, bey welchen sie entweder sterben, oder meistens doch verkrüppelt werden. So ereignet es sich nicht selten, daß eine Pariser Frau oft Mutter von mehreren Kindern geworden ist, ohne ein einziges gesehen zu haben. Um seinen Kindern Leben und Gesundheit zu erhalten, könnte sich die Gewinnsicht des Pariser Bürgers nicht dazu verstehen, einige tausend Franken weniger auf Renten zu geben? Er muß sie ja doch, wenn die Kinder nicht schon bey der Amme sterben (der gewöhnliche Sprachausdruck nennt dieß sehr bedeutend: *mourir en nourrice*) späterhin für Arzneimittel und ärztliche Behandlung wegwerfen. Also in der Liebe zu den Kindern scheint die Ursache nicht zu liegen, warum die hiesigen Einwohner den Spielen derselben mit so großem Vergnügen zusehen; ich glaube vielmehr, es ist die Abneigung, welche der Pariser gegen jegliche ernste Unterhaltung hegt, die ihn ein um so größeres Behagen daran finden läßt, als diese Spiele seinen Geist zerstreuen, ohne ihn zu ermüden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Taschenbücher für das Jahr 1822.

Vergißmeinnicht, ein Taschenbuch für 1822 von H. Claren. Leipzig bey Friedrich August Leo.

Wenn Unterhaltung der Zweck unserer Taschenbücher ist, (woran wohl Niemand zweifeln wird,) so kann diesem lieblichen *Vergißmeinnicht* der Vorzug nicht streitig gemacht werden. Für ein so zartes Blümchen ist die Stärke des Buches (521 Seiten) zwar etwas unverhältnißmäßig, aber wer wird dem Verfasser diese Freygebigkeit nicht danken. — Von Claren aufgegriffen und dargestellt wird auch der alltäglichste Gedanke anziehend und ergehend. Die Gabe, wie man die Aufmerksamkeit der Leser und, was noch weit mehr sagt, auch der Leserinnen festhalten kann, besitzt kein Schriftsteller in einem so hohen Grade, wie der geistvolle Pfleger des *Vergißmeinnicht*. Der vorliegende Jahrgang enthält drey Erzählungen: 1. Die Fraueninsel, oder: die Heirath aus Todtenangst. 2. Der Blutschah. (Ein nicht ganz befriedigender Titel.) 3. Das Dijon-Rösschen. — Es wäre überflüssig, von diesen interessanten Erzählungen etwas Näheres anzuführen; der Name des Erzählers verbürgt ihre Trefflichkeit, und man findet auch dießmahl darin wieder Alles, was man an Claren's Erzeugnissen bewundert und tadelt.

Die äußere Ausstattung des Taschenbuches kann zu den vorzüglichsten Erscheinungen gerechnet werden. Fleischmann's Name verbürgt den Kunstwerth des als Titeltupfer benutzten Porträts der Herzoginn Friederike von Anhalt-Dessau, geb. Prinzessin von Preußen. Die übrigen sieben Kupfer zu den Erzählungen sind von verschiedenen Künstlern, und zeichnen sich in ihrer Art aus. Auch der Druck und das Papier sind schön. Dem Verleger kömmt endlich das Verdienst zu, den Preis des Buches nicht erhöht zu haben, obgleich dasselbe gegen die früheren Jahrgänge reichlicher ausgestattet ist.

Becker's Taschenbuch zum geselligen Vergnügen. Herausgegeben von Fried. Kind. Leipzig, Göschen. 1822.

Der geschätzte Herausgeber eröffnet diesen Jahrgang mit einem Spiele in Versen, die Truhe. Da dieses kleine Bühnenspiel schon mit Beyfall (namentlich in Dresden

und Frankfurt) aufgeführt worden, und in flüssigen und wohlklingenden Versen geschrieben ist, so bedarf es keines ferneren Lobes. — Ernst von Houwald hat das Sprichwort, Niemand kann seinem Schicksale entgehen, dramatisirt, und dadurch die so viel besprochenen Schicksalsideen auf eine geistvolle Art parodirt. — Unter den Erzählungen ist W. A. Lindau's Agathonika die Schwächste. Die Handlung fällt in die Zeit der ersten Christenverfolgung und hat einen unbefriedigenden Ausgang. — Die Bruchstücke aus dem Tagebuche des abgedankten Rittmeisters, von Arthur von Nordstern, sind die Zierde des Taschenbuches. Einige Breiten abgerechnet würde die Erzählung der gemüthlichen Louise Brachmann, das Militair, an Interesse gewinnen, übrigens versöhnt das fröhliche Ende mit dem etwas gedehnten Anfang dieser Erzählung. Der Ehrensold von Gustav Schilling trägt den Charakter des Verfassers und leidet an übertriebener Kürze. Der poetische Theil des Taschenbuches weist ausgezeichnete Nahmen auf, indem C. A. Tiedge, Arthur von Nordstern, Louise Brachmann, Carl Förster, Th. Hell, Fr. Kind, C. A. Semmler u. a. dazu beygetragen haben. Diese Beyträge zeichnen sich unter den gewöhnlichen Taschenbuchgedichten vorzüglich aus, sind aber unter sich selbst von ungleichem Werth.

Die äußere Ausstattung ist sowohl hinsichtlich der Kupfer, als des Drucks und Papiers, schön und den vorigen Jahrgängen angemessen.

Jährliche Mittheilungen herausgegeben von Fried. Kochly, Leipzig bey Knobloch, 1822.

Den vorliegenden zwayten Theil dieses durch inneren Gehalt sich auszeichnenden Taschenbuches eröffnet Böttiger, wie im vorigen Jahre, mit einem verdienstvollen trefflich ausgeführten biographischen Beytrag: das Leben des Herzogs von Sachsen, Heinrich des Frommen. Die dramatische Phantasie vom rühmlich bekannten, Ernst Kaupach: der Traum, ein Märchen; oder das Märchen, ein Traum, gehört zu den gelungensten Arbeiten dieses Verfassers. Besondere Aufmerksamkeit und ungeschwächte Theilnahme erregt unter den Erzählungen, die Nacht in Terracina von C. B. v. Miltiz, dessen Muse mit besonderer Vorliebe in den südlichen Gefilden Italiens zu verweilen scheint. Friederich Tafob's Anekdote, die Erkennung, ist in der Darstellung und im Stoffe gleich anziehend, und dessen Novelle: Guido und Siametta würde bey etwas mehr Zusammenhang und Gedrängtheit vorzügliches Lob verdienen. Von Heinroth findet sich eine schätzbare anthropologische Skizze — über den Menschen vor, welche zur ernsteren Lektüre gehört. Originell und dem berühmten Nahmen des Verfassers entsprechend ist La Motte Fouqué's Erzählung, die Todeswunde. Der Herausgeber selbst hat die Lesewelt mit einer Anzahl Grillen beschenkt, die man sich gern in den Kopf setzen läßt, und die zu dem Besten des Buches gehören. Endlich hat Bührlen ein geistvolles Mancherley und F. von Houwald ein treffliches Gedicht, die Seelenwanderung, gespendet.

Die Auflage des Buches ist in jeder Hinsicht lobenswerth und das von dem wackern Künstlerpaar, Schnorr und Fleischmann, gelieferte Bildniß des Herzogs Heinrich des Frommen überwiegt mehr als ein Duzend unserer gewöhnlichen Taschenbuchkupfer.

Theater-Anzeige.

Am 6. d. wird Mad. Josepha Gottdank, Mitglied des k. k. priv. Theaters an der Wien, zu ihrer freyen Einnahme das von dem Verfasser des Tags- und Herzogs-Befehls neu verfaßte große Ritterschauspiel: Der Köhler Adam Wieserbauer, geben. Diese Wahl berechtigt die Schauspielerinn, die durch eine Reihe von Jahren die Theilnahme des theaterliebenden Publikums dankbarlich genossen, zu frohen Erwartungen eines zahlreichen Zuspruchs.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 6. December 1821.

146

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des oesterreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Zedler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Brasilische Naturmerkwürdigkeiten in Wien.

(Schluß.)

Unter den Säugthieren befinden sich:

9 Affen von sieben verschiedenen Arten, wovon drey zu den seltenen und nicht lange noch bekannten gehören, nämlich der weißaugige, der schwarze und der gelbbrüstige Kapuziner-Affe (*Simia aethiops*, *fuliginosa* et *Cebus flavus* Geoff.) — zwey erst neuerlich bekannt gewordene Arten von Beutelthieren (in der Landessprache *Gambá* und *Guico* genannt; *Didelphis paraguayensis* et *crassicaudata*?) und zwar von jeder Art zwey Paare und ein überzähliges Weibchen: indem die kais. Naturforscher auf diese merkwürdigen Thiere besonders aufmerksam gemacht und aufgefordert worden waren, so viele Stücke einzusenden, als nur immer erhalten werden könnten; da ihrer Zärtlichkeit wegen kaum zu erwarten war, daß einige lebend Wien erreichen würden *) — zwey Arten Ferkelkaininchen (*Cavia Aguti* et *Paca*), zwey Arten wilder Schweine, das Wisamschwein, *Caitatu*, und das weißrüsselige, *Coixo branco* (*Sus Tassu* et *albirostris*); ein Gürtelthier, *Armadill*, *Tatu*, und zwar eine seltene, nicht einmahl noch im Felle erhaltene, im Leben vielleicht nie noch in Europa gesehene Art von diesen Thieren: nämlich das sechsgrütelige (*Dasyus sexcinctus* Lin. Schreb. L'encoubert Buff.) u. s. w., das eigentlich aus *Buenos Ayres* herflammt.

*) Selbst von dem lange bekannten, und durch ganz Nordamerika verbreiteten, gemeinen Beutelthier, *Opossum* (*Did. virginiana*) kamen, so viel bekannt, bisher nur wenige Stücke, und diese nur einzeln nach Europa. Vielleicht gelingt es uns, sie hier zur Fortpflanzung zu bringen, und Aufschlüsse über die bisher noch ganz unbekannt, von den amerikanischen Naturforschern selbst noch nicht ergründete Art des Gebärens und Säugens dieser Thiere zu erhalten, die neuerlichst wieder zu den seltsamsten Meinungen und Ruthmaßungen Veranlassung gab. Man sehe: *Dictionn. des sciences nat. Artikel Didelphé*, par Geoffroy und Philos. *transact. of the roy. Soc. Lond. 1819. P. 2. on the ova of Opossum etc. by Sr. Ev. Home.*

Unter den Vögeln, von 61 verschiedenen Arten, befinden sich:

2 Geyer — der prächtige Königsgeyer (*Vultur Papa*) und der schwarze brasilische (*Vultur Aura* Lin.).

25 Papageyen, Perroquets, Perrüches, Ara's und Kakadus, von dreizehn verschiedenen Arten, worunter mehrere, die noch nie lebend nach Europa gebracht und selbst neuerlichst erst den Ornithologen bekannt wurden, als: der rothplattige, blaubauchige, der Maximilians und Dufresnes-Papagey (*Psittacus mitratus*, *cyanogaster*, *Maximiliani* et *Dufresni*) und eine noch unbestimmte Art.

69 Singvögel — von 28 verschiedenen Arten aus den Gattungen der Kernbeißer, Finken, Emmerlinge und Pirole (*Loxia*, *Fringilla*, *Emberiza* et *Oriolus*), worunter viele, die sich durch Schönheit des Gefieders, durch ihren Gesang oder durch ihre Seltenheit auszeichnen; als: der Feuervogel (*Loxia Oryx*), der Cardinal (*Lox. Cardinalis*), der Dominikaner Kernbeißer (*Lox. dominicana*), der blaue Kernb. (*Lox. caerulea*), der Sing-Kernb. (*Lox. cantans*), der blaubauchige Fink (*Fringilla granatina*), der rothstirnige Fink (*Fring. elegans*), der Canarie von Mosambique (*Fring. icteria Vieill.*), dann die prächtigen Paradies-Emmerlinge (*Emberiza paradisea*, *brasiliensis*, *serena*, *regia*), u. s. w.

25 Tauben — von 12 verschiedenen Arten, mit dem herrlichsten Gefieder, wie: die nikobarische (*Columba nicobarica*), die afrikanische Turteltaube (*Columba afra*), die seltene Zwergtaube (*Col. Talpacoti*), eine noch unbeschriebene Art von Pernambuco, eine noch unbestimmte afrikanische und endlich eins von den merkwürdigen Tinamuhühnern, die gleichsam das Mittel zwischen den Tauben und den Kepp- und Steppenhühnern halten (*Tinamus Tataupa Temm.*).

2 Hühner — von den schönen großen brasilianischen Hoaxos (*Crax Alector* et *Mitu*). Ein Pfauenreiher (*Ardea pavonina*), der seltsam gestaltete Maguari-Storch, in Brasilien Marabu genannt (*Ciconia Maguari*). Ein besonders schöner und frischer Casoar von Java (*Struthio Casuarus* Lin.) und eine Schleyer-Gente (*Anas viduata*).

Von Amphibien sind angekommen: — 2 riesenmäßige Landschildkröten, wovon die eine Art selbst noch unbeschrieben zu seyn scheint, ein Brillen-Saiman, der brasilische Alligator (*Crocodylus Sclerops*) von ansehnlicher Größe, nämlich von 5 Schuh 3 Zoll Länge *), wohl das größte Stück unter den wenigen Krokodillen, die bisher lebend nach Europa gebracht wurden, und die meist von jener Art waren, die in Nordamerika zu Hause und auch dort unter dem Namen Alligator bekannt ist (*Crocodylus Lucius Cuvier*). Er ward von dem kais. Gärtner Hrn. Schott im September 1819 auf einer Reise in dem Districte von Santa

*) Schon mit der ersten Sendung aus Brasilien hatten wir Hoffnung, ein solches Thier lebend zu erhalten, indem Hr. Dr. Pohl auf seiner Reise durch das Gebieth von Sib Grande sich ein Stück zu verschaffen, nach Rio zu bringen und daselbst einige Monate zu erhalten wußte; allein es ging in den ersten Tagen der Seereise auf dem Schiffe zu Grunde.

Gallo bey S. Salvador aus einem Teiche erhalten, und von da nach Rio de Janeiro gebracht, wo es bis zum Abgange dieses Transports, demnach 20 Monathe, in der Gefangenschaft lebte. Bey seiner Ankunft allhier sah es wohlgenährt aus, und wie gut es noch bey Kräften war, davon erhielt einer der Wärter durch einen gewaltigen Biß, dessen er sich, bey der anscheinenden Trägheit und Schwerfälligkeit und der von den meisten Reisenden vorgegebenen Ungeselligkeit dieses Thieres, nicht versah, gar bald einen empfindlichen Beweis; indefs ging es doch nach 14 Tagen schon, und ganz unerwartet, ohne Zeichen von Kränklichkeit zu Grunde: obschon es, wie nach der Hand die Zergliederung zeigte, an Entzündung und Krebsartigen Geschwüren des Magens gelitten hatte. Dieses schöne Stück Caiman-Krokodill oder sogenannter Alligator both den hiesigen Wissenschaftsfreunden nicht nur die seltene Gelegenheit dar, sich von dem Aussehen und Benehmen eines so berühmten Thieres im Leben anschauliche Kenntniß zu verschaffen, sondern auch die wohl noch ungleich seltene, es in jenen Beziehungen mit einem eigentlichen Krokodille vergleichen zu können, da das zu dieser Sippschaft (*Crocodylus acutus*) gehörige und vor fünf Monathen von St. Domingo hier angekommene (s. Nr. 98 dieser Zeitschr.) noch am Leben ist.

Von den, während der Reise zu Grunde gegangenen Thieren dieser Fracht haben wir vorzüglich den Verlust einer Buckelkuh (*Zebu*, *Bos indicus*), einer seltenen Gazelle (*Antilope picta*), zweyer amerikanischer Strauße (*Rhea americana*), eines Singhuhns (*Gallo musico*), eines blauen Ara (*Psittacus hyacinthinus*), einiger Schlangen und großen Eidechsen zu beklagen. Die meisten dieser Thiere wurden zwar von dem kaiserl. Gesandtschaftspersonale und den Naturforschern in Rio de Janeiro beygeschafft, viele auch von letztern auf ihren Reisen im Lande erhalten, manche insbesondere vom Hrn. Dr. Pohl während seines Aufenthalts in Bahia angeschafft; ein großer Theil aber, und zwar die merkwürdigsten und seltensten, meist aus entferntern Gegenden Südamerikas, von Buenos Ayres, Monte Video und selbst aus andern Welttheilen, aus Asien und Afrika herkommend, wie die Buckelkuh, die Gazelle, mehrere Affen, die Strauße, der Königsgeyer, mehrere Papageyen und Tauben, waren ein Geschenk der durchlauchtigsten Erzherzogin Kronprinzessin für Se. Majestät den Kaiser.

Von den in Würzburg überwinternden Gewächsen wird nach ihrer Ankunft allhier, etwa im Junyhefte des künftigen Jahrgangs, geredet werden.

Die übrige Stoffausbeute, die Dr. Pohl auf seiner großen Reise gemacht, ist in den 45 Kisten, die er davon mitgebracht, noch lange nicht vollständig enthalten. Er erwartet diejenigen, die bey seiner Abreise noch nicht in Rio angelangt waren, und wovon Hr. Gärtner Schott (bereits in Triest) zu seinen 50 eigenen 35 mitgenommen, als er Ende May d. J. nach Lissabon unter Segel ging; den Rest hofft er durch den k. k. Hofsäger Sochor, den treuen und thätigen Gehülfen Natterers, zu erhalten. Wenn sie, wie zu vermuthen, glücklich anlangen, wird Dr. Pohl unter andern über 4000 Pflanzenarten und über 2000 Arten von Fossilien, alle zu mehrfachen Stücken, vor sich haben, und nicht unterlassen, in dieser Zeitschrift eine vollständige Übersicht seiner Sammlungen mitzutheilen. Diese, verbunden

mit Bruchstücken aus seinem Tagebuche, dürften hinreichen, den Lesern einen Vorgeschmack von der Reisebeschreibung dieses Gelehrten zu geben — einem Werke, das, nicht bloß auf Naturgeschichte und Naturlehre beschränkt, die Länder-, Völker- und Heilkunde mit anziehenden Beobachtungen und Entdeckungen bereichern und über den Handel in und nach Brasilien wichtige Aufklärungen geben wird.

Wir wenden uns nun zu demjenigen Theile der Frucht, der Hrn. Natterers Sammlungen in elf schweren Kisten begreift, indem wir im Voraus bemerken: daß nicht geahnete Umstände sich vereinten, die Forschungen dieses jungen Mannes auf einen engeren Raum zu beschränken. Er war nämlich schon sechs Monathe auf einer Reise in das südliche Brasilien begriffen, die ihn an die dortigen Grenzen des Reiches — nämlich bis in die Kapitanie Rio Grande do Sul, in die Wüste von Lages, zur Lagoa dos Patos und westlich bis an den Uruguay führen sollte: als er nach Rio de Janeiro plötzlich abgerufen wurde, um in Gemeinschaft mit Herrn Schott die früher entworfene und eingeleitete große Reise an die äußersten westlichen und nördlichen Grenzen Brasiliens — durch die Landschaften Matto Grosso, am Rio Negro nach Para und an dem Amazonenstrom bis unter die Linie zu machen. Allein ehe er aus einer Entfernung von mehr als 100 Meilen in der Hauptstadt anlangen konnte, waren jene unseligen Stürme ausgebrochen, welche die Staaten Europa's aufs Neue bewegten, und Hr. Natterer bescheidete sich, den unter diesen Umständen allzukostspieligen Reiseplan scheitern zu sehen. Als er indeß im August den K. K. Hofjäger Sohvor nach Europa zurücksandte, war er in seiner Wissbegierde entschlossen, diese große Unternehmung allein auszuführen. Was er uns nun dießmahl sendet, hat er während der sechs Monathe seiner ersten Reise bis Curitiba hinab und auf der Ostküste des Landes bis Paragesammelt, und sind:

15 Stück Säugethiere von elf verschiedenen Arten (unser Museum brasilianum zählt nunmehr schon 331 Stücke und 75 Arten aus dieser Klasse von Thieren), worunter sich fünf neue befinden, die wir bisher noch nicht erhalten hatten, z. B. ein besonders schönes Stück Tapir, ein Hirsch (*Cervus campestris* Cuvier.), ein wilder Hund (*Canis jubatus* Desmar.) u. s. w. nebst mehreren Kopfskeletten von merkwürdigen Thieren, wie vom Tapir, dem großen Ameisenfresser &c.

647 Stück Vögel von 224 Arten (wir haben nun 4169 Vogelhäute aufzuweisen und die Zahl der verschiedenen Arten, die wir bisher aus Brasilien durch unsere Naturforscher und beynah ausschließlich von Hrn. Natterer erhalten haben, beläuft sich bereits auf 560), worunter wieder 59 neue, als: zwey prächtige Stück amerikanischer Strauß, Ema (*Rhea americana*), ein großer Adler (*Harpia coronata* Vieill.), mehrere neuerlichst erst bekannt gewordene Falken- und Rabenarten, Colibris, der prachtvolle Purpurreihher (*Tantalus ruber*) im Sommer- und Winterkleide und zu mehreren Stücken u. s. w.

51 Stück Amphibien, Schlangen, Eidechsen, Frösche &c. von 22 Arten (unser brasilisches Museum zählt schon über 800 von beynah 100 verschiedenen Arten), worunter wieder ein schön ausgestopftes Stück Brillen-Caiman, von 2½ Fuß Länge.

96 Stück Fische von 51 Arten (wir haben deren nun über 280 erhalten), vorzüglich aus den Gattungen Raja, Squalus, Tetrodon, Pleuronectes, Sparus, Labrus, Perca, Scomber, Esox etc., worunter sich eine Art Seebarsch (Perca Lin.) befindet, die am Leben $2\frac{1}{2}$ Wiener Str. wog, und über 6 Schuh in der Länge mißt.

956 Stück Insekten aus allen Klassen, worunter ebenfalls wieder viele neue sich finden, die wir bisher noch nicht erhalten hatten. (Die Zahl der von unsern Naturforschern bereits erhaltenen Insekten beläuft sich nun schon auf 30,000.) Durch die Verunglückung einer kleinen nachträglichen Fracht, die der unermüdete Natterer im July v. J. von Panama nach der Hauptstadt gesandt hatte, und die mit dem Schiffe selbst, als es eben in den Hafen von Rio de Janeiro einlaufen wollte, zu Grunde ging, haben wir einen Verlust von 5000 Insekten, nebst 7 Stück Säugthieren, 175 Vögeln und 40 Stück Mineralien (zum Glück meist Doppelstücken) zu beklagen — den einzigen, den wir und unsere Naturforscher in einem Zeitraum von vier Jahren, bey vier Haupt- und mehreren kleinen Sendungen in so weite Entfernungen und auf so gefährlichen Wegen, erlitten.

Viele Krabben und Krebse, Conchylien, Mollusken und andere Seethiere.

200 Fläschgen mit Eingeweidewürmern zergliederter Thiere von verschiedenen, noch nie mit dem Messer untersuchten Thieren, z. B. Tapyren, Straußen u. s. w.

Einige Samen und Früchte, mehrere Mineralien, eine Sammlung von Waffen und Geräthschaften sowohl eingeborner Europäer gemischten Schlages, als insbesondere der Cameh's, eines Urstammes, der die Steppen (Campos) von Guarapava bewohnt, und über dessen Sitten, Gebräuche, Lebensart und Sprache wird Hrn. Natterer's umständliche Nachrichten ein ander Mal mittheilen werden.

Eine nicht minder merkwürdige Zugabe dieser Fracht sind Waffen und Geräthe der schon einiger Maßen verfeinerten Puris, eines südamerikanischen Urstammes an dem Flusse Paraiiba in der Kapitanie Rio de Janeiro, durch den Prinzen v. Neuwied, den Oberstlieut. Eschwege und unseren Schott bereits näher bekannt. Diese Sammlung ist ein Geschenk J. L. G. der durchlauchtesten Frau G. H. Kronprinzessin. Sie gewährt in Verbindung mit den obenerwähnten und mit den Waffen und Geräthen der Coroados- und Coropos-Indier aus dem Gebiete von Santa Gallo, Paragrammacras, Apinayes, Corohas, Cayapos, Chavantes, in der Kapitanie von Goyaz und der Botucuden, in der Provinz Minas Geraes, die wir durch Dr. Pohl erhalten, angenehme Vergleichen, und dient schon jetzt zur Erläuterung dessen, was diese Gelehrten über die Lebensweise jener Völker schriftlich und mündlich mitgetheilt haben.

Zu den Seite 1217 in der Note angeführten naturgeschichtlichen Werken fügen wir nachträglich: Lemnink Manuel d'Ornithologie Paris 1820, worin gleichfalls Hrn. Natterer's Entdeckungen benützt sind, und Sprengel's: Neue Entdeckungen aus der Pflanzenkunde, worin Dr. Trinius mehrere merkwürdige Gräser bekannt macht, die Hr. Prof. Miks mitgebracht und ihm zu diesem Zwecke mitgetheilt hat. In eben dieser Note B. 8 v. u. l. enthält statt enthalten — B. 9 in Rudolph's fl. in: Rudolphi. — Letzte B. v. u. vollendet statt erschienen.

S k i z z e n a u s P a r i s .

Von G. L. P. Sievers.

(Fortsetzung.)

— Zu den vielen irrigen Begriffen, welche sich das Ausland von den Parisern macht, gehört auch, daß die hiesigen Bürgerfrauen verschwenderisch in Puz und Kleidern sind. Wahrheit ist, daß die Frau eines Handwerkers in der kleinsten deutschen Stadt doppelt und dreifach mehr Kleider von Werth besitzt, als eine Frau ihres Gleichen von denselben Vermögensumständen in Paris. Allerdings weiß die Pariserinn, vermöge des ihr angeborenen Geschmacks, einem Feschen Band oder Flor, oder einer andern Sache, ein so gefälliges Ansehen zu geben und sich dasselbe mit so viel Grazie auf Hut und Kleid zu setzen, daß ein Ausländer, der bisher nur die Moden seiner Vaterstadt gesehen hat, von dem ungewohnten Anblicke verführt, die Pariserinn alle Tage neu gekleidet glaubt. Die hiesige Bürgerfrau braucht schon deshalb weniger Kleider, als sie sich nur Sonntags puzt, in der Woche aber höchst einfach, ich möchte selbst sagen, ärmlich, jedoch reinlich gekleidet, geht. Wo ist, zum Beyspiele, eine deutsche Schneider- oder Schuster-Frau vorhanden, deren Mann sechs, acht und mehrere Gesellen hält, welche Holzschuhe und Überzugärmel von greiser Leinwand tragen würde? Puzsucht und Eitelkeit ist den Pariser Frauen der arbeitenden Klasse (von der Frau des Wasserträgers an, bis zur vermögendsten Krämerinn hinauf) so unbekannt, daß keine von ihnen in den sechs Wintermonathen ein weißes Kleidungsstück, nicht einmahl einen weißen Strumpf anzieht. *Le blanc est si coûteux*, ist eine Phrase, die man alle Augenblicke aussprechen hört. Wenn die Pariser Frauen ihren Kindern alles erlauben, wenn der ungezogene Junge seinem Vater: *Papa, tu n'es qu'un sot*, unter die Nase sagen oder das verzärtelte Mädchen der Mutter links und rechts Ohrfeigen geben darf, ohne daß beyde von dem französischen Erziehungsgrundsatz: *Il ne faut pas contrarier les enfans*, abweichen; so ist der Bursche, wenn es ihm einfällt, dem Vater durch einen geschnippten Kirschkern ein rothes Fleckchen auf das weiße Sonntagshalbtuch zu machen, oder das Mädchen, wenn es sein Pflaumenmusbrot dem weißen Kleide der Mutter zu nahe bringt, sicher, ein Paar Hiebe zu bekommen, daß sie in die entgegengesetzte Ecke des Zimmers fliegen. Kaum ist der fünfzehnte Oktober eingetreten, heißt es: *Il faut quitter le blanc*, und dann wird alles, was weiß ist, in Kisten und Kasten verschlossen, und nicht eher wieder hervorgesucht, als am künftigen ersten-Ostersonntage. Das gäng und gebeste Mittel, ihren Kleidern das Ansehn des Neuen zu geben, ist der Färbekessel: was eine deutsche Bürgerfrau zu Zunder verbrennt, wird von der Pariserinn noch einmahl in die Färberey geschickt. Es ist im buchstäblichen Sinne des Worts wahr, daß ihre weißen Kleider oft alle sieben Farben des Regenbogens durchlaufen. Diese ungemeyne Sparsamkeit zeigt sich bey ihnen unter tausend Gestalten; ja nachdem ein Kleidungsstück nicht mehr in seiner ursprünglichen Form dienen kann, ändern sie es zu einem andern um: aus einem Kleide wird ein Rock, aus diesem ein sogenanntes Carraco, und aus diesem, Ärmelüberzüge gemacht; ja die Feschen wieder sogar aufgehoben und, nachdem sich eine hinlängliche Menge davon gesammelt hat, an den *Marchand de chiffons* *) verkauft. Besonders sinnreich zeigen sich die hiesigen

*) In Paris, wo jede Handthierung, jedes Handwerk haarscharf von einander getrennt ist, wo einem, zum Beyspiele, die Wäscherinn in's Gesicht lacht, wenn man ihr zumuthet, sie solle ein Loch im Strumpfe zustopfen, und sich mit den Worten: *Monsieur, ce n'est pas mon état*, entschuldigt, wo eine *culottière* keine Westen, eine *giletière* keine Beinkleider näht, wo die *fruitières* keinen ausländischen Käse verkaufen, welcher nur bey den Krämern zu finden ist, die dagegen keine inländische Käsearten führen, ist selbst das *Lumpensammlerhandwerk* in zwey Klassen eingetheilt, in die *merchands de chiffons* und in die *chiffonniers au petit crocher*. Erstere gehen in die Häuser und kaufen die Lumpen für Geld; letztere durchstreifen von eilf Uhr in der Nacht bis Morgens früh die Gassen, und suchen, unter dem Scheine einer Handlaterne, aus dem letzten Kehricht, der aus den *Boutiques* geworfen wird, die Feschen hervor, welche sie, vermittelst eines mit einem Haken versehenen Stocks, aufraffen und über die Schulter weg, in den *Tragkorb* schleudern. Ein solcher *chiffonnier* sammelt wiederum kein Papier auf, dieses bleibt für die Kerle liegen, welche es am Tage zusammenlesen.

Frauen in Veränderung ihrer Kleider nach der jedesmahligen Mode; sie wissen Kleider von Werth zehn und mehrere Jahre in der Mode zu halten. Durch die jetzigen langen Taille werden sie freylich in Verlegenheit gesetzt; doch wissen sie sich auch hier zu helfen. Man möchte schwerlich errathen, auf welche Weise? Diese Procedur ist sehr einfach; ich will sie zur beliebigen Nuzanwendung, welche deutsche Frauen davon machen wollen, hierher setzen. Das Kleid mit der kurzen Taille wird über eine lange Schnürbrust, welche letztere, wie sich von selbst versteht, unerläßlich ist, gezogen, dann die Taille desselben nach unten zu und so lang die Schnürbrust ist, mit einem breiten Leibbände umwickelt, wodurch der Schnitt des Kleides versteckt und dem Scheine nach bis dahin verlängert wird, wo die Bindungen des Bandes, das hinten in einer langen Schleife herabfällt, aufhören. Eine solche bandumwundene Taille nimmt sich sehr gut aus, und würde, deutete die Anwesenheit des Bandes nicht auf die Ursache hin, für eine wahre genommen werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schauspiel.

R. K. Hoftheater nächst der Burg. Hier wurde den 1. d. M. Goethe's *Pygmalion* gegeben, und Hr. Heurteur trat als wieder engagirtes Mitglied im Charakter des *Orestes* auf. Das Publikum empfing den Darsteller, den es früher unter die ausgezeichneten Künstler dieser Bühne zählte, mit der wärmsten Theilnahme, und rauschender Beyfall bezeichnete die glänzendsten Momente seiner Darstellung. Nach Ende des dritten Akts wurde er hervor gerufen, und eben so am Schlusse des Schauspiels, wo die ergreifende Dankagung in gebundner Rede der Enthusiasmus noch erhöhte.

Ebendasselbst. Den 1. d. Die heimliche Heirath. Lustspiel in fünf Aufzügen, nach *Solmann* und *Garrick* neu bearbeitet, von J. F. Schink.

Dieses Lustspiel war vor einigen Dezennien und nach *Schröder's* Bearbeitung auf den deutschen Bühnen gern gesehen; der eben genannte Bearbeiter, und andere Darsteller mehr, die im Fache komischer Charakter-Rollen erzellirten, fanden in der Person des *Lord Ogla by* eine Lieblings-Rolle. Aber auch das Stück selbst, das hier neu in die Scene gesetzt ist, wurde zu den besseren des damaligen Repertoires gerechnet, und darf auch wohl unter unsern neuern prosaischen Werken dieser Gattung seinen, trotz der Modernisirung immer noch etwas veralteten Ton, vernehmen lassen. Es kann als ein echtes Charakter-Gemälde angesehen werden. Wenn uns manches alltäglich darin vorkommt, so liegt der Grund darin, daß dieses Original vielfältig kopirt worden ist, und wir folglich jedes Einzelne hier und dort und irgendwo gesehen haben. *Garrick* liebte es, die Thorheiten seiner Zeit in Zerrbildern aufzustellen; diese sind auf der Bühne nun so oft vorgeführt, und es sind seitdem so manche neue, die wir mit größerem Recht die unsrigen nennen können, in die Mode gekommen, daß wir den Geschmack an jenen zum Theil verloren haben, die sich dessen ungeachtet unter neuen Masken immer wieder einzuschwärzen wissen. Die heimliche Heirath, als Hauptgegenstand des Gemäldes, ist ein sehr gewöhnlicher *Hebel* englischer Schauspiel-Dichter, und erregt in dem hier besprochenen Lustspiel am wenigsten Interesse. Aber die Charaktere sind dafür interessant und mit lebendigen Farben geschildert, die Schauspieler müssen sich sogar in Acht nehmen, die Züge nicht noch stärker zu markiren; sie entwickeln ohnehin immer neue und zeigen sich von allen Seiten in mancherley Verwicklung. Sogar der eben nicht sehr mühsam verschlungene Knoten, dessen Lösung bis dahin freylich nur verschoben wurde, um den komischen Personen nicht den Spielraum zu beschränken, wird durch den Charakterzug des Neides und der Eifersucht *Miß Sara's*, die ihren Versprochenen in *Fanny's* Zimmer glaubt, mit Glück und komischer Kraft gelöst; oder wenn dieser Ausdruck zu bedeutend scheint, so kann man sagen: die lang genug aufgeschobene Entdeckung wird dadurch mit Geschick herbeygeführt. Dieser fünfte Akt ist überhaupt ungemein komisch und lebendig, er rechtfertigt die Verfasser gegen den vorhergehenden Tadel, da sonst der letzte Akt den Autor oft genug in Stich läßt und ihn um das bischen Ruhm noch vollends bringt, oder etwas Andres, das ihm vor der Hand viel mehr am Herzen lag.

Was der neue Bearbeiter für das Stück eigentlich gethan hat, läßt sich nicht genau beurtheilen, weil uns die ältere Bearbeitung nicht mehr im Gedächtniß ist; was er hätte thun können, leuchtet besser ein. Der zweyte, und in der That der schwächste Akt dürfte etwas kürzer seyn, und die beyden Vertrauten, Brosch und Betty, deren Tracht noch etwas in der Mode zurück ist, könnten leicht ein wenig zugestuzter seyn. Die letzte Scene mit dem Deutschfranzosen, zwar an sich selbst belustigend, ist außerdem nur episodisch.

Hr. Krüger gab den Lord Ogley mit dem Tone der gefälligsten Präziosität, mit welchem sich der Ton wahrer Noblesse, oder wenn man lieber will, edler Lordschaft leicht verbindet; denn eben aus dieser letzteren entspringt der glückliche Ausgang des Stücks.

Eben so wohl gelang Hr. Costenoble als Sterling, der Gegensatz: Geldstolz und Derbheit. Mad. Costenoble (Mißstriß Heidelberg) trug das richtige Kostum. Wenn wir aber dieses Wort in seiner eigentlichen Bedeutung nehmen, so war das Kostum des Hrn. Sterling zu sehr in der Zeit zurück, besonders in Vergleichung mit den Anderen. Mad. Koberwein gab der Miß Sara einen sehr glücklichen und wirksamen Relief. Der verfehlte Ton der vornehmen Welt gelang besonders in den ersten Akten gut; doch haben Schauspielerinnen in dieser Rolle sich davor zu hüten, daß der Ton zuletzt nicht in den fehlerhaften, einer allzutiefen Stimmung übergehe. Mlle. Weber (Fanny) gibt solchen ruhig leidenden Charakteren den Ausdruck der Sentimentalität zuweilen mehr als nöthig, woraus leicht Eintönigkeit entsteht.

R. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore. Den 1. d. M. hatte die erste Vorstellung unter der neuen Administration dieser Bühne Statt.

Man gab in erst genanntem Theater: Die beyden Ehen. Komisches Singspiel in einem Aufzuge, nach dem Französischen das Etienne von Hr. Castelli, Musik von Nicolo Fouard. Hierauf folgte: Johanna d'Arc. Pantomimisches Ballet in drey Aufzügen von Hr. Aumer, neu in die Scene gesetzt, mit Veränderung des dritten Aufzugs von Hrn. Balletmeister Philipp Tagliani, Musik von Hrn. Grafen W. Robert von Gallenberg.

Früheren Bemerkungen zufolge: daß der Krönungszug den Fortgang der Handlung zu lange Zeit beschränke, dem Charakter des Ballets überhaupt aber nicht ganz angemessen sey, war dieser durch die neue Einrichtung entbehrlich geworden. Nach dem Kampfe mit Lionel und als die Jungfrau mit der Fahne abgegangen, wird im Zwischenakt die Krönungsfeyer angenommen, worauf der dritte mit dem Eintritt des Königs in den Thronsaal beginnt. Die Versammlung huldigt ihm, und nun erfolgt ein festlicher Tanz, mit dem die Handlung schließt. Das Ganze wurde mit lebhaftem Beyfall aufgenommen; der schnell eintretende ungewohnte Schluß wirkte in dieser ersten Vorstellung etwas befremdend.

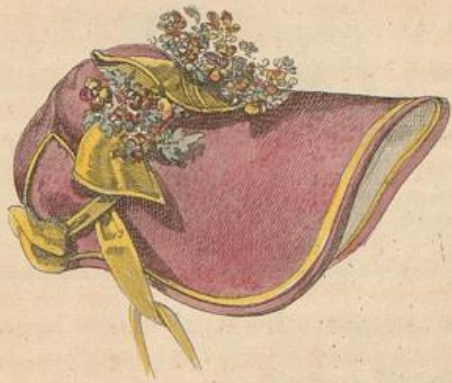
Auch die neue Direktion dieses Theaters und des damit verbundenen K. K. pr. Theaters an der Wien wird fernerhin für die Unterhaltung und Befriedigung des kunstliebenden Publikums unablässige Sorge tragen, und zu diesem Ende den vereinten Künsten, so wie jedem ausgezeichneten Talente, mit vorzüglicher Beachtung des deutschen Vaterländischen, der gastfreundlichen Sitte dieser Kaiserkaat gemäß, ununterbrochen Schutz und Gunst verleihen. Daß Zeit und Glück mit Bilsigkeit und Nachsicht verbunden, das neue Werk zur Reife bringen müssen, bedarf wohl keiner weiteren Erörterung.

Modenbild XLIX.

- | | |
|------------------------------------|--------------------------|
| 1. Sammethut mit dertey Blumen. | 3. Ein Sammethut. |
| 2. Hut von Atlas mit Straußfedern. | 4. Hut von Seidenplüsch. |
| 5. Hut von Gros-de-Naples. | |

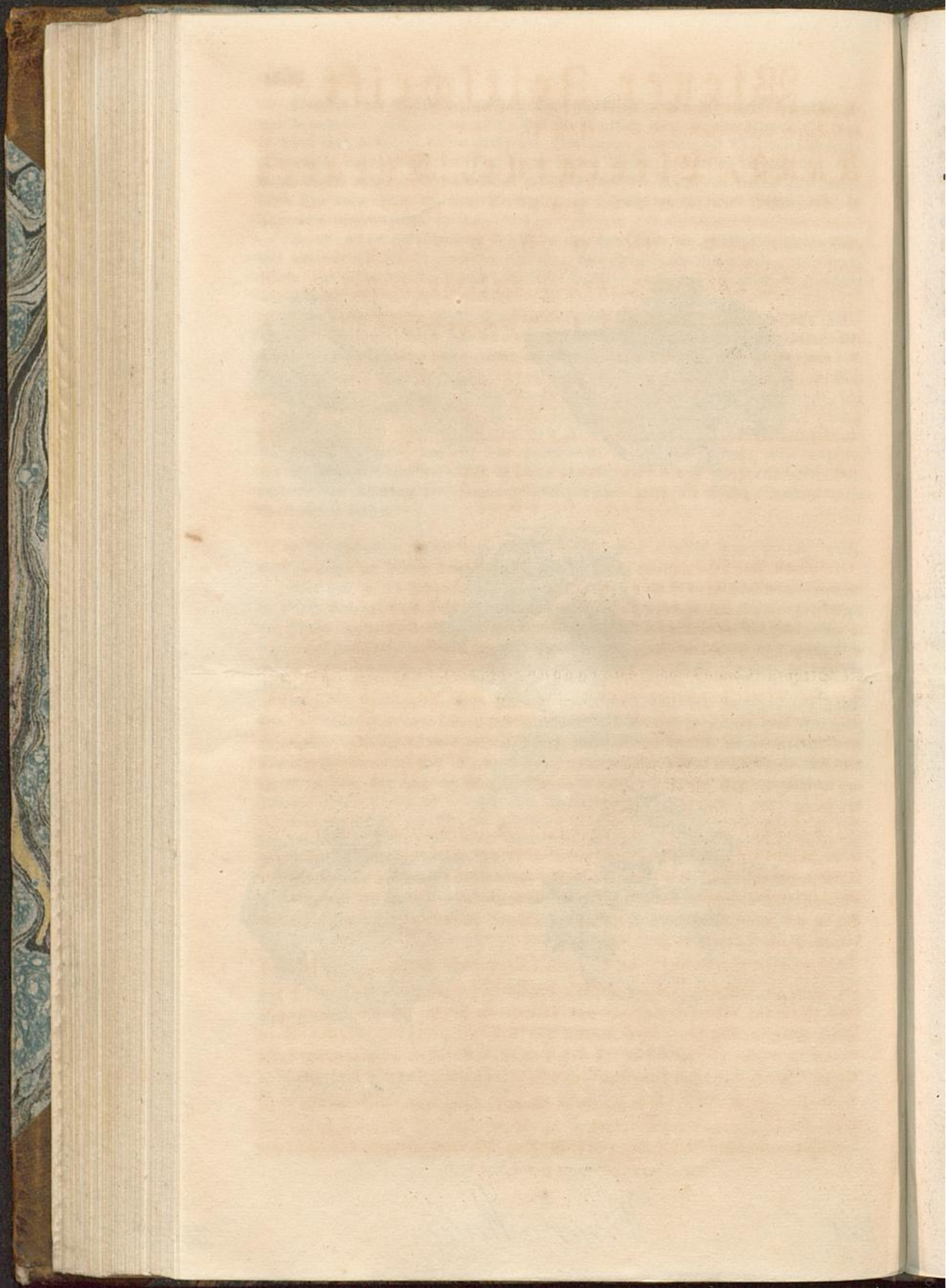
Herausgeber und Redakteur: Joh. Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß.



P. v. St. Del.

F. v. Stöber.



Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Sonnabend, den 8. December 1821.

147

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenkild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels um 15 fl., halbi. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertels um 7 fl., halbi. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bei N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbi. und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Agathe, oder: die Opfer.

Von D. Ernst Wohl.

I.

Das Ämtchen. — Das Anerbieten im Klimax. —
Das Bild a posteriori.

„Sie sind erst neulich von Paris zurückgekommen, lieber Baron, Sie thun mir wohl den Gefallen, dem Mädchen ein wenig auf den Zahn zu fühlen?“ — „Meinen Sie, daß ich das in Paris gelernt habe, gnädige Frau?“ — Die Kammerräthinn zuckte lächelnd die Achsel, sagte aber dann sehr gutmüthig: „Verdrehen Sie mir die Worte nicht. Ich meine nur in Hinsicht des Französischen, ob sie es auch rein und mit dem echten Akcente spricht. — Es war nämlich die Rede von einer Person, welche sich im Intelligenzblatte — doch wozu will ich mich weiter plagen? ich darf ja nur den ganzen Artikel seiner kurzen Länge nach abschreiben.“

Anerbieten. „Ein unverheirathetes Frauenzimmer wünscht Aufträge zu allen Arten feiner weiblichen Arbeiten zu erhalten. Mit vielem Vergnügen würde sie die Stelle als Gesellschafterinn einer Dame annehmen. Glücklicherweise würde sie sich schätzen, wenn sie ihre Kenntnisse und Fertigkeiten als Lehrerin oder Erzieherin junger Mädchen nützlich anwenden könnte. Ein Näheres u. s. w.“

Die Kammerräthinn dachte sie, wenn sie wirklich Talente hätte, indessen ins Haus zu nehmen, mit ihrer niedlichen Betty deutsch und französisch plaudern zu lassen, und dabey erst zu beobachten, ob sie ihr vielleicht auch den Platz einer Gouvernante anvertrauen dürfe. Man sieht, die Frau ging so vorsichtig zu Werke, als ob es ihr Ernst wäre, aus ihrer Tochter was Rechtes zu bilden, und man kann mir auf's Wort glauben, daß die Kammerräthinn eine Mutter ist, das ist, was ich von nicht sehr vielen Müttern zu sagen weiß.

Mein Ämtchen hatte ich, und so ging ich denn getrost, das Mädchen

aufzusuchen, daran ich es üben sollte. Ich überlas die Anzeige unterwegs, und es gefiel mir nicht übel, daß die Beschäftigungsuchende lieber Gesellschafterin, als freye Nähterin, am liebsten aber Erzieherin seyn wollte, unstreitig die mühsamste unter den drey Existenzen. Weiter machte ich auch den Versuch, das Bild der Unverheiratheten, die ich im nächsten Augenblicke sehen sollte, mir schon im jetzigen aus den Zeilen herauszumahlen, um alsbald zu erproben, wie weit ich es schon in dieser Kunst gebracht habe? Es ist manchemahl nicht so schwer, als meine schönen Leserinnen glauben sollten, von der Wirkung auf die Ursache zu schließen, welches die Philosophen a posteriori nennen, und so den Schnitt der Nase, Alter, Gang, Haut und Haar, kurz die Person der Person aus so einem Unerbiethen stehendes Fußes heraus zu lesen. Hier aber wollte mirs nicht recht klar vor den Augen werden, und mit dem Wenigen, was ich bis zu ihrer Treppe endlich ausgefunden zu haben meinte, war ich arg angeführt.

II.

Das Gelübde. — Der Stern. — Ein Gespräch nebst einem Empfehlungsschreiben ohne Worte.

So will ich doch — schwor ich am andern Morgen, nachdem ich der ganzen Nacht nicht ein halb Stündchen ruhigen Schlags hatte abtrogen können — so will ich doch in Zukunft eben so gerne einer hübschen Ringelnatter auf den Zahn fühlen, oder der Judaschlange, oder der gehörnten Schlange von Delta, oder auch meinetwegen einer Blindschleiche oder Brillenschlange oder einer wohlgebildeten Klapperschlange selbst, als einem hübschen Mädchen, wovor mich der Himmel in Gnaden bewahren möge! Denn wenn ich über meinem Ante den Schlaf schon einbüßen soll, so denke ich mich lieber als Nachwächter zum Wohle gemeiner Stadt zu verwenden, wofür ich noch Gehalt bekomme, oder auf einem Rathhausthurm als Feuerwächter, oder auf einem astronomischen als Sternwärtel; dabey habe ich doch den Tag gratis, und kommt mir irgend eine seltne Erscheinung zu beobachten neben, unter oder über mir, so mache ich noch Lärmen damit, denn ich stoße ins Horn oder lasse sie drucken und meinen Namen dazu.

Das kann aber auch ohnedies geschehen.

Zum Glücke fällt mir eben ein, daß ich noch gar nicht gesagt habe, was mir eigentlich widerfahren. Wenn jedoch meine Leser sehr darauf gespannt sind, so kann es ihnen gehn, wie dem lieben Publikum, welches auf die Sternwarte strömt, um irgend ein wichtiges Ereigniß am Sternhimmel auch mit anzustauen, und drängt sich an das Fernrohr, und sieht eben einen Stern und nichts weiter. Meine Leserinnen aber bitte ich um Vergebung, daß ich ein so schönes als gutes und kluges Mädchen, eine seltene Erscheinung genannt habe; ist doch der Himmel voll von Sternen, aber wenn uns einer davon, so recht hell, groß und unerwartet vors Auge tritt, geht uns das Herz darüber auf.

Sie war vom Nähetischen, woran eine ältliche Frau noch saß, aufgestanden, und kam mir einige Schritte entgegen. Eine hohe, blühende Gestalt mit einem Gesichte voll jugendlicher und doch ruhiger Schönheit, über dem der Schleyer einer sanfter Trauer sichtlich genug schwebte, um sie jedem Ge-

müthe zu Mitgefühl und zarter Behandlung zu empfehlen. Wahrlich, ich trat in jedem Sinne weit leiser auf, als ich sonst wohl gewohnt bin. — Da ich äußerte, daß ihre Ankündigung mich herführe, flog ein Eröthen über ihre Wangen, und ich müßte mich sehr irren, oder es war, allen Regeln der Katoptrik zuwider, der Widerschein auf meinem Gesichte stärker, als die leise Gluth auf dem ihrigen. Sie wandte sich rasch zum Tische, und reichte mir mit einigen Worten und einer leichten Verbeugung allerley Proben von ihrer Arbeit. Ich nahm sie, und sah sie mit unverwandter Aufmerksamkeit an, — sie nämlich, die Geberinn; denn was die Muster etwa mögen getaugt haben, davon weiß ich bis zur Stunde so viel wie nichts. — Das ist alles recht schön und gut, sagte ich, ich denke aber, Sie sollen Besseres zu leisten im Stande seyn. — Mühsameres wohl, versetzte sie gelassen, wenn mir meine Zeit belohnt wird. — Mühsameres meine ich, Mamsell, was aber schon in sich seinen Lohn hat. Ich möchte Ihnen eine junge Seele zu bilden übergeben, wenn wir anders Beyde finden, was wir dabey suchen. — O mein Herr, sprach sie mit bewegter Stimme, ich kann Ihnen kein Zeugniß über frühere Verwendung und Wohlverhalten, keine Zeile zur Empfehlung vorzeigen. Noch habe ich auch kein Kind erzogen, aber ich denke, ich werde das können, denn ich werde es sehr lieben. — Ich stehe so allein, so ganz allein, fuhr sie nach einer Pause leiser fort, daß mich das Herz ja hingziehen muß zu denen, die mir angehören sollen. — Wir sprachen nun über Erziehung in diesem Sinne, und die Fremde entfaltete dabey einen so einfach klaren Geist, ein so reiches, kräftiges Gefühl für das echt Gute, und in so eigenthümlichen Worten, daß ich die Welt, die ihrer eigenen Äußerung nach ihr abgeht, für eine taube Nuß hätte hingeben wollen. — Mamsell, betheuerte ich zum Schlusse, ich möchte um alle Welt nicht, daß Sie mehr Welt hätten, als Sie eben haben. Sie werden ohnehin auf Ihrer Stelle in einem Hause, worin die Welt eine ziemliche Rolle spielt, ein wenig den Himmel zu vertreten bekommen, und das Menschenherz. Und hätte ich Sie vor sieben Jahren gekannt, ich hätte geheirathet, nur um jetzt schon sieben Töchter zu haben, die ich alle Ihren lieben Händen anvertrauen könnte; indessen mag es aber nur die kleine Betty der Kammerräthinn von Wangen seyn, die mir Auftrag gegeben hat. — Ihr liebster Wunsch wäre damit völlig erfüllt, erwiederte sie, wenn sie nur ein Mädchen und dieß eigentlich zu erziehen bekäme. Aber noch einmahl erwähnte sie jetzt ihren gänzlichen Mangel an schriftlichen oder mündlichen Zeugnissen. Nun getraute ich mich mit dem Plane der Mutter hervorzurücken, die sie erst als Hausgenossinn kennen lernen, und sie die Stelle der Erzieherrinn sich selbst verdanken lassen wollte. Ein Strahl reiner Freude leuchtete dabey aus ihrem gehobenen Auge, sie nickte gern einwilligend, und ich frage, ob sie damit nicht ein Empfehlungsschreiben vorbrachte, das mehr galt, als zehn verbrieft und bestiegelte? — Sie werden Ihrer Lage manches kleine Opfer bringen müssen, obgleich ich Sie zu guten Menschen führen werde, sagte ich noch im Fortgehen; denn mir fiel es schwer aufs Herz, daß ich sie dennoch in die Verhältnisse einer Dienenden zu schmieden im Begriff sehe. — Mußte ich das nicht bis heute auch? war ihre Antwort; muß es nicht am Ende jedermann? Und überdieß, es ist so leicht, diese kleinen Opfer ohne Schmerz zu bringen — — Sie endete nicht, ich sah aber und fühlte, daß

es heißen mußte: wenn man Ein großes, das Größte schon gebracht hat. — Tief beugte ich mich vor dem holden Wesen, das so aufrecht unter der Last eines schweren Looses vor mir stand, und ging wie ein Träumender.

III.

Vergeßner Auftrag. — Nothwehr. — Angenommen. —
Verlorne Nacht und verlornes Herz.

Die Kammerräthinn hatte Gesellschaft, als ich eintrat. Man mochte von meiner Sendung gesprochen haben, denn ich wurde stracks von einigen Damen in Verhör genommen, was ich als Großbothschafter und außerordentlich Bevollmächtigter ausgerichtet und ob ich zufrieden sey? Weit über alle Erwartung! versicherte ich eifrigst. — Also spricht sie ein reines Französisch? fragte man von mehreren Seiten zugleich, und der Jagdjunker, der sich viel auf das Seinige einbildet, sah meiner Antwort mit einem spitzigen Lächeln entgegen. — Französisch? dehnte ich heraus; das weiß ich wahrhaftig nicht. Ein lautes, allgemeines Gelächter. — Aber lieber Baron, warum sind Sie denn eigentlich hingegangen? — In der That darum, ich entsinne mich, ich hatte es aber rein vergessen. — Man kann denken, daß das Lachen nicht geringer wurde. — Meine Damen, Sie verlangen im Ernste zu viel mit Ihrer Lache. Wenn unsereins es übernimmt, einen Dreyer zu suchen, und er findet einen Diamant, wollen Sie, daß ihm der Dreyer noch im Sinne bleiben solle? Das wäre, mein' ich, unser aller Sache nicht, sondern höchstens die einer recht guten Hausfrau. Einem Manne muthen Sie das gar nicht zu, am wenigsten einem, der erst vom Palais Royal kommt, und von der großen Oper, und den Montmartre gesehen hat und die Chaussee d'Antin sammt allen Windfägeln. — Ich kann Ihnen nur so viel sagen, erwiderte ich schon, ehe der lächelnde Jagdjunker noch zur Frage hatte kommen können, daß ich sie vor allen Gouvernanten der bewohnten Welt jedem Christen- oder Heidenkinde geben wollte, und mir selbst am liebsten; denn ich kam mir so ziemlich wie ein Kindskopf vor, als ich mich auf die Socken machte, um von ihr weg und zu Ihnen hieher zu kommen. — Nun war die Neugier erst völlig rege und man mußte durchaus wissen, was mich sogar aus dem Gleise und zu so lebhafter Bewunderung hatte bringen können. Aber ich stand Allen Rede und beantwortete dieselbe Frage dreyemahl anders, und plauderte so tolles Zeug durch einander, daß niemand das Wahre darin erkennen konnte. Meine Achtung gegen die Fremde war zu innig, als daß ich sie dem gemischten Kreise hätte darthun, und zu sehr aus ihrem tiefen Wesen entspringen, als daß ich ihren Grund hätte klar und genügend erweisen können. Man ließ mich endlich; man wußte nicht, was man an der Sache für Ernst, oder ob man überhaupt alles für bare Posse nehmen sollte. Das hatte ich gewollt. Der Kammerräthinn wünschte ich, als ich allein mit ihr war, allen Ernstes Glück zum Junde; sie lächelte erfreut, aber ich mußte ihr dennoch das Wort geben, die Sprachprobe nachzuhohlen und die Bedingungen mit dem Mädchen, nicht eben karg, vorläufig zu verhandeln. Dann küßte ich die kleine Betty zur guten Nacht und versprach ihr eine liebe schöne Freundin nächstens mitzubringen. — Daß ich selbst die Nacht nicht schlief, habe ich schon oben gesagt. Immer hatte ich ihre Gestalt vor mir, und hörte den holden,

gedämpften Ton ihrer Stimme, und zählte mir ihre Worte einzeln vor, wie an der Schnur, wie man die schönsten Perlen nicht wägt, sondern zählt und sich freut, sie so verständig gereiht zu finden. Immer fragte ich, wer wohl das Mädchen sey und woher, und von welchem bösen Geschicke sie verfolgt so ganz allein stehe; ich fragte das mich, der nichts darauf zu antworten mußte, was ich gerade sie gar nicht zu fragen Willens war, die allein darüber Aufschluß geben konnte. Das ist eine von den Widersinnlichkeiten, die mich oft an andern schon verdross und jetzt auch an mir selbst. Darum fuhr ich auch bunt heraus: Nun sey aber kein Narr mehr, mein Herr Baron, und lege dich aufs Ohr und schlafe! — Ich warf mich auch herum und versuchte es mit großem Fleiße, es ging aber nicht.

Was soll ich erst noch eines Breiten erzählen, welcher Gestalt ich am andern Morgen hintrabte und die Bedingungen mit ihr im reinsten Französisch von der Welt abmachte. Ich war froh, das in einer fremden Zunge thun zu können, die einem nie so von Herzen geht, sonst hätt' ich mich dabey geschämt. Ferner, welchergestalt ich ihre Pflegemutter als Pächterinn eines kleinen Hofes auf ein nahes Dorf brachte, und sie in das Haus der Kammerrätthin, wo sie in einigen Stunden das ganze Herz der kleinen Betty und in eben so viel Tagen auch das der Mutter gewonnen hatte. Von dem meinigen ließe sich viel sagen. Das setze ich zwar gegen jede hübsche Dame aufs Spiel, und verlier' es auch jedes Mahl richtig; es ist aber Taschenspielererey bey diesem Stückchen, und eine von Amors Tafelkünsten, denn ich fand es noch jedes Mahl, wenn ichs verloren glaubte, mit Verwunderung wieder in seinem Schrein, wo es mit aller Ruhe den gewohnten Takt schlug. Diesmahl jedoch hatte Mamsell Agathe Walter mir das Spiel im Ernste rein abgenommen und behielt, was sie hatte, und wußte dabey von allem nichts; ich aber sann und quälte mich, ob es denn auch so viel werth sey, daß ich ihre Blicke darauf lenken dürfe, und ihr sagen: Sieh, da hältst du mein Herz in Händen und sein Glück; fass es weich an, und wirf es nur nicht verächtlich hin, sonst zerbricht es! — Mir war schlimm zu Muth, und daß mir jeder Tag, an dem ich sie sah, ihren hohen Werth klarer machte, und ich sie jede Woche um einen Tag öfter sah; dadurch wurde die Sache um kein Haar besser. Die Wangen lachte über ihren täglichen Gast, und all' die bunten, krausen Gesichter seiner Laune; die Walter aber ging, wie der ruhige Mond freundlich und einsam seine Bahn geht, hoch über den Wolken, die unter seiner gleichen Helle in tausend Halblichtern und Farben, und Formen wegflattern.

(Die Fortsetzung folgt.)

C h a r a d e .

Erste Sylbe.

Ich bin ein Weib, mein Nam' muß Freude schaffen,
Doch plantos irr' ich auf der Welt umher.
Ich knüp' den Sieg an manches Heeres Waffen,
Ich rett' das Schiff in sturmbewegtem Meer,
Ich helf dem Kaufmann Gold zusammen raffen,
Der Sklave wird durch mich des Thrones Herr,
Durch mich gelingt's den Thoren oft zu finden,
Was hundertjäh'ger Fleiß nicht konnt' ergründen.

Z w e y t e S y l b e.

Ich leb' in jedes Menschenherzens Räumen;
 Bescheiden, thöricht, schädlich, zart und fromm.
 Siehst du Erfüllung deines Sehnsüchtleins,
 Denk', daß in and'rer Form ich wieder komm.
 Ob grausam auch des Lebens Fluthen schäumen,
 Erheb' den Blick zum sternbesäten Dom,
 Und denk: — Ob herb die Thrän' dein Auge fülle,
 Weis ist der Vater, es gescheh' sein Wille.

D a s G a n z e.

Das Ganze wirst du heute oft vernehmen,
 Von all den Vielen, die sich drängend nah'n,
 Doch ob um tausend Freunde mehr noch kämen,
 Ein Liedchen macht zu dir sich dennoch Bahn.
 Du bist so gut; du wirst es freundlich nehmen,
 Des Dichters treuen Sinn sagt es dir an,
 Der dir als Ganzes nichts vermag zu biethen,
 Da reich der Himmel alles dir beschieden.

Taschenbuch für das Jahr 1822.

Historisches Taschenbuch von den Freyherrn Hornayr und Mednyanský. 1822.

Die Überlegenheit, mit welcher dieses Taschenbuch in die Reihe der übrigen trat, hat sich seit seinem Erscheinen treu erhalten. Fern von aller Spielerey und Oberflächlichkeit, schreitet es ernst und ruhig einher; was es bringt, ist gediegen, verlässlich, und dabey interessant und mannigfaltig. Es vergnügt die Dame, befriedigt den Gelehrten, es liefert dem Künstler Stoff, und begeistert die Jugend, kurz: es entspricht ganz seinem Zwecke und den Erwartungen, zu welchen die beyden Herrn Herausgeber berechtigten.

Der poetische Theil des Taschenbuches ist weit sparsamer ausgestattet, als die früheren Jahrgänge, aber was er gibt, ist gut. Der Willkür von Fr. Theresie Urzner ist an poetischen Schönheiten reich, vorzugsweise erwähnen wir des Liedes, welches die Willi's bey ihren nächtlichen Reih'n singen, das niederländische Gemälde des Volklebens ist ebenfalls treffend. — Das ungrische Lied hat einen eigenthümlichen Charakter und wird durch die Anmerkung am Schluß historisch bedeutend.

Unter den Aufsätzen in Prosa begegnen wir zuerst der stehenden Rubrik der Ahnentafeln. Die Lichtenfelde, Trautmannsdorfe, Forgács. Die beyden ersten sind mit einem solchen Aufwand von Urkundenkenntnis aus dem Mittelalter geschrieben, daß der Verfasser wohl nicht zu verkennen ist, die einzelnen Züge von Ritterlichkeit sind vortreflich gegeben: Ulrich von Lichtenstein, Wenzel, und der unter uns lebende Johann; die Trautmannsdorfe in den Schlachten bey Laa und Mühlberg, Sektor, Friedrichs Freund, müssen Jedermann interessiren. Die Forgács, ein ruhmvolles hier gehörig gewürdigtes Geschlecht, ziehen, wie der rothe Faden in der englischen Marine, durch die ungrische Geschichte. Die Geschichte des Zypser Hauses und des Schlosses Neitra ist ansprechend vorgetragen. Die ebenfalls stehende Rubrik des Taschenbuches: Sagen und Legenden, Zeichen und Wunder, liefert Vorzügliches. Unter dem Vortreflichen das Vortreflichste ist: Die Felskapelle an der Waag. Der biographische Theil ist dießmahl sehr reich ausgefallen. Außer den tyrolischen Kanzlern, die jeder einzeln in wenig kräftigen Zügen dem Leser entgegen treten, ist Istránský, Staatsmann und Schriftsteller, und sein Leben in einer stürmischen Zeit anziehend gegeben. Die Legende von der h. Elisabeth ist mit viel Gemüth und Liebe, das Leben Hedwigs lebendig erzählt. Széchényi bezeugt den biographischen Meister. Das Wirken dieses Mannes, in einer Zeit, als noch Thränen über seinem Grabe fließen, sine ira et studio so hinzustellen, den

Staatsdiener, Patrioten, Gelehrten, Frommen, so erschöpfend hinzustellen, gehört unter die biographischen Meisterstücke. — Primiffers Fortsetzung der Nachrichten über Max I. Sammlung altdeutscher Gedichte ist für alle Literaturfreunde sehr erfreulich.

Druck, Papier und Kupfer sind um vieles besser, als in den früheren Jahrgängen. Das vorzüglichste unter den letzteren ist Iſwänffy's Porträt.

Waterländische Kunst.

Es ist erfreulich zu sehen, daß das Wort, welches zuerst auf die poetischen und artistischen Schätze der National-Geschichte aufmerksam gemacht, Wurzeln geschlagen hat, und schöne Früchte trägt. Es ist dies ein neuer Weg, den sich die Kunst bahnt, und wenn sie auch hiebei manchmahl auf Dornen stößt — beym Bahnen ist dies immer der Fall, — ist der wirkliche Gewinn um so lohnender.

Der erste der heimischen Künstler, der sich vorzugsweise den waterländischen Stoffen ergeben, ist Hr. Ruß, Kustos an der k. k. Gemäldegallerie im Belvedere. Freunde heimischer Geschichten und der Kunst werden sich in seinem Attelier durch die Menge und Trefflichkeit der Gemälde dieser Art angenehm überrascht finden. Das gelungenste dünkt uns aber sein letztes: Sara's Tod. Es ist aus der Biographie der Königin Maria (Hormayr's und Medunanszki's historisches Taschenbuch 1. Jahrgang) Der dem Tod geweihte Held steht in der Mitte, noch einmahl rückblickend auf die Königinnen, deren Charakterverschiedenheit vortrefflich ausgedrückt ist, indes die verderbliche Schlinge, die ihn stürzen soll, schon um seinen Fuß liegt. Der ritterliche Forgács ist todt am Wagen der Königinnen nieder gesunken, ein Theil des Gefolges flieht, wenige sind um den Wagen beschäftigt, die wildrasenden Kroaten stürmen aus der Schlucht auf, ruhig schaut ein Marienbild von der Felswand in das Gewirr. Außerst gelungen ist die Gruppe der Kofse, das eine liegt eben ausathmend am Boden, indes das andre Pfeilwunde von einem Magnaren mit angestrongter Kraft festgehalten wird; sehr verständig ist die Anordnung unter den Kroaten, die Vordersten streiten mit allen Kennzeichen thierischer Wuth, die weiteren wenden sich an ihre Führer, indes die letzten theilnahmlos vorschreiten. Die Nationalverschiedenheit zwischen den Ungern und Kroaten ist ebenfalls gehörig angedeutet. Die Gegend ist wild romantisch. Es hat bey diesem Gemälde eine Art Inspiration gewaltet, denn die Gegend, die der Künstler dachte (er war nie dort), ist wirklich der ähnlich, in welcher die That vorfiel; selbst die Säule, die er, dem frommen Charakter jenes Jahrhunderts treu, hingemahlt, existirt daseibst. Daß das Ganze mit allem Zauber des Kolorits, und weiser Benutzung der Beleuchtung und des getreuen Kostumes ausgestattet ist, versteht sich von selbst.

Schauspiel.

Theater an der Wien, den 1. d. zum ersten Mal: Die Puppe. Lustspiel in einem Aufzuge, nach dem Französischen der H. Scribe und Melesville, von J. F. Castelli.

Dieses Lustspiel ist das unter dem Titel: La petite soeur so bekannte Debütstück des kleinen Pariser Wunderkinds, Léontine Fay, zu deren Preis und Ruhm sich alle Theater-Notizen von dorthier vereinigen. Die Wunderkinder sind heut zu Tage eben nicht so selten, und besonders auf der Bühne mögen eher zehn Wunderkinder dieser Art erscheinen, als eine einzige Virtuossinn. Genug, ganz Paris hat sie bewundert, und wir haben durch die Übersetzung dieses Stücks einen recht artigen Beitrag zu unsern kleinen Bühnenspielen erhalten. Es ist voller Leben und Verwicklung, komischer Züge und Situationen, und dazu denke man sich eine Mädchen- und eine Knaben-Rolle, oder geradezu gesagt, zwey Kinderrollen, die immer auf der Bühne gute Wirkung machen, wenn sie recht superkflug und muthwillig erscheinen, beyde in einer sehr interessanten Zusammenstellung, was will man mehr? Das Stück hat noch den besondern Vorzug, daß, indem es zu einem Spiel für Kinder eigentlich bestimmt scheint,

doch unsere Aufmerksamkeit für die großen Leute, die darin mitspielen, nicht erfassen läßt. Es schließt endlich mit Couplets, die gesprochen werden, und das erinnert an die Vaudevilles. Amalie, die kleine Heldinn, recitirt das ihrige, und ein stotternder Notar das seinige. Es wäre vielleicht besser, wenn Matchen allein recitirte; wenn der Notar indessen zu stottern versteht, so ist die Sache desto komischer. Wir wissen nicht, ob das Stottern vorgeschrieben ist; die französischen Autoren statten ihre Gerichtspersonen und Notare gern mit dieser komischen Zugabe aus; doch wissen wir auch wohl, daß ihre Akteurs sich nicht darin versuchen, wenn sie nicht perfekt sind. Das Stottern ist sehr schwer, wenn man stottern soll.

Karoline Kuyfer machte die Amalie, ein Kind von neun Jahren, wie auf dem Zettel steht. Die kleine Schauspielerinn, die in dieser Rolle sehr gefiel, ist um zwey bis drey Jahre älter, fast ein wenig zu viel. Übrigens fehlt es ihr an Lebendigkeit und jenem neckischen Wesen, worin das Kindische dieser kleinen Person vorkommt. Aber sie besitzt Vorzüge, durch welche diese Mängel aufgewogen werden, und wer wird außerdem ein artiges Mädchen, das so viel Schönes verspricht, mit gar zu ernster Miene schutmeistern! Ihre Aussprache zeichnet sich durch die größte Deutlichkeit aus, ihr Organ ist angenehm, hier ist nichts Kreisendes, und in den Bewegungen nichts Ornatirtes wahrzunehmen. Aber ihren Monolog hat sie ganz scharmant vorgetragen; so recht mit sich selbst beschäftigt, was sie auch dann nicht unterließ, als sie vor das Parterre trat, worin eben die Schwierigkeit liegt, deren Überwindung manche erwachsenen Schauspielerinnen der kleinen Puppenspielerinn noch abzulernen hätten, während Amalie recht viel von ihnen noch zu lernen hat. Überhaupt scheint ihr Spiel mehr eingelernt, als durch Inspiration entstanden, aber sie zeigt sich wenigstens als eine sehr gelehrige Schülerinn, die dem Meister keine große Mühe verursachen kann.

Wir hatten früher auf den deutschen Bühnen auch dergleichen Paraderollen für junge Künstlerinnen, und Julchen, in Brezner's Käuschchen, biethet ihregleichen Troß.

Der Militär-Kommandant in diesem Stück hatte einen etwas gar zu bürgerlichen Ton für einen alten Kriegsmann, und erinnerte an den Schutzgeist in Cassius und Phantassus. — Der Mlle. Wirdisch (Carl Frink, vierzehnjähriger Student) kommt als Tänzerinn ihre Mimik im Schauspiel sehr zu Statten; mit der Akzentuation wird sie noch zu thun haben, bis sie gleiche Fertigkeit erlangt.

Vorher wurde gegeben: Die verstorbene Tochter, Drama in drey Akten, nach dem Französischen des Boirie. Schon im Jänner 1819 sahen wir dieses Schauspiel zum ersten Mal, und die Theilnahme zeigte sich am 1. Dec. 1821 nicht größer, als dazumahl.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

- Apicra pumilio. Niedrige Apicre. Vom Kap.
- Cactus truncatus. Aus Westindien.
- Dillenia scandens. Rankende Dillenie. Aus Neuhoolland.
- Hibiscus pilosa. Aus Westindien.
- Jasminum tortuosum. Gedrehter Jasmin. Aus Ostindien.
- Lopezia mexicana. Mexikanische Lopezie. Von Mexiko.
- Olea fragrans. Wohlriechender Ölbaum. Von China.
- Verbesina serrata. Gesägte Verbesine. Von Mexiko.

(N e b s t e i n e r M u s i k - B e y l a g e.)

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß.

In Musik gesetzt
von
Franz Schubert.

Stimme

Wie dünkt es mir so trau - rig, Dass Blu - men auf - er -

Pianofort

steh'n, Her - vor an's Welt - ge - wühl, her - vor an's Weltge -

wühl. n Aus tie - fer Nacht her - vor?

dimi. pp dimin.

der Mut - ter Brust.

Mu

Der Blumen Schmerz.

Von Johann Graf Mailáth.

In Musik gesetzt
von
Franz Schubert.

Mässig, zart.

Stimme. *Wie tönt es mir so schau - rig Des Len-zes er-stes Weh'n, Wie dünkt es mir so trau - rig, Dass Blu-men auf - er-*
ligato. ligato.

Pianoforte. *pp pp*

stck'n. *In ih-rer Mut-ter Ar - men, Da ruh - ten sie so still, Nun müs-sen, ach! die Ar - men, Her-vor an's Welt - ge-wühl, her - vor an's Weltge-*

wühl. *Die zar - ten Kin-der he - ben Die Haup-ter scheu em - por: „Wor ru - fet uns in's Le - ben Aus tie - fer Nacht her-vor?“*

dimin. pp pp

dimin.

Der Lenz mit Zau-ber-wor - ten, Mit Hauchen sü-sser Lust, Lockt aus den dank-len Pfor - ten, Sie von der Mut-ter Brust.

In bräut-lich hel-ler Fey - er Er-scheint der Blu-men Pracht, Doch fern schon ist der Frey - er, Wild glüht der Son-ne Macht, wild glüht der Son-ne

Macht. Nun küs-sen ih-re Lüf - te, Dass sie voll Seh-nucht sind, Was la-bend würdet die Lüf - te, Es ist der Schmerzen Kind, es ist der Schmerzen Kind.

Die Kelche sin-ken nie - der, Sie schau - en er-den-wart: O Mut-ter, nimm uns wie - der, Das Le-ben gibt nur

Schmerz, o Mut-ter nimm uns wie - der, das Le-ben gibt nur Schmerz, das Le-ben gibt nur Schmerz." Die wel-ken Blät-ter fal - len, Mild deckt der Schnee sie zu, - Ach

Gott! so geht's mit al - lem, Im Gra-be nur ist Ruh, im Gra-be nur ist Ruh.

decresc.

Tempo lmo.

Etwas bewegter.

er Frey - er, Wild glüht der Son-ne Macht, wild glüht der Son-ne

ist der Schmerzen Kind, es ist der Schmerzen Kind.

Etwas bewegter.

„O Mut-ter, nimm uns wie- der, Das Le-ben gibt nur

Die wel-ken Blät-ter fal - len, Mild deckt der Schnee sie zu, - Ach

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dinstag, den 11. December 1821.

148

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welsch hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährlich um 15 fl., halbjährlich um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljährlich um 7 fl., halbjährlich um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Zentler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Agathe, oder: die Opfer.

Von D. Ernst Bohl.

(Fortsetzung.)

IV.

Agathe die zwoyte. — Die Krankenlager. — Die Pflegerinn wird zur Tochter. — Bildniß. — Verliebte Lehrer.

Damals bekam ich folgenden Brief von Theodor:

Der Graf Drost an den Baron Törring.

„Wenn unser Herz genügsam wäre, wie glücklich könnte ich mich nennen, lieber Eberhard, wie sehr glücklich! Ich lebe Tage voll heitrer Ruhe, voll stiller Freuden, angenehmer Beschäftigung, reiche Tage voll reizender Beziehungen und kleiner Wünsche, denen die Erfüllung fest auf dem Fuße zu folgen pflegt. — Wir wohnen jetzt auf Drostholm, mein würdiger Vater, ich und Agathe, die ihm wie eine Tochter lieb und sein Genius ist, der ihm den silbernen Herbstabend seines Lebens mit rosigen Lichtern kränzt, der Dienerschaft im Schlosse eine milde Hausmutter, die Zuflucht der Armen in unsrer Umgegend ist, und mir — ach, warum ist unser Herz nicht genügsam! — Wenn sie mit dem Vertrauen einer Schwester mir entgegen kömmt; wenn ihr freundlicher Ernst, ihre süße Heiterkeit mir jede Stunde lieb und wichtig machen; wenn ich mit dem reinsten Entzücken sehe, wie Geist und Körper so unglaublich schnell eine Bildung annehmen, worüber ihre Lehrer selbst erstaunen, so daß man am wenigsten bey ihr sagen darf, sie werde gebildet, sondern sie entfalte bloß am günstigen Morgenstrahl den Reichthum ihres Innern, so zwar, daß die herrliche Blüthe dir entgegen prangt, wann du wiederkehrst, das Gedeihen der Knospe zu beobachten; wenn unser Urtheil, unsre Gefühle so übereinstimmen, daß ich bey mir selbst ausrufe, sie ist mein halbes Wesen! und ich darf meine feuchten Blicke haften lassen auf dieser Gestalt voll hoher Schönheit, so ist mir jeder Tag willkommen, denn er zeigt mir sie, und

jeder Abend, denn sie reicht mir die Hand zur guten Nacht, und der Traum bringt sie mir näher. Ach dieß Näher, das nicht seyn soll! da hast du mein Leid, wie in allem andern meine Lust.

Ich habe dir Agathen wohl schon genannt, in meinen früheren Briefen, doch nicht in diesen Beziehungen. Ich will dir erzählen, wie alles kam. Wir wohnten noch in der Stadt. Mein Vater bemerkt, daß seine Wäsche nicht so zierlich beschickt sey, als sonst, und aus diesem armseligen Faden webt sich mein Geschick. Er trägt dem Kammerdiener auf, sie in andre Hände zu geben. Der Mensch verneigt sich stillschweigend und verlegen, und die Wäsche wird nicht schöner. Mein Vater ist ärgerlich; du weißt, wie sehr er darauf hält; er wiederholt seinen Befehl, da ersucht der Kammerdiener ihn, die Wäscherinn ihm vorstellen zu dürfen, die im Vorzimmer auf Erlaubniß warte. Sie kömmt; eine ganz gemeine Frau. Sie bittet sehr bewegt, ihr die Arbeit noch ferner zu lassen; zwar gerathe sie seit einigen Wochen nicht so sauber; aber daran sey die Krankheit ihrer Tochter Schuld, die alles Feinere zu besorgen pflege. Sie habe darüber schon einige Kunden verloren, und müsse darben; mein Vater möge ihr daher Nachsicht schenken, um ihrer siechen Waise willen, die sonst aller Pflege werde entbehren müssen. — Mein Vater übt mit einer Art von Leidenschaft Wohlthaten aus, besonders ergreift ihn der Name: Waise jedes Mahl. Es soll sich dieß von einem Vorfalle mit einem Franzosen vom Adel herschreiben, der ihm das Leben gerettet, später aber, sammt den Seinen in tiefe Noth versunken, Dank und Beystand ausgeschlagen habe. Dieß habe den Grafen in besondere Trauer versetzt, und seitdem habe er, gleichsam wie um ein Gelübde zu lösen, sich das Wohlthun zum angelegentlichsten Geschäft gemacht. So viel ist, was ich aus den Äußerungen des alten Philipp abnehmen konnte; denn mein Vater selbst spricht nicht davon. — Er beschenkt nun die Frau und trägt ihr auf, für die Gesundheit ihres Mädchens auf alle Weise zu sorgen und wiederzukommen, wenn das Empfangene nicht zugereicht haben sollte. Er erkundigt sich in wenigen Tagen wieder. Die Tochter ist, so heißt es, ein Muster an Fleiß und Geduld, die Mutter aber spielt im Lotto, und so gehen Verdienst und Geschenk darauf, und die Kranke müsse sich mit Hausmitteln und Quacksalbereyen behelfen, die sie dem Grabe immer näher führen. — Und so ein schöner Engel! sezt der Kammerdiener mit Betrübniß dem Berichte hinzu. Mein Vater geht nun selbst hin, und findet die Aussage unserer Leute bestätigt; er schilt die Frau, die allem Ansehen nach selbst heftig besorgt um ihr Kind ist, so elend sie es auch pflegt, schickt einen Arzt, sorgt für Wartung und Bequemlichkeit aller Art, und hat die Freude, daß das Mädchen schon vor den Blicken voll Theilnahme des edlen Greises auflebt. Sie zeigt ihm bald in den Äußerungen ihrer Dankbarkeit, Spuren einer Bildung, welche sie unmöglich ihrer Pflegemutter — denn das ist die Frau nur — verdanken kann. Er sitzt in dem feuchten Stübchen, und läßt sich erzählen und forscht nach ihrem Herkommen, worüber sie ihm nichts zu sagen weiß, als das sie Agathe Sterndyk heiße, und ihre Mutter im eilften Jahre verloren habe, auf dem Sterbebette von ihr der Magd übergeben, die bis heute noch ihre Pflegerinn sey. Sie spricht mit so rührender Zärtlichkeit von der Verstorbenen, mit so dankbarer Schonung von der Lebenden, daß sie meines Vaters ganze Liebe gewinnt, und er völlig

für sie zu sorgen beschließt. — Agathe war längst hergestellt, und mein Vater forschte noch immer nach einer schicklichen Weise, ihre Lage zu bessern. Plötzlich erlitt er einen Anfall von Schlagflusse. Ich bekam die Schreckenspost auf dem Gute, und eilte, so schnell mein Knecht laufen konnte, nach H**g. Als ich in sein Zimmer trat, lag er schlummernd auf dem Bette, vor ihm eine weibliche Gestalt am Boden kniend, die Augen unverwandt auf ihn gerichtet. — Wie ist's? fragte ich aus bekümmener Brust den Arzt, der mir entgegentrat. — Ein leichter Anfall, Herr Graf, die beste Hoffnung zur baldigen Herstellung. — Das Mädchen wandte hier das Gesicht zu ihm: Das gebe Gott! rief es wiederholt. Ich kannte es nicht. Dieß fremde, schöne Antlitz, voll stillen Schmerzes und frommer Freude, dieß Herz, das die Gefühle des Sohnes so lebhaft theilte, überraschten mich wunderbar. Ich fragte den Arzt mit Blicken: er deutete mir, daß er in meinem Falle sey. Nun faßte ich ihre Hand, sie aufzurichten: Mamsell, sprach ich, Sie fühlen so herzlich für den Vater, daß der Sohn Ihnen schon Dank schuldig ist, noch eh' er Sie kennt. — Sie sah mich an, blieb aber in ihrer Stellung und sagte bloß mit wehmüthigem Lächeln, und nur mit ihren Augen die meinigen auf den Kranken lenkend: O Gott! ich bin ihm alles schuldig, das Leben, mehr als das Leben, alles! — Stehen Sie auf, Mamsell Agathe! flüsterte ihr der Kammerdiener zu. — Ist Er doch an meinem Bette gesessen, der gnädige Graf, und ich soll nicht an seinem Knie? O ich will auch stille seyn und niemanden hindern. — Sie faltete die Hände, und versank bald in Gebeth, das sah man an dem auffchauenden Angesicht und den leise bewegten Lippen. Ich kann dir nicht beschreiben, wie mir zu Muth war. Höchst angestrengt von dem Ritze, und der Besorgniß um den Vater, saß ich nun in der Ottomane; noch wallte mein Blut, und dröhnte es mir in den Gliedern, aber bald floß mir aus dem Anblicke des an seinem Lager bethenden Engels eine so selige Ruhe, ein so hohes Vertrauen in die Brust, daß ich diese Stunde, lache nur über mich! unter die schönsten meines Lebens zähle. Ich war so gefaßt, daß ich mich, als ihr Gebeth zu Ende war, neben sie an das Bette setzen, und, da ich sie nun wenigstens dem Nahmen nach kannte, ein flüsterndes Gespräch beginnen konnte. Sie mußte mir erzählen, wie der Graf sie aufgesucht, und den ganzen Fortgang ihrer Genesung, und was er dafür gethan. O wie ehrwürdig erschien mir mein Vater in den leisen, eifrigen Worten, in denen sie sein Lob sprach, die Blicke in Liebe leuchtend, auf sein schlummerndes Haupt geheftet, mit Anstrengung das Schluchzen nieder kämpfend, das sich ihrer Stimme bemächtigen wollte. Nie habe ich die Dankbarkeit bis zu solcher Leidenschaft erhöht gesehen. Aber es war nicht die Wohlthat, nicht das süße Gefühl der wiederkkehrenden Gesundheit, der frohkräftigen Jugend allein, die sie ihm dankte, obgleich sie selbst nichts anders wähen mochte; es war das Gefühl des eigenen, von ihm anerkannten, durch ihn gehobenen Werthes. Der stolze Herr — so nennen ihn unsere gemeinern Leute oft lobender Weise, sie wissen keinen andern Ausdruck für den edlen Anstand, die feyerliche Würde seiner Erscheinung, für ihre Empfindung der tiefsten Ergebenheit und Demuth vor seiner Nähe — der stolze Herr hatte sie so oft besucht, sich so freundlich mit ihr unterhalten, für ihre kleinsten Bedürfnisse selbst Sorge getragen, sie sein Kind, seine Tochter genannt, und

sich voll väterlicher Güte mit ihr über die Bestimmung ihrer Zukunft berathen. Daß dabey, vielleicht zum ersten Mahle in ihrem armen Leben der Engel in ihr sich erkannt fühlte, sich selbst fühlte, daß darüber das Betragen Aller gegen sie ehrender wurde, das dankte ihr ganzes Wesen dem Grafen mit einer Innigkeit, die die volle Kraft und Schönheit ihrer Seele enthüllte, und ihre Heiligengestalt mit unaennbarem Zauber übergoss. — Sie bath mich nun um Verzeihung, daß sie ungerufen und ohne Erlaubniß sich an des Grafen Bette gedrängt; sie hatte von dem Zufalle gehört, der ihn betroffen, und war in schrecklicher Angst, und ohne an irgend etwas anderes zu denken, hiehergestogen.

Mein Vater erwachte: Du schon hier, mein Sohn? Mir ist wohl. Er reichte mir die Hand. — Sieh da, Agathe! Du warst wohl sehr erschrocken, Kind — Sie küßte weinend seine dargebothne Rechte. — Nun, es ist alles wieder gut; ich denke aufzustehen. — Aber es war nicht alles gut; sein linkes Bein trug ihn nur mit Mühe, und auch die Hand derselben Seite weigerte ihm den Dienst; die Lähmung war nicht sehr schwer, doch bedurfte er Beyhülfe. Da bath und schmeichelte und weinte Agathe so lange, bis er ihr erlaubte im Hause zu bleiben, und die Tage über um ihn zu seyn zu all den kleinen Diensten, die sein Zustand ihm nöthig machte. Sie stützte ihn im Gehen, schnitt ihm die Speisen, rückte ihm Stuhl, Bücher, Zeitungen, Kissen zurechte, und dieß alles besser als wir andere, flog, wenn er etwas verlangte, las ihm in Kurzem jeden Wunsch aus den Augen, und hatte uns so nach wenig Tagen seine ganze Pflege rein aus den Händen gewunden, und war in den Platz einer Tochter eingetreten, ohne daß sie etwas gedacht oder gewollt hätte, als seine dankbare Pflegerinn zu seyn. Wahrlich, sie wurde eine geliebte Tochter, und meines Vaters Liebe adelt sie in den Augen des ganzen Hauses, so daß ihr jedermann mit willigem Gehorsam entgegenkömmt, und der brave Gromann, des Vaters Kammerdiener, der sie immer mit so brennenden Blicken verfolgte, sich längst ehrverbiethig zurückgezogen hat.

Mein Brief wird eine Abhandlung, aber ich kann nicht aufhören, von ihr zu plaudern. Habe ich es schon versucht, sie dir zu schildern? Es wird vergebens seyn! — Denke dir auf einer blühenden, schlanken Gestalt einen Kopf mit reichen lichtbraunen Locken; die hohe, heitre Stirn, die feine, nicht gebogne, aber sanft geschweifte Nase künden Geist, wie der Blick ihrer dunkeln, großen, frommen Augen unter den zarten Braunen, die schmal und höchst zierlich geformten, so gerne lächelnden Lippen ein freundlich schwärmendes Gemüth; blasrothe Wangen, ein lieblich rundes Kinn bilden damit das Oval eines, ach nur zu herrlichen Gesichts. Ihr Hals, sehr weiß, sehr schlank, ohne mager zu seyn, fällt allmählig gegen die Achseln ab und — sieh, man mag es lächerlich finden, wenn der Perser die Mahle seiner Dame preisend beschreibt; aber ich versichere dich, daß das kleine, röthliche Mahl an ihrer Achsel mir sehr reizend dünkt; es erhebt das Weiß ihrer Haut ungemein, glaube mir. Ihre Hände sind bey den feineren Arbeiten, die sie ernährten, zart geblieben, nicht eben sehr klein, aber schmal und jeder Finger schlank und rund, du kennst die Hände, wie die italienischen Mahler sie ihren Madonnen geben, ungemein schön, mütterlich schön, möchte ich sagen, geformt zum Streicheln und Segnen. Ihr Benehmen ist so selbstständig und

gewogen, daß dieß mit ihrer gänzlichen Unerfahrenheit einen höchst anziehenden Kontrast bildet und ihrem Umgange auch jetzt noch etwas Fremdartiges gibt, das die gewichtigsten Männer unserer Zirkel ihr Gespräch suchen läßt. Seit kurzem hat auch ihre Haltung sehr gewonnen; sie war früher bloß demüthig: jetzt ist sie hoch und frey, und wird jenes nur, wenn sie meinem Vater naht, oder von Gott spricht, oder jemand sie lobt. Mein Vater hält ihr Meister aller Art und alle sind verliebt in das Mädchen. Ihr Sprachmeister, ein alter Franzose, ruft mit einer Begeisterung aus, daß wir alle lachen müssen: Messieurs, wenn Sie nicht glauben wollen, daß das Französisch ist die eigentliche Sprache der Natur: sehen Sie an Mademoiselle! Sie errathen mir die Worte von der Zunge. C'est un merveille! setzt er dann hinzu und wir lachen noch mehr. — Ich selbst habe das Deutsch übernommen, Geschichte, Musik, ich lese mit ihr, ich plaudre; unter meinen Augen erblüht sie zur edelsten ihres Geschlechts und die Schülerin hat ihren Lehrer all' seine Weisheit vergessen gelehrt, und täglich schmilzt ein Theil der Kraft dahin, die mir hilft, meine heftige Neigung Agathen und dem Vater zu verbergen.

Was soll daraus werden, Eberhard! Ich frag' es immer, und immer trostloser weiß ich keine Antwort zu finden. Mein edler Vater! Stolz! Wenn diese Benennung ihm in irgend einer Hinsicht zukommen kann, so ist es in Hinsicht seiner Begriffe vom Adel, von der Ehre und Heiligkeit und den Pflichten des Ranges. Wäre das nicht — ich achte meinen Rang, und dennoch würfe ich gerne meinen Stammbaum auf den Altar der Liebe, und sollte ihn die Flamme verzehren! Aber die heitern, wohl schon nur spärlich zugezählten Tage seines Alters ihm trüben! Ich gelob' es in deine treue Hand, das soll nimmermehr geschehen! Pflicht und Wille sollen den Sieg behaupten, und verarme mein Leben darüber! Ach, ich habe ja noch so viel; könnte ich es mir nur erhalten! Hätte ich deine Launen, mein toller, wackerer Eberhard, ich könnte das Ringen und Wogen in meinem Innern unter Humor verstecken; so aber — es kann nicht lange mehr währen, wie bis heute; das fühl' ich, das seh' ich deutlich. Und was dann? — Schreibe mir bald. — Ich wollte, du wärest zurück! Stärke mich mit Rath und That!

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Berlin, 6. Nov.

über den Geist und Zustand unserer Bühnen, denn wir haben deren (Potsdam und Charlottenburg mit eingerechnet) vier, ließe sich viel sagen, wenn durch Reden nur geholfen und verbessert würde. Man darf aber nur den Blick auf das Repertoire eines Monaths werfen, um zugleich den vorherrschenden und herrschenden Geschmack des Publikums kennen zu lernen. Ich nenne diesen Geschmack herrschend, weil er es ist, der Haus und Kasse füllt oder beyde leer läßt. Opern, Ballets und Spektakelstücke sind bey uns, was Circenses bey den Römern waren. Die schönen Zeiten des griechischen Trauerspiels sind vorüber. Aristophanes, Plautus, die Milesischen Fabeln, die satyrischen Spiele, die Gladiatoren, der Circus, die Naumachien, die Schönobasten, Mimen und Pantomimen sind wieder an die Tagesordnung gekommen, und haben den Thron der Melpomene und Thalia bestiegen. Nur Polyhymnia behauptet noch ihre Rechte, und die Dyer ist bey uns immer ein Stern der ersten Größe. Bemerken

Sie aber, daß er es von jeher war, und nicht erst durch die Erscheinung der Sternschuppe aus Paris geworden ist. Wir hatten diesen Monath Don Juan (zwey Mahl), Belmonte und Konstanze, die Zauberflöte, Alceste, Titus (zwey Mahl), die Bajadere; und die kleinen Singspiele: der Gefangene, neue Gutsherr, endlich den Freyschütz von M. von Weber (zwey Mahl). — Der eigentlichen Ballets waren nur zwey: die neugegebene Aschenbrödel oder das Zauberfäßchen (Dichtung vom Hrn. Carl von Mg., Tänze von Telle, Musik von Schneider, nach dem franz. Vaudeville. Die Lustbarkeiten im Wirthsgarten wurden von den Eleven der Tanzschule ausgeführt, um dieses beliebte pantomimische Ballet in neuer und pikanter Form zu geben. — Kommen wir auf das eigentliche Trauer- und Schauspiel, so sieht es traurig aus, sobald das Schauen nicht in Thätigkeit gesetzt, aus dem französischen Wort Spectacle nicht das deutsche Spektakel-Stück gebildet wird. Die Direktion hat es löblich versucht, nur einiger Maßen dem Geschmack an den Puls zu fühlen, und den Sinn für's Alte und Gute, aber Einfache, wieder zu erregen. Umsonst Mühe und Studium der Künstler. Wallensteins Tod, Selbstbeherrschung, die unglückliche Ehe durch Delikatess, Lorenz Stark, das Taschenbuch, wurden fleißig und ohne Tadel gegeben, aber kalt und abstoßend aufgenommen. Lebte also wohl, Tragödien und Dramen, Schiller, Iffland, Schröder, Engel, der bessere Theil von Koberg; ihr wahren Komiker der Natur; ihr Mahler des menschlichen Herzens; macht den ausländischen Modestücken, räumt dem offenen Geheimniß die ersten Stellen ein; weicht dem Geschmack am Gräßlichen, am Märchen — der Ahnfrau; weicht dem Geschmack am Abenteuerlichen, an Zigeunerey — der Preciosa; weicht dem Niedrigkomischen — der falschen Prima Donna, dem Bogelschießen, dem Strelauer Fischzug: tretet ihnen das erste Theater von Berlin de- und wehmüthig ab, und verbergt euch in das enge Plutonische Haus, Numa quo devenit et Ancus. Ihr hieltet euch, zu eurer Zeit, durch eigene Kraft; ihr bedurfet nicht des fremden Fitterschmucks des Tanzes, der Musik, der zahlreichen Gefolge, der Decorateurs und Kostumeurs. Jetzt, jetzt sehen wir den Wald vor lauter Bäumen, das Theater vor dem wesentlich gewordenen Theaterpompe nicht. Jetzt ist die incorrupta fides, die nuda veritas, d. i. treue Nachahmung der Natur, die nackte Wahrheit nichts mehr; Farben und Töne sind Alles. — Zu bemerken ist, daß vorzüglich die Verfleidungen Glück machen — ein Zeichen der Zeit, auch außer der Bühne. Der Oberst, der Hagelschlag (ein neues Stück von U. vom Thale, dessen Rahme ebenfalls eine Verfleidung ist), die Vertrauten, der neue Gutsherr, die Prima Donna &c. &c. machen Glück, wäre es auch nur, damit sich dieselbe Person oft umkleiden, damit, als pikante Neuerung, die Frau als Mann, der Mann als Frau erscheinen möge. Ich schliesse meinen mürrischen Essigausguss mit der Bemerkung, daß ich über die Go hinaus bin, und empfehle zugleich meinem Kollegen mit zwey Sternen (die ich gern mit den beyden schönen Nachbarplaneten an unserm Winterhimmel, Jupiter und Saturn, vergleichen möchte), ihn zu verfluchen, und Ihnen recht viel über v. Decker's Hagelschlag und Jul. v. Boss's Strelauer Fischzug zu sagen.

Lassen Sie jetzt, wie Maistre in St. Petersburg, oder Ximenes auf seinem Zimmer, also auch uns, Arm in Arm, in Berlin herumspazieren, und die Außenseite (oft das Glänzendste und Vielsagendste) beobachten. Zum Schlosse führte bisher, von dem Brandenburger Thor und den Linden, über einen nicht breiten Kanal, eine hölzerne Brücke, mit dem unedlen Rahmen der Hundebücke belegt. Sie war, der Schiffsahrt wegen, mit Klappen versehen, um die stehenden Mastbäume in den innern Hafen zum Abladeplatz des großen Packhofs einzulassen; aber nicht breit genug, die vom Opernplatz aufmarschirenden Truppen im ununterbrochenen Zuge zu fassen; nicht schön genug, eine Zierde des Schloßplatzes zu seyn, ist sie, auf königl. Befehl abgetragen worden, einer steinernen, breitem, schöneren Platz zu machen, welche noch obendrein den Vortheil mit der Opernbrücke theilen wird, eine ganz verstopfte, eine Fortsetzung des Pflasters, folglich eine Verbindung des Opern- und Schloßplatzes zu seyn. Von beyden Seiten mit Trophäen und militärischen Zierathen begrenzt, ganz gepflastert (selbst mit oberhalb gepflasterten Klappen), wird man es bald vergessen, daß unterhalb Wasser fließt, und nur selten von den durchfahrenden Massen daran erinnert werden.

Der Brückenbau, welcher, des morastigen Bodens wegen, ein ungeheures Pfahlwerk erfordert, obschon der Kanal weder Tiefe noch Breite hat, ist zu 200,000 Thlr. in Entreprise genommen, die Brüstungen und Sculpturen ungerechnet, und wird vier Jahre Zeit kosten, aber auch diesem — dem schönsten — Theile der Stadt zur neuen Verschönerung dienen. Unweit der Brücke war es, bald nach Friedrichs II. Tode, der Plan, dem großen Manne, im Lustgarten, unter einer von Säulen getragenen Kuppel, in einer offenen Rotunde ein Standbild zu errichten. Man stritt schon in Akademien, Musäen, Kunst- und gesellschaftlichen Zirkeln, mit einer Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit, als gelte es einem 7jährigen Kriege, ob der Held im Antiken oder Modernen, nackt mit der Chlamys oder in seiner gewohnten zugeknöpften Uniform, gebildet werden sollte. Um den Streit am besten zu schlichten — stellte man den Helden gar nicht auf, und begnügte sich mit dem Gemeinspruche: Er selbst sey sein edelstes Monument. Damit kann freylich ein Fürst, wie Friedrich, aber nicht ein Künstler wie ABC zufrieden seyn.

(Der Schluß folgt.)

Schauspiel.

Theater an der Wien. Den 3. d. wurde die Puppe wiederholt, vorher aber aufgeführt: Der Essighändler. Schauspiel in drey Aufzügen, neu bearbeitet nach Mercier, von W. Vogel.

Dieses Drama des Hrn. Mercier gehört zur Gattung der sogenannten weinerlichen Komödien, die aber, wenn das ein Spottnahme seyn soll, den frostigen Tragedien der französischen Bühne, wie ein Kunstrichter par excellence gesagt hat, immer noch vorzuziehen sind. Indessen hat sich das genannte doch nur durch die Vortrefflichkeit der beyden größten Künstler neuerer Zeit, die in der Hauptrolle mit einander wetteiferten, auf den Bühnen Deutschlands noch erhalten, sonst wäre Mercier's Essighändler so gut wie seine Nacht mühe schon vergessen. Aber dieser Domini- que Vater ist auch eine Rolle, worin ein Künstler sein Talent recht in der Breite und der Länge, nach Bequemlichkeit entfalten kann. Die Worte fließen in das Herz, wie Honigseim, mag auch sein Essig noch so sauer seyn. Das Stück würde folglich, wenn die Hauptrolle anders nur in gute Hände fällt, und sie wird selbst bey mittelmäßigen Spielen gute Wirkung machen, immer noch mitunter laufen. Es möchte einem neuen Bearbeiter schwer gelingen, den Frank im Fäßchen zu veredeln, oder gar in Wein zu verwandeln. Die lang gedehnte Expositions-Scene hat der allerneueste Bearbeiter etwas abgekürzt und überhaupt den ersten Theil des Aufzugs durch den Charakter des d'An court (Jüllefort) unterhaltender zu machen sich bemüht. Aber die dramatische Person selbst hat durch die abgetragene Brillen-Physiognomie nichts gewonnen. Hr. Jüllefort im Original ist ein recht verständiger, feiner Mann, der nur den Fehler hat, ein wenig interessirt zu seyn; d'An court ist ein Fat, ein Geck, dem weder Detomer seine Tochter, noch diese je ein freundliches Gehör geben, und mit dem Saphir sich auch so mir und dir nichts schwerlich einlassen würde. Das Stück verliert wirklich durch diese Figur seine alte, treuherzige Einfachheit, obgleich diese Gattung von Bühnen-Charakteren gleichfalls zu den alten Theater-Requisiten gehört. Er wird hier Chevalier titulirt; die alte Bühnensitte will, daß man das Wort abbreviirt (Chevalier) aussprechen soll; was der gute französische Akzent aber keineswegs gestattet. Die Sprache des alten Dominique hat auch nicht viel gewonnen, denn er spricht hier zuweilen etwas derber, als in den älteren Übersetzungen, und im Original — versteht sich von selbst. Man könnte wohl im Allgemeinen sagen: deutscher; dem widerspreitet aber das aus seinem und der Andern Munde oft gehörte Fräulein und Fräulein Tochter wieder, wie Mamsell Julie betitelt wird.

Hr. Rüg er gefiel in der Rolle des alten Dominique recht sehr. Wir vermisten jedoch in seiner Darstellung den leichten französischen Humor und jenes, immer noch

mit dem schlichten bürgerlichen Ton verträgliche, insinuante Wesen. Besonders im ersten Akt schien der Alte etwas zu kraftlos.

In dem Ton und Benehmen des Sohnes (Hr. Palmer) war leider dieß Mahl wenig Wahrheit und Natur. Wenn auch von keinem Unterschied des Styls hier die Rede seyn dürfte, so widersprechen doch augenscheinlich Situationen und Worte einer solchen hoch einherschreitenden Expressionsweise, wie die, womit der junge Dominique im ersten Akt sich an die Brust seines Vaters, im zweyten in die Arme des Vaters der Geliebten warf. Dieses Erpressen des Applauses, wenn es auch als solches nur erscheint, preßt Andern das Gefühl in's Herz zurück.

A n z e i g e.

Am 8. Jänner 1822 wird zu Wien (im Bürgerspitale, 7ten Hofe, 15te Stiege, 3ten Stocke) die Versteigerung der von dem sel. Hrn. Staatskanzley-Rathe Friedrich von H o p p e hinterlassenen Sammlung von Gemälden, Zeichnungen, Kupferstichen, Münzen und verschiedenen andern merkwürdigen Gegenständen, vorgenommen werden.

Diese Sammlung, in allem über 800 Nummern enthaltend, fordert die Aufmerksamkeit aller Kenner und Kunstfreunde in hohem Grade auf. Sie zeichnet sich nicht sowohl durch ihre Reichhaltigkeit, als durch treffliche Auswahl und gute Erhaltung der Gegenstände aus, deren jeder die tiefe Kenntniß, den geläuterten Geschmack und feinen Kunstsinne des Sammlers beweist, der durch 40 Jahre seines Lebens den größten Theil seiner von ernster Berufsarbeit erübrigten Mußestunden dieser edlen Beschäftigung weihte. Man findet hier, unter den Gemälden, Meisterstücke von P. Potter, Rembrandt, Gerard Dow, Teniers &c. &c.; unter den Zeichnungen, viele Arbeiten berühmter theils fremder, theils einheimischer Künstler, älterer und neuer Zeit, vorzüglich aber 58 Stücke von der Meisterhand des verewigten Martin von Mositor. Diese letzteren, größten Theils aus der Zeit der höchsten Stärke des Künstlers und in allen seinen verschiedenen Manieren gearbeitet, erregen zugleich Vergnügen und Erstaunen; es bleibt zweifelhaft, ob man an diesen Landschaften mehr Mannigfaltigkeit und Geschmack der Erfindung, oder Trefflichkeit, ja man darf sagen, Vollkommenheit der Ausführung, bewundern soll. In Hinsicht der Kupferstiche findet der Kenner hier viele seltene und merkwürdige Abdrücke, auch eine beträchtliche Anzahl *avant la lettre*.

Das Nähere über diese in jeder Hinsicht interessante Sammlung enthält der Katalog, dessen kurzer Vorbericht sowohl, als die Beschreibung der Handzeichnungen, den sel. als Künstler und Kunstfreund rühmlich bekannten Hofrath von Barsch zum Verfasser hat. Die Verzeichnisse sind zu haben bey Hrn. Artaria am Rohmarkt, Beer mann am Graben, Riedel am hohen Markte, und bey Carl Gerold am Stephansplatze; von diesen Genannten werden auch Aufträge für die Versteigerung angenommen.

Auflösung der Charade im vorigen Blatte: Glückwunsch.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 13. December 1821.

149

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertel. um 15 fl., halb. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertel. um 7 fl., halb. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey H. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb. und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Lentler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Agathe, oder: die Opfer.

Von D. Ernst Wohl.

(Fortsetzung.)

V.

Rückschreiben. — Törring pinx. — Einlachender Unglücks-
sohn. — Basta in einer Nachschrift.

Ich schrieb ihm zurück:

Der Baron Törring an den jungen Grafen Drost.

„Das Geschick scheint Willens, ein Paar ehrlicher Kumpane fein mürbe zu machen, mein zu sanfter Theodor, und hat dazu dich und mich ausersehen. Da wirft es beyden zugleich zwey Agathen in den Weg, die wie Edelsteine aus dem Dunkel einer niedern Herkunft leuchten, und sagt: ergeht euch daran, aber greift nicht darnach! und steht dann gelassen zu, wie sich der Sachte und der Barsche aus dem Handel wickeln werden. Das dank' ich ihm mit dem Henker! es hat gut die Arme in einander schlagen und sprechen: mich soll's wundern! — Du meintest, ich werde über dich lachen, aber ich lasse das wohl bleiben, denn mir selbst ist so persisch zu Muth, als dir nur immer seyn kann. — Daß meine Agathe, das heißt, die Agathe, die ich meine, auch so arm und allein und so schön und trefflich ist, als die deine, gib mir doch ja ganz gelassen zu, denn du handelst mir nicht eines Pfennings werth davon ab; übrigens mögen die beyden, wenn's das Geschick anders recht bunt treiben will, einander auch ganz und gar ähnlich sehen, obgleich vielleicht auch nicht; aus Beschreibungen ist wenig zu ersehen. Müßte ich sie dir aber konterfeyen, ich dürfte nur deine Beschreibung sauber nachmahlen, und darunter unterschreiben „Törring pinx.“ so sehr paßt jeder Zug. Nur möchte sie zehn Flecken an der Achsel haben, ich wüßte nichts davon, so streng verhüllt trägt sie sich; und die stille Heiterkeit der Sternendyl hat meine Walter nicht Ein sanfter Ernst zeichnet sie aus, eine gelassene, ich möchte sagen schmerzlich lä-

schelnde Ruhe liegt in ihrem Betragen. Du weißt, ich kann es sonst nicht leiden, wenn Menschen, junge und Weiber gar, sich das Ansehen geben, als sey das Leben und was darin vorkömmt, ihnen zu klein, zu pauvre; es ist widernatürlich und steckt nichts als kindische Eitelkeit dahinter, wenn sie sich schämen, daß eine Thräne sie rührt, und ein Braten ihnen schmeckt, und ein Schawl sie freut. Aber die Walter steht in der That über dem gewöhnlichen Leben; sie hat sich erhoben gegen das Unglück, und darum reichen die kleinen Wogen, wie sie täglich dahinrinnen, ihr nicht bis an den Busen. Das thut mir weh; ich liebe überall das frohe Treiben der Laune, und Munterkeit gehört zu meinem Lebensglück, und dennoch muß ich sie lieben, und gleich mit der Trauer darüber anfangen, daß sie nicht glücklich ist. Da dachte ich dann: wie wärs, wenn du sie glücklich machtest, und dich doppelt dazu? und sie müßte das großmüthige Vornehmen mir längst abgemerkt haben, wenn sie es anders wollte. Wenn sie es wollte! Da hast du mein Wenn und den Knoten, den du zerhauen ich nicht Alexander genug bin. Dahin ist mein fecker Muth! Ach Theodor, ich lache wohl noch und treibe Poffen, aber es ist nicht damit gethan, wie sonst in trüben Lagen. Mein Humor, den du mir neidest, ist anbrüchig geworden über dem heißen Stande, den ich habe; und wenn er noch frisch wäre und so kräftig, als der beste echt englische, ich gäbe ihn dir jetzt gerne und tauschte dafür deine Gelassenheit ein. Ich habe, aufrichtig gestanden, meine tolle Art stark im Verdachte, daß sie mir üble Dienste bey Agathen leistet, und diese den Menschen in mir verkennt über der Jacke, worin er am liebsten steckt. Meinst du nicht? Es wäre nicht das erste Mahl, daß mir das begegnete. Und hier! bey der ernsten Walter, die ein kühnes Wort schon scheu macht, die, ganz ihrem Berufe hingegeben, nur die sanfte Freude billigt, und höchstens dann zulächelnd niedersteht, wenn ich mich zu ihrem Blondmädchen Betty an den Boden setze, und dem Kinde gute Lehren, in goldne Nüsse verpackt, an den Christbaum seiner Erziehung hänge. — Sie vermeidet alles, was uns zu einem innigern Verhältnisse führen könnte, obgleich sie, das weiß ich, mich achten muß, obgleich sie weiß, daß Lage und Grundsätze mir erlauben, ganz frey über meine Hand zu gebiethen, und ich den Geier darnach frage, wer ihre Hühner und Gänse seyen: obgleich die Kammerräthinn wider meinen Willen zu meinen Gunsten bey ihr spricht und sie, auch das weiß ich, mit tiefer Erkenntlichkeit mir es anrechnet, daß ich sie in dieß wackre Haus gebracht habe. Aber ich will ausharren in Geduld; sie soll mich ganz kennen lernen, und dann wenigstens mich, mich selbst, nicht meine Jacke ausschlagen. Und dann will ich an dich denken, du armer Theodor, der du noch übler daran bist, weil du nicht dein eigen gehörst, und dem ich nicht rathen kann, weil ich weder sagen darf: Laß deinen Vater und geh und flüchte zu mir! noch: nimm sie zum Weibe und kränke ihn bis in das Grab! — Ich weiß aber, daß ich tragen werde, was da kommen mag; und wenn es hart ist, nicht lieben sollen, so ist's ja auch hart, ungeliebt bleiben!

O weh, das klingt immer kläglicher. Ich will lieber schließen. Unser Briefwechsel hat lange gestockt, jetzt bin ich aus Frankreich zurück, jetzt werden wir uns öfter schreiben, denk' ich; die Verliebten klagen am liebsten dem Echo ihr Leid.

Nachschrift. Das Geschick will uns mürbe klopfen und heizen; das mag es, aber zerfasern soll es uns Männer nicht, und in Thränen auflösen. Basta!"

VI.

Der tolle Sterndeuter. — Die Philosophie auf der Mas-
kerade. — Agathe die dritte. — Verschwunden!

Wie besessen lief ich vom Maskenball in die Nacht hinaus, und einige Stunden im Schnee umher, und sann vergebens über den Vorfall und wollte, toll wie ich war, eine vernünftige Erklärung erzwingen. — Was war das gewesen? — Ich dünkte mich einen travestirten Doppeltgänger, ich sah und hörte Andere doppelt, ja dreifach. — Gibt es drey Agathen? rief ich halb-laut vor mich hin, und fuhr zusammen, da eine fremde Stimme antwortete: Wohl noch mehr, mein Bester. — Das ginge mit dem Bösen zu! posterte ich auf, und hörte schon sein Gelächter, deuchte mir. — Wenn ich da nicht Licht erhalte, rief ich wieder, ich komme um darüber! — Das ist leicht mög-lich! schrie Einer, an den ich angerannt war, denn Sie scheinen am Nach-
nebel zu laboriren. — Ich fluchte und bemerkte jetzt erst, daß ich noch auf
offner Straße war, und die Leute erschreckte mit dem schwarzen Magier, der
als Maske an mir hing, und ihnen dicht auf den Leib wandelte. Ich lenkte
meiner Wohnung zu. — Gibt es drey Agathen? fragte ich immer wieder,
oder spukt der Wahwitz schon in meinen Hirnkammern und quartiert mir in
jede nach und nach eine Agathe ein?

Ich war auf den Ball gekommen, ganz kühl und helle, und trieb mich
wohlgemuth umher. Zufällig kam ich in der Gallerie neben ein Paar weibli-
cher Masken zu sitzen, wovon die eine wunderschön gebaut und so wenig ver-
mummt war, daß man deutlich sah, die Larve diene der hübschen Balltracht nur
zum Vorwande. Ihre Gefährtinn verhüllte der Anzug vorsichtiger. Sie plau-
derten lebhaft und scherzend. — Schönheit und Tugend Hand in Hand! rief
eine vorüberschwänzende Maske. — Da muß ich Sie glücklich machen, Liebe,
sprach die verhüllte Tugend zur Schönheit. — Und ich Sie, versetzte die Schön-
heit. — Ach, macht denn die Schönheit immer glücklich? — Ich meine, sie
ist immer eine herrliche Gottesgabe. — Schönheit der Seele, ja. — Schön-
heit der Seele ohne Körperschönheit ist doch nur Gold in der Stufe, dem
Kenner werth, schwer zu schätzen, leicht übersehen; Seelenschönheit aber in
schöner Hülle ist ein edles Gefäß aus edlem Metalle, jedes Auge erkennt
seinen Vorzug an. — Die Freundin machte Einwürfe. — Wenn Sie so
wollen, versetzte jene, so haben Sie nicht Unrecht; aber auch die Tugend macht
nicht immer glücklich. Darüber ward der Streit lebhafter, obgleich noch im-
mer in halbem Scherze, bis die Schönheit nach und nach ernster geworden,
endlich ungefähr so fortfuhr: „Ich kenne einen Mann, Liebe; er war der
Vater seiner Unterthanen, sie verjagten ihn von seinen Gütern; er that sei-
nen Freunden wohl, sie verriethen ihn. Noch immer hielt das Gefühl seiner
Tugend ihn aufrecht, obgleich seine Heiterkeit schon dahin war. An der Grenze
eines fremden Landes, wohin er sein und der Seinen geächtetes Haupt hatte
flüchten müssen, entdeckte ihm der Zufall einen Anschlag gegen das Leben
eines reichen deutschen Grafen, der als Offizier bey der Armee stand, eben,

als der Anschlag schon ausgeführt werden sollte. Der Mann nahm seinen Degen, folgte der Spur unermüdet, fand die Gefahr auf, und war so glücklich, durch Kühne Entschlossenheit im entscheidenden Augenblicke den fremden Krieger zu retten. Er kehrt zurück — und findet das Dorf in Feuer stehen, die Seinigen versprengt durch feindlichen Überfall, den Rest seines Vermögens geraubt. Nach vier verzweiflungsvollen Tagen kömmt er mit seiner Gattin wieder zusammen, sie sinkt ohnmächtig vor ihm nieder, denn sie kann ihm nur eines seiner Kinder bringen, das andre, sein Stolz, sein Liebling ist dahin. Ein unheilvoller Haß bemächtigt sich seiner Seele, und er ist viele Jahre für das Leben und sein Glück verloren.“ — Sie schwiegen beyde. Nach einigen Minuten sprach die Zweyte leise die Zeile aus Schillers Glocke: Er zählt die Häupter seiner Väter — Sie schüttelte wehmüthig das Haupt und schwieg wieder. Darauf drückten sich beyde die Hand, und standen rasch auf, sich wieder unter die laute Menge zu mischen. Ich war an der Säule gesessen, und meine Blicke folgten ihnen, und nun fand ich, als sie dahingingen, die Schönheit, die erzählt hatte, der Gestalt Agathens so ähnlich, daß ich unwillkürlich ihren Namen laut ausrief. Eine kleine, rasche Bewegung verrieth, sie habe umblicken wollen; aber eben trat sie hinaus in den Saal. Bald streifte ich im Gedränge dicht an ihr hin; sie sprach mit ihrer Begleiterin, und jetzt glaubte ich auch ihre Stimme zu erkennen, kaum merklich verstellt. Immer blieb ich nun in ihrer Nähe, bis ich plötzlich — ein röthliches Mahl an ihrer Achsel erblickte, da wo der Hals sich in sie verliert, und das Kleid sich um ein Paar Linien verschoben hatte. Da stand ich und gaffte ihr mit großen Augen nach, und rieb mir sie dann sammt der Stirne weidlicher Maßen. Ich besann mich. Das konnte niemand seyn, als Theodors Agathe, die Mamsell Sterndyl; und war sie's, so war wohl auch er nicht ferne, und vielleicht vor wenigen Stunden angekommen. Schnell kroch ich in einen Sterndeuter, den mir der Maskenverleiher hinhielt, und trat im Zaubergürtel und langen Bart auf sie zu. — Du denkst hier unerkannt zu wandeln, sprach ich ernst, aber meinem Blicke verbirgst du dich nicht. — Das wäre! Biehest du in den Sternen? — Eben jetzt, versetzte ich, auf ihre Augen deutend. — Und du findest darin? fragte sie lachend weiter. — Dich, deinen Namen und deine Geschichte, obgleich wir uns heute zum ersten Mahle sehen. — So gib mir etwas aus beyden, daran ich's erkenne. Ich heiße? — Die Gute. — Und aus meiner Geschichte? Aber nichts Gewöhnliches, was jedem begegnet! — Kennst du den Namen des Grafen Drossen? — Sie trat einen Schritt zurück: Das wird ernsthafter, als ich dachte. Er ließt selbst halbverloschne Namen! Und was willst du eigentlich von mir, Magier? — Meinen Freund und deinen. — Freunde sind seltene Waare, guter Freund! rief sie wieder lachend; ich habe noch keinen echten aufreiben können. Oder nimmst du mich für eine Fee, die ein Duzend irrender Ritter in Banden hält, und deinen Freund darunter? — Zauberinnen seyd ihr alle. Aber lassen Sie uns die schöne Zeit nicht verscherzen. Ich bin Baron Törning und sehne mich, ihn an die Brust zu drücken. — Baron Törning? Ich kenne keinen Baron Törning. — Wie? Sollte er mich Ihnen nie genannt haben? — Er? Ich kenne keinen Er! rief sie ungeduldig aus, und ich entgegen: Mademoiselle, wenn Sie starr im Verneinen sind, so bin ich starr im Behaupten. Noch einmahl —

Adieu, Magier! Verderben Sie mir den Abend nicht! unterbrach sie mich, und wandte sich ab. — Das ist seltsam! Was Sie aber auch bewegen mag, sich und ihn mir zu verläugnen; ich versichere Sie, daß, selbst wenn Sie ohne die gräßliche Familie hier wären, Sie an mir einen aufmerksamen Begleiter und zu jeder Stunde einen Freund und Schützer haben sollen! — Ich sagte das, ihr folgend, denn sie ging aus dem Gedränge, das aufmerksam zu werden anfing, eilig in ein Nebenzimmer, ihre Freundin fest im Arme. Hier, wo wir unbemerkt waren, stand sie mir und sprach: Sie werden zudringlich, mein Herr! — Sie nahm die Larve ab. — Mein Gott! Agathe! rief ich bestürzt; ich erkannte sogleich die Walter in ihr, obgleich sie im tiefen Schatten stand und ihr das Gesicht von Unmuth glühte: Wie ist's möglich, daß Sie — Agathe! — So heiße ich, sprach sie nun und erhob sich stolzen Anstands, Agathe, Vikomtesse Saint Marcel; und haben Sie mir jetzt noch etwas zu sagen? — Ihre Begleiterin hatte sich auch entlarvt, ein mir völlig fremdes, stolzes Gesicht. — Ich bückte mich und brachte nur einzelne Laute und Anfänge von Reden und Entwürfe zu Fragen auf die Zunge, die zum offenen Munde nicht heraus wollten. Mein gesammter Menschenverstand war für den Augenblick aus puren Frag- und Ausrufungszeichen zusammengesetzt, wie die eingeklammerten Stellen in Antikritiken. Endlich riß ich die Larve ab, worunter mir brühheiß geworden war und nahm schier das Ohrläppchen mit und fuhr empor; aber verschwunden waren die beyden Mädchen. Nun schoß ich in den Saal und unter das Gewühl hinein, das mich nichts anging und stob auf und nieder, und achtete auf nichts und zerarbeitete mich, die dicksten Haufen zu durchstören. Aber umsonst! keine Mamsell Walter oder Sternbühl, keine Vikomtesse Saint Marcel war zu sehen. Schon hatte ich hundert Rippenstöße ausgetheilt und zweyhundert wieder empfangen, und war von der großen Behe des Generals auf die kleine des Kommerzienraths gesprungen, jedes Mahl den dritten Mann um Vergebung bittend, der erste war schon weit hinter mir, als endlich einer meiner Freunde mich lachend beym Arme packte: Törring, du fällst ja ganz unerlaubter Weise aus dem Charakter! Wann hat sich je ein Sterndeuter so betragen? Du fährst ja daher wie ein unberechenbarer Komet, quer durch alle Bahnen und Bilder. — Ach, Guido, man soll den Teufel nicht an die Wand mahlen. Ich wollte heben und bin nun selbst verheert. Sie aber sind weg, hin, verschwunden! — Damit fuhr ich zur Thüre hinaus und auf die Straße.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

(Schluß.)

Berlin.

Wir verlassen Berlin auf einen Augenblick und machen einen Abstecher nach Wittenberg, um der Aufstellung und Einweihung der Statue Luthers zuzusehen. Sie steht auf dem Markte, dem Rathhause gegenüber: ein ehrwürdiges Werk unsers ehrwürdigen Shadow — wahrscheinlich sein letztes großes, denn diese Sonne wird von Rauch (d. i. dem Künstler Rauch, ehemahls Kammerdiener der Königin, jetzt ein schön entwickeltes Bildhauer-Naturgenie) verdunkelt und in Schatten gesetzt. Merkwürdig war es allerdings, daß in der Einweihungsstunde des Standbildes, gerade im

Augenblicke, wo die Hülle fiel, wo Luther sichtbar wurde, die Sonnenstrahlen ihn beleuchteten, und das Fußgestell durch den Schlagschatten der umgebenden Häuser unbesonnt blieb. Den Baldachin gothischer Zeichnung und Bauart wünschten Viele weg. Im Vorbengehen: Der Mansfelder-Verein zu einem Denkmal, für Luther hatte ungefähr 20,000 Thlr. zusammengebracht. Der König von Preußen übernahm das Werk, und schuf das Doppette hinzu, ließ aber dem Verein Ehre und Dank. So steht denn nun Luther in der Stadt, wo er lehrte. Daß an jenem wichtigen Tage (den 30. Okt.) nicht auch die feyerliche Vereinigung der Lutheraner und Reformirten zur gemeinschaftlichen Benennung der evangelischen Kirche erfolgte, ist mehreren kleinlichen Umständen und Bedenklichkeiten zuzuschreiben, besonders aber dem Einflusse eines einzigen dortigen Predigers über seine Gemeinde, und der runden Erklärung: es sey gegen sein Gewissen. Da nun kein Gewissenszwang in unserer toleranten Regierung Statt findet, so mußte die Vereinigung unterbleiben — aber der König kam auch nicht nach W.

Hier werden zu Anfang des Jahres 1822 zwey Statuen aufgestellt, welche bereits von Rauch verfertigt sind, und zu denen, rechts und links des neuen Wachthauses auf dem Königsplatze, der königl. Wohnung gegenüber, der Grund gegraben und gelegt ist. Sie stellen die Generale Scharnhorst und Bülow vor, denen Preußen viel verdankt, und Preußens Geschichte noch mehr verdanken wird. Scharnhorst fing das Rettungswerk vom Joche Napoleons an, Bülow vollendete es, denn ohne ihn ging die Schlacht von Waterloo für die Engländer verloren, deren Rückzug für die Nacht schon beschlossen und angeordnet war, als Bülow dem nur von dieser Seite verwundbaren Krieger in den Rücken fiel, und die von ihm anderswo gemachte Bemerkung: Schlachten werden in einer Viertelstunde gewonnen und verloren, auf ihn selbst anzuwenden den Muth und das Glück hatte.

Blücher's Andenken ist auch seit kurzem, durch das spät vollendete (aber auch das alte Sprichwort bestätigende) Kunstwerk: „Der König an Blücher's Krankentisch“ — eine Platte, die dem Fleiße und der Geschicklichkeit der Verfertiger, Gebrüder Herschel, Ehre macht — auf's neue belebt worden. Krieger und Nichtkrieger, Preußen und Nichtpreußen zollen gern, durch die Anschaffung dieses Nebenstücks zu Friedrich II. und Zieten, dem zweiten Zieten, dem Inspirirten des Augenblicks, dem tapfern Degen, der Seele seines Heers in Schlachttagen — unserm Blücher, ihren patriotischen Dank. Er war ein Mecklenburger, ein Halbpommer — und bey dieser Gelegenheit lassen Sie sich eine Anekdote des 7jährigen Krieges erzählen, oder aufwärts. Die Franzosen sprachen — damahls wie jetzt — mit Achtung von den preussischen Kriegern; sie meinten aber doch: bey Rossbach und an andern Orten würden sie es nicht so leichten Kaufs gegeben haben, wenn's nicht die verfluchten — ces maudits gâteaux — gewesen wären. Wer waren denn diese schwer zu verdauenden Kuchen? Es waren die tapfern, derben, geraden Pommern — die sich einer dem andern, in ihrer Plattsprache zuriefen: Ga to (geh zu! à la Blücher: Vorwärts!) Dieses Ga-to schafften die Franzosen in ein bekanntes Leckerwort um, mochten sich aber daran eben so wenig überessen und den Magen verderben, als an den bekannten pommerschen Backbeeren und Klüten (Klößen).

Vor kurzem feyerten die in Berlin angefessenen Pommern auf ihre biedere Art das Säkularfest der Vereinigung ihres Herzogthums mit Preußen, im vollen, aber dabey doch bescheidenen Gefühl ihres Werths, ihrer Treue und ihres Grundcharakters. Die beyden P in Pommern und Preußen sind besser, als die beyden P im Rahmen des Generals' Pepe.

Pe sth.

Das magyarische Taschenbuch Aurora ist endlich erschienen, und hat alle Erwartungen, die das lange Ausbleiben, der Nahme des geschätzten Redakteurs (Karl Kisfaludi) und die zahlreichen, bekannten Mitarbeiter erregten, vollkommen befriedigt, es war auch nichts anderes als Pflicht, daß alle Dichter Ungerns ihr Bestes beygetragen haben, da dem Taschenbuch das Glück geworden, Ihrer Majestät unserer allergnädigsten Kaiserinn und Königin gewidmet, und mit Ihrem allerhöchsten Bildniß geschmückt werden zu dürfen. So hübsch auch die Auflage, so ge-

schmackvoll auch die Kupfer sind (außer dem bereits erwähnten gelungenen Bildniß Ihrer Majestät zwey ungrische Landschaften Tihany und Füred und drey Gegenstände aus dem Inhalt der Aurora), wird dieß alles vom Inhalt der Aurora überstrahlt. Es ist hier nicht der Ort noch der Raum, die Gedichte und Erzählungen ausführlich zu würdigen, da das angezeigte Taschenbuch den meisten Lesern dieser Zeitschrift fremd bleiben wird, aber das Vortrefflichste unter dem Vortrefflichen wenigst zu nennen, kann sich Ref. nicht versagen. Hierzu gehört aus der großen Zahl der Gedichte: die Zueignung und das Schlusswort an Ihre Majestät, Alexander Kisfaludi's. Balsade Dobozsi, Szemeré's mit italienischer Gluth und Weichheit gedichtete Sonette. Die wunderschönen Stanzas an die Aurora von Kisfaludi, Lebensstufen von Karl Kisfaludi, Kölcsei's Ballade schön Lenka, und Kazinczy's herrliche Beyträge. Unter den zehn Aufsätzen in Prosa zeichnen wir drey aus: 1) Über die Rechte der Frauen in Ungern, eine kurze, gefällige, verständig geordnete Darstellung und ganz in ein Taschenbuch gehörig, welches zunächst dem schönen Geschlecht eines Landes angehört, in welchem die Frauen mehr und größere Rechte haben, als in der ganzen übrigen Welt. 2) Die Belagerung von Erlau im Jahr 1552, vom Grafen Joseph Teleki, eine streng historische Erzählung. Das Beste ist aber Döbrenté's Erzählung, die Sieger bey Kenyermező; ihr gebührt die Palme. Die Übersetzung der Episode vom Blind und Sofronia aus Tasso's befreitem Jerusalem verdient gerechte Anerkennung, wenn der Übersetzer (Helmeczy) das ganze Epos Tasso's mit gleichem Glück übersetzt; auch hat er, wir sagen es ungeschwehrt, die ungrische Sprache um ein halbes Jahrhundert ihrer vollendeten Ausbildung näher gerückt. Es bleibt Ref. nichts mehr übrig, als dem Hrn. Herausgeber zu seinem gelungenen Unternehmen Glück, und seinen Bemühungen für die Zukunft gleichen Erfolg zu wünschen.

Schauspiel.

Theater nächst der k. k. Burg, den 4. d. die Schuld. Hr. Heurteur trat zum zweiten Mal als wieder engagirtes Mitglied des Hoftheaters im Charakter des Hugo von Drindur auf.

Als diese Tragödie vor einer Reihe von Jahren zum ersten Mal gegeben wurde, erschien Hr. Heurteur in derselben Rolle mit dem ausgezeichneten Beyfall, und eine damals Aufmerksamkeit erregende Beurtheilung des Trauerspiels fügt in Betreff des Darstellers noch hinzu: „Hr. Heurteur hat diesen schönen poetischen Charakter in seiner ganzen Tiefe aufgefaßt und dargestellt. Seine Deklamation ist musterhaft und sein gemessenes und gehaltenes Spiel im reinsten Einklange mit dem Ganzen. Ihm vorzüglich verdankt dieses Trauerspiel den großen Beyfall, womit es aufgenommen wurde, und der auch im vollen Maße auf ihn zurückströmte. Er hat sich als selbstständigen Künstler bewährt, der mit Geist dichterische Schönheiten mit seiner eigenen Individualität zu verschmelzen weiß, und den Vorwurf gemeiner Kopiersucht, die ihm häufig und mit Härte gemacht wurde, auf immer vernichtet.“ Der Beurtheiler dieser letzteren Darstellung wüßte diesem Ausspruch nichts hinzu zu fügen, als folgende wenigen Worte, die auch schon in der mitgetheilten Stelle enthalten sind: So gewiß das dramatische Werk der Darstellung des Hugo einen Theil des erhaltenen Beyfalls verdankt, eben so gewiß erhöhte auch die Kraft der Dichtung die Theilnahme für den Darsteller.

Hr. Anschütz war Don Baseros, und stellte uns ein Kunstgebilde auf, das in voller Klarheit vor unsern Augen sich entfaltete, und von des Künstlers erstem Eintritt bis zum Schlusse, Zug für Zug der Vollendung immer näher rückte. Wenn solche Werke mimischer Kunst von neuem wieder es mit schmerzlichem Gefühl bedauern lassen, daß diese Kunst nur transitorisch ist, so drückt dagegen die Erinnerung an solche vorübergehende Gebilde sich tiefer in die Seele, und wenn es unmöglich ist, das Einzelne aus diesem fein verschlungenen, eng geschlossenen Ganzen heraus zu heben oder

auszuzeichnen, weil dies gleichsam das Werk zerstören hiesse, und weil stets das Folgende wie das Vorhergehende gleichen Anspruch auf Bewunderung hat, so stellt sich uns das Ganze doch in jugendlicher Schönheit immer wieder dar, so oft die Phantasie den Flügelschlag erhebt. Diese wenigen Zeiten mögen die Beurtheilung eines Kunstwerks umfassen, das die Kritik nicht erschöpfen könnte, ob sie gleichwohl, wenn sie es zu zergliedern unternehmen wollte, in dem hellen Farbenglanz auch leichte Schattenpunkte finden würde. Den Kunstrichtern muß ein solches Werk um so werthvoller seyn, wenn man ihnen den Vorwurf etwa machen könnte, daß sie früher Dieses oder Jenes allzu sehr erhoben hätten. Dem Künstler ist es unmöglich, sich immer gleich zu bleiben; die Kunst steht höher als der Künstler, macht die strengsten Anforderungen immerfort an ihn. Je heller der Glanz ist, der über das Gemälde sich verbreitet, desto leichter sind auch die kleinsten Mängel, die kaum noch Mängel heißen können, zu bemerken. Hier kann aber davon in der That auch nicht die Rede seyn. Man könnte nur die Frage stellen, warum der Künstler Anfangs die Weichheit in dem Charakter des *Valeros* so merklich vorherrschen ließ, und die Antwort würde seyn: ganz gewiß that er das mit Absicht. Denn hier wurde keine Bewegung ohne künstlerische Besonnenheit gemacht, das leuchtete besonders ein. Er wollte von der gewöhnlichen Meinung abweichen, die so leicht zum Mißgriff führt, nämlich, daß der stolze Spanier sich hart und rauh ankündigen müsse, und fand dadurch Gelegenheit, den Umfang seines reichhaltigen Organs durch alle Stufen zu verwenden, den Ausdruck des schmerzlichen Gefühls, man möchte sagen, die Melodie der Thränen durch alle Modulationen durchzuführen, ohne daß wir müde würden, sie zu hören. Ja noch mehr, wenn der härtere Ton nach und nach in einen immer weichern übergehen muß, so hat der Künstler mit dem größten Glück die Stimmung umgekehrt; er steigerte im Wachsthum des schmerzlichen Gefühls die Kraft des Ausdrucks bis zum letzten Augenblick. Haltung, Gang, Redevortrag und Aktion — Alles war hier in voller Übereinstimmung, eins erläuterte das Andre, eins wirkte durch das Andre. Und damit diese Beurtheilung schliesse, wie sie angefangen, mögen noch die Worte eines ältern Kunstrichters, eines der berühmtesten, in Beziehung auf den hier genannten zweiten Künstler, mit einiger Abänderung eine Stelle finden:

„Der wahre Künstler (sehen wir immer hinzu, auch der wahre Dichter) glaubt es nicht einmahl, daß wir seine Vollkommenheiten einsehen, und empfinden, wenn wir auch noch so viel Wesens davon machen, bevor er nicht gewahr wird, daß wir auch Augen und Gefühl für seine Schwäche haben. Er spottet bey sich selbst über jede uneingeschränkte Bewunderung, und nur das Lob derjenigen wird ihn befriedigen, von denen er weiß, daß sie auch Herz und Fähigkeit besitzen, ihn zu tadeln.“

Modenbild L.

Kleid mit Bordüre von farbigem, langhändigem Plüsch, davon auch der übrige Aufputz ist. Der Hut ist gleichfalls von Seidenplüsch.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß.

of
ich
sie
rfs
zu
fte
nn
Igr
Die
an
ind
ier
fels
so
mit
ht,
die
auf
gen
ls,
en,
and
ren
hls
and
ins
en,
gie:
lle
ubt
wir
uch
un-
oon



P. v. St. del.

Fr. Strober. sc.

L.

Wiener Moden.

*149.
1821.*

James Gilliland
1840

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 15. December 1821.

150

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich (drey Nummern) Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbj. und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Ranstein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Agathe, oder: die Opfer.

Von D. Ernst Wohl.

(Fortsetzung.)

VII.

Noch ärger! — Das Festgewand von blaßblauer Seide. —
Das Mahl. — Verlorne Fassung.

Mein Weg, als ich endlich zu mir gekommen und im Heimgehen war, führte mich am Hause der Kammerräthinn vorüber. Oben hielt ihr Wagen, und sie stieg aus, vom Balle kommend. — Allein? fragte ich; wo haben Sie denn die Walter gelassen, gnädige Frau? — Die ließ sich nicht nehmen, die Nacht bey Betty zu wachen, das Kind ist unpäplich, und Sie kennen ja die sorgsame Walter. Gute Nacht, Baron! — Ich kam den nächsten Tag, ich plauderte mit Betty und ließ mir von ihr sagen, wie Agathe ihr heute Nacht so oft habe Wasser reichen und so viel erzählen müssen. — So war denn diese räthselhafte Vikontesse Theodors Freundin, und verläugnete ihn; oder sie war eine Dritte, und die Sache wurde nur noch wunderbarer; denn woher das Mahl der Sterndyke, und die täuschende Ähnlichkeit mit der Walter? woher ihre sichtliche Betroffenheit bey dem Nahmen des Grafen, und ihr schnelles Verschwinden vom Balle? — Ich fragte die halbe Stadt; niemand kannte eine Saint Marcel. Doch wollte jemand einmahl etwas von einem Vikonte dieses Nahmens gehört haben, wußte aber nicht, was. Ich sann und berechnete und muthmaßte, und stampfte mit dem Fuße vor Unmuth, wenn ich wieder nichts zu Stande brachte, und hüpfte auf einem Beine, wenn ich auf etwas gekommen war, bis ich es näher an meine Verstandeslampe brachte, und davor die ganze Wahrscheinlichkeit in Rauch aufging. — Aber es sollte noch ärger kommen.

Da hatte die Wangen ein Fest zu geben, wobey es in jeder Rücksicht hoch hergehen mußte. Sie benützte die Gelegenheit, um ihre bescheidene Walter

einmahl recht herauszuputzen. Ein neues Kleid von blaßblauer Seide, dessen Schnitt sich der Mode mit Zucht und Sinn fügte, mußte sie annehmen sammt etwas höchst nöthigem Putz und Schmuck, weil es, wie die Kammerräthinn ernstlich versicherte, unumgänglich war, daß alles im Staate erschiene. Sie richtete viel Unheils damit an, denn kaum trat Agathe ein, so flogen ihr aller Männer Blicke entgegen, und blieben festgebannt auf ihr haften und treten nur, wie verwaiset, umher, wenn sie zuweilen den Saal verlassen hatte. Der gute Baron Törring war gar verloren, und ich mochte ihm zureden aus Leibeskräften, er gelangte kaum zu einer leidentlichen Fassung. In Wahrheit hatte ich die Gewalt ihrer Reize noch nie so heftig empfunden und hatte Mühe, mein Gefühl der Gesellschaft nicht Preis zu geben. Ich hielt mich von Agathen entfernt unter der Menge, ich suchte ihr allein zu begegnen; aber sie schien mir willentlich auszuweichen; bis ich im menschenleeren Gesaale, wo sie mit Anordnung der Tafel sich beschäftigte, sie endlich traf. Mit sehr bewegtem Herzen stand ich vor ihr und faßte ihre Hand, um ihr heute einmahl zu sagen, wie lieb und schön sie sey, und mir wie theuer; da fiel mein Blick auf ihre Achsel und — das röthliche Mahl der Vikontesse! auf derselben Stelle, von derselben Form, blickte mir entgegen. — Agathe! rief ich, Sie waren auf dem Balle. — Sie sah mich mit fragender Miene an. — Auf dem neulichen Maskenballe. Sie haben mich bösllich geneckt, Vikontesse! — Sie lächelte: Lieber Baron, ich war in meinem Leben noch auf keinem Maskenballe; und neulich wachte ich ja bey Betty. — Liebste, beste, boshafteste Walter, ich beschwöre Sie, aufrichtig zu seyn! — Bin ich es je nicht gewesen? Wer weiß welche Maske sie täuschte. — Eine Maske, wie sie die gnädige Natur Ihnen geliehen, ein lebendes sprechendes Gesicht. Bey Gott, diese Täuschung wird mich noch um meine gesunden Sinne bringen! — Sie legte die Hand auf die Brust und sprach langsam und bethuernd: Ich bin jene Nacht nicht von des Kindes Bette gekommen. — Nun so machen Sie das mit der großen Maskenverleiberinn aus! Sie laufen, wie Sie leiben und leben, auf den Bällen umher, und philosophiren und verdrehen den Leuten die Köpfe, während Sie daheim den Kindern Märchen erzählen. Wenn ich nicht irre, lassen Sie sich auch in H**g sehen; und so erwarte ich denn mit Nächsten noch Nachrichten von andern Orten. — Mein Gott! sagte sie beunruhigt, welch seltsamer Irrthum! — Oder haben Sie Verwandte, die so aus Ihrem Spiegel gerissen sind? — Sie schüttelte seufzend den Kopf: Ich bin ganz, ganz allein. Aber lassen Sie uns jetzt zur Gesellschaft gehen! — Sie sind bange geworden, Mamsell Walter? — Wie sollt' ich anders? Ist es nicht ängstigend, daß da so vollkommne Ebenbilder von mir herumwandeln sollen, die mir ganz fremd sind? Das hat etwas Gespensterhaftes, und es könnte einem ein Grauen darüber ankommen. Und überdieß, was kann da alles auf Rechnung der armen Walter geschehen! — Sie führte mich in weiterem Gespräch an die Spieltische und überließ mich dort meiner Weisheit.

Da stand ich denn auch, wie ganz verlassen. Noch einmahl stieg ein Verdacht gegen die Tadellose in meiner gequälten Seele auf, ein bittres, grollendes Mißtrauen gegen ihr Wort, gegen die Hand auf ihrer Brust, das unschuldige Auge, mit dem sie mir die Versicherung gegeben hatte. Ich legte mich auf Kundschaft, vorsichtig wie ein Spion, bey dem Kammerkätzchen in

Theezimmer und dem Bullenbeißer mit dem Bändelner am Thore, es blieb gar keinem Zweifel unterworfen, daß sie in jener Ballnacht nicht aus dem Hause, nicht aus der Kinderstube gekommen war. Jetzt war meine Fassung für den Abend völlig hin, und ich möchte den sehen, der sie an meiner Statt behalten hätte. Ich suchte mein Bett, und lag in irren Träumereien mit wachen Augen da.

Das war nun schon die dritte Nacht, die ich um dieses Mädchens willen schlaflos zubrachte.

VIII.

Kopfstücke von Briefen. — Ein Lamentoso. — Falsch bezifferter Bass dazu — Das Mittel- und Schwanzstück. — Kampf und Niederlage, Flucht und Nachjagen.

Mit dem grauenenden Morgen sprang ich auf, und schritt über den knisternden Schnee hinaus ins Freie, mich in der frischen Winterluft zu baden. Am Flusse schnallte ich Schlittschuhe an, und flog auf diesen Merkursfüßigen die blanke Fläche auf und nieder, und erhaschte nichts weiter dabey, als den Entschluß, Theodor meine Begebenheiten mitzutheilen. Damit war ich zurückgekommen und saß am Schreibtische.

„Der Henker hole mich, Theodor,“ so fing ich an, „wenn ich dir nicht zur Stunde ein Sendschreiben schreibe und sende, obgleich mein letztes kaum eine Woche auf der Welt seyn mag, und wenn es zu den blindgeborenen Thieren gehörte, die Augen heute noch nicht einmahl offen hätte. Aber“ — weiter schrieb ich auch nicht, denn Theodor hatte mirs abgewonnen, und eben trat mein Lambert ein, und brachte mir von ihm folgendes:

Der Graf Drosten an den Baron Lörring.

„Soll ich denn so ganz verlassen seyn, in meiner Einsamkeit; und niemanden, niemanden sagen dürfen, was Kraft und Leben in meiner Brust verzehrt! Auch du schweigst; hast auch du mich aufgegeben, und soll ich alles zugleich verloren haben? O ich will es nicht glauben, denn ich fühle, daß selbst mein düsterer vielfacher Gram die Regungen meiner Freundschaft nicht zu ersticken vermochte. Nichts mehr dachte ich zu bedürfen, als eine Ode, und ein Grab — ja Eberhard, es ist nicht Überspannung, nicht Wahn, mit jedem Tage sehe ich meine Kräfte schwinden, und von dem blühenden Theodor schwankt nur noch ein sinkender Schatten umher. Aber vom Lethe will ich nicht trinken, sie will ich nicht vergessen und dich nicht, dein biederes Herz, das mich so schwer kränkte. Ach Eberhard, auf meinen Brief, der dir so viel und wichtiges erzählt hatte, meinte ich Antwort erhalten zu müssen; ich harrete von Woche zu Woche, bis endlich — doch ich will dir keine Vorwürfe machen; warum schrieb ich dir auch nicht wieder und wieder, bis du erkannt hättest, wie sehr ich deiner bedarf! Aber ich war so düster gestimmt, ein so stummer Groll gegen das harte Geschick hatte mich gefaßt, daß ich ihm endlich zu trogen wähnte, wenn ich nicht nach Linderung griff.“

Ich lebe diesen Winter auf dem Gute, mein Vater hat mich auf mein Bitten hier lassen müssen; er besucht mich zuweilen und hofft, mich getrösteter zu finden, und ich thue, was ich kann, um es ihn glauben zu machen. Sonst war ich die Freude seines Alters; jetzt — ach! es ist vieles anders geworden,

alles! Sonst war Agathe seine Lust, seine Pflegerinn; jetzt — sie ist fort, ganz fort, ohne Rückkehr fort! so wisse es denn mit einem Worte! und mit ihr ist alle Zufriedenheit gewichen. O, ich klagte dir so, wie schwer ich kämpfen müsse, nun ist mir das erspart; ich bin tödtlich verwundet, und mit dem Kämpfen hat es für immer ein Ende. — Soll ich dir sagen, wie das geschah? — So höre!”

Aber ich, Eberhard Freyherr von Törring, hatte jetzt kein Ohr zu hören. Die Vikomtessie tanzte mir vor den Augen herum, und ihre Worte und die Ballmusik sammt Pauken und Trompeten wurden mir so lebendig, daß ich aufsprang, und im Zimmer auf- und abgehend den Bass dazu bezifferte. Die Sterndyke ist fort! Ich sah das Datum des Briefes nach. — Mein Himmel! wenn sie es war, die ich in der Maske erkannt hatte; so genade du seiner Verblendung! Wenn sie da lachen kann und Possen treiben, wenige Tage vielleicht nachdem sie sich von ihm getrennt; wenn sie sich eine Vicegrafenkrone aufsetzen kann, als Kopfzeug und Ballpuß, und den Namen der Saint Marcel tragen, wie Andere falsche Locken oder Zähne! — Mir fiel nach gerade alles bey. Der Name Drosken hatte sie überrascht. Halbverloshne Namen ließt der Magier, sagte sie. Wenn denn wenige Tage oder Wochen höchstens seinen Namen schon halb verlöschen konnten! Armer Drosken, stirb nicht, vergeh nicht! es wäre Schade um die Mühe. — Ich heile ihn! rief ich, und stand. Er wandte sich doch schon an mich, es verlangt ihn nach Ärzten, der Ärger soll ihm wohl anschlagen, hoff ich. Ich will nur sehen, wie das Übel so arg geworden ist. Berrückt ist er ein Weniges. Meine Antwort konnte er zwar noch nicht erhalten haben, aber thut er nicht, als habe er schon mindestens zehn Mond- oder neun Sommermonathe darauf gepasst, wie eine junge Frau auf den ersten Ghesegen? — Ich setzte mich zurechte und las weiter:

„Stets mächtiger war meine Liebe zu Agathen emporgestammt und hatte meine festesten Entschlüsse wie Wachs geschmolzen. Nein, ich konnte sie nicht mehr bergen, wenn wir auf dem Hügel standen, der Osten vor uns seine Pforten aufthat und die Sonne daraus emporstieg und der Sommermorgen ihr entgegen jauchzte; wann am Abend unser trauliches Gespräch zu versinken begann vor dem Plätschern der Quellen, auf dem der Schlag der Nachtigallen sich schaukelte, und der Mond mit seinem stillen Lichte die Wiese deckte, mit seinen schwarzen Schatten sie umsäumte, daß wir wie abgeschieden waren im Lande der Seligen, wo kein Pfad mehr hinausführt, und eine sehnsüchtige heilige Regung Brust an Brust zog; wann sie nun die Stimme tönen ließ, deren Gewalt ich selbst sie gelehrt hatte, und ihre sanften Laute allmählig sich erhoben und immer voller und herrlicher wurden, bis es sie selbst überwältigte und sie sich abwendend mit einem leisen Schluchzen endete: ja sie liebte mich auch, ich konnte, ich mußte es hoffen. Sie verbarg es nur besser; aber siegend brach die Leidenschaft manchmahl hervor und verrieth den Kampf in ihrer Seele. Sie kannte die Gesinnungen meines Vaters, seine Grundsätze, sie liebte ihn mit hoher, schwärmerischer Dankbarkeit, und nun sollte sie es seyn, die seine Zufriedenheit störte, ihm den Sohn verlockte, seinem Vaterherzen eine doppelte Wunde schlug! Fühlst du, Eberhard, wie sehr sie leiden mußte? Und ich that, was ich mir nie verzeihen werde. Unterlegen der

Gewalt meiner Gefühle, stritt ich nun mit allen Waffen, ihr den edlen Sieg zu entreißen; der Zukunft dachte ich nicht, nicht deiner, und selbst der Anblick meines Vaters machte mich zwar unglücklich, aber er konnte mich nur auf Stunden abhalten, mit ganzer Kraft um ihr Herz, um das Geständniß ihrer Gegenliebe zu ringen. Endlich, endlich brach ihre Stärke und sie sank weinend, zitternd auf meine Schulter und lispelte: Ja denn, ich liebe Sie, schmerzlich, ewig, Theodor, ewig! — War ich nun glücklich? Einen Augenblick. Ach nur so lange, als ihr Geständniß mich alles andre rings hatte vergessen gemacht. Aber meine Entzückungen verrauschten schnell, denn sie theilte sie nicht; ihr Ja stand trennend zwischen uns; ich fühlte und verhehlte mein Glück, wie ein Verbrechen, und meine Schuld fing an ihre Geißel zu schwingen.

Am zweyten Tage erscheint Agathe nicht beym Frühstücke. Mein Vater, gewohnt, alles von ihren Händen beschickt zu sehen, fragt mit Besorgniß nach ihr. Ihre Stube ist verschlossen; niemand weiß, wohin sie gegangen. Fieberangst packt mich und dehnt die Minuten zu Stunden. Endlich, über Mittag, wir saßen stumm zu Tische und sahen jedem eintretenden Bedienten gespannt entgegen und sandten die Schüsseln unberührt wieder zurück, endlich bringt ein Knabe einen Brief an den Grafen. Eberhard! mein Vater weinte, während er ihn las; ich hing wie leblos auf meinem Stuhle und las mein Schicksal aus seinen Mienen. Nun reichte er mir das Blatt: Sie ist das edelste Weib, das ich je kannte! sagte er mit brechender Stimme und ging und verschloß sich in sein Gemach. — Es war ihr Abschied von ihm, eine rührende Aufzählung aller Wohlthaten, welche sie von ihm empfangen und welche es ihr so leicht machen würden, in Zukunft für sich zu sorgen; eine Bitte um seinen väterlichen Segen und die Versicherung, daß kein Verbrechen sie von ihm reiße, nur die Furcht, ihm mit Undank zu lohnen. — Meiner erwähnte nur ein einfacher Gruß; sie wollte unsere Herzen schonen: aber ich sah bald, daß mein Vater wußte, was sie von uns getrieben hatte; ich sah es an den gütigen, mitleidvollen Blicken, mit denen er mir die Hand reichte, die ich unter hervorstürzenden Thränen küßte, an der Vorsicht, mit der er zu verhehlen suchte, wie sehr sie ihm aller Orten abging, an dem Eifer, mit dem er mir wiederholte, daß er alle Anstalten getroffen habe, sie auffinden zu lassen, um — für ihr ferneres Loos auch in der Ferne väterlich zu sorgen. — Ach, er hatte uns längst errathen, und schon war alles vorbereitet gewesen, uns, wenn es seyn müßte, sanft von einander zu entfernen. Er hat mehr gethan, als du von dem Grafen Drossen gefordert hättest. Ich erfuhr, und es rührte mich tief, daß er Agathens Pflegemutter auf's neue heimlich vernommen hatte und mühsame Nachforschungen angestellt, um über des Mädchens Herkunft Licht zu erhalten. Das Weib wußte nichts, als daß die Sternodyl, da sie sie in Dienste genommen, das Kind bey sich gehabt, es immer Tochter genannt, aber nie von dessen Vater gesprochen habe; aus den Papieren, die in ihrem Nachlasse sich vorfanden und den Aussagen Aller, die sie gekannt hatten und die mein Vater auffuchte, war nur ersichtlich, daß sie mit dem Kinde allein vor vierzehn Jahren in H**g erschienen, ja höchst wahrscheinlich nie verheirathet gewesen war, denn Sternodyl war ihr väterlicher Nahme. Und somit konnte Agathe nichts seyn, als ihre natürliche Tochter, oder, wenn man wollte, ein Findling. Mit tiefer Betrübniß gelangte

der Graf zu diesem Resultate, und damahls war es, wo er Agathens Entfernung beschloß. — Wenn ich denke, wie nahe ich damahls meinem Glücke war, daß vielleicht wenige Zeilen, die mir ihre eheliche Geburt bescheinigt hätten, genügten, um meinem gütigen Vater — Daß ich, ich sie hinausgetrieben habe in die Welt, allein, losgerissen von den Wenigen, welche sie gefunden und geliebt hatten! O mein Gott! nimm, was meinen verrinnenden Stunden noch von Glücke zugetheilt war und schütte es auf ihr edles Haupt!

Mein Vater hat viel und vergebens nach ihr geforscht; ich thue es nicht, sie soll ihr Opfer nicht umsonst gebracht haben; ich will es theilen, und der Stamm der Grafen Drossen soll makellos verdorren.

Sieh, da habe ich noch einmahl recht lange mit dir geplaudert, mein Eberhard, wenn du auch schwiegst und nichts davon wissen wolltest, wie mein Leben mit dem Sommer hoch in der Blüthe stand, und mit dem Herbstlaube welkte, und der Winter das weite, weiße Tuch noch im Scheiden über meinen Grabhügel decken wird. — Könnst' ich dich noch einmahl sehen!" —

(Die Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Paris.

Von G. L. P. Sievers.

(Fortsetzung.)

Es beginnt sich von Tage zu Tage ein immer ernsterer und tiefer strebender Geist im philosophischen und gelehrten Wissen der Franzosen zu zeigen. Aber Rom ist nicht in einem Tage gebaut und gut Ding will Weite haben. Mitunter macht sich noch jener horror vacui bey ihnen bemerkbar, der schon seit Jahrhunderten Ursache gewesen ist, daß sie die Leere, wofür bey ihnen jede Tiefe gilt, mit Schutt auszufüllen suchen, woraus eine gangbare Oberfläche wird, auf welcher sie sich nicht leicht den Hals brechen. Diese Liebe zum Planen zeigt sich besonders dann, wenn, zum Frommen französischer Erfindungen, in die Trompete des Lobes gestossen werden soll. Eine dieser Erfindungen, welche der Eitelkeit der Franzosen am meisten schmeichelt, und auf welche auch das Ausland einen großen Werth zu setzen scheint, der Blinden- und Taubstummen-Unterricht, hat mir von jeher eine Puppe geschienen, mit welcher das philanthropische Zeitalter auf eine recht kindische Weise spielt. Während man mit großen Kosten und ungeheuren Mühewaltungen einer geringen Anzahl von der Natur verwahrloster Individuen einige sparsame intellektuelle Begriffe oder mechanische Geschicklichkeiten beybringt, deren Ausübung mehr die schwächliche Neugierde des Publikums in Anspruch nimmt, als einen wirklichen thätlichen Nutzen erzielt, gehen hundert Tausende von Kindern aus den untern Volksklassen, von denen vielleicht ein großer Theil die allerglänzendsten Anlagen besitzt, aus Mangel an Erziehung und Unterricht sowohl wissenschaftlich als moralisch zu Grunde. Wäre es (um hier bey Paris stehen zu bleiben) nicht besser, die Blinden und Taubstummen bloß vor Mangel zu schützen und sie übrigen in intellektueller Hinsicht ihrem Schicksal zu überlassen, dagegen aber die Tausende von Buben und Mädchen, welche herren- und ätternlos herumlaufen, und von welchen besonders erstere sich anfangs allen Lastern der Natur und späterhin allen Verbrechen der bürgerlichen Gesellschaft überlassen, einfangen und zur Arbeit anhalten zu lassen? Aus blinden oder taubstummen Menschen dürften, auch wenn ihr Geist auf der untersten Stufe der moralischen Bildung stehen bliebe, nie Räuber und Mörder, noch der öffentlichen Sittlichkeit Verderben bringende Individuen werden, dahingegen jene junge Brut die Pestbeulen der menschlichen Gesellschaft sind und vielleicht, wie wohl schon der Fall gewesen seyn mag, auf eine Zeit lang das Verderben eines ganzen Volks bewirken können. Aber die Blinden- und Taubstummen-Institute sind nun ein

mahl das Steckenpferd, auf welchem sich, der Bewegung wegen, das hiesige Publikum alljährlich ein Paar Mahle recht gemüthlich herumzutummeln pflegt; Mancher, der sich am Morgen in dem öffentlichen Examen über die Krieheln eines Blinden oder über die pantomimische Unterredung zweyer Taubstummer bis in's Innerste des Herzens ergeht hat, sieht am Abend in den Straßen von Paris, besonders im Palais-Royal, den scheußlichen Gottlosigkeiten jener Jungen, die doch nur darum der Inbegriff aller menschlichen Laster geworden sind, weil es ihnen an Unterhalt, Aufsicht und Unterricht gefehlt hat, mit frevelhaftem Gleichmuth zu. O Inkonsequenz, dein Name ist Mensch! Besonders schreyt der Abergwitz Halletujah über die schriftlichen Antworten, welche die Taubstummer auf die ihnen vorgelegten Fragen geben. Hier ist der taubstumme Mathieu (unter welchem sich meine Leser, nicht wie ich es einstens selbst gethan, einen Jüngling, sondern vielmehr einen Mann von fünfzig Jahren mit kahlem Scheitel denken müssen) der gefeyerte Held des Tages, den man, wenn er mit seiner versteckten Selbstgenügsamkeit in die Versammlung tritt, eben so wüthend beklatscht, als Salma'n, wenn er als Ödip sagt: *J'étois jeune et superbe*. Der Himmel verzeihe es mir, aber ich glaube, die Taubstummer halten sich, gleich den übrigen hiesigen Schauspielern, eine Klatscherbande, denn die Beyfallsbezeugungen bey ihren öffentlichen Übungen haben einen zu übereinstimmenden Charakter, als daß sie der Ausbruch eines natürlichen und augenblicklichen Gefühls seyn sollten. Mathieu ist schon vor mehreren Jahren fast klassisch berühmt durch folgende Erklärung geworden, welche er von der Dankbarkeit gegeben: *c'est la mémoire du coeur*. Gleich den Papagenen, welche schreyen: *Maitresse à déjeuner*, weil es ihnen ihr Lehrer so vorgeredet hat, ertönte es während ganzer acht Tage in allen hiesigen großen und kleinen Salons, in den Kaffehäusern, ja sogar in den Weinschenken: *Qu'est-ce que c'est que la reconnoissance? C'est la mémoire du coeur*, und ein Jubel ward über diese parfümirte Definition erhoben, wie es die gelehrtesten Frauen beynt Molière über das: *Quoiqu'on die und über das Adverbium admirablement* in dem Sonnette an die Prinzessin Uranie thun. Brauche ich erst zu sagen, daß diese Erklärung eben so wenig eine logische ist, als wollte man etwa die Dummheit für eine Leere des Verstandes ausgeben? Nichts desto weniger hat sich Hr. Mathieu verpflichtet geglaubt, aus Dankbarkeit, welche das Gedächtniß des Herzens ist, für den, seiner Definition geschenkten, Beyfall eine zweyte Erklärung zu verfertigen und ist damit, nach Verlauf von einem halben Duzend Jahren, glücklich zu Stande gekommen. Ganz Paris hat sie in der, vor einigen Wochen öffentlich Statt gefundenen Übung gehört, und wenn ganz Paris nicht eben so: *Ah, ah und Oh, oh* darüber geschrien hat, wie einstens über das Gedächtniß des Herzens, so kommt das daher, weil alles der Mode unterworfen ist, selbst die Definitionen eines taubstummen Logikers. Dieß Mahl ward gefragt: *Qu'est-ce que c'est que la versification?* Und Hr. Mathieu nahm die Kreide und schrieb flugs: *C'est la danse de la parole*. Alle ihr deutschen Gelehrten von A bis Z, die ihr über die Verskunst geschrieben habt, nun begreift ihr doch, daß ihr Rindsköpfe seyd? Ihr fertigt dicke Bände über einen Gegenstand an, den Hr. Mathieu mit drey Worten abthut!

— Es pflegt sich im ersten Théâtre-François jedes Jahr ein Mahl, bey der Vorstellung der *Esther* von Racine, ein orthographischer Skandal zu ereignen, der sehr belustigend ist. Ein orthographischer Skandal, werden meine Leser ausrufen? Ja, hier wird auch die geringste Kleinigkeit, sogar die Rechtschreibung, wenn sie nämlich öffentlich in Anregung kommt (denn privatim bekümmern sich, wie jedermann weiß, die Franzosen um diesen Theil der Grammatik nicht), mit einer Leidenschaftlichkeit behandelt, an der ein ruhiger Mensch ein wirkliches Ärgerniß nehmen möchte. Die Sache ist folgende: Bekanntlich sagt Aman in dem erwähnten Trauerspiele:

Malheureux? J'ai servi de hérault à sa gloire.

Die Deklamation der französischen Tragödie verlangt, daß das *t* in *hérault* sehr vernehmlich auf das folgende *à* geworfen werde. Nun ereignet es sich jedes Mahl, daß ein Theil der Zuschauer, die das Wort *hérault*, welches eben so klingt wie *héros*, für *Held* und nicht für *Herold*, nimmt, also in dieser Aussprache einen *cuir* zu *fin*

den glaubt und den Schauspieler für seine vermeintliche Unwissenheit auspfeift. Dann aber mischen sich die Sattelfesten in's Spiel, wenden sich an's Publikum und pfeifen die Pfeifenden aus. Hernach wird bis geschrien, und der Schauspieler, eben so übermüthig, über die Unwissenheit den Sieg davon getragen zu haben, als wäre es die Weisheit selbst, wiederholt seinen Vers, indem er das z noch um vieles stärker hervorhebt. Da hier einmahl von Rechtschreibung die Rede ist, so will ich nur noch zwenner orthographischen Schwinzer Erwähnung thun, welche ein hiesiges Journal in dem Programme des neuen, von einigen hiesigen Operntänzern in London gegebenen Ballets: *Herkules am Scheidewege*, nach *Metastasio*, gefunden zu haben versichert. Es soll folgender Maßen darin gelesen gewesen seyn: *Alcide paroit fort embarrassé* (statt *embarrassé*) entre les *cheminées* (statt *chemins*) de la verta et du plaisir.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schauspiel.

Theater an der Wien, d. 6. d. wurde zum Vortheile der Mad. Josepha Gottes dank zum ersten Malh aufgeführt: Der Köhler *Adam Wiederbauer*. Ritter: Schauspiel in vier Aufzügen, für diese Bühne verfaßt, vom Hrn. Carl Töpfer, Verfasser des „Tages- und Herzogsbefehl.“

Der Stoff ist aus einer Erzählung von *Fouqué* genommen, und sonst noch von andern Verfassern dramatisch behandelt. Man mag die Dichtung des Erzählers, an welcher die Diktion das Anziehendste ist, bey diesem oder jenem Ende anfassen, so gibt es doch keine interessante dramatische Handlung, und der Held selbst ist eine zu phantastische Erscheinung in zweyfacher Hinsicht, als daß er unsre Theilnahme als Mensch in einem bedeutenden Grade gewinnen könnte. Der Verfasser dieses Schauspiels hat aber selbst Dasjenige, was die theatralische Schaulust allenfalls zu unterhalten vermöchte, absichtlich oder zufällig vernachlässigt, und ganz gegen seine Art und Weise nicht einmahl den gewöhnlichen Theater-Effekt berücksichtigt. Es scheint seine Absicht gewesen zu seyn, den Köhlerhelden als ein Grausen und Verwunderung erregendes Gespenst zu seinem Vortheil zu verwenden, doch hat er die Situationen dazu weder finden noch ordnen können, und wo sich eine ihm von selbst gleichsam in den Weg stellte, ging er unachtsam an ihr vorüber. So ist es mit den Charakteren eben auch, die in der Erzählung Farbe und Rundung haben; im Schauspiel stellen sie sich fahl und flach und im höchsten Grade langweilig dar. Wenn einmahl das Stück mit einer Heirath schließen sollte, so konnte er auch einer und der andern Person einen Zusatz von Humor, entweder geben, oder den Antheil lassen, den sie früher schon besaß, um die erstaunliche Schatheit der bloß recitirenden Scenen einiger Maßen aufzufrischen. Unglücklicher Weise gewinnen aber nur diejenigen Theile einen heitern (um nicht zu sagen: lustigen) Anstrich, die einen ernsten Zweck zu haben scheinen. Das Verhältniß des Fürsten zu der Dame seines Herzens hat den ritterlichen und romantischen Charakter verloren, das Benehmen des *Falkenstein* unter diesen Umständen ist unritterlich und unedel, der einzige Punkt, der uns noch mit ihm versöhnen und ihm eine dramatische Bedeutung geben könnte, sein tragisches Ende, ist vernichtet. So bleibt überall nichts weiter übrig, als eine lange Reihe von gehaltlosen Scenen, voll leerer langweiliger Reden, die unsre Gleichgültigkeit bis zum letzten Augenblick vermehren, und den Geduldigsten nichts schenlicher wünschen lassen, als das Ende. Wie kann aber dem, so möchte jeder fragen, wieder zum Ritter *Falkenstein* erhobenen Köhler, *Adam Wiederbauer*, in solcher frostigen Umgebung, in einer so flachen Alltagswelt, das Leben noch Gewinn seyn!

Einstudiert mochte das Stück in der größten Eile seyn, und die Verstöße von dieser Seite würden der tragischen Wirkung, wäre eine zu erzielen gewesen, schon ihre Kraft allein benommen haben. Man wird uns also auch der Mühe überheben, mehr davon zu sagen.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dinstag, den 18. December 1821.

151

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels, um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertels, um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbs- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Monstein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Agathe, oder: die Opfer.

Von D. Ernst Wohl.

(Fortsetzung.)

IX.

Die Wahrheit wetterleuchtet. — Moral dieser Geschichte.
— Der Chargé d'affaires in peinlicher Frage. — Der Abschied mit dem bittersüßen Gesicht.

Wenn erst irgend ein Mahler das Chaos vernünftig wird dargestellt haben, dann will ich auch den Wust von Gedanken und Empfindungen mahlen, der in mir während des Lesens dieser Klagelieder sich durch einander trieb. Für jetzt weiß ich nur, daß der Gedanke, meine Walter müsse die entflohene Sterndyke seyn, am öftesten darunter aufblitzte, und am Ende wie ein Nordlicht fest und dräuend mir vor der Seele stehen blieb. Schrieb Theodor doch, als ob er sie im Herbst schon verloren hätte, und klagte wiederholt über mein Säumen. Ich riß seinen früheren Brief aus meinem Pulte, und — Man hat schon oft und Vielen, vornehmlich aber dem schönen Geschlechte, den Vorwurf gemacht, daß sie das Datum ihren Briefen beyzusehen vergessen; aber die es zu lesen versäumen, deren sind bey weitem mehr, nur bis heute immer noch ohne Ermahnung durchgeschlüpft, denn es merkt's ihnen niemand so leicht an. Ich aber will diese Geschichte drucken lassen, und wäre es auch nur um dieser guten Lehre willen — denn Moral soll jede Erzählung haben. — Ich sah das Datum nach und fand, daß der Brief, den ich vor zehn Tagen neu aus der Pfanne glaubte erhalten zu haben, schon sehr altbacken und vor einem halben Jahre geschrieben war. Ich donnerte meinen Lambert aus dem Vorzimmer herein, und blickte ihn beynähe wieder hinaus; er mußte aber Stand halten, denn ich nahm ihn in die peinliche Frage, das heißt, nachdem ich ihm zwey Duzend Flüche an den Hals geworfen, und es ihm gerade auf den Kopf zugesagt hatte, er habe den Brief angehalten, wie eine feindliche Korrespondenz, und ihn wie einen Postbrief, aber zu übermäßi-

ger Kontumaz verurtheilt, und er solle mir die lettre de cachet vorweisen, die ihn berechtigt habe meinen Brief in geheimer Haft zu halten, bath ich ihn inständigst, aufrichtig zu seyn, und mir die Wahrheit zu sagen, so lieb ihm dieser Louisdor sey, den ich ihm verehren wolle. Der gute chargé d'affaires — er war nämlich während meiner Reise zu Hause geblieben, und hatte es zu hüten und die Briefe, die etwa an mich kommen, nach jeweiliger Adresse mir zuzusenden gehabt — gestand, was er wußte. Diesen Brief hatte er verlegt, oder verloren, oder zu gut aufgehoben, genug, er kam ihm erst wieder in die Hände, nachdem ich schon längst zurück war, zu seinem Schreck fand er ihn noch unerbrosen, und mischte ihn auf gut Glück unter die nächsten, die er von der Post brachte. Er hätte gemeint, stotterte er, das sollte so viel nicht zu bedeuten haben. — Den Henker auch! rief ich ergrimmt, hier hatte es — o langmüthiger Himmel! Wenn du mir wieder einmahl einen Brief abgibst, Lambert, als ob er über Guajaquil und Kochinchina gelaufen wäre; so sag' es mir gleich, damit ich dich gleich ausprügeln kann, und nicht Monathe lang mich und Andere zu Narren habe. — Der arme Kerl versprach es heilig und sah aus, als ob er lieber stehendes Fußes wäre gepügelt worden; er kannte mich und wußte, daß mir sehr wehe geschehen war.

Da hatte ich denn nun schöne Streiche angefangen; mich selbst immer tiefer ins Liebesgarn hineingezappelt, die treue Agathe beunruhigt, so daß sie am Ende auch von D**n noch entlaufen wäre, aus purer Dankbarkeit, um meine Ruhe mir wiederzuschaffen, und endlich Theodorn, den ich so lange an meiner Freundschaft hatte zweifeln lassen, noch ausführlich benachrichtigt, wie ich mir alle Mühe gebe, ihm die Geliebte untreu zu machen. Denn er mußte sie eben so gut in der Walter erkennen, als ich, und jetzt las er vielleicht eben zum zehnten Mahle diese Zeilen, die er sich gar nicht zu erklären wissen konnte. — Ich mußte zu ihm! das war klar. — Packer, Lambert, wir reisen! — Lambert sprang eines Sprunges hinaus, und ich ging alle Arten von Schritt, nachdem eben eine der in mir wechselnden Ideen den Zügel führte, hin zur Wangen. Noch wollte sich manchmahl eine leise Hoffnung regen, als könne meine Vermuthung mich täuschen, und die Vikontesse erschien mir und sagte, wie in jener Ballnacht: Es gibt mehr Agathen. — Gewißheit mußte ich haben. Ich traf die Walter, wie ich es wünschte, in Gesellschaft der Kammerrätthin. — Mein Kommen, so wandte ich mich zu dieser, ist ein Abschied, liebe Freundinn, ich verreise. — Wohin schon wieder, Sie wilder Flüchtling? — An ein Krankenbette dießmahl, nach Drostenhholm; mein Freund, der Graf Drosfen, verlangt nach mir; er liegt sehr hart darnieder. — Theodor, Graf Drosfen? fuhr Agathe heraus. Ich wandte mich zur Fragenden: Theodor, er will seinen Eberhard noch sehen. — Da stand sie leichenbleich, und die leise athmende Hoffnung in meiner Brust versank vor ihrem Todesengel, und mir war, als deckte ein kalter Stein ihre Gruft. — Sie sehen blaß, Baron; ist Ihnen nicht wohl? fragte die Wangen. — Ich bin bekümmert um ihn; aber ich gehe ihn zu trösten. — Agathe zuckte. Ich bath die Kammerrätthin um Empfehlung an ein Haus in H**g, sie ging, einige Zeilen zu schreiben. — Agathe, sprach ich nun, ich werde Theodorn sehen. Die Grafen Drosfen ehren und theilen Ihr Opfer, ich ehre es mit gerührtem Herzen.

Theodor sucht Sie nicht auf. Versprechen Sie mir, keinen Schritt zu thun, bis ich zurückkehre. — Baron! sagte sie zögernd. — Vertrauen Sie mir, Agathe! Glauben Sie mir, ich trage einen heißen, neuen, eigenen Schmerz in diesem Busen, der mich wunde Herzen zart behandeln lehrt. — O mein Freund, erwiderte sie, ich vertraue Ihnen; aber es ist hierin manches so verwickelt. — Nichts mehr verwickelt, meine Freundin. Der Vater hatte das Geheimniß des Sohnes vorlängst errathen, sie sind eines Sinnes und trauern in Gemeinschaft. Aber Theodor meint zu sterben, und ich muß ihn zu stärken. Denken Sie, daß sein Leben vielleicht an einem Faden hängt, und ein Schritt, den Sie thäten, den zarten Faden zu sprengen vermöchte. — Guter Gott, rief sie, ich will ja ruhig alles erwarten! Erhalten Sie sein schönes Leben! — Sie hatte mit beyden Händen meine Rechte gefaßt, und drückte sie heftig an ihre Brust. — Ich muß wohl, seufzte ich; denn was hätte ich sonst noch? — Damit wandte ich mich; es ward mir zu viel, was wir einander anthaten. Ich ging hinein zur Kammerräthinn, und als wir herausstraten, war Agathe nicht mehr da. — Ich habe mich schon indessen von ihr beurlaubt, sagte ich. Die gute Wangen sah mir mitleidig in mein bitterfüßes Angesicht, und wünschte mir viel angenehme Zerstreuung auf der Reise.

X.

Noch ein Krankenlager. — Die Ärzte. — Das rechte Mittel und ein Vaterherz.

Ich kannte Theodorn genug, um wirklich für ihn zu fürchten; es war von jeher seine Art und unser Streit gewesen, daß, wenn ich mit irgend einer Widerwärtigkeit mich herumbiß und schlug; er sie schweigend zu ertragen pflegte, was ich nicht recht fand. Endet es nicht oft so weit schneller und gelinder? fragte er dann. Das wohl; aber man soll sich nicht so fertig beugen vor jedem Luftzuge, sonst verlernt man zuletzt das Geradeaufstehen darüber, und kömmt einmahl ein tüchtiges Unwetter daher, so streckt es den matten Halm der Länge lang in den Sumpf.

In der That war der Gram seiner völlig Meister geworden, und ehe ich noch die Postillions bearbeitete, und mit ihnen um Blißeseile handelte, oder doch um die Schnelligkeit des Schalles, oder einer Kanonenkugel, oder des Windes wenigstens, lag Theodor schon mit dem geduldigen Herzen auf einem Krankenlager, an dem der Arzt den Kopf bedenklich schüttelte, und der Vater tröstend und selber trostarm des Sohnes Züge täglich mehr verfallen sah, und Agathe fehlte. — Da kam mein Brief. — Er hat mich doch nicht vergessen! rief Theodor freudig; o lesen Sie, mein Vater! — Der Graf las ihm den Brief vor, und manchmahl flog dabey ein Lächeln über des Kranken matte Züge. — Ach, sagte er endlich, er hat mich immer ermahnt, ringfertiger zu seyn; er hat mir längst mein Loos vorausgesagt, der treue Eberhard. — Und, setzte der Vater hinzu, er mag dein Schreiben, das er hierin beantwortet, wohl sehr spät erhalten haben; er war in Frankreich, wie er sagt. — Der Sohn nickte, lag schweigend und sann, bis er endlich mit fliegender Röthe im Gesicht sich aufrichtete und ausrief: Mir ist, Vater, als sey seine Agathe die unsere! — Guter Gott! welch ein Gedanke! rief der Graf

in froher Überraschung. Und nun rechneten sie und zerlegten mein armes Schreiben, und wogen jedes Wort, bis es ihnen schließlich fast gewiß wurde. Theodor war sehr angegriffen. Er sank zurück, und lag lange wieder schweigend und mit irren Blicken. — O, sie wird ihn lieben, wenn ich todt bin, lispelte er dann, und wird glücklich werden! — Sein Fieber stieg gegen Abend, und er blieb seiner nicht mehr bewußt. Drey Ärzte kamen aus der Stadt. Sie konsultirten und brachten glücklich heraus, daß er sehr übel sey, verordneten und gingen ihrer Wege. Der Hausarzt und Hausfreund des Grafen stand nachdenkend am Bette des Kranken und horchte den einzeln gemurmelten Worten den Gang seiner Phantasten ab. — Was darf ich hoffen? fragte beklommen der Vater. — Herr Graf, Ihres Sohnes Krankheit, ich wiederhohle es Ihnen, ist Seelenleiden, das den Körper untergräbt; da kann der Mann mit seinen Büchsen und Gläsern, die wir in unsern Formeln zitieren, blutwenig thun. Ich fürchte sehr für sein Leben. Ich weiß nicht, ob es Ihnen oder überhaupt jemanden möglich ist, sein Gemüth zu beruhigen, aber wenn dieß Zauberwort in eines Menschen Macht steht, dann ist es hohe Zeit, es auszusprechen und — Dann ist er gerettet? — Gewiß. — Und wenn es nicht gesprochen wird? — Vielleicht übersteht seine Jugendkraft auch dann den Kampf. — An ein Vielleicht des einzigen Sohnes Leben sehen? rief der Graf schauernd. Doktor, das Wort steht in meiner Macht; verordnen Sie nur, wie und wann ich es sprechen soll, damit ich nicht vor den Folgen des heftigen Eindrucks zu zittern habe. — Nur heute nicht, befahl der Arzt, heute würde es unbegriffen sich in seine Phantasten mit verwirren. Er wird mit kommendem Morgen ruhiger seyn, dann geben Sie ihm, ohne Vorbereitung, was Sie zu geben haben; eine freudige Erschütterung kann uns hier nur gute Dienste leisten.

Mit leisem Beben saß der Vater am Bette des Schlummernden; er hatte in dieser Nacht seinem ganzen Stolze, allen Ansprüchen des Hauses Drossen, allen Entwürfen für sich und ihn entsagt, um ihn zu retten. Voll heißer Liebe blickte er auf ihn nieder, und seine Thränen fielen segnend auf des Sohnes matte Brust. — Guten Morgen, mein Theodor! begrüßte er den Erwachenden. Ich will dir einen guten Morgen bringen, mein Sohn. Erinnerst du dich wohl noch von gestern her, daß wir unsere Agathe in der Walter zu D**n wiederzufinden hoffen? Wir haben sie schwer vermißt; nun soll sie uns aber gewiß nicht wieder entweichen. Ich dünkte, ich ließe sie mit dir trauen, das sollte sie künftig halten. — Theodor sah ihm lautlos in die Augen. — Er nickte lächelnd. Es ist mein voller Ernst, du guter Sohn. — Jetzt wollte Theodor aufspringen, um ihm zu Füßen niederzustoßen, aber er sank in die Arme des über ihn gebeugten Vaters und hing laut schluchzend, zitternd, mit hochklopfendem Herzen, sprachlos noch immer an seinem Halse. — Lange stand der Arzt an ihrer Seite, ehe sie ihn nur bemerkten. — Ihr Mittel schlägt an, Herr Graf, sprach er nun; und Sie mögen nur immerhin alles zur Reise bereiten lassen, wenn Graf Theodor vielleicht in der Ferne etwas zu suchen hat. — Postpferde! bestellt Postpferde! schrie Theodor dem eintretenden Jäger zu, und ließ sich nur mit Mühe bedeuten, daß er krank sey und im besten Falle doch einige Tage höchst nothwendig zur Erholung brauche. Er versprach endlich den Ärzten unverbrüchliche Folgsamkeit, um nur

so schnell als möglich zu genesen, und hatte im nächsten Augenblicke schon alle Anordnungen rein vergessen, und stellte die ganze Diät auf den Kopf, und doch wurde er mit jeder Stunde wohler, kräftiger. Was im Schlosse war, jubelte, daß der junge Graf wieder auf die Beine komme, und der Rumor davon war schon auf den Beinen und lief ins Dorf hinunter, und auf die Vorwerke, und der alte Graf half dem Jubel mit einem Fasse Wein bedeutend nach; er selbst war ja glücklicher, als er geglaubt hatte nach einem solchen Entschlusse je werden zu können. Und als am andern Tage, da alles stiller geworden war, und Theodor von dem Ruhebette, nach welchem er sich hatte führen lassen, dem eintretenden Vater die matte Hand entgegenstreckte, und sein Ausruf: O mein Vater, was thun Sie für mich! dem Grafen sagte, wie schwer dem Sohne die Aufopferung des Vaters falle, da erzählte er ihm im Gespräche wie von ungefähr, er habe bey wiederhohlten Nachforschungen in Erfahrung gebracht, daß ein van Sterndyk in Seediensien der Generalsstaaten gestanden, und erwarte mit Gewißheit die schriftlichen Beweise, daß Agathens Mutter dieses Kapitans Gemahlinn gewesen sey. Und das Märchen, das er aus dem Stegreife dazu ersann, hätte noch viel weniger Wahrscheinlichkeit haben dürfen, um dem Sohne zu genügen, welcher schon wieder voll hoher Freude an seinem Halse hing, und alles nur halb hörte. — Ich aber ziehe die Mühe vor dem edlen Herzen des Mannes ab, und hätte viel darum gegeben, wenn ich diese Tage voll Liebe und Seligkeit hätte mit den beyden Grafen zubringen können.

(Der Schluß folgt.)

Zur Geburtstag-Feyer
Ludwigs van Beethoven.

(Geboren zu Bonn am 17. December 1770.)

S o n n e t t.

Gesprenget hat dein Feuergeist die Kiegel
Am gold'nen Thor der Phantasien-Welt,
Aus der allein der heil'ge Funke fällt,
Der deiner Seele lich die kühnen Flügel.

Es lösen freundlich sich der Herzen Siegel,
Wenn deiner Töne Strom den Busen schwellt,
Im Feenglanz das Leben sich erhellt
Auf deiner Schöpfung blumenreichem Hügel.

Gesegnet sey des Tages erster Schimmer,
An dem du Götterlieblich wardst geboren
Zu aller Kunstgeweihten höchster Lust!

Von deiner Seite wick dein Engel nimmer.
Zum Schöpfer einer Geisterwelt erkoren,
Ging uns ein Himmel auf aus deiner Brust.

Friederike Susan, geb. Salzer.

S k i z z e n a u s P a r i s .

Von G. L. P. Sievers.

(Fortsetzung.)

Der Fehler in der französischen Aussprache, wo man einen unrichtigen Konsonanten (gewöhnlich ein s für ein t, und umgekehrt) hören läßt, wird mit einem Volks-Kunstworte: faire un cuir, genannt. Der gewöhnlichste, den fast alle gemeinen Pariser machen, ist: Tu est un, statt tu es un, wo der Laut wie töng, statt wie söng, klingt. Über die Erklärung des Ausdrucks cuir, für diesen Fehler der Aussprache, gibt man hier gewöhnlich folgende Anekdote zum Besten, deren Wahrheit ich aber keineswegs verbürgen will. Es wird erzählt, jemand, der im Schauspielhause seinen Hut verloren, habe laut ausgerufen: Messieurs, qui de vous a trouvé un chapeau où il y a - t - un cuir (statt où il y a un cuir); das Publikum sey über den begangenen Fehler in ein großes Gelächter ausgebrochen und das Wort cuir von Stunde an zur Bezeichnung eines solchen Verstoßes gegen die Aussprache gebraucht worden.

Wie schon gesagt, noch scheint die Zeit nicht gekommen zu seyn, wo die Franzosen den nöthigen Ernst in die Verhandlung der Wissenschaften übertragen werden. Denn kann man sich etwas Jämmerlicheres denken, als daß die Akademiker gezwungen sind, ihre Vorlesungen, welche sie in den öffentlichen Sitzungen halten, so populär als möglich einzurichten, damit das Publikum, welches zugegen ist, besonders das weibliche, Vergnügen daran finde und den Hrn. Vorleser mit Bravo und Händeklatschen belohne, und daß die meisten der Herren Bierzig, qui, wie Piron sagte, ont de l'esprit comme quatre, sich dieser Regel auch so gewissenhaft fügen, daß man wissenschaftliche Gegenstände, auf eine so ungemein leichte Art dargestellt, anzuhören bekommt, wie es keinem deutschen Primaner verziehen werden würde? Und kann es endlich etwas Ärgerlicheres geben, als die hiesigen Journalisten, welche diejenigen Akademiker, die es sich etwa einfallen lassen, eine Vorlesung, würdig des alten, berühmten Instituts, dessen Mitglieder sie zu seyn die Ehre haben, auszuarbeiten, mit ihrem Spotte verfolgen und es mit triumphirendem Tone erzählen, wenn etwa das Publikum sich hinwegbegeben hat, ohne die Vorlesung bis zu Ende gehört zu haben? Wirklich hat sich ein solcher Fall bey der letzten Sitzung der Akademie ereignet, wo Hrn. Abel de Remusat die Ehre widerfahren ist (ich hoffe, daß auch er es für eine solche hält), fast das ganze Auditorium durch seine Vorlesung: Sur les plus anciens caractères qui ont servi de base à l'écriture chinoise, aus dem Saale zu verscheuchen. Welches Schicksal ist über die gelehrten Wissenschaften in Frankreich verhängt, daß sich ihr berühmtester und ältester Verein zu unwürdigen Possenspielen herablassen muß, um einer Heerde leichtfertiger Gefellen, welche sich das Ansehen von denkenden Köpfen geben wollen, und einem Trossen schöngelüsteriger Weiber, denen selbst das UBC des Denkvermögens abgeht, zur frivolen Unterhaltung zu dienen? Wie ist es möglich, daß die Akademiker auf die Beyfallsbezeugungen eines solchen Auditoriums (denn ein wahrhaft wissenschaftlicher Kopf wird, selbst bey der verdienstlichsten Vorlesung, nicht applaudiren wollen) einen eben so großen Werth legen und den Ausbruch derselben eben so eifrig zu bewirken suchen können, als nur immer der allereitelste Schauspieler auf der Bühne zu thun vermag? Wie ist es möglich, daß ein solcher Akademiker (wie ich davon selbst einmahl Ohrenzeuge gewesen bin) mit einer gewissen Selbstgenügsamkeit sagen könne: Mon discours a paru faire beaucoup de plaisir; oder: Je suis fâché pour notre cher confrère A*; mais sa longue dissertation, quoique très-bien écrite et forte de pensées neuves et hardies, n'a pas amusé du tout? Sinken dadurch die akademischen Vorlesungen nicht tief unter dramatische Vorstellungen herab, von welchen letztern selbst der geringste der Kunstrichter noch einen andern Zweck verlangt, als den, den großen Haufen zu amüsiren?

— Kennt ihr den Herrn Casil Blase, meine Leser? Das ist ein Mann, der unter dem Vorwande, über das Singspiel in Frankreich*) zu schreiben, sich die Erlaub-

*) Der Titel dieses Buchs (sur l'Opéra, en France) ist unziemlich, ja, ich möchte sagen, unfranzösisch. Unter Opéra, ohne weitem Beysatz, versteht man in Frank-

nist genommen hat, in zwey sehr dicken Bänden einen Haufen Dinge zu sagen, die allen musikalischen Anfängern etwa eben so geläufig sind, als das Einmahleins den Rechenschülern. Die Definitionen, welche der Verfasser über die verschiedenen Musikstücke wie z. B. über die Symphonie, Arie, das Duett, Terzett u. s. w. gibt, kommen ungefähr so heraus, als wenn man Heu für trocknes Gras erklärte. In Frankreich hat von dem Werke niemand Notiz genommen, als Hr. Hoffmann, Mitarbeiter an dem Journal des Débats, welcher über einige Kezerereyen desselben (von denen sogleich nachher) in seinen gewöhnlichen witzelnden Spott ausgebrochen ist. Dagegen erfahre ich, daß einige honette und rechtgläubige Männer in Deutschland an der Planheit *) des besagten Buchs ein großes Wohlgefallen gefunden haben. Über den Geschmack läßt sich nicht streiten; es gibt Leute, die einen so schwachen Magen haben, daß ihnen nur Wasserspeisen zusagen. Unter der ungeheuren Menge Spreu, welche in dem Buche zu hohen Bergen aufgethürmt sind, befinden sich freylich einige Körner, und diese habe ich früher in der Leipziger musikalischen Zeitung mit Bereitwilligkeit kennbar gemacht. Dazu gehören, neben einer unbedingten Verehrung Mozart's, ein ziemlich stark ausgedrückter Zweifel an die Vollkommenheit der französischen Musik, ferner eine Ahnung von der Wahrheit, daß die Elemente einer dramatischen Musik nicht in Verstandes- oder rhetorischen Berechnungen zu suchen seyen, und daß eine Oper vor allen Dingen gut gesungen und nachher erst, wenn möglich, auch gut gespielt werden müsse. Getadelt habe ich den gänzlichen Mangel an philosophischer Einsicht in die tieferen Ursachen, nach welchen sich die italienische, deutsche und französische Musik so verschieden haben gestalten müssen, und den scheinbaren Glauben, daß die französische Musik das, was sie ist, nicht etwa aus innerer, unvermeidbarer Nothwendigkeit, sondern vielmehr durch die Schuld dieser oder jener vermeidbarer Umstände geworden sey, gerügt habe ich endlich die Abwesenheit alles und jedes wirklich ästhetisch, philosophischen Überblicks in das eigentliche Wesen der Musik. Im Allgemeinen hatte mich besonders des Verfassers unbegrenzte Hochachtung für Mozart zu einer mildern Beurtheilung des Buches gestimmt. Aber seit der Zeit haben die Dinge eine andere Gestalt angenommen; Herr Casil Blase, der damit umgeht, einige italienische und deutsche Opern in's Französische zu übersetzen, ist plötzlich auf den Gedanken gerathen, auch Rossini's Barbier und vielleicht auch dessen Otello, für das französische Theater einzurichten. Nun spricht dieser Kritikus auf einmahl von Rossini in denselben ungemessenen Ausdrücken, als vorhin von Mozart; ein lobendes Epitheton hohlt das andere und Rossini's Barbier wird eben sowohl ein chef-d'oeuvre genannt, wie Mozart's Don Juan. Ich weiß recht wohl, daß diese musikalische Toleranz, diese allgemeine Empfänglichkeit für tonkünstlerische Werke von der entgegengesetzten Beschaffenheit, auch in Deutschland vorhanden ist und daß viele ehrliche Leute, die, weil sie ihr ganzes Leben mit Musik umgegangen sind, über musikalische Dinge in letzter Instanz urtheilen zu können glauben, zur Fahne derselben geschworen haben. Diesen Herren muß der Hr. Casil Blase, der, ein wahrer musikalischer Strauß, an Steinen und Distrikt gleich großes Behagen findet, über die Massen zusagen.

— Das System des Compensations des Hrn. Azais beginnt hier, sich auf eine recht glänzende Art zu bewähren; zwischen dem unverschämtesten Unglauben und dem stupidesten Aberglauben geht es Null von Null auf. Seit dem Tode des Abbé Faria, dieses größten aller magnetisirenden Charlatans, der an unzerstörbarer Frechheit der Stirn den berühmtesten Mesmer noch bey weitem übertroffen haben soll, schien die

reich die große Oper zu Paris; das sonderbare Komma, welches Hr. C. B., zur Vermeidung der Zweideutigkeit, hinter demselben eingestrichelt hat, hebt diese Zweideutigkeit nicht auf. In der französischen Sprache ist kein anderer Ausdruck, um das Schauspiel in der Gesamtheit zu bezeichnen, vorhanden, als *musique théâtrale*, und so hätte das Buch des Hrn. C. B. betitelt werden müssen. Selbst *musique dramatique*, unter welcher *dramatische Musik*, im Gegensatz der *allgemeinen*, nichts ausdruckenden, verstanden wird, würde den Sinn falsch ausgedrückt haben.

*) Es ist nicht meine Schuld, wenn Spötter hier Oberflächlichkeit verstehen wollen.

öffentliche Ausübung der magnetischen Curen in's Stocken gerathen zu seyn; vielleicht wagte es keiner der übrigen Marktschreyer, nach einem Subjekte von einer solchen Größe aufzutreten. Faria war in den öffentlichen Sitzungen, welche er gab, durch keine verfängliche Frage, durch keinen Spott, durch keine Mystifikation, selbst durch keine offenbare Beschimpfung aus der Fassung zu bringen: non ha fede, waren die einzigen Worte, welche dem Gaukler abgezwungen werden konnten, so oft man seine Gaukeley in ihrer armseligen Blöße darstellte. Folgender Streich, welchen ihm Potier einst spielte und der jeden andern Charlatan vernichtet hätte, machte auf ihn nicht mehr und nicht weniger Wirkung, als jeder andere Spott, denen er täglich ausgesetzt war; Potier, von Faria nicht gekannt, hatte sich in eine seiner öffentlichen Sitzungen begeben und sich, unter dem Vorwande einer Nervenschwäche, dem Magnetiseur Preis gegeben. Dieser fängt an, aus Leibesträften zu manipulieren, besonders nachdem Potier versichert hat, er habe G l a u b e n zu der magnetischen Kunst; der Schweiss läuft ihm von der Stirn. Endlich gibt Potier Zeichen der Schläfrigkeit von sich; der Charlatan triumphirt und setzt seine Manipulationen mit erneuerten Kräften fort. Nachdem die Scene des Einschlafens nach allen Gradationen, welche dieser Aktus des menschlichen Organismus nach der Versicherung der magnetisirenden Ärzte, zu durchlaufen pflegt, gespielt worden ist, beginnt der schadenfrohe Versucher dergestalt zu schnarchen, daß sich die Anwesenden die Ohren zuhalten müssen. Der Abbé Faria, mit funkelnden Augen und verkärrtem Wesen, tritt vor die Versammlung, zeigt auf den magnetischen Schläfer und schreyt frohlockend aus: Ecco un uomo che ha fede e che sarà guarito radicalmente. Da springt Potier auf, bricht in ein unmäßiges Gelächter aus, sagt dem Magnetiseur unter die Nase: Et qui se moque de vous, impudent charlatan que vous êtes, und läuft ab. Faria, mit kindlicher Gelassenheit, antwortet: Mi era shagliato, non ha fede colui. Dergleichen Unfälle sind diesem Charlatan häufig begegnet und aus allen hat er sich mit seltener Kaltblütigkeit zu ziehen gewußt. Welcher Andere möchte Kraft, d. h. hier Unverschämtheit genug in sich verspürt haben, um öffentlich in die Fußstapfen dieses Erzgauklers zu treten? Auch von Privatmagnetiseurs hat man seit Faria's Tode nichts gehört, wenigstens ist keiner berüchtigt worden. In diesem Augenblicke machen sich jedoch, zur Entschädigung, deren zwey auf einmahl bekant, und zwar, zur Abwechslung, zwey Damen. Die eine, M^{lle}. F*, wohnt in der Cité*). Wie der Augenschein (d. h. einige Heuerfabriolets, Fiakres, selten ein Cabriolet bourgeois, noch seltener eine voiture de remise) an ihrer Thür, und das Stadtviertel, in welchem die Manipulantinn wohnt, zeigen, hat sie es heuer nur noch mit Kranken aus der Mittelklasse zu thun. Wenn dieser Umstand für die Kasse der Magnetiseuse nicht ersprießlich ist, so kann die Moralität noch weit weniger Nutzen daraus ziehen; denn wem ist der gesunde Menschenverstand nothwendiger, als derjenigen Klasse Menschen, die am meisten in's bürgerliche Leben eingreifen? Die zweyte Magnetiseuse heißt Mad. D*. Mit dieser hat es schon eine wichtige Verwandtniß; sie wohnt in der Vorstadt St. Germain und vor ihrer Thür halten, bey eingetretener Finsterniß, die glänzendsten Equipagen mit gallonirten Livreen. Die Audienzen müssen schriftlich verlangt und in einem glänzenden Vorzimmer die Reihenfolge der Präsentation abgewartet werden. Bey dieser Gelegenheit will ich auf den Artikel Mesmer in dem so eben erschienenen neuesten Bande der Biographie universelle aufmerksam machen. Wer sollte glauben, daß der Marquis de la Fayette einer der eifrigsten Schüler und enthusiastischsten Anhänger des genannten Charlatans gewesen ist und daß er gerade der Wanne (baquet) des Magnetiseurs am eifrigsten zugesprochen hat? So scheint es, als ob gewissen Leuten, wie dem alten Janus zwey Gesichter, zwey Köpfe auf dem Rumpfe sitzen, nämlich ein kluger und ein dummer!

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Die Seine bildet innerhalb Paris drey Inseln, welche l'île de la Cité, St. Louis und de Louvier heißen, und in dieser Ordnung von Abend nach Morgen liegen. Vom Pont-neuf gelangt man in die Cité, und aus dieser durch die Brücke gleiches Namens auf die Insel St. Louis. Die Insel Louvier ist unbewohnt.

Correspondenz-Nachrichten.

Über die Aufführung des Prinzen von Homburg (Schlacht bey Fehrbellin)
von Kleist in Dresden *). Dresden, den 7. Dec. 1821.

Kleist's Homburg — in Wien die Schlacht von Fehrbellin — ist gestern zum ersten Mal über unsere Bühne gegangen. Alle, die für die seltene Tiefe und Vollendung dieses Meisterwerks Sinn und die Überzeugung hatten, daß nur verfliehender Alltags-sinn das Dämonische des Stücks zur Platttheit herabziehen und als Fehler belachen könne, was Lebensprinzip und Bedingung des Gelingens ist, war in voraus überzeugt, dieß Stück müsse, so einstudiert und dargestellt, wie wir es von unserm trefflichen Bühnenpersonal zu erwarten berechtigt waren, eine außerordentliche Wirkung hervorbringen. Darum hielt es der unter uns lebende Pflegevater dieses, durch einen tragischen Tod seines eigentlichen Vaters nur zu früh zur Waise gewordenen Drama, D. T i e c k, für gerathen, zwen Tage vor der Aufführung einigen Wink über die wahre Tendenz und Dichterverherrlichung des Stücks in unserer vielgelesenen Abendzeitung mitzutheilen. Denn an allerley Geflister und Geschrey fehlte es doch auch hier nicht, obgleich unser Offizierkorps, welches zu den wahrhaft gebildeten gehört, sich früher schon dahin erklärt hatte, man müsse erst sehen, bis zu Ende sehen, und dann das Urtheil abgeben. Unser neuer Theater-Direktor, geh. Rath von K ö n n e r i c h, ließ sich durch keinen Zweifel irren, trug die ganze Gestaltung und Aufführung dem Schauspieler auf, der, da er selbst die Rolle des Prinzen Arthur freywillig übernahm, für das Gelingen desselben das lebendigste Interesse, zugleich aber auch die tiefste Empfänglichkeit für die dichterischen Schönheiten dieser mit der Prosa des Alltagslebens so hart kontrastirenden genialen Schöpfung unter allen seinen Mitschauspielern das vollste Vertrauen hatte, unserm wackern Julius. Er, der einst selbst mit Ehre Militär gewesen und aller Punkte, die hier die zartesten sind, kundig war, erklärte laut, das Stück müsse gelingen, wenn nur bey der Aufführung ein vorurtheilfreyes Publikum zu gewinnen und die tölpische Plumpheit gleich anfangs einzugreifen verhindert sey. T i e c k, der erste Vorleser dramatischer Dichtungen, den jezt Deutschland hat, las in einem Abendzirkel, den der Direktor in seinem Hause veranstaltete, den damit theilten Schauspielern und Schauspielerinnen das Stück in seiner vollen Kraft und Herrlichkeit vor. Vier Proben, denen lehtern T i e c k selbst mit Aufmerksamkeit beywohnte, vollendeten die Einübung. Julius hatte mit seltener Beharrlichkeit alles, die aus jener Zeit wohlbekannten, schön kleidsamen Kostums, die Bühnen-Topographie, auf welche dabey so viel ankommt, die Stellung bey dem Tagsbefehl, in der Schlacht, im Garten von Fehrbellin u. s. w. meisterhaft geordnet. M a n s c h e e r, ein talentvoller junger Kompositeur, der einige Zeit in Pesth in Ungarn thätig gewesen ist, hatte die einfällende Kriegsmusik, so wie die Ouverture und Zwischenakte komponirt.

Das Resultat entsprach der Erwartung vollkommen. Nur im ersten Akt, bey der Ertheilung des Tagsbefehls, ließ sich einige Mal eine Neigung zum Lachen verspüren, die ungünstig war. Aber schon mit dem Monolog, womit der erste Akt schließt, hatte Julius den Prozeß gewonnen. Man begriff, wartete und erwärmte sich an der innern Gluth. Bald wurde die Begeisterung allgemein. Als die meisterhaft motivirte Zurückkehr zur nüchternen Besonnenheit und durch das herrliche Zuspielen unserer gefühlvollen Natalie Schirmer, die in der schwierigen Scene im vierten Akt den Kampf zwischen

*) Es ist bemerkenswerth, daß sich neuerdings ein geschähter Kunstrichter hier zu Gunsten dieses deutschen Meisterwerks dramatischer Dichtung ausgesprochen hat. Kurz vorher unternahm es auch der zu Dresden lebende Dichter T i e c k, das dortige Publikum vor der Darstellung des genannten Schauspiels auf einen richtigen Standpunkt zur Beurtheilung desselben zu erheben, und den streitigen Hauptpunkt, der unter uns so vieles zur Vertennung beygetragen hat, ja Einigen, die sich gegen Gründe und Berichtigungen eigensinnig auflehnen, noch immer ein Anstoß ist, näher zu beleuchten. Wir hoffen, das Vergnügen unserer Leser zu erhöhen, indem wir dieser interessanten schriftlichen Mittheilung dem zweyten, aus der Abendzeitung entlehnten, Aufsatz befügen. D. Red.

Befangenheit in weiblicher, weicher Hinneigung und heroischem Frauen- und Fürstensinn mit ergreifender Wahrheit und Schönheit spielte, die in sinnlichem Irrwahn herabgestürzte Heldenseele des Prinzen zu ihrem vollen Flügelschlag sich wieder erhob, da stieg die Begeisterung des Publikums mit jeder neuen Rede; losgefesselter Beyfall, wie er bey unserm sonst so kalten Publikum eine wahre Seltenheit, schallte oft dazwischen; die herrliche Scene zu Anfang des fünften Akts, wo der große Churfürst, von unserm Helwig mit Kraft und Gemüthlichkeit gestaltet, erst den Kotteritz — den der für dieß Rollenfach einzige Werdy so vortrefflich gab, daß rauschender Beyfall einige Mahl ihn fortzusprechen hinderte — dann den Hohenzoller so herrlich abweist und die unvergleichliche Stelle über Gehorsam gegen Gesetz und Vaterland ausspricht, um welcher willen allein schon das Stück auf keiner deutschen Bühne fehlen dürfte, entzündeten die Flämmchen in der Brust der Anwesenden zu Flammen, und als unter Kriegsjubel und Feldmuss der Vorhang niederrauschte, da wurde Julius, der in mehrfachem Sinn siegreiche Held des Tags, in Unifono heraus gerufen. Der bis nun fälschlich angefochtene Holbohn macht am Schluß, wo der überwältigende Freudentaumel nach solchen Kämpfen bey solcher Überreizung durchaus nur diese Wirkung hervorbringen kann, ein vollendetes Seelengemälde vor unsern Augen. Der hohe Meisterschaft gestaltende Künstler trat mit uner künstelter Bescheidenheit hervor und dankte bloß als Organ seiner Mitschauspieler, die für ihre Anstrengung wohl eine freudige Anerkennung verdient hätten. Neuer Jubel, neues Bravorufen. So feyerte hier in Dresden ein sächsisches Publikum, der Genialität des Dichters und der Kunst der Schauspieler gleich willig huldigend, und sich über alle engherzigen Rücksichten erhebend, ja den Schlußvers: „in Staub mit allen Feinden des Vaterlandes,“ stürmisch beklatschend, die gewissenhafteste Belebung eines Drama, das recht verstanden und zur sinnlichen Beschauung gebracht, trotz einiger befremdenden Wagnisse und Schroffheiten im Ausdruck, als barer Gewinn für unsere jetzt so verarmten deutschen Bühnen sehr hochgehalten werden muß, und so errang auch hier begeisternde Dichterkraft einen vollen Sieg über die platte Gemeinheit und krönte einen Dichter, dessen Scheitel im Leben nur Dornenkronen geritzt hatten.

Über das Einzelne des Spiels wird in hiesigen Blättern zur Genüge gesagt werden. Hier nur so viel. Julius mahte den Moment, wo er durch die Unterredung mit Hohenzollern im Gefängniß auf einmahl von der kedesten Sicherheit in die erschütterndste Überzeugung des tödtenden Ernstes herabgeworfen wird, so ergreifend wahr, daß jeder Zuschauer eben darum, weil die Endpunkte sich überall berühren, seinen Sturz in den Abgrund der Muthlosigkeit zu begreifen anfang; er sprach ferner, als er vor dem Churfürsten kniet, die schmähliche Entwürdigung seines Innern durch den rein animalischen Lebenstrieb, in so gewaltiger Hast, in so feurig beschwingter Angst aus, daß man durchaus nur das Mitleid, welches seine, von der Schirmer hier so ergreifend dargestellte Geliebte ihm zollt, theilen, nicht aber Verachtung empfinden konnte und schon hier dachte, was Natale später zum Churfürsten ausspricht: „Ach welch ein Heldenherz wird hier zerknickt! Auch griff die Churfürstin, von Madame Werdy würdig vorgestellt, sehr brav ein. Denn, und das half allerdings auch den Sieg über jeden hier und da lauschenden Tadel gewinnen, allen Rollen, auch der geringsten, geschah ihr volles Recht. Es war alles bedacht, alles im harmonischen Einklang. So sprach unser wackerer Pauli als Graf von Sparr die so kräftig aufregende Erzählung von Froben's Heldentod mit einer hinreißenden Wahrheit und erhielt, wie billig, rauschenden Beyfall. So wurde Dörfling von unserm durch Körperkraft trefflich unterstützten Baumeister auch untadelhaft gestaltet. Und alles hatte sich in schöner Eintracht bey der Probe das Wort gegeben, gemeinschaftlich das Höchste zu erstreben. Auch ist es wohl zu rühmen, daß bey unserm Bühnenverein, wo ein glücklicher Zufall vier Künstler zusammenführt, die alle auf verschiedenen Bühnen schon Regisseurs gewesen sind, keine kleinliche Rabale je aufkommen kann, daß jeder den andern sich willig unterordnet, daß jeder das Ganze, nicht sich selbst, im Auge hat. Es waren vom Stück, wie es gedruckt zu lesen ist, nur drey Verse weggeblieben und alles ungeändert und ungestrichen beybehalten worden und dennoch spielte es nur $2\frac{1}{4}$ Stunde, wovon zehn

Minuten auf die Ouvertüre kamen. Allein es sind auch im Ganzen nicht 50 Verse bloß deklamirt worden. Diesem in falsche Schminke- und Toilettenkünste ausartenden, alle Wahrheit tödtenden Deklamations-Unheil, welches durch unsere Tragöden jetzt als Tollwurzeln erwachsen, als Pflanzkraut aufgeschossen ist, muß der Hals gebrochen werden, oder wir haben bald gar keine tragischen Bühnen mehr.

Wöttiger.

Über die bevorstehende Aufführung des Prinzen von Homburg, von
Heinrich von Kleist, auf der Dresdner Bühne.

Dieses Schauspiel Heinrichs v. Kleist ist schon in Wien, Breslau und Frankfurt am Main gegeben worden. Da es das hiesige Theater in diesen Tagen ebenfalls darstellen wird, so ist es vielleicht nicht überflüssig, die Leser dieses Blattes auf Einiges aufmerksam zu machen, damit ihr Vergnügen und ihre Theilnahme ungestört seyn möge, und sich nicht voreilig von dem trefflichen Werke abwende.

Die kunstreiche Form des Schauspiels, indem es eine Handlung unmittelbar vor unseren Augen entwickelt und durchführt, uns die Motive zeigt, die Charaktere und Gesinnungen mahlt, zwingt den Dichter, manches nur anzudeuten oder völlig zu verschweigen, und die Enträthselung dem Scharfsinn oder erweckten Gefühl des Zuschauers zu überlassen. In dieses Verschweigen ist zugleich ein Vorrecht des Dichters, welches er nicht aufgeben wird, wenn ihn auch die Form des Schauspiels nicht dazu zwänge, denn er kann hierin seine Weisheit nicht minder, als in dem, was er ausspricht, zeigen, und der gebildete Zuschauer wird auch nur das Wert anziehend finden, in welchem, wenn einmahl seine Theilnahme gewonnen ist, der Dichter ihn gleichsam auffordert, thätig mit einzugehen und durch Witz und Poesie die Theile zu ergänzen, die sich dem Auge entziehen müssen. Nicht anders glauben wir von Gemälden Verkürzungen, oder verdeckte Figuren ganz zu sehen, wenn anders der Maler sein Handwerk versteht, und unser Auge geübt ist, Bilder anzuschauen. Wir würden im Gegentheil dem Künstler keinen Dank wissen, der uns, statt der Gruppierung, alle seine Gestalten in einer geraden Linie vorführte, um nur klar zu bleiben und die Verwickelung zu vermeiden.

Wie sich die zeichnende Kunst schon früh von dieser zu treuherzigen Anordnung entfernte, so mußten die Theaterdichter auch schon seit lange den chronikartigen Styl und die zu steife Symmetrie vermeiden, und Vor-, Mittel- und Hintergrund anlegen, um ein vieldeutiges, mannigfaltiges Kunstgebilde zu erzeugen. Jedes Zeitalter, jede Schule und jeder einzelne Meister wird wieder durch das Charakterisirt, was ihm Neben- und Hauptsache ist, was er mit Vorliebe ausmählt, oder andeutet und verschweigt, ja es gibt treffliche Künstler genug, die geradezu die Hauptsache zur Nebensache machen, weil sie der Zier mehr, als dem Ausdruck gewachsen sind, weil die Nachahmung der Natur ihnen wohl, aber nicht die Erhebung derselben zu Gebote steht.

Lessing's Scharfsinn spielt in seinen Dramen mit dem Zuschauer, und was dieser errathen muß, ist zuweilen das Beste, ja Nothwendigste. Große Dichter, wie Göthe, bedürften keiner Erklärung, wenn alles zu sagen erlaubt und möglich wäre; es gäbe dann nicht die oft komischen Mißverständnisse, die sich jetzt, nach mehr als vierzig Jahren, wieder zu erneuern scheinen. Woher der Streit bey Shakespears Meisterwerken, vorzüglich bey seinem wunderfamsten, dem Hamlet, wenn dieser wichtigste, wie tiefinnigste aller Dichter, nicht so oft eben so gutmüthig als großmüthig vorausgesetzt hätte, daß seine Leser und Zuschauer neben ihm ständen, und also den richtigen Augenpunkt seiner Gemälde gefast hätten? Wenn Calderon und die Spanier weniger verschweigen, so üben sie dagegen im Auffassen von allegorischen Beziehungen, im Festhalten reicher Verwickelungen, im Aufmerken auf Kleinigkeiten, die bedeutsam werden und wichtig oder erklärend wiederkehren; und die deutsche neuere Schule (wenn man sie so nennen darf) hat das Publikum gewöhnt, Dinge zu verbinden und zu beachten, die demselben wohl früher als eine zu große Anstrengung erschienen wären.

Diese Versuche haben wenigstens wieder die Aufmerksamkeit und Combinationsgabe in Anspruch genommen, die bey den sogenannten Familiengemälden, in denen oft kaum etwas vorfiel, fast schlummern durften. Wären diese Bildwerke nur dem Styl der niederländischen Kunst treu geblieben, so dürften sie, trotz ihres geringen Inhalts, immer noch auf Meisterschaft Anspruch machen, hätten nicht die meisten die Annahme, in diesem engen Raume das Größte in das Kleinste herabzuziehen und darüber die Benwerke, das Natürliche, zu vernachlässigen, welches diesen Werken nur durch Wahrheit einen gewissen Zauber verleihen kann.

Durch die letztgenannten Versuche ist es aber hauptsächlich dahingekommen (obgleich die Gewohnheit oder Verwöhnung selbst schon ziemlich alt ist), daß gewisse Tugenden und Gesinnungen von Aufopferung, Großmuth, Freygebigkeit, Mutter- und Kindesliebe u. s. w. an und für sich, ohne weitere Veranlassung, als nothwendig und unerläßlich bey den sogenannten Helden eines theatralischen Werkes angesehen werden. Diese höchsten Empfindungen, ja man möchte sagen, die heiligsten der Natur, werden bey den geringsten und unbedeutendsten Veranlassungen willkürlich angeschlagen und die Mehrzahl der Zuschauer, daran gewöhnt, folgt dann, ohne weiter darüber zu denken, der Nührung, ja verschmährt in einer gewissen Erhebung alle Kritik, die ihm

diese Thränen verdächtig machen möchte. — Vor allen aber ist es die Liebe und Verachtung der Gefahr und des Lebens, welche die jungen Helden charakterisirt, für die wir uns interessiren sollen. Ob es immer der Natur gemäß sey, so zu empfinden, ob ein aufrichtiges Bewußtseyn, ob die Erfahrung diesen einmahl angenommenen Rausch der Großmuth in allen Lagen des Lebens bestätige, darnach fragt man nicht mehr, denn er scheint eben so unerläßlich, wie die Jugend des Liebenden und die Schönheit der Geliebten, und mit Romeo's früherer Leidenschaft, bevor er Julien kennt, so wie mit Hamlets Zaghaftigkeit und Härte gegen Ophelien, will sich die Menge noch immer nicht versöhnen, wenn auch diese Seltsamkeiten nothwendig zum Kunstwerk gehören.

Schlimmer noch und besorglicher steht es um den Prinzen Kleist's, denn der junge Dichter hat es gewagt, die Sache noch auffallender zu machen. Als den Helden des Stücks ein Kriegsgericht nach einem Siege, wegen Mangel an Subordination, zum Tode verdammt hat, bittet er, zerstört und vernichtet, um sein Leben, gibt, von den Schauern des Todes schon umfassen, Ruhm und Thaten, ja selbst seine Liebe auf, die noch vor kurzem als das Licht seines Lebens erschien. Diese auffallende Scene ist der Mittelpunkt des Schauspiels, der Prinz sammelt sich wieder, er kehrt zum Bewußtseyn seiner Würde zurück, und wird nun, nach überstandener Erschütterung, eben so in entschlossener Festigkeit Held, wie er es vorher nur im Taumel, Traum und der Leidenschaft war. Möchte diese hier dargestellte Seelenstimmung auch nicht unnatürlich zu nennen seyn, so wäre sie doch weder dem Schauspiel angemessen, noch an sich interessant, wenn nicht durch die leidenschaftliche Aufregung, durch das traumähnliche Leben des Prinzen diese Sonderbarkeit, diese Todesfurcht, begründet und gerechtfertigt würde. Er ist ein Nachwandler, in seine verschlossenen Sinne dringt ein Theil der Wirklichkeit, wie eine Vision, diese erhöht seine stürmende Liebe, und durch diese begeistert, stürzt er, halb rasend, die Warnung der Freunde nicht achtend, in das Getümmel der Schlacht, und hilft einen glänzenden Sieg erkämpfen. Nur wenig wird sein Rausch durch die Nachricht abgekühlt, daß sein verehrter Freund und Fürst gefallen sey. Er erhebt sich im Gegentheil noch mehr und will Land, Witwe und Geliebte beschützen. In dieser höchsten Sicherheit seines Herzens sieht er sich plötzlich gefangen genommen, vor ein Gericht gestellt, er muß endlich glauben, der angedrohte Tod sey Ernst: — und Leben, Sicherheit, Freund, Ruhm, Vaterland und Geliebte verschwinden, die Erde bricht unter ihm, dieser bitteren Erfahrung ist sein junges und verwöhntes Herz nicht gewachsen, und er stürzt nun eben so tief, als er sich zu hoch im Schwindel erhob. Auf irgend einen Lebenspunkt muß jeder Held und Weiser die Todesfurcht bestiegen, um das Leben zu finden, und dieser junge, übermüthige Krieger wird hier durch Selbstvernichtung und Verachtung seiner selbst seinem bessern Geiste zugeführt. Er fühlt nun erst, daß er vorher Tod und Leben noch nicht kannte; nach dieser furchtbaren Schule sieht er sein früheres Leben wie Traum und Nebel vor sich liegen, und alles, was ihn in diesem verwirrten Zustande begeisterte, kann nun erst echte Kraft und Wahrheit gewinnen; nach seinem auf kurze Zeit gebrochenen Herzen wird ihm Liebe und Glück, Ruhm und Muth erst Wirklichkeit und Leben.

So vorbereitet wird den Zuschauer die grelle Scene des dritten Actes zwar immer noch überraschen und erschrecken, aber sie wird kein störendes Mißfallen hervorbringen, um ihm den Genuß eines der vorzüglichsten Werke zu verkümmern, welche die neuere Zeit hervorgebracht hat. Den Freunden des verstorbenen Dichters und den Liebhabern des Schauspiels muß es erfreulich seyn, daß ein Theater, wie das hiesige, das so vieles Treffliche und Schwierige befriedigend darstellt, sich auch diese nicht leichte Aufgabe vorgesetzt hat. Auch hier, von gebildeten Künstlern dargestellt und von Zuschauern beurtheilt, die des Guten gewohnt sind, wird dieses Gedicht erfreuen, und nach seinem Tode wird ein ausgezeichnete Schriftsteller immer mehr gewürdigt werden, der, so lange er lebte, verkannt und selbst in seinem Vaterlande nicht so beachtet wurde, wie er es verdiente.

Dresden, am 28. Nov. 1821.

Sieck.

Große musikalische Akademie

zum Vortheil des Pensions-Institutes der Witwen und Waisen der Tonkünstler.

Die Gesellschaft der Tonkünstler gibt sich die Ehre, einen hohen Adel und das verehrungswürdige Publikum zur musikalischen Akademie im Hoftheater nächst der k. k. Burg am 22. und 23. Dec. geziemend einzuladen. An beyden Tagen wird die Kantate: die Jahreszeiten, von Joseph Haydn, aufgeführt werden. Das Nähere wird der Anschlagzettel enthalten.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Donnerstag, den 20. December 1821.

152

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Notenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertels. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey U. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbs. und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Agathe, oder: die Opfer.

Von D. Ernst Wohl.

(Schluß.)

XI.

Die Vikomtesse spukt. — Lange Spazierfahrt. — Zauberbuch. — Vorarbeiten zu einer noch längern.

Diese Tage ließ ich mich von den schlechten Heerstraßen zusammenrütteln, zuletzt mich eine Höhe herab umwerfen und saß nun in M**g, bis mein Wagen ausgeflickt wurde, indes ich aus Langweile die Physiognomie der verschiedenen Handschriften und Manuproprias auf den Fenster Scheiben und im Fremdenbuche des Gasthofs studierte. Viele der Schriften mußte man selbst erst studieren, um sie nur lesen zu können, und so brachte ich z. B. aus den unendlich hohen, gleichlangen, dichtgepreßten Zügen einer französischen Hand zu meinem Erstaunen so ziemlich eine Agathe, Vicomtesse Saint Marcel avec sa famille heraus. Nun hatte die Geistererscheinung gar Familie bekommen! Sie war erst vor wenigen Wochen dagewesen, und hätte ich nicht die ungeduldigste Gile von der Welt gehabt, ich würde die Spur wohl nicht unverfolgt gelassen haben. Aber der Schmid in der nächsten Straße war der einzige Mensch, mit dem ich jetzt eigentlich zu thun hatte, denn mich durfte nichts abhalten, zu Theodor zu fliegen, und ich brachte es auch glücklich dahin, daß mein Postillion, als er in die Schloßbrücke von Drossenholm einbeugen wollte, mußte Halt machen, weil eben ein bepakter Reisewagen mit den beyden Grafen aus dem Thore hervorrollte. Im Nu waren wir zum Schlage heraus, Theodor und ich, und lagen einander in den Armen. — Ist sie's? ist's Agathe? fragte er laut. — Wer sonst? Ich komme von ihr, dich in die Kur zu nehmen; aber wie ich sehe — Das hat dein Brief gethan und mein Vater, mein edler Vater. — Wir sprangen an seinen Wagen und hinein. Der Graf wollte umkehren lassen, aber ich sah Theodorn die Farbe wechseln und schrie dagegen, als würde mich ein Tag Raß ums Leben gebracht haben. — Trotte

du nur getrost unserem Wagen nach, Schwager, rief ich meinem Postillon zu; ich bin nur ein Bißchen die vierzig Meilen spazieren gefahren und kehre gleich wieder um, ohne eigentlich auszufahren. — Nun ward von Agathen gesprochen die ganze Reise über, und ich mußte erzählen, was ich wußte, und bey jeder Lobeserhebung, die ich ihr machte, drückte mir Theodor so zärtlich die Hand, als wär' es die ihre selber. — Ach, Eberhard, rief er mit einem Mahle schmerzlich aus, du liebst sie ja auch! — Das wohl, sprach ich ganz trocken, aber davon kann überall nicht mehr die Rede seyn, sie mag mich nicht, und ich mag keinen Korb und bin noch obendrein froh, daß ich sagen kann, es war darum, weil sie schon dich im Herzen führte als Patron, daß sie vor meinen blinden Lagen die Flagge nicht streichen wollte. Was hätten wir auch am Ende davon, wenn du sie nicht nähmest und sie mich nicht? Also laß das nur gut sehn! —

Als wir in dem Gasthose anhielten, wo ich der Vikontesse Namen entdeckt hatte, fiel es mir ein, meine Vision auf dem Maskenballe zum Besten zu geben, und ich machte mehr Eindruck damit, als ich vermuthen konnte, denn der alte Graf fuhr bey dem Namen Saint Marcel lebhaft auf, und horchte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit auf jedes meiner Worte. — Saint Marcel? fragte er zum Schlusse; haben Sie auch recht gehört? — Ich denke; und wenn ich anders recht gelesen habe, denn diese Saint Marcel verkappt sich immer ein wenig, so steht sie auch hier im Fremdenbuche. — Ich hohlte es herbey und schlug die Seite auf. — Er ist's! rief der Graf; es ist seine Hand und sein Namenszug: Eugène Vicomte de Saint Marcel. — Er? fragte ich mit Befremden, und fand jetzt zur Noth den Eugen da heraus, wo ich früher die Agathe hineingelesen hatte. — Mein Lebensretter! setzte er hinzu, indem er die Züge noch immer gerührt betrachtete. Ich muß ihn sehen! — Derselbe, fragte Theodor, der später Ihre Freundschaft und Hülfe verschmähte? — Der Graf bejahte stumm; er ging mit großen Schritten hastig in der Stube auf und nieder. — Und wird er jetzt nicht wieder dasselbe thun? — Ob er es thun wird? Ich weiß es nicht; aber versuchen muß ich es, meine Ruhe hängt davon ab. Und überdieß, ich habe neue Gründe, die, die — o mein Sohn Törring, ich führe da meinen Theodor seinem Glücke entgegen und indessen — Indessen, fiel ich ein, habe ich nichts zu thun, und schaffe Ihnen den Vicomte, ich suche ihn auf, wo es auch sey. — Wollten Sie das? rief er hocherfreut. Es koste was es mag! Sie gebiethen über meine Kasse. — Ich schaffe ihn! Ich will das Zaubern noch einmahl versuchen, und aus diesem Buche will ich ihn beschwören. — Ich war froh, Beschäftigung zu haben, die mir Agathens Umgang fürs Erste ersparte ohne Theodorn weh zu thun. Ich ließ umpacken, gab den Scheidenden einen Gruf mit und das Versprechen, so bald als möglich zu erscheinen, und blieb, um sogleich von den Wirthsleuten über die Familie Saint Marcel einige Personalien und was zu einem guten Steckbriefe gehört, auszuwirken. Vater, Mutter und Tochter, erfuhr ich, französische Ausgewanderte, welche die glückliche Aenderung der Dinge in ihrem Vaterlande zu benützen und nächstens dahin abzureisen Willens gewesen. Sie hätten nur Gelder erwartet. Wohin sie aber indessen gegangen, wußte man nicht. — Weit konnte es nicht seyn, meinte der Wirth mit seiner pffiffigen Miene, denn das Reisen kostet viel, und — er zuckte mit

den Achseln. Und, fuhr ich fort, man trifft noch obendrein nicht überall so billige Wirthe, wie Sie. — Er machte eine tiefe Verbeugung, wir schmunzelten Beyde und das Examen war zu Ende.

Ich zog nun in der Gegend umher in immer weiteren Kreisen und fand allerley, nur den Vikonte nicht; er war so gut verschwunden als sein Töchterchen auf dem Valle. — So hohl's der Henker! fluchte ich endlich, nun sind sie wahrscheinlich schon außer Lande! und ich wollte, sie wären lieber gar im Pfefferlande geboren, oder in der Sierra Leona oder an der Meerenge Babel-Mandel, so bekäme ich bey der Gelegenheit doch ein neues Stück Erde zu sehen und müßte nicht stracks wieder nach Frankreich, von wo ich kaum erst herkomme. Aber es ist, als hätt' es ein Kobold auf mich gemünzt und hekte mich!

Ich beschied mich endlich des Kreuzens in der Nähe, und steuerte gerade nach D**n zu, Agathen noch einmahl zu sehen und Theodorn, die beyden Glücklichen, ehe ich die französischen Grenzstädte zu bereisen anfinge.

XII.

Die Vikontesse erscheint. — Examen und Jubelferien darauf. — Ein altes Pfand hat gewuchert. — Geständniß. — Der ungerufene Zeuge. — Wiederfinden und Ausichten.

Es ward mir herzlich schwer, und mit jeder Meile, die ich Agathen näher kam, schwerer zu Muth. Zuletzt hielt ichs im Wagen nicht mehr aus; ich habe stets zu Pferde oder zu Fuße mehr Fassung gewonnen, als im Wagenlasten oder Lehnstuhl. Ein milder Morgen lud mich auch; ich nöthigte meinen Lambert höflich, meinen Sitz einzunehmen, und sprang aus und schlug die Fußsteige ein, die sich um die letzten Dörfer hin und durch die Waldhügel schlingen, von denen D**n umsäumt ist. An dem Bache, der die Räder der Waldmühle schon rüstig trieb, hatte die Sonne einige Stellen der Wiese von Schnee befreyt; da warf ich mich hin, unter die Schneeglöckchen, und träumte mir die Stunden herauf, die ich in Agathens Gesellschaft hier zugebracht hatte. Ach, sie war nie heiterer, nie liebenswürdiger gewesen, als im Freyen! Meine Augen wurden feucht. Da fiel ein Schatten auf mich, ich sah auf und — sie stand vor mir. — Agathe, rief ich, noch einmahl mußte ich Sie sehen! Und daß Sie mir jetzt und hier erscheinen, hier, wo ich eben nur Sie dachte! — Ich faßte ihre Hand, um sie zu küssen. Erschrocken war sie einen Schritt zurückgetreten. — O, sagte ich, Sie sind eine glückliche Braut, das hellere Auge, diese blühendern Wangen würden es mir sagen, wenn ich es nicht schon wüßte. — Mein Herr, entgegnete sie fremd, Sie sind irre, oder — mit einem halben Lachen — Sie reden irre. — Ich staunte Sie einen Augenblick an. — Monsieur, vous parlez à la Vicomtesse de St. Marcel! sprach nun eine Stimme neben mir, die einem Alten mit dem Ludwigskreuze auf der Brust angehörte. — Ist's möglich? schrie ich. Ach, schöne Vikontesse, nun entkommen Sie mir nicht wieder, wie in jener Nacht. — Mein Gott, wer ist dieser Mensch? — Sie faßte des Alten Arm. — Monsieur! tönte es wieder, und der Mann trat wahrhaft ehrfurchtgebietend an mich heran. Ich verneigte mich lächelnd, indem ich sagte: Ich bin der Baron Törning, und habe Aufträge an Sie, Herr Graf, die mich entschuldigen werden, wenn ich Sie um eine Unterredung bitte. — Baron Törning? fragte die Tochter, Ach

bestimmend, derselbe, dessen Worte schon auf dem Maskenballe mir so räthselhaft waren? — Derselbe. O mein Fräulein, Sie sind mir räthselhafter, Sie selbst, ohne Worte, Ihre Züge, Ihre Gestalt, Ihre Stimme. Nein, rief ich, in ihr Auge verloren, es ist nicht möglich! Solch eine Ähnlichkeit! — Haben Sie nie eine Schwester gehabt? — Woher die Frage? Ich hatte eine Schwester, die wir aber schon als fünfjähriges Mädchen verloren. — Verloren? Durch den Tod? — O mein Herr, Sie werden bemerken, wie das den Vater angreift, sagte sie bittend. Der Mann stand sichtbar zitternd da. — Durch den Tod? fragte ich dringender. — Harter Mann! wir wissen es nicht. — In den Flammen! sprach der blasse Vater dumpf. — Vielleicht nur, sagte sie zu ihm gewandt mit schmeichelndem Tone — Vielleicht nur, Fräulein? und Ihre leibliche Schwester? — Zwillingsschwester. — Und Ihnen ähnlich? — Bis zur Täuschung, sagen meine Ältern. — Bis selbst auf dieß Mahl an Ihrer Achsel? — Gnädiger Gott, Agathe! schrie der Alte hier laut auf. — Agathe heißen ja Sie? fragte ich noch mit fliegender Hast. — Agathe hieß die Verlorne. — Gott ist gnädig! jauchzte ich. Mann, deine Tochter lebt, ein Engel an Güte und Schönheit. — Da lag er leblos in meinem Arm, und zu seinen Füßen schluchzte vor Entzücken die Zwillingsschwester, das Ebenbild der Verlorenen, Wiedergeschenkten.

Es währte lange, bis wir uns nur einiger Maßen erhohleten, und tausend Fragen auf mich einströmten, wovon ich mir die ein' und andere zur Beantwortung auslesen konnte. Und Sie kennen Agathen wohl genau? fragte die Schwester. — Das will ich meinen, Fräulein! ich habe sogar um sie geworben, und bin abgewiesen worden. — Nicht doch, wie wäre das möglich? — O, rief ich, so fragen Sie heute. Hätte ich ihr eine Schwester und einen Vater zur Morgengabe bringen können — Und eine Mutter, unterbrach mich der Alte mit Jubel; deine Mutter, Agathe = Marie! — Und ein neuer Tausel faßte sie, da sie des Entzückens dachten, das sie der Mutter bringen würden. Sie ergriffen mich an beyden Händen, und raschen Schrittes gingen nach dem Dorfe hinunter. Aber Marien war unser Sturmmarsch noch zu langsam, sie ließ meine Rechte fahren, und flog voran. — Laß sie der Mutter die Nachricht bringen! sagte der Wikonte, und stand und sah ihr in süßer Wehmuth nach; sie war unsre Freude und unser einziger Trost. Mußte sie doch selbst der Schwester Nahmen annehmen, damit wir beyde hätten in der Einen. — Wir gingen langsamer hinab. Ich benützte die Zeit, um ihm zu sagen, daß seine Tochter Braut des jungen Grafen Drossten sey. — Drossten? — Des Sohnes eines Grafen Julius Drossten auf Drosstenholm, der sie als unbekanntes Waife zu sich genommen und ihr zweyter Vater geworden. — Er sah zum Himmel: Dein Finger, du Allgütiger! Ich will nie wieder murren. — Ich fuhr fort zu erzählen, daß ich vom Grafen den Auftrag erhalten, ihn aufzufinden, es koste was es wolle, und wie dieß gekommen. — O, sagte er, er ist weit besser, als ich. Ich habe ihn hart abgewiesen, und dennoch! Aber wüßten Sie, Baron, in welcher finstern, feindlichen Stimmung gegen Welt und Vorsehung ich damahls war! Mein Vermögen dahin, dahin mein Vaterland; all mein Trost, mein Stolz, mein Glück hatte noch in dem Zwillingspaare gelegen, dessen wundergleiche Ähnlichkeit, dessen süße Schönheit und Eintracht alles zu Liebe und Bewunderung hinriß. Da nahm mir ein

hartes Schicksal Agathen! Daß mir die Flammen den letzten Rest meiner Habe entrißen hatten, das war nichts; aber daß ich mein Kind darin suchen mußte — oder verwaist in die Welt hinausgeschleudert — Der Graf sah mich wieder, ehe noch das Gift in den brennenden Wunden milder geworden war; er both mir Herz, Haus und Beutel an — ich stieß ihn zurück: er solle mir mein Kind aus des Todes Armen hohlen! — Er hat's erfüllt, fiel ich hier ein; sie lag auf dem Tode, als sein Herz sie auffand, seine Pflege sie rettete. — Drosfen! rief der alte Vater. O ich muß ihm zu Füßen fallen! — Wir eilten nun wieder doppelt. Athemlos traten wir in das Haus. — Sie ist es! es ist unsere Tochter, unsre Agathe, ruft ihm die Mutter entgegen, und fällt in seine Umarmung, und zeigt ihm dann einen kleinen Ring, ein Papier, ein Kleidchen und Wäsche, schon naß von ihren Thränen. — Woher das, Agathe-Marie? frage ich überrascht. — Von dieser guten Frau, bey der wir wohnen. — Sie führt mich in die Ecke, wo die Frau schluchzend steht, Agathens ehmalige Pflegemutter, die ich als Pächterinn hieher gebracht hatte und die, als sie mich erblickt, auf die Knie fällt und unaufhörlich um Verzeihung bittet. — Sey Sie nur bey Troste, sagte ich; was solls denn da zu verzeihen geben? Und wenn es was gäbe, so ist das Verzeihen heute für unsereins nur Spaß. — Es gab wirklich etwas. Das Weib hatte von ihrer sterbenden Brodfrau, der Madame Sterndyke, Ring und Kleidungsstücke des Kindes bekommen, aber auch einen Brief und eine Summe Geldes, mit dem Auftrage, das ganze Vermächtniß dem Mädchen, erst wenn es erwachsen seyn würde, zu übergeben. Der Brief enthielt die Angaben, wie, wo und wann sie Agathen an der Grenze von Flandern gefunden. Die Summe Geldes war das Haar, woran der Teufel die neue Pflegemutter gefaßt hatte; sie verzehrte es allgemach, getraute sich dann nie, die Papiere auszuliefern, worin sie des Geldes erwähnt glaubte, und verspielte noch überdies ihren und des Mädchens Verdienst im Lotto, um dem Kinde, das ihr immer lieber geworden war, sein Erbtheil erstatten zu können. — Als jetzt Marie in die Stube stürzt, und der Mutter ankündigt, daß ihre verlorne Agathe lebe, in der nahen Stadt bey einer Kammerräthin von Wangen, als die Mutter Gott preiset, und dazwischen immer wieder zweifelnd ausruft: Ist sie's aber auch gewiß? Mein Gott, wie kann ich wissen, ob sie's wirklich ist! da ergreift die Frau, welche längst schon durch die Ähnlichkeit der beyden Zwillinge auf der Folter gelegen, die Macht des Gewissens und drängt sie an den Schrank, woraus sie unter Zittern und Zagen die Erbstücke hervorlangt.

Nun war kein Bleibens mehr. Ich sprang hinaus in's Dorf, um Pferde aufzutreiben. Die Frauen suchten indeß ihr Kästchen Putz zusammen, das nothdürftig genug zulangte, und griffen dazwischen immer wieder nach Agathens kleinem Gewande, so daß sie noch nicht bereit waren, als ich schon mit des Wirths Pferden und des Pastors alter Kalesche vor dem Hause hielt. Der Vater stand auf Kohlen. Ich nahm, was nur umherlag, warf's in den Wagen, hob Mutter und Tochter alles Bittens und Sträubens ungeachtet hinein, der Vater sprang nach, ich auf den Kutschbock und führte sie in die Stadt nach meiner Wohnung. Hier bath ich sie, sich völlig zu schmücken, befahl dem höchlich erstaunten Lambert, die Gesellschaft dabey nach Kräften zu unterstützen und dann mir nachzuführen, wenn ich nicht bis dahin schon

zurück wäre, und lief nach der Kammerrätthin Hause. — Ist man daheim? — Freylich; man ist eben im Begriffe, die Ehepakten zu unterzeichnen, denn Abends ist Trauung. — Ich slog in den Saal und ward mit lauter Freude empfangen. — Du fehltest noch zu unserm Glücke! rief Theodor, die Feder hinwerfend, mir entgegen. Und so freudig, mein Eberhard? Er schloß mich in die Arme. Agathe, im Glanze der Liebe und Schönheit, both mir die Hand und drückte sie herzlich: Wem dank' ich mein Glück, als Ihnen, theurer Freund! — O, rief ich, ich will auch die Unterschriften da vermehren. — Thue das, bath der selige Bräutigam, tritt auf als Zeuge meines Glücks! Er nahm die Feder wieder auf und reichte sie mit einem zärtlichen Blicke der Braut. Da ward ich ernst und fragte: Und wissen Sie denn auch, was Sie dahinzusetzen haben? — Eine dunkle Wolke stieg im Gesichte des alten Grafen auf, Agathe erröthete, Theodor sah mich mit Befremden an. — Ey thue ich Einspruch, oder Sie schreiben, fuhr ich fort, was ich Ihnen in die Feder sage, Sie schreiben: Agathe, Vikomtesse de Saint Marcel. — Gott sey gepriesen! jauchzte der alte Graf auf, meine Ahnung hat mich nicht betrogen. — Agathe, sagte ich — ich konnte kaum vor Thränen — Ihr Vater lebt, Ihre Mutter, Ihre Schwester. Ich habe sie hergeführt, in wenig Augenblicken sind sie da. — Was weiter geschah, wie Überraschung und Entzücken Alle ergriffen; wie Agathe in der Eltern Arme slog und von einer Brust an die andere sank, die beyden Väter sich fest umschlungen hielten und den Vater im Himmel lobten; wie Theodor zu ihren Füßen kniete und den Vikomte um seine Tochter bath, und dem Grafen die Hände küßte, außer sich vor Freude, daß seinem Vater das Opfer ganz erspart war; wie die beyden holden Ebenbilder sich küßten, als wollten sie in einander überschmelzen, und die Wangen bald stannend und segnend vor ihnen stand, bald unter uns umherging und einmahl um's andere ausrief: So lohnt sich die Tugend! von dem allen sag' ich kein Sterbenswörtchen, so wie nichts vom Hochzeit-Abende und überhaupt nichts weiter.

Wir sind jetzt, da ich dieß schreibe, in H**g, in des Grafen Drossen Hause. Das junge Paar ist sich selbst genug, und ich und Agathe-Marie — Ich sehe sie hundert Mahle des Tags um ihre Ähnlichkeit mit Agathen an. Höchstens könnte man ihr Auge etwas runder und blißender, die Lippen unmerklich aufgeworfen, Gang und Bewegungen lebhafter, gewandter finden. Ihr Gemüth ist innig und heiter, und ein fröhlicher, harmloser Wit spielt auf den schönen Lippen. — Agathe, sprach ich gestern — denn ich nenne sie, wie sonst ihre Eltern, noch immer lieber Agathe — Sie meinten am ersten Tage unserer eigentlichen Bekanntschaft, es sey nicht möglich, mich auszusprechen. — Ey, war ihre lächelnde Antwort, jetzt finde ich es wohl allerdings möglich, wenn auch nicht eben sehr wahrscheinlich. — Und damit will ich für heute mir genügen und unsere Herzen weiter walten lassen.

Taschenbücher für das Jahr 1822.

Taschenbuch zum geselligen Vergnügen, auf das Jahr 1822. Leipzig, bey J. F. Stedisch. Wien, bey C. Gerold.

Den ersten Platz unter den Aufsätzen dieses ausgezeichneten Taschenbuches behaupten unter den prosaischen Beiträgen Tieß's: Gemählde, und die Novelle der Frau von Chezy: Die Zeit ist hin, wo Bertha spann. Die Gemählde sind

wirkliche Musterbilder für jeden Verehrer der bildenden Kunst, und die interessante Erzählung, womit die geistvollsten Bemerkungen verflochten sind, macht diese Gabe auch den Laien im Gebiete der Kunstschöpfungen verständlich und angenehm. Die Trefflichkeit der Novelle der Frau v. Chezy ist allgemein anerkannt und auch schon allenthalben ausgesprochen worden. Auch hat ein mehrmahliger Abdruck (z. B. im Sammler und in der Theaterzeitung) diese schöne Dichtung dem hiesigen Publikum hinlänglich bekannt gemacht. Hoffmann's Erzählung: der Elementargeist, ist ein phantastisches Gebilde im Geschmacke dieses Verfassers, welches viel Vorzügliches enthält. Die Kircheordnung, eine Erzählung von C. A. v. Arnim, dreht sich um den Kampf des Protestantismus mit der römisch-katholischen Kirche und dürfte den Forderungen ernsterer Leser nicht entsprechen.

Die gelungensten Gedichte des Taschenbuches sind von Castelli, Houwald, Noos und einigen Andern. Als mißlungen sind F. Rücker's: Sprüche anzuführen, die mit seinen Beiträgen in einem andern vielgelesenen Taschenbuche an Ungereimtheiten und Albernheiten wetteifern. Die übrigen Gedichte sind an Werth eben so verschieden, als ihre Urheber zahlreich sind.

Das Außere des Taschenbuches ist den vorigen Jahrgängen bis auf die Kupfer angemessen. Von diesen verdienen Correggio's Madonna und Franz I. auf dem Schlosse Chamford im Gespräch mit seiner Schwester Margaretha, Königin von Navarra, von Schwerdtgeburts gestochen, vorzügliches Lob. Die von Hubert erwarteten Blätter konnten aber wegen Krankheit des Künstlers nicht mitgegeben werden, und werden der Zusage gemäß im künftigen Jahre nachgeliefert.

Dramatischer Almanach für das Jahr 1822, von F. A. von Kurländer. Zwölfter Jahrgang. Mit 6 Kupfern. Leipzig. Baumgärtnerische Buchhandlung.

Die vier Lustspiele, welche den Inhalt dieses Jahrganges bilden, sind sämmtlich aus dem Französischen übersezt. — Jede deutsche Bearbeitung eines solchen Lustspiels muß, wenn sie gelingen soll, von dem französischen Vorbilde so verschieden und dem vaterländischen Volkssinne so angemessen seyn, daß die Übertragung einen gegründeten Anspruch auf Originalität erhalte. Nach diesem Maßstabe dürften nun die vorliegenden Übersetzungen keineswegs befriedigen. Überall wird der Witz, die lebendige Laune vernichtet, und die vom Übersetzer hie und da vorgenommenen Umstellungen und Abänderungen schaden dem Ganzen mehr, als sie nützen. Die Nahmen der vier Lustspiele sind: Die Liebeserklärung, die Studentenwirthschaft, der junge Husarenoberst und die Fahrt zum Seehafen von Dieppe. Dem letzten Stücke dürfte vor den andern der Vorzug gebühren. Es hat viele gelungene Scenen und wird auf der Bühne nicht ohne Wirkung bleiben. Auch der junge Husarenoberst ist nicht ohne Verdienst.

An dem Außern des Taschenbuches ist in Hinsicht auf Druck, Papier, Korrektheit und Kupfer nichts zu tadeln, wovon jedoch das Titelfupfer, welches den jungen Obersten vorstellt, eine Ausnahme macht, denn dieses ist, und zwar in mehr als einer Rücksicht, unter aller Kritik.

Schauspiel.

Theater an d. Wien, den 10. d. zum ersten Mal: Armida. Große romantische Zauberoper in drey Aufzügen mit Tanz. Nach dem Italienischen des Herrn Johann Schmidt, frey und metrisch bearbeitet von Hrn. Joseph Ritter von Seyfried. Musik von Joachim Rossini.

Die Geschichte Rinaldo's und Armide's aus Tasso's unvergesslichem Gedicht ist auch in Deutschland hinlänglich bekannt; in Italien mag man freylich Tag für Tag noch Stanzas daraus singen hören. In dieser dramatischen Armida des Hrn. J. Schmidt kostet es allerdings wohl Mühe, jene des unsterblichen Dichters wieder zu erkennen. Desto leichter erkennt man in der Komposition Rossini wieder. Der Charakter seiner Werke ist auch diesem klar und deutlich auf die Stirn gedrückt. Das

gilt der Manier. Übrigens ist Gutes und Mittelmäßiges untermischt, wie gewöhnlich, mit dem hier sehr merklichen Unterschied, daß Jones nach und nach über Leheres und was allenfalls noch tiefer steht, die Oberhand gewinnt. So z. B. ist die Ouvertüre mit dem größten Rechte als ganz mißlungen anzusehen, und die finsternen Dämonen, denen sich *Armidä* endlich überläßt, scheinen in der That mit Brausen und mit Grausen schon in diesem ersten Theil zu walten. Überhaupt enthält der ganze erste Akt, der vor allen dreien auch der längste ist, viel Mattes, Unbedeutendes und wenig Interessantes. Zu dem Letzteren gehört der gut gesetzte Kanon des Quartetts, dann das Duett, welches *Armidä* und *Rinaldo* singen. Das Allegro könnte auf die Meinung führen, daß der Tonsetzer den meisten Werth auf seine *Gazza ladra* lege, denn wenn auch alles Andere, was Klang und Sang in seinen Opern gibt, zu verstummen scheint, so flüstert diese ihm Reminiscenzen ein, und in dem genannten zweiten Theile des Duetts läßt das Thema der beliebten Tenor-Arie sich mit einigen Variationen, wie das *Pipo Pipo*, ganz vernehmlich hören.

Der zweite Akt beginnt mit einem Dämonen-Chor, dem ein zweyter folgt, der zu dem Gelungensten der Oper zu rechnen ist. Nun kündigt das Cello die Ankunft *Armidä's* mit ihrem Geliebten *Rinaldo* an, und macht in dieser Introduction recht gute Wirkung. Es begleitet auch das folgende, sehr liebliche Duett, und der Künstler (Herr *Linke*) zeichnete sich durch seinen zarten, schmelzenden Vortrag aus. Den Schluß dieses ganz kurzen Aufzugs macht ein Divertissement, von den kleinen, mit wonnigem Entzücken wieder aufgenommenen Tänzerinnen ausgeführt, während dessen *Armidä* zur Erheiterung des *Heiden* Variationen singt, die ihre Schwierigkeiten haben, welche *Mad. Schüh* jedoch mit Glück zu überwinden wußte. Sie erinnern an die sehr bekannte über das Thema von *Caraffa*, und gehen ursprünglich etwas hoch, sind aber zum Vortheil der Sängerin transponirt.

Im dritten Akt bemerken wir nur das Terzett, in C-Dur, für drey Tenorstimmen gesetzt; unstreitig das glänzendste Gesangstück dieser Oper. Die Tenoristen *Jäger*, *Hälinger* und *Kauscher*, sangen es aber auch mit glänzendem Wetteifer, und es wurde, so wie Mehreres, da *Capo* gerufen.

Das Personal leistete, was den Gesang betrifft, viel Rühmliches. *Mad. Schüh* erwart in der anstrengenden Haupt-Parthie verdienten Beyfall. In der Darstellung ließ sie sich von dem tragischen Charakter und vermuthlich auch von den gereimten Versen, worin der Dialog geschrieben ist, zu einem Spiel und einer Deklamationsweise verleiten, die ganz mißlungen heißen können. In dem Redevortrag besonders waren vielfache Nachahmungen bemerkbar, doch keine an der rechten Stelle angebracht. Bey einem weniger gelungenen Gesang mußte das Gegentheil von der tragischen Wirkung geradezu entstehen.

Hr. *Jäger* sang den *Rinaldo* mit einer ganz ungemeynen Präzision und Anmuth, und wir können uns fast nicht erianern, daß wir ihn des Beyfalls jemahls würdiger gefunden hätten. Selbst der Vortrag des Rezitativs, worin die Andern sehr zurück blieben, gelang ihm besser, als gewöhnlich. Bey solchen Vorzügen sollte man es kaum bemerken, wenn einem Sänger in Spiel und Rede Eines und das Andere mißglückt. Die drey Tenoristen gaben sich im Übrigen augenscheinlich Mühe, eine verständige Leistung zu benutzen, die bey fortgesetztem Fleiße vielen Vortheil bringen kann.

Die zwey ersten Dekorationen waren reizend und geschmackvoll; die letzte, das Reich der Dämonen vorstellend, zeigte ein recht schauerlich phantastisches Gemälde, und Hr. *Neefe* hat sein ausgezeichnetes Talent in diesem ersten, unter der neuen Verwaltung ausgeführten Werk, auf gleiche Weise, wie in allen früheren, bewährt.

Modenbild II.

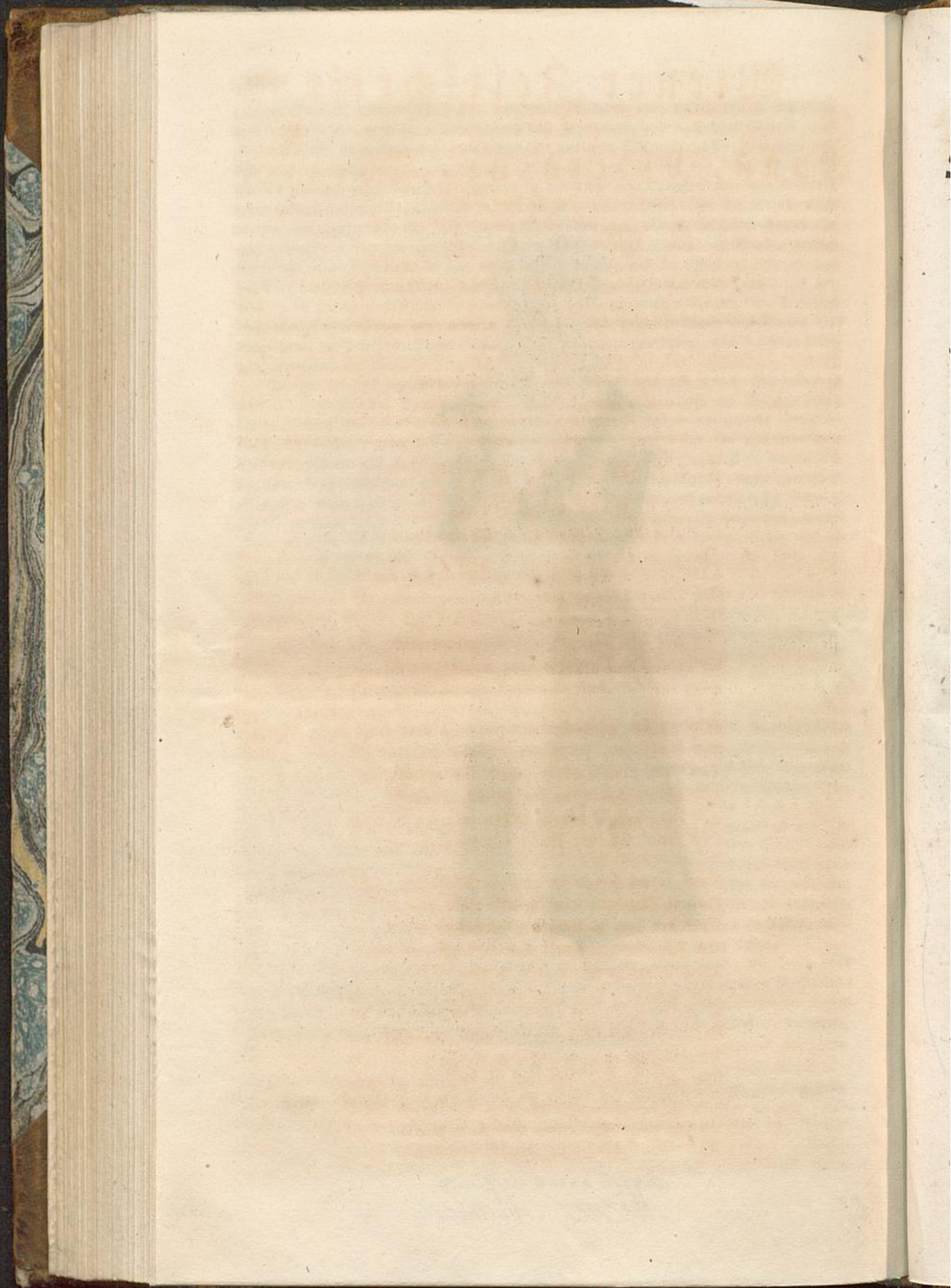
Überrock von Merinos mit Fesler und Haube von Sammet mit Dünntuch geziert.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß.

h,
nd
it
en
en
en
zu
es
af
in-
ert
äft
po,
zu
mis-
Sie-
err
des
gem
ida
che
be-
find
men
er,
und
hüh
lung
nten
ons-
ders
acht.
Wir
Un-
wür-
rück
kaum
licht.
Leis
das
hilde,
neuen
hrt.
iert.
1821





Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 22. December 1821.

153

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertels um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey H. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbj. und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Das Brautgeschenk.

Eine Erzählung.

Von Karl J. Braun v. Braunthal.

Im Lande, wo hoch die Palme sich hebt,
Wo schönere Früchte entkeimen,
Eine holdere Sonne die Blüthen belebt,
Wo jeglicher Morgen mit liebendem Kuß
Einladet die Menschen zum Lebensgenuß,
Zum Spielen und Scherzen und Träumen:

Lebt' in der Märchen goldenen Zeit
Ein friedlicher, mächtiger König,
Der hatt' eine Tochter, weit und breit
Die schöne Amanda, die Holde, genannt,
Als das schönste der Mädchen allorten bekannt,
Desh freut' sich der Vater nicht wenig.

Einst sprach sie zu ihm: Lieb Väterchen, ach!
Nun wisse — so sehr ich dich liebte —
Was der armen Amanda bis jezo gebracht:
Oft sagtest du ihr von der Liebenden Glück,
Doch blieb es von mir noch immer zurück,
Das war es, was mich betrübte.

Da hab' ich mir so ein Plänchen gemacht,
Den Geliebten aus Allen zu finden:
Nur mit Jenem, der mir das Liebste gebracht,
Es sey nun von Perlen, es sey von Gold,
Es sey nun aus fernen Landen gehohlt,
Wird Amandens Herz sich verbinden.

Drauf ging die Bothschaft durch jedes Land,
 Pfeilschnell von Munde zu Munde,
 Amanda, als schönstes der Mädchen bekannt,
 Hab' Herz und Thron dem zugehacht,
 Der das Liebste auf Erden ihr überbracht; —
 Und Alles staunte der Kunde.

Es wurde der Wahltag festgesetzt,
 Da sollten die Prinzen sich zeigen,
 Die Städte des Landes füllten sich jezt,
 Elephanten, Kamehle, beladen schwer,
 Karavanen zogen die Straßen daher,
 Denn schon wollte die Zeit sich neigen.

Und als der Tag gekommen war,
 Da eilte Alles zum Strande.

Erhaben ein Thron, gar wunderbar
 Gefügt aus köstlichem Elfenbein,
 Und schwer verziert mit Edelgestein,
 Stieg auf im Purpurgewande.

Rings waren Tribunen für's Volk erhöht,
 Mit glänzenden Schranken verzieret,
 Dort saß das Volk, wie angesät,
 Hier standen die Prinzen schlank und hold,
 Unzähl'ge Kamehle mit Silber und Gold,
 Von prunkenden Sclaven geführt.

Bald kam auf stolzem, arabischen Ross'
 Einher der König geritten,
 Im glänzenden Wagen durch den Troß
 Fuhr Amanda im züchtigen Jungfrau'nkleid,
 Das schönste der Mädchen weit und breit,
 Geschmückt nach des Landes Sitten.

Rosen durchblinkten das seidene Haar,
 So salb wie die Strahlen der Sonne,
 Am Kleid, das wie angehauchet war,
 Erglänzte Indiens Lilienpracht;
 Wie der freundliche Mond in der Mayennacht,
 Erfüllte sie Alles mit Wonne.

Am äußersten Rande des Ufers stand
 Ein Jüngling, still und bescheiden,
 Sein Herz hatt' längst Amanden erkannt,
 Doch wagt' er's nicht zu erheben den Blick,
 Er wich von dem Glanze der Prinzen zurück,
 Groß waren des Jünglings Leiden.

Oft sah er die Holde, doch sprach er sie nie,
 Wie konnt' es der Arme auch wagen;
 Wohl kannte den lieblichen Jüngling auch sie,
 Wohl fand ihn ihr Auge, wohl sah sie ihn:
 Doch scheute sie ihres Vaters Sinn,
 Sie durfte ihr Herz nicht befragen.

Und als näher und näher der Zug schon kam,
 An den staunenden Prinzen vorüber,
 Von allen Seiten man Jubel vernahm,
 Da schreckt sich am lärmenden, bunten Tross
 Des Königs stolzes, arabisches Roß,
 Es wirft sich hinüber, herüber.

Ein Angstschrey des Volk's durchschneidet die Luft,
 Doch will es die Zügel nicht fassen,
 Es bäumt sich der Gaul, Amanda ruft:
 O rettet, ihr Prinzen, o rettet, o eilt!
 Doch zaudert jeder der Prinzen und weilt,
 Zertreten will keiner sich lassen.

Jetzt reißt es ihn fort, in die Wogen hinab,
 Durch des stiehenden Volk's Gedränge,
 Und beyde verschlingt das gähnende Grab,
 Er sinkt in die Fluthen, es ist geschehn,
 Nichts kann man mehr vom König' sehn,
 Es jammert und heulet die Menge.

Da stürzt sich im mächtigen Sprung ihm nach
 Der Jüngling, nicht achtend die Wogen,
 Und kaum, als die Fluth sich abermahls brach,
 Erblickt man ihn, wie er mit Riesenkraft
 Der brausenden Tiefe den Greifen entrafft
 Und schnell an's Ufer gezogen.

Auf seinen Armen trägt er ihn hin,
 Kniet nieder vor dem Throne,
 Da ruft Amanda mit liebendem Sinn:
 „Dir hat der Himmel mich zugedacht,
 Du Jüngling hast mir das Liebste gebracht,
 Nimm hin Amanden zum Lohne!“

Doch der Jüngling verbirgt des Herzens Gefühl,
 Er wendet sich ab zum Strande,
 Und als erröthend entfliehen er will,
 Da hält ihn der Greis zurück und spricht:
 „Der König versagt dir die Tochter nicht,
 Der Vater segnet die Bande.“

Schon vor ungefähr fünf und zwanzig Jahren hatte Herr Graf von Hofmannsegg, bey einem längeren Aufenthalte in Mehadia, Gelegenheit, Spuren der vielen entomologischen Schätze zu entdecken, welche jene Gegend in sich schließt. Im Sommer 1820 setzten die Naturforscher, Hr. Kollar, vom K. K. Naturalienkabinette, und Hr. Doktor Murray, bey einer Reise durch Ungarn die früheren fast vergessenen Beobachtungen fort. Hr. Kollar, fand mehrere interessante Pflanzen, und folgende zum Theil ganz unbekannte Käfer: *Myas Chalybaeus* Ziegl. *Cophosus Cyclops* Kllr. *Cryptocephalus axillaris* Kllr. *Clythra pilicollis* Kllr. *Dorcadion Murrayi* Kllr. *Leptura binotata* Kllr. und andere, dann von Schmetterlingen die von Germar in seiner Reise nach Dalmatien zuerst erwähnte *Atychia Ampelophaga*, jetzt schicklicher *Atychia Viuis* genannt, zwey Exemplare des früher als Asiaten in Cramer's Werke angeführten Pap. *Roxelana*, und einen schillernden Tagfalter, dessen Rechte der neuen Art zuerst der Unterzeichnete durch Vergleichung mit anderen Exemplaren in beyden Geschlechtern aus nähmlicher Gegend erkannte, und der als *Apatura Metis* nach Ap. Clytie O. zu ordnen ist.

Es hätte nicht so deutlicher Fingerzeige bedurft, um Hrn. George Dahl, dessen Nahmen alle Entomologen kennen und achten, zu bestimmen, durch den Lauf des vorigen Sommers seinen Wohnsitz in Mehadia aufzuschlagen, und mit jenem Feueereifer, den diese Zeitschrift schon öfter und nahmentlich im achtzehnten Stücke des Jahrgangs 1818 an ihm rühmte, dem Forschen und Sammeln zu leben. Hrn. Dahl's Aufenthalt umfaßt den Zeitraum von Mitte April bis Ende Oktober; die hier und anderwärts nasse und rauhe Sommerzeit war dort heiß und trocken, und das Glück unterstützte sein Streben. Nun ist er seit einigen Wochen wieder in unserer Mitte und wohl benügenswerth ist die erhaltene Erlaubniß, Einiges von dem Vielen, was er erbeutete, zu nennen.

Zuerst erblicken wir gegen einhundert und fünfzig neue Arten von Käfern. Darunter zeichnen sich besonders aus: *Carabus Escherii*, *Car. Kollari* (seinem vorgedachten Freunde zu Ehren so benannt), *Car. fastuosus*, *Car. Lippii*, *Car. auricollis*, *Car. graniger*, *Car. perfusus*, dann *Abax Schuppelii*, *Saperda quereus*, *Cychnus semigranosus*, an zwanzig neue Arten von Curculionen u. s. w.

Von Schmetterlingen erntete Hr. Dahl zwey andere Exemplare von Pap. *Roxelana*, den nur aus Rußland bekannten *P. Clymene*, mehrere *P. Leander*, *P. Melas* oder *Nelo*, *Hesp. Sidae*, *Noct. depuncta* Lin., einige Exemplare eines neuen *Bombyx*, neben *Cypræpia Candida* O. gehörig, und wohl noch manches Unbekannte, das erst die genauere Betrachtung vieler hundert noch ungespannten Stücke enthüllen wird. So finden sich gegen vierzig Exemplare eines Tagfalters vor, den Hr. Dahl *P. Euphemus* nennt, der dem Pap. *Medusa* nahe kommt und sich doch wieder standhaft durch eine ununterbrochene gelbe Binde unterscheidet. Schade, daß unter allen kein einziges Weib vorhanden ist! So setzen es andere vierzig Exemplare von *P. Cleodoxa* Herbst dagegen sehr in Zweifel, ob dieser Nahme als bloße Varietät von *P. Adippe* fortgelten oder als eigene Art betrachtet werden

solle, da alle Exemplare in beyden Geschlechtern eines dem andern vollkommen gleichen und aus schwarzen Raupen erzogen wurden, während jene von Adippe stets ganz anders gefärbt sind.

Hr. Dahl hat diesen ersten Aufenthalt nur als eine vorläufige Entdeckungsreise betrachtet und wird im nächsten Jahre, vertrauter mit dem Locale, dahin zurückkehren und auf der gebrochenen Bahn weiter streben. Möge dem unternehmenden Manne, der das Nahe unsern Augen enthüllt, und sich Kühn den vaterländischen Forschern beygesellt, die fern auf einer andern Hemisphäre gleichen Zweck verfolgen, der Beyfall der Kenner und nur ein theilweiser Ersatz für Mühe und wirkliche Gefahren werden! Denn mit dem Lorber auf der Stirne, ohne gehörige Vergoldung der Blätter, soll es allerwärts nicht gut zu reisen seyn, und auch die dortigen Gastwirthe lieben oft, den Gast auszukehren, der auf Treu' und Glauben bey ihnen einkehrt.

F. Treitschke.

Der blinde Knabe.

(Nach dem Englischen.)

O sagt, was nennet ihr das Licht,
Was für ein Glück ist: sehen?
Der blinde Knabe weiß es nicht,
Und möcht' euch gern verstehen.

Ihr sprecht von Dingen wunderbar,
Daß Sonne Helle brächte:
Daß sie erwärmet, fühl ich zwar,
Wie schafft sie Tag und Nächte?

Ich schaff' mir selbst den Tag und Nacht,
Durch schlafen oder spielen,
Wär's möglich, daß ich immer wach',
Wüß' immer Tag ich fühlen.

Ob meinem Weh' vernimmt mein Ohr
Von euch oft Seufzer, Klagen:
Ich kenne nicht, was ich verlor
Und kann es leicht ertragen.

Glaubt: nicht um Frohsinn es mich bringt,
Daß ich nicht Augen habe,
Er ist ein König, wenn er singt,
Ob arm und blind der Knabe.

Johann Graf Malloch.

Correspondenz-Nachrichten.

München im November.

Am 1. d. ward von S. Erz. dem päpstlichen Nuntius die Konsekration des hochwürdigsten Hrn. Erzbischofes von München und Freysingen vollzogen. Diese feyerliche Handlung hatte in dem herrlichen Tempel von St. Michael mit imponirendem Glanze Statt. Ihre MM. der König und die Königin nebst Familie geruheten derselben beizuwohnen. Auch die Freunde klassischer Kirchenmusik hatten an diesem Morgen einen hohen Genuß, indem während der Ceremonien verschiedene Tonstücke aus den Werken

des Orlando di Cosso und Palestrina mit seltener Präzision ausgeführt wurden. Auch ein Offertorium, von dem Inspektor der hiesigen Singschulen, Hrn. Ett komponirt, war von ergreifender Wirkung. Am 5. darauf erfolgte die Feyer der Einführung des Hrn. Erzbischofes in die Metropolitankirche. Der Prozession traten zwölf Knaben mit zierlichen Körben voran, und streueten Blumen; nach ihnen kam der Zug der Schuljugend, dann die Kongregationen der Gesellen, Bürger und Marianer; darauf der Klerus der Pfarrkirchen der Stadt und ihrer Umgebungen; sofort die Geistlichkeit der erzbischöflichen Pfarren, die Domvikarien und das Domkapitel, dem das erzbischöfliche Kreuz vorgetragen wurde; endlich der Hr. Erzbischof in der Pontifikal-Kleidung, von zwey Äbten begleitet, und die Gläubigen segnend. Der Magistrat und die Gemeinde Bevollmächtigte der Residenz machten den Beschluß der Prozession, während welcher deutsche und lateinische Gesänge ertönten. An die Mittheilung dieser erhabenen religiösen Feste weiß ich auf keine füglich Weise den weltlichen Theil meines heutigen Berichtes anzuknüpfen, und muß mich auf eine Entschuldigung des jähen Abbruges beschränken.

Die gewöhnlichen abonirten Winter-Konzerte, welche den Musikfreunden seit mehreren Jahren so viel Vergnügen verschafften, haben im neuen Theater wieder ihren Anfang genommen. Die Direktion der musikalischen Akademie hat Sorge getragen, das Publikum in denselben mit mehreren neuen Werken berühmter Meister bekannt machen zu können, und wird demnächst unter anderm Schneiders großes Oratorium „das Weltgericht,“ produziren. Auch der musikalische Veteran Clementi aus London, ehemahls einer der berühmtesten Klavierspieler, und als Tonsetzer geschätzt, welcher sich gegenwärtig hier aufhält, und an unserem Orchester und seinen Leistungen lebendigen Antheil nimmt, hat zu diesem Behufe eine neue große Symphonie von seiner Komposition mitgetheilt, welche noch während seiner Anwesenheit in einem der nächsten Konzerte gegeben werden wird.

Unseren Theatern fehlte es im Laufe dieses Monats nicht an Thätigkeit. Im neuen Hoftheater wurden zum ersten Mal aufgeführt: Die Verbannten, Schauspiel von Auffenberg, und drey kleine Lustspiele: Die Witwe und der Witwer, oder Treue bis in den Tod, der Oberst und Ehestandsqualen. Keine dieser Neuigkeiten, am wenigsten die erste, fand besonderen Beyfall. Das Harthortheater war glücklicher mit einer neuen Posse, betitelt: Staberts Wünsche oder der Berggeist. Die weiters dargebrachten Stücke: Der Eichenkranz, ein militärisches Schauspiel, und das Wunderfräulein, oder heute wie vor hundert Jahren, Lustspiel von Vogel, befriedigten ihr Publikum ebenfalls. Als vorzügliche Leistungen der deutschen Oper kommen zu bemerken: Richard und Zorade, von Rossini, und der (neu einstudierte) Wettkampf zu Olympia, oder die Freunde, von Poissl. Die Spenden der italienischen Oper waren: Il Turco in Italia, del Rossini; La Distruzione di Gerasalemme, del Guglielmi; L'Italiana in Algieri und La Contessa di Colle Erbosio. Unter den Erscheinungen auf anderen Gebiethen der Kunst verdient das jüngst erschienene 27te Heft von dem Werke: Königliche Galerie in München und Schleißheim, in Steinabdrücken herausgegeben von Piloty, Silb und Komp. einer rühmlichen Erwähnung. Die gewähsten Bilder sind: Eine h. Barbara, nach Holbein, gezeichnet von Flachenecker; das Bildniß einer Geliebten des Leonardo von Vinci, nach diesem Meister, von Fehner; Samson, von Delisa verrathen und den Philistern überliefert, nach Rubens, von Piloty, und eine Madonna, nach Carlo Dolce, von Dahmen. Es ist in allen ein, der Anerkennung würdiges Streben sichtbar, die Kunst der Litographie stets der Vollendung näher zu bringen. Noch sey es mir erlaubt, unter der Rubrik Kunst — das Wort freylich im weiteren Sinne genommen — Ihnen von einer hübschen vaterländischen Erfindung zu erzählen. Seine Majestät der König haben nämlich vor Kurzem eine von dem Mechanikus Schuster in Ansbach erfundene Rechnungsmaschine um 1000 fl. erkaufte, und dieselbe der hiesigen, neu zu errichtenden polytechnischen Sammlung als ein huldvolles Geschenk zustellen lassen. Chevor wurden in des Königs Gegenwart Versuche damit angestellt, welche vollkommen gelangen. Diese Maschine ist sehr sinnreich gebaut. In einem nicht großen Kästchen von Mahagoniholze sind zwey Kreise von kleinen Porzellänplättchen, mit Ziffern bezeichnet, angebracht. Der äußere Kreis gibt die Addition und Subtrakt-

tion, der innere die Multiplikation und Division. Sobald eine Aufgabe vorgelegt ist, werden in den Kreisen Stiften gesteckt; hierauf findet ein einmüthiges Herumreiben Statt, und die Aufgabe zeigt sich gelöst. Zum Schlusse noch ein Paar Curiosa. Ein Steinadler stürzte sich jüngst in der Türkenstraße (Straße einer Vorstadt) aus den Höhen der heitersten Luft auf ein neun Monate altes Kind, das in einem umzäunten Garten auf der Erde saß, mit rauschendem Flügelschlage nieder. Die in der Nähe sich befindende Magd (zugleich Wärterinn des Kindes), eben so muthig als besonnen, schleudert ein Tuch nach dem Räuber, und hindert dadurch sein Emporstreben. Schnell wirft sie sich nun über ihn her, und es gelingt ihr, ihn zu halten, bis die herben gerufene Hülfe sie unterstützt, und der Vogel bezwungen wird. Se. Maj. der König sollen die Heldinn, welche nicht ohne Verletzung aus diesem Handgemenge ging, beschenkt und den Gefangenen in die Menagerie nach Nymphenburg gesendet haben. — In den sieben Kreisen von Baiern, dießseits des Rheins, waren vom 1. Okt. bis 30. Dec. bey den sämtlichen Untergerichten anhängig über 82 tausend Civilprozesse, wovon 20 tausend durch Rechtsprüche und 37 tausend durch Vergleiche erlediget wurden; weiters hatten diese Stellen in dem erwähnten Zeitraume über 17 tausend Erbschaftsachen und 766 Kriminal-Untersuchungen zu verhandeln. Bey den Appellationsgerichten iener sieben älteren Kreise wurden 2018 Untersuchungen über Verbrechen abgeurtheilt, in Vergehenssachen 2179 Erkenntnisse in erster und 249 in zweyter Instanz erlassen, dann in Civilrechts-Streitigkeiten 5735 Definitiv- und 887 Zwischenbescheide gefällt. Das Oberappellations-Gericht des Reichs entschied 699 Civilrechtsachen durch Definitiv-, 621 dergleichen durch Zwischenbescheide und 378 Kriminalfälle. — Eine andere Kuriosität werden Sie wohl mit uns gemeinschaftlich besitzen und bewundern, die dießjährige Herbstwitterung nämlich, welche bisher so dauernd schön war, daß sie einiger Maßen für den winterlichen Sommer schadlos hielt. Aber haben auch bey Ihnen, wie bey uns, ein Paar einzelne fürnische Tage allsogleich ihre zerstörende Macht auf die zarten Kehlen und Heldenleiber von den Söhnen Melpomenens und Thaliens ausgeübt? Publikum und Intendantz sind dabey doch wirklich recht übel daran. Zur Sommerzeit fliegen unsere Adler den Goldländern zu, und im Winter, wo man so gerne ihren Flügelschlag vernehmen möchte, bauen sie sich warme Nester in weichen Flaumen zwischen ihren vier Mauern. Beginnet das nun jetzt schon so, was läßt der nahe Eintritt des strengeren Winters anderes hoffen, als —; doch, wohin verirrete ich mich? Nun, im unseligen Zirkellaufe wieder bey dem Theater angelangt, kann ich meinen Bericht mit nichts besserem, als ein Paar oben vergessenen Notizen, das Gastspiel eines Hn. Walbach und einer Mad. Lay betreffend, schließen. Ein dritter Gast, Hr. Lewin, ein Engländer, gab gestern mit seiner kleinen Gesellschaft im Harthortheater eine sehr artige, mit vielem Beyfalle aufgenommene Pantomime, betitelt: Der bombardirte Harlekin. Hr. Lewin selbst ist ein seltener, ausgezeichnet guter Harlekin.

Schauspiel.

R. T. Burgtheater, den 15. d. Der Jurist und der Bauer. Lustspiel in zwey Aufzügen, von Johann Kautenstrauch.

Vor länger als dreßsig Jahren wurde dieses Stück auf den großen und kleinen Bühnen Deutschlands oft und viel gegeben, und war stets willkommen. Es trägt ganz den Charakter jener Periode, wo man die Stände gern einander gegenüber stellte, um sie, so wie hier, in einer dramatisirten Abhandlung pro et contra zu besprechen. Diese Stücke erhielten dadurch eine gewisse Bedeutung, die für den Mangel an Handlung und Begebenheiten einiger Maßen entschädigte. Der Gang dieses Lustspiels ist natürlich, die Verbindung der Scenen leicht und ungezwungen, die Charakterzüge aus dem Leben gegriffen und in einen glücklichen Kontrast gesetzt; das Ganze bewegt sich etwas breit und bequem, aber es ist voll treffender Anspielungen und lustiger Einfälle.

Nachdem das Stück lange Zeit gefeyert hatte, wurde es mit einer außerlesenen Besetzung in einem recht festlichen Gewand uns wieder vorgeführt. Hr. Koch als Paap-

ter, Hr. Krüger als Rechenmeister, und beyde zusammen in der Tisch-Scene des zweyten Aufzugs: der Eine mit immer zunehmender Heiterkeit, der Andere mit seinem manierlichen Käuschchen — wer hätte über Leere sich beklagen mögen? — Rosine war immer eine Lieblingsrolle der Schauspielerinnen im naiven Fach, die sich selbst darin gefielen und des Beyfalls der Zuschauer versichert waren; Mad. Anschütz gab sie der besten ihrer Vorgängerinnen würdig. Hr. Wotke (Fettig) hatte sich gut und komisch kostumirt. Sein natürliches Spiel verdient Lob. Gleiches gebührt auch Mad. Costenoble als Katharine. Unter den Übrigen kann sich nur noch Kunz (Hr. Wagner) besonders auszeichnen, und man konnte dem biederrauben Advokatenfeind seinen Beyfall nicht versagen.

Ankündigung.

Die gebildete Lesewelt, die dieser Zeitschrift ihre Theilnahme zuwendet, wird hiermit zur Vorausbezahlung auf den bevorstehenden siebenten Jahrgang desselben geziemend eingeladen.

Der Herausgeber ist sich bewußt unter mancherley Hindernissen seinem Blatte bis her keine Art von Sorgfalt schuldig geblieben zu seyn, um es von Jahr zu Jahr zu vervollkommen; er sieht mit Freuden sein Streben anerkannt, und darf hoffen, sich des ihm geschenkten Zutrauens immer würdiger zu machen. Diese Hoffnung gründet sich insbesondere auf die wachsende Anzahl von Beyträgen, wodurch ausgezeichnete deutsche Männer aller Bundesstaaten, denen er hiemit öffentlich dankt, sich bemühen werden, die Leser der Wiener Zeitschrift, deren Plan im Wesentlichen unverändert bleibt, geistreich zu unterhalten und zu belehren.

Die Bedingungen für die Abnehmer der Wiener Zeitschrift bleiben unverändert, wie sie unter dem Titel angeführt sind, und man bemerkt hier nur noch folgendes:

Jene resp. Abnehmer, welche ihre Exemplare von Wien aus mit hartem Wachs und dem Amtsiegel geschlossen zu erhalten wünschen, zahlen halbjährig 2 fl. W. W. Für die Absendung am Tage der jedesmahligen Erscheinung sind halbjährig 5 fl. W. W. nebst obigen Beträgen zu entrichten. Außerdem wird die Zeitschrift an den gewöhnlichen Posttagen wöchentlich zwey Mal versendet.

Sollten willkürliche Vertheurungen einreten, so ersucht der Herausgeber ihm, oder der k. k. obersten Hofpostamts-Haupt-Expeditiön, sogleich Anzeige davon zu machen, um die Abhülfe verschaffen zu können.

Die Trennung des Textes und der Kupfer, und die vereinzelte Verabfolgung derselben findet nur hier in Wien und im Wege des Buchhandels Statt. Mit der Post kann nur die Versendung des Textes und der Kupfer gemeinschaftlich erfolgen.

Das Honorar ist auf fünf Dukaten in Gold für unsern Druckbogen festgesetzt, und dem Belieben der Schriftsteller überlassen, dasselbe gleich nach dem Abdruck, oder nach halbjähriger Berechnung zu fordern.

Im Wege des Buchhandels wird die Zeitschrift gleich andern literarischen Journalen in monatlichen Heften, mit einem Umschlag versehen, sowohl mit als ohne Kupfer um die angelegten Pränumerationspreise vom Jahre 1822 an in Commission von Hrn. Carl Gerold alhier zu haben seyn, und man ersucht die löblichen Buchhandlungen Deutschlands und des österreichischen Kaiserstaates, sich an denselben mit ihren Bestellungen zu wenden.

Wien im December 1821.

Der Herausgeber.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Dinstag, den 25. December 1821.

154

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Notenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertels. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Deutsches Abenteuer auf dem Vesuv.

Aus einem Briefe eines Offiziers an seinen Freund.

Nocera am 13. Nov. 1821.

Die süße Gewohnheit, alle meine Empfindungen dir mitzutheilen, überfliegt auch heute den weiten Raum, der uns trennt, welcher von dem warmen Hauch echter Freundschaft zum blumigen Wege gedeiht, der meine Seele der deinen nähert, so setze ich mich im Geist in dem wohlbekannten kleinen Stübchen dir gegenüber, wo so manche traulich verlebte Stunde noch in meiner Erinnerung glüht, und theile dir den gestrigen merkwürdigen Tag meines Lebens mit, wo durch einen günstigen Zufall zu allen Himmelsgenüssen der südlichen herrlichen Natur, noch das deutsche Herz, das mir im Busen flammt, begeistert und erhoben wurde.

Schon längst hatte ich mit acht meiner Freunde eine Wallfahrt nach der Domeishöhe des Vesuvs veranstaltet; daß eine deutsche Frau, die in unserer Mitte ihrem Gemahl folgte, den heldenmüthigen Entschluß faßte, die gefährliche Unternehmung mit uns zu theilen, und sie durch ihre huldvolle Nähe zu verschönern, belebte unsere kleine Karavane mit seltener Heiterkeit, und von unserm stillen nocerinischen Thal, das wir nun längere Zeit bewohnen, muß ich dir, um deiner Phantasie so viel als möglich unsere Fahrt zu versinnlichen, so wenig die todten Worte auch das glühende Leben des Südens beschreiben können, noch erklären, daß es südwestlich des Vesuvs, wo die Apenninen aus Apulien mit jenen aus Kalabrien zusammenstoßen, liegt, und gleichsam die Vorhalle von Kalabrien bildet. Die Berge, welche dieses Thal umkränzen, sind mit den freundlichsten grünen Matten bedeckt, Trümmer alter Burgen, Wartthürme erhöhen ihre romantische Gestalt, die üppigste Vegetation treibt ihr Spiel in diesem Thal; Eichenbäume wechseln hier mit Zitronen- und Pomeranzen-Bäumen ab, die schönste Mischung mit unsern heimatlichen Früchten und jenen des Südens erfüllt das Herz mit wonnevoller Lust; hier eine Haselnußstaude schwesterlich neben einem Myrthenstrauch, hier Pomeranzen, dort Pfirsiche, hier gattet sich ein Rosenstock an die hundertjäh-

rigen Blätter der Aloe, dort beschattet der Oleander das Weilchen des Spätherbstes, hier schlingt sich der Weinstock an majestätischen Ulmen bis zum höchsten Gipfel empor, darneben ein anderes Feld, wo diese Bacchus-Gabe sich in lieblichen Guirlanden aufwindet, als gälte es das Fest des Traubengottes zu begehen. Aus diesem Hesperiden-Thale begann nun unsere abentheuerliche Fahrt; hart an Pompeji, dieser wiedererstandenen Welt, wo jedes Haus, jeder einzelne Stein, das Grauen von Jahrhunderten, und die heiligsten Erinnerungen einer erhabenen Vergangenheit in sich trägt, führt der Weg zwey deutsche Meilen ungefähr bis Resina. Diese Stadt dient — wie du weißt — als Hülle den ehrwürdigen Ruinen des alten Herculaneum, welches — nachdem es seiner Kunstschätze beraubt worden — wieder verschüttet werden mußte, um der neuen Stadt nicht den Einsturz zu bereiten. Hier wird man gleich von Menschen umringt, die mit ihren ehrlichen Langohren sich als Führer anbieten. Nun zieht sich der Weg ziemlich steinig, beynah 1½ Stunde, aufwärts, durch Weingärten, in welchen der berühmte Wein, lacrimae Christi, üppig gedeiht. Dieser etwas mühsame Ritt führte uns endlich zu dem Eremiten des Vesuv. Längst schon hatte meine, wie du weißt, zur Romantik sich oft hinneigende Phantasie mir das Bild dieses Anachoreten vorgezaubert, und dieser Skizze gerne den düstern Farbenton eines vom Schicksal verfolgten, im Kampfe mit den Leidenschaften, als Sieger ergrauten Mannes geliehet, der nun erhaben über die Welt und ihre Schwächen, näher dem flammenden Altar der Gottheit gerückt, in stiller Anbethung die geheimnißvolle Natur ergründend, nur als Schutzgeist in Noth und Gefahr sich den Menschen zu zeigen strebe. Schon stimmte der Anblick seiner Wohnung den Flug meiner Erwartungen zu dem gewöhnlichen Treiben herab, denn keine Strohütte, sondern ein wohlgebautes Häuschen mit einem Stockwerk und einer daranstoßenden Kirche stand vor mir; die Aussicht von dem freyen Platz mit Bäumen umgeben, vor dem Häuschen, ist bezaubernd, göttlich! Das Schloß von Caserta, die Festung Gaeta, die Inseln Capri, Ischia und Procida, das Vorgebirge de Mincion links, jenes von Misenum rechts, umfassen den weiten azurnen Spiegel des Meers, an dessen Ufer Neapel mit all' seiner Pracht und seiner unvergleichlichen Umgebung, wie eine Karte, vor dem trunkenen Auge ausgebreitet ist. Nun traten wir ein in das Haus des Einsiedlers, der ein alter Frater eines Kamaldulenser-Klosters ist, und mit seiner Gestalt und dem Ausdruck seiner Gesichtszüge wohl eher geneigt wäre, Scheu als Ehrfurcht einzufloßen, wie denn auch seine Rechenungsart, die Fremden zu bewirthen, mit seinem Stande im schneidenden Kontrast steht. So sehr mich der Anblick dieses Mannes und sein Verfahren enttäuschte, so ungeheuer wurde ebenfalls meine Erwartung betrogen, als ich mit wahren sentimentalen Heißhunger über das Fremdenbuch herfiel, in welchem ich ein echtes Stammbuch der auf diesem erhabenen Standpunkt der Welt sich entfalteten Gefühle zu finden hoffte, und leider nur eine Sammlung der gemeinsten Gedanken, der nichtsagendsten Aufseerungen, und mitten unter diesen gehaltlosen Blättern unaufgelöst das Problem fand, wie Menschen, welche dem beschwerlichen Weg auf diese Höhe sich unterziehen können, die jedem Gebildeten die reinsten erhabensten Empfindungen einflößen muß, deren Erklümmung keinen andern Zweck als Ergründung dieser

seltenen Naturerscheinung und die höchste Begeisterung haben kann, Aufse-
 rungen hier verewigen können, welche das Gepräge der trivialsten Prosa an
 sich tragen, an einem Ort, dem die Poesie der ganzen Natur mit Flam-
 menschrift aufgetragen ist. Bald waren diese widrigen Eindrücke wieder
 verweht, als wir eine kleine Strecke Weges auf dem Sattel des Hügels, an
 dessen Abhang die Eremitage angebaut ist, auf ziemlich gutem Boden fortge-
 ritten waren, und die dunklen Lava-Wüsten sich nun vor uns ausbreiteten,
 über welche ein schmaler Weg von den Führern ausgehauen ist, auf welchem
 man zwar noch mit Hülfe der treuen Esel, aber sehr unbequem und beäng-
 stigt eine kleine halbe Stunde fortreiten kann, bis man zum sogenannten
 Kleinen Krater gelangt, welcher sich erst im Jänner dieses Jahres
 bey der Eruption bildete, nun ganz ausgebrannt und derselbe ist, in den sich,
 am 18. Jänner dieses Jahres, ein Franzose aus Lebensüberdruß gestürzt hat.
 Der nämliche Führer, welcher ihn damals begleitete, war gestern der meinige,
 und unterhielt mich mit Erzählungen von den letzten Lebensstunden dieses Un-
 glücklichen, die mich an dem Schreckensorte selbst tief und wehmüthig erschüt-
 terten. An diesem Krater werden die Esel zurückgelassen, und die Führer bin-
 den die Zäume derselben um ihre Schultern, damit man sich fest an sie an-
 halten könne, was auch höchst nöthig ist, indem der Weg nun beynahе senk-
 recht eine Stunde aufwärts sich thürmt, bis man zum großen Krater
 gelangt. Seit wenig Tagen hat die unterirdische Kraft dieses Vulkans
 ungeheure Veränderungen hervorgebracht; ein neuer Krater hat sich geöffnet,
 ein Theil des Alten ist zusammengestürzt und hat den Höllenrachen bedeutend
 erweitert, aus welchem uns beständig Entsetzen und Schrecken entgegensprühte.
 Laß mich schweigen von dieser grauenhaften Natur, in einen sonderbaren Ein-
 klang mit der herrlichsten Aussicht gebracht; wie hier die Höllenbrände, die
 ehernen Lava-Pforten einer geheimnißvollen Unterwelt, sich mit der üppigen
 lebenslustigen Vegetation zu unsern Füßen paarte, so kämpfte auch in meiner
 Seele die stille Anbethung des unendlichen Weltalls, das zu meinen Füßen
 und über mir sich ausbreitete, mit dem peinlichen schauerhaften Gefühl, auf
 dem Tod und Verderben schleudernden Kessel zu stehen. Unsere kleine Labung,
 die wir vorsichtig zur Stärkung der physischen Kräfte mitgenommen hatten,
 wurde hier auf dieser herrlichen, schauerlichen Höhe, diesem unbefriedigten
 Sehnsuchtsort oft eines ganzen Menschenalters verzehrt. Mit den süßen
 Thränen des Herrn, dem geistigen Ausbruch dieses Kulminations-Punk-
 tes der Erde, brachten wir Euch, Ihr theuern entfernten Freunde, einen
 feyerlichen Toast, und unwillkürlich perlten auch unsere Thränen in
 den kreisenden Becher. Die Sonne senkte sich schon am Horizont und wir mußten
 eilen, den Rückweg anzutreten, welcher minder beschwerlich ist, indem man größ-
 ten Theils in Lava-Asche und Sand hinabgleitet. Wie erstaunten wir unver-
 hofft zwey Landsleuten aus Wien zu begegnen, die noch so spät den gefähr-
 lichen Weg heraufklimmten; einer von ihnen, ein Mahler, wollte noch das
 Feuermeer der untergehenden Sonne der südlichen Natur ablauschen, und
 die Begeisterung für die Kunst machte ihn und seinen Begleiter für die War-
 nung ihrer Führer taub, daß man verdächtige Menschen im Dunkeln umher-
 schleichen sähe. Kaum hatten wir sie verlassen, den Kleinen Krater und unsere
 Esel erreicht, als wir plötzlich acht ziemlich wohlgekleidete, in grüne Mäntel

verhüllte, mit Pistolen, Stilets und Gewehren bewaffnete Männer erblickten, deren Absicht uns nicht fremd bleiben konnte, wenn uns unsere Führer auch nicht mit der Todesfurcht auf den Lippen zugeflüstert hätten: „per l'amor d'Iddio sono ladri! — Wir waren alle unbewaffnet, doch unsere bedeutende Anzahl, nämlich 19 Köpfe sammt den Führern, mag wohl den Banditen die Lust benommen haben, mit uns handgemein zu werden, obschon wir nicht ohne Besorgniß, daß uns einige Kugeln nachgeschickt werden dürften, das gefährliche Lava-Feld bis zur Wohnung des Eremiten durchritten.

Kaum aber aus eigener Gefahr gerettet, fiel uns die Erinnerung an die beyden deutschen Reisenden wie ein Dolchstich ins Herz, daß sie bey eintretender Dunkelheit einem gewissen Tod entgegen gehen mußten, da sie sorglos und ohne Ahndung der Gefahr, in welcher sie schwebten, uns verlassen hatten, um ihr Ziel und mit demselben wohl jenes ihres Lebens zu erreichen. Mein edler Freund B. erhob zuerst die Stimme, daß man diese unglücklichen Landsleute retten müsse, es koste was es wolle, und wir alle fühlten uns begeistert, seinem Ruf zu folgen. Unsere lebenswürdige Reisegefährtin, welche mit männlichem Muth und Ausdauer die Mühseligkeiten des Weges, so wie die letztern Schrecken ertragen hatte, wurde zuerst in des Eremiten Wohnung in Sicherheit gebracht, ihr Gemahl und drey aus unserer Gesellschaft blieben als Bedeckung bey ihr zurück, ich und die vier übrigen bewaffneten uns sammt unsern Führern mit Stangen und Prügeln, den einzigen schwachen vorhandenen Vertheidigungsmitteln, und traten so gerüstet den Rückweg zu jener Stelle an, wo wir die Räuber bemerkt hatten. Der Weg war höchst beschwerlich, und unsere Kräfte mußten um so mehr angestrengt werden, da wir schon von oben die Fremdlinge herabgleiten sahen, und es jetzt galt, ihr Leben mit Gefahr des unsrigen zu retten. Die Räuber machten Anfangs Miene uns zu erwarten, doch wir rückten so herzhaft an sie heran, daß sie plötzlich den Muth verloren, und die Flucht ergriffen. Die zwey Deutschen fielen gerettet unter heißen Dankesthränen in unsere Arme, und ließen das süße Bewußtseyn einer guten That in unsern Herzen zurück. Ein guter Genius scheint über sie gewacht zu haben, denn bey längerem Verweilen wäre die Dunkelheit eingebrochen, und sie wären unvermeidlich eine Beute dieses Gesindels geworden, da in der Finsterniß, in dieser Wüste, wo nur Mann für Mann auf unsichern Lava-Blöcken sich bewegen konnte, unser Beystand fruchtlos geblieben wäre. Aufsteigende Rauchwolken aus dem Höllenschlunde hatten sie früher herab zu eilen gezwungen, und dadurch ihre Rettung befördert.

Mit erhobenem Gemüth, und zufrieden wie die Götter mit dem verlebten Tage, erreichten wir bald das heimathliche Thal. Schöpfe aus der treuen Mittheilung aller meiner Ansichten und Empfindungen die Überzeugung des innigen Vereins unserer Seelen, denn nur in deinem Andenken schlürfe ich den Becher der Freude, und hebe in Unmuth und Leid mich, nur deiner gedenkend, empor; nur so vermag ich den Launen des Schicksals zu spotten, und ertrage muthig die Last der Zeit bis zum frohen Wiedersehen.

Skizzen aus Paris.

Von G. L. P. Sievers.

(Schluß.)

— Schon mehrere Male habe ich von dem Schneiderkünstler Christian Beck, dem Entdecker des *Costumomètre*, gesprochen, der seine Kleider nach geometrischen und mathematischen Grundsätzen zuschneidet und von seiner Erfindung einen so hohen Begriff hat, daß er diejenigen Schneidermeister, welche ohne den Kleidermesser zuschneiden, mit Schiffen vergleicht, welche ohne Kompaß fahren. Kann man schon bey diesem Künstler mit Recht ausrufen: *La science où se niche-t-elle?*; so tritt jetzt ein anderer Artist auf, dessen Wissen noch mehr in Erstaunen setzt, weil es sich — in einem Länger befindet, und somit das Sprichwort: *B**e comme un danseur*, zu Schanden macht. *Traité élémentaire, théorique et pratique de l'art de la danse*, so heißt der Titel des Werks, durch welches sich Hr. Ch. Blasís in den Annalen der Tanzkunst einen unsterblichen Namen machen wird. Aus der Vorrede dieses Werks ersehen wir, daß der Verf. nicht allein ein großer Tanzkünstler, sondern auch Mensch ist, eingedenk des Worts jenes großen Monarchen, der zu sagen pflegte: „Ehe ich König war, war ich Mensch.“ Hrn. Ch. Blasís war gerathen worden, sein Werk irgend einem vornehmen und reichen Manne zuzueignen und sich auf diesem Wege einen vermögenden *Mécenas* zu erwerben; aber Hr. Ch. Blasís, dessen Kopf zu sehr den Werth seiner Beine fühlt, als daß er sich „*par des complaisances en faveur de l'adulation*“ erniedrigen sollte, setzt den Namen seines Vaters an die Spitze seines Werks, seines Vaters, dem er, wie er sagt, seine Tanztalente und alle seine übrigen Kenntnisse zu verdanken hat. „*Quel mortel peut m'offrir un trésor, qui égale celui-là,*“ ruft Hr. Ch. Blasís aus. Unter diesem Schatze versteht er seine Kenntnisse und seine Tanzgeschicklichkeit. Man sieht, Hr. Ch. Blasís weiß sich zu schätzen. So weit die Vorrede. Was das Werk selbst anbetrifft, so versichert uns der Verf. gleich zu Anfange desselben, daß der Tanz so alt sey, wie die Welt, und daß Adam bereits am sechsten Tage der Schöpfung getanzt habe. Der Tanz ist dem Menschen also angeboren. Aber er muß auch dafür gebildet werden, denn sonst wird er hüpfen und nicht tanzen. Diese Bildung hat Hr. Ch. Blasís übernommen und zu dem Ende die griechische und die lateinische Sprache und die Anatomie studiert; ja, er erbiethet sich sogar, seinen Beruf zur Kultur des Menschengeschlechts (das heißt, der Füße desselben) durch eine akademische Disputation mit Gardel (*avoir un raisonnement académique*, drückt sich der Verf. aus, wahrscheinlich nicht aus Unkunde seiner Muttersprache, denn die läßt sich in ihm, der des Griechischen, Lateinischen und der Anatomie gewachsen ist, nicht voraussetzen, sondern weil ihm *soutenir* zu wegwerfend und *faire* zu gemein geklungen hat) öffentlich darzuthun. Dann kommt er zur Sache und bricht in folgenden Ausruf aus: „*Jeunes gens, soignez la tête, soignez les bras; surtout, soyez vigoureux sans être roides et soyez légers le plus que vous pourrez.*“ Wer in dieser Vorschrift etwas zu viel Was und gar zu wenig Wie finden sollte, der mag nur gleich zum ersten Kapitel übergehen, welches *Des Jambes* überschrieben ist, und er wird entschädigt werden. Dieß Bein Kapitel ist grundtief gedacht und mit kräftig starkem Ausdrucke geschrieben; die Analyse der verschiedenen Beinbewegungen verräth ein großes und tiefeindringendes Talent. Besonders setzt die Abhandlung über das *Moëlleux* in Bewunderung; sie in extenso zu liefern, verbiethet der Raum, und durch einen mageren Auszug würde ich einen Verrath an dem Genie des Hrn. Ch. Blasís begehen. Vom *Moëlleux* geht der Verf. zum *homme jarreté* und zum *homme arqué* über. Was das für Männer sind, wird man fragen. Da die deutsche Sprache noch sehr arm in der Tanzterminologie ist, so will ich die Sache gleich bey ihrem eigentlichen Namen nennen. Ein *homme jarreté* ist derjenige, dem die Beine einwärts, ein *homme arqué*, dem die Beine auswärts stehen. Ein Einwärts, sagt Hr. Ch. Blasís, kann kein Auswärts, und ein Auswärts kein Einwärts werden; denn niemanden ist es gegeben, seine Natur zu verändern. Aber die Natur läßt sich verbessern, und das vermag ein guter Tanzlehrer. Wo den finden? Man gehe auf die Tanzböden, fährt Hr.

Ch. Blasis fort, und sehe, auf welche unverantwortliche Weise daselbst der Tanzunterricht getrieben wird. Da stehen einige dreßsig oder vierzig Schüler, von denen ein Theil auswärts, der andere einwärts gebildet ist. Der Lehrer, ein unwissender Tänzer, wendet auf alle dieselbe Methode an, das heißt, er steckt den *Auswärts* und den *Einwärts* in einen und denselben Kasten, läßt beyde dieselben *battemens* machen und bildet somit eben so unwissende Schüler, als er selbst ein unwissender Lehrer ist. Ein denkender Professor der Tanzkunst, wie z. B. ein Gardel, ein Abraham, ein Pasquet (ein Ch. Blasis, vergift der Verf. aus Bescheidenheit hinzu zu sehen) wird sich ganz anders benehmen; er läßt die *Einwärts*igen auf die eine, und die *Auswärts*igen auf die andere Seite treten und ruft diesen zu: „Knie an einander,“ und jenen: „Knie aus einander.“ Auf diese Weise kann ein geschickter Professor die Natur seiner Höglinge verbessern. Doch mögen es sich die *Einwärts*igen nicht verhehlen, die *Auswärts*igen werden im *entrechat* stets über sie den Sieg davon tragen, *attendu* (um den Verfasser selbst reden zu lassen) *attendu la direction de leurs faisceaux musculaux, et vu la consistance et la résistance de leurs ligamens articulaires; ils l'auront (la supériorité) parce que le jour perce à travers les parties qui se croisent et se décroisent, ce qui produit le clair-obscur de la danse —* „alldieweil die Richtung ihrer Muskelgefäße und die Konsistenz und der Widerstand ihrer Gelenkbänder dem *entrechat* Vorschub leisten und *sin te ma len* das Licht durch die sich kreuzenden und sich entkreuzenden Theile scheint, wodurch das Hell Dunkel des Tanzes hervorgebracht wird.“ Weiter handelt der Verf. vom *entrechat* und da lernen wir, daß dieser *Pas* auf der Stelle selbst gemacht wird und daß er aus einem *assemblée* (Bereinigung der beyden Füße), einem *coupé* (wo der eine Fuß den andern gleichsam abschneidet) und einem *jeté* (wo der Fuß fortgeschlenkert wird) besteht, daß der *entrechat* mit *sechsen* ohne Zweifel der schönste ist, daß er aber auch mit *achten*, mit *zehn* und mit *zwölfen* gemacht werden kann, ja, daß es sogar Tänzer gibt, welche einen *vierzehningen* reiben (*frotter*). Letztern hält der Verf. jedoch für Mißbrauch und wendet darauf die bekannten Verse an:

Ce n'est que jeu de jambe, affectation pure,

Et ce n'est point ainsi que danse la nature.

Warum muß es mir am Raume fehlen, dem Hrn. Ch. Blasis Schritt vor Schritt und besonders in seinen lichtvollen Dissertationen über die Arme, über ihre doppelte Bewegung, die von unten nach oben und die von oben nach unten, über die Position und Opposition, diesen Zanckapfel unter den Tanzkünstlern, über die Stellung (*attitude*), über die *Arabesken*, Gruppen und über die *poses*, welche nicht mit den *positions* zu verwechseln sind, u. s. w. zu folgen. Ohnehin habe ich noch kein Wort von den *pirouettes à quatre tours* gesagt, einem Erzeugnisse der neuesten Zeit, welche unsern Vorfahren gänzlich fremd waren; selbst der große *Noverre* lernte sie erst kennen, als er selbst schon zu alt war, um sie nachmachen zu können. So konnte dieser große Meister ausrufen: *Nunc demitte servum tuum*, denn für ihn gab es nichts mehr zu sehen auf der Welt. Der Verfasser scheint freylich eine Vorliebe für die *pirouette à quatre tours* zu haben; doch will er deshalb die andern *Pirouetten* nicht in Mißkredit setzen. Er gesteht, die *pirouette à petits battemens* habe ihre Liebhaber und verdiene sie, eben so die *pirouette en attitude* und *en arabesques*; auch läßt er es dahin gestellt seyn, ob die *pirouette en dedans* oder die *pirouette renversée avec fouetté* den Vorzug verdiene, denn (seht er hinzu) *de gustibus non est disputandum*. Aber er ergreift diese Gelegenheit, um sich mit den *Einwärts*igen, denen er die Anlage zum *entrechat* abgesprochen hat, wieder auszusöhnen; er gesteht ihnen einen Vorzug in der *pirouette* zu. So werden beyde Partbeyen zufrieden gestellt. Von den verschiedenen Kenntnissen, welche Hr. Ch. Blasis in seinem Werke an den Tag legt, habe ich bereits oben gesprochen; es ist eine Freude zu sehen, wie sich darin lateinische, französische und italienische Citate, griechische Etymologien und anatomische Definitionen unter einander kreuzen. Dabey gibt sich der Verf. die lobenswerthe Mühe, immer nur triviale, oder doch wenigstens sehr populäre Ausdrücke zu gebrauchen, und das bloß aus dem Grunde, um nicht pedantisch zu scheinen. Zu den bereits oben bemerkbar gemachten Beispielen

können noch folgende gerechnet werden. Einmahl will er von dem beau torse eines Mannes reden; aber dieser Ausdruck würde nach kunstphilosophischer Schulfüchsigkeit schmecken. Hr. Gh. Blasis setzt also statt dessen: *un beau haut du corps*. Daß *haut du corps* in dem, vom Verf. gebrauchten Sinne, kein Französisch ist, daß dieser neugeschaffene Ausdruck sogar an den lächerlichen Terminus *haat de chausses*, dessen sich die heuchlerischen Bethschweftern unter Ludwig XIV. statt *culotte* bedienten, erinnert, das verschlägt ihm nichts; besser etwas unfranzösisch schreiben und lachenerregende Neuerungen wagen, als sich mit zu gesuchten Terminologien brüsten. Einmahl widerfährt es ihm sogar, sich des Ausdrucks *saignée* zu bedienen; aber doch erklärt er in einer Note, er wisse recht wohl, daß ein Pedant statt dessen: Der Vereinigungspunkt des *radius* und des *humerus*, gesetzt haben würde.

(In Nr. 151 S. 1272 Z. 5 v. u. soll es heißen: Schluß statt Fortsetzung.)

Schauspiel.

R. f. Burgtheater, den 18. d. Die Entführung. Lustspiel in drey Aufzügen, von Jünger. (Neu in die Scene gesetzt.)

Nicht nur unter Jünger's, sondern unter den besseren deutschen Lustspielen überhaupt, verdient diese Entführung einen Platz. Es lebt darin ein wahrer Geist des Scherzes und der Freude, in seinem rosenfarbenen Humor. Überall Leichtigkeit und Fluß, und die komischen Situationen gehen ganz natürlich hervor. Das muntere Spiel mit den gewöhnlichen Verhältnissen des Lebens, das uns in Familien-Gemähtden zur drückenden Last gemacht wird, die heitere Ansicht desselben, die dem Ernst des reiferen Alters zur Seite geht, reizen die Empfänglichkeit besonders. Freylich ist das Gewebe leicht und locker, aber es finden sich doch keine Stockungen, keine Lücken, der Faden läuft ungehindert fort. Die Charaktere sind frisch und interessant, so weit es nöthig ist, die Wirkung wächst bis auf den höchsten Punkt, und hätte die Entwicklung ohne Portschaffen vor sich gehen können, wie viel würde dieses Lustspiel an Feinheit gewonnen, aber auch viel an komischer Kraft verloren haben! Die Sprache ist ungezwungen, fließend, elegant; ungesuchter Witz, treffender Scherz, Ironie und lehrreiche Andeutungen. Nur eine einzige Scene kann für eine Episode gelten, nämlich die der zweiten Konversation des Baron Rosenthals mit Wilhelmine. Die Charaktere dieser Beiden sind nicht nur höchst interessant, sondern leiten auch die ganze Handlung. Rosenthal bezeichnet mit Klingsberg zugleich ein eigenes Fach der Darstellungskunst, das der älteren *Bonvivants*. *Brockmann* gab jene Rolle zuerst, und wie man sagt, auch seines Namens würdig. Die deutschen Schauspieler haben diesen und ähnliche Charaktere oft mit den französisirenden *Gecken* und *Petits-Maitres* verwechselt, und sie beynahe um allen Kredit gebracht. Die *Roquebue'schen* Personagen dieser Art sind mehr Wildfänge; die jovialen Liebhaber-Schemänner und Vertrauten in den neueren französischen Singspielen, kommen ihnen näher.

Hr. Korn traf in dieser Rolle Ton und Haltung ganz vorzüglich, doch nicht über unsere Erwartung, weil es geradezu das Rechte war. Es verdient besonders angemerkt zu werden, daß er die Zeichnung gar nicht überstud, die Scenen mit Wilhelmine ungemein zart durchführte, und zuweilen, um dieser Forderung zu entsprechen, wie es schien, sogar etwas weniger that, als der Dichter angedeutet hat. Zu läugnen ist indessen nicht, daß die Rolle hin und wieder, am meisten im Anfang, eine erhöhte Lebhaftigkeit und hier und dort schärfere Nuancirungen vertragen kann.

Wilhelmine läßt sich zu den bedeutendsten Darstellungen der *Mad. Aufschütz* rechnen. Eine um so schwierigere Aufgabe, als sie nebst blühender Jugend noch ein gewisses imposantes Wesen und eine Überlegenheit erfordert, die sich mit jener nicht immer gar zu gern vereinigen. Doch wären sie auch hier vermist worden, die Frische der Darstellung und das richtige Gefühl vermochten hinlänglichen Ersatz zu geben. Eine erwärmende Laune und Heiterkeit herrschte überall, Ton und Bezeichnungen waren bey ruhigem Spiel, mit unbedeutenden Ausnahmen, treffend und einleuchtend. Nur einigen Stellen fehlte die Ironie des Ausdrucks, und nur ein einziges Mahl wurde den scheinbar ernsten Worten eine zu ernsthafte Bedeutung gegeben, wenn es heißt:

„Die Liebe hat mir damahls arg mitgespielt.“ Das natürliche Benehmen im Vortrag des Monologs (zweyter Aufzug), die geschickte Herbeiführung der *Benfaits* (*aparts*) und das nöthige *Mouvement* in den Betonungen mancher gedehnten Perioden, die dem redseligen Humor des Dichters oft entschlüpfen, sind noch bemerkenswerthe Vorzüge dieser Darstellung, der die gerechte Anerkennung nicht entgehen konnte.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore. Hr. Baptist Petit, erster Tänzer der großen Oper in Paris, trat hier am 15. und 19. December in einem neu componirten und in das beliebte Ballet „die Milchmädchen“ eingelegten Terzette auf, woben die Damen Milliere und Bretel ihm zur Seite standen. Er ist ein Künstler der älteren strengen Schule, die zuletzt durch Hr. Duport in ihrer größten Vollendung dargebothen war. Vorzüglich musterhaft für die neuere ist die dauernde Aufmerksamkeit auf Kopf, Arme und Hände, welche bey den schwierigsten Bestrebungen der Füße nie die Schönheitslinien verlassen. Den ersten Abend tanzte er mit einiger, allerdings seiner Bescheidenheit große Ehre bringenden Schüchternheit, das zweyte Mal blieb auch von Seite der Kraft nichts zu wünschen, und indem wir vernehmen, daß Hr. Petit engagirt sey, freuen wir uns lebhaft über diese schöne Vermehrung des Tanzpersonals und wünschen, ihn bald in einer Rolle zu sehen, um den interessantesten Theil seiner Kunst, die pantomimische Leistung gleichfalls kennen zu lernen.

Würdig stand ihm Mlle. Milliere zur Seite, von welcher nur rücksichtlich ihrer Grazie und ihres edlen Anstands das über Hr. Petit Gesagte mit Steigerung wiederholt werden mußte. Mad. Bretel eiferte den beyden Gefährten ruhmvoll nach. Die besonders schöne Consekung des Hrn. Grafen W. Robert v. Galleberg elektrisirte Tänzer und Publikum zugleich. Hr. Petit und seine Gefährtinnen wurden beyde Male mit lebhafter Theilnahme vorgerufen.

Dieser letzten Vorstellung gingen folgende Musikstücke voran:

Ouverture aus *Lodoiska*, von Cherubini. Weder Komposition noch Ausführung bedürfen eines neuen Lobes.

Pot-pourri für die Violine von Spohr, vorgetragen von Hrn. Eduard Grund, herzogl. sächs. meiningischem Konzertmeister. Dieser junge Künstler zeigte sich seines großen Meisters würdig. Sein Spiel hat einen grandiosen Charakter, der die Zartheit und den seelendurchdringenden Schmelz im *Adagio* nicht ausschließt. Einfachheit, Kraft und Fertigkeit zeichneten seinen Vortrag überhaupt aus und nur selten nahm der Ton einige Schärfe an. Er variierte das Thema des Liedes aus Mozart's *Entführung*, womit *Osmin* auftritt und trug die Melodie mit gesangreichem Ausdruck vor.

Variationen für die Singstimme von Winter, gesungen von Mad. Schüh. Viel Beyfallswürdiges gelang der Sängerin; manches war weniger gelungen. Sie hatte hier Gelegenheit ihre kräftige Tiefe zu verwenden. In den höheren Tönen zeigte sich Beschränktheit und die Klarheit des Tones mangelte zuweilen. Die bedeutende Mittelstimme und das angenehme Portament erwarben ihr verdienten Beyfall.

Koncertino für die Flöte, komponirt und vorgetragen von Hrn. Theobald Böhm, königl. bairischem Kammermusikus. Der Ton dieses Virtuosen ist voll, weich und zugleich kräftig. Er scheint sein Talent besonders auf Überwindung großer Schwierigkeiten zu verwenden. Das ziemlich lange Tonstück interessirte weniger, als die Kunstfertigkeit erwarten ließ. Dessen ungeachtet verdient Hr. Böhm sowohl durch den Vortrag der schnellen als der langsamen *Tempi's* einen Platz unter den ersten Meistern seines Instruments.

Diese Akademien wechseln mit den kleinen Singspielen als Vorläufer der Ballets sehr glücklich ab, und interessiren durch den Reiz der Neuheit und der Mannigfaltigkeit, wenn jene in ihrer Verjähmung für die auf das folgende Ballet gerichtete Aufmerksamkeit wenig Anziehungskraft besitzen.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Donnerstag, den 27. December 1821.

155

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährlich um 15 fl., halbjährlich um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljährlich um 7 fl., halbjährlich um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der Willi-Tanz *).

Von Johann Grafen Mailath.

Der stolze Freyherr von Löwenstein sah vom Söller seines Schlosses finster nieder auf den Weg, der sich den Berg hinab, das schmale Thal entlang hinzog gegen Trencsin, und dann fort längst der Wag in die volkwimmelnde Ebene. Als er nun einen schönen schlanken Jüngling auf leichtem Roß aus den Thoren des Schlosses reiten sah, sah, wie er in voller Lebensfreude dahin sprengte, lachte er wild auf, und rief einen Knecht an, daß Smelka, seine Tochter, kommen möge.

Wie aus düstern Wolken der Stern der Liebe blizt, so trat sie in die Kammer des Vaters. Er führte sie auf den Mamorsöller, und sprach: „Siehst du jenen Reiter, der dort hinsprengt, und erkennst du ihn?“ Aufsteigende Besorgnisse nieder kämpfend, antwortete sie: „Ja, Vater! es ist dein Edelknabe, Zalan.“ — „Den siehst du nie mehr“ entgegnete er kalt. Da schwanden ihr die Sinne, das Aug' umflorte sich, und bewußtlos wäre sie hinabgestürzt in die Tiefe, hätte sie des Vaters kräf'tger Arm nicht aufgefaßt. In ihrem Gemach übergab er sie ihren Frauen.

Indessen war Zalan fortgetraht, ohne Ahnung dessen, was ihm der finstre Freyherr bereitet hatte; er meinte, das Ziel seiner Reise sey das templarische Hospitium zu Pösteny. An den Prior war ihm ein Schreiben mitgegeben worden, und der Auftrag es geheim zu überreichen. Er sehnte sich, die Gunst seines Herrn je mehr und mehr zu erwerben, und sah' in diesem geheimen Auftrag den Anfang seines Vertrauens. Wer kennt alle die süßen

*) Diese Novelle ist von mir ursprünglich ungrisch gedichtet, und steht im magyrischen Almanach Aurora. Überdem halte ich es für Pflicht zu erklären, daß mir die Sage von den Willi's durch das Gedicht der Fräulein Therese Artner: „Der Willi-Tanz," welches im Taschenbuch für die vaterländische Geschichte, herausgegeben von den Freyherrn Hornayr und Mednyánszki, Jahr 1822, abgedruckt ist, und mir handschriftlich bekannt wurde, verdanke. Nicht nur das Vorrecht der Anciennität, auch das des höheren poetischen Verdienstes gestehe ich dem erwähnten Gedicht des geschätzten Fräuleins sehr gern zu.

Träume, die sich hieraus für ihn, den Liebenden, entspannen! denn es ahnet ja wohl jeder Leser, daß er Emma liebe, und von ihr wieder geliebt werde.

An der Reize des Tages hielt er im Gehölz, unfern des Konvents, die einbrechende Nacht erwartend. Im Dunkel derselben gedachte er zum Prior zu gehen. — Es war einer der herrlichsten Tage des May's; der Abendröthe Purpurschimmer, des Himmelszettes wolkenloses Blau, der Nachtigallen tief-aufathmender Sang, der unzählbaren Blüthen süße Düfte, der Zweige liebe-flüsternd rauschen, alles traf sein Herz so weich, so voll; er hätte die Welt an seinen Busen drücken mögen; einzelne Glockentöne, die zu ihm in's Gehölze summten, der Sterne immer heller werdend Licht, des regen Lebens Schwinden, mahnten ihn zum Aufbruch; es war ihm recht feyerlich zu Muthe, als er hinritt längst der Wag, die eilend fortströmte, wie von unendlichem Liebessehnen gedrängt.

Mit einem Mahl trat ihm das Klostergebäude entgegen, so ernst, so kalt, wie oft das Leben der Liebe entgegen tritt. Er gab das Zeichen, das ihn der Freyherr gelehrt, der Servient öffnete die Eisenpforte, die sich geräuschlos in ihren Angeln drehte, und fragte mit gedämpfter Stimme: „Vom Orden?“ — „Nein, vom Freyherrn von der Löwenburg, an den Prior.“ — „Wohl! folgt.“ Einen schmalen Wölbgang schritten sie tönend entlang, eine steile Wendeltreppe auf. An der nächsten Thüre hielt der Servient, pochte dreymahl, schnell aber leise, eine Stimme antwortete: „ich bin allein,“ der Servient deutete Zalan auf die Thüre, und verschwand in den finstern Vöngängen. Zalan öffnete.

In einem alterthümlich geschnitten Lehnstuhl, von einer Leuchte matt bestrahlt, saß der Prior regungslos, daß er fast anzusehen war, wie die Rittergebilde auf alten Mählern. Als nun der Jüngling näher trat, und der greise Prior seine Züge im Ampellicht unterscheiden konnte, fuhr er mit der flachen Hand über die Stirne, wie ein Mann, der sich auf etwas Langentschwundenes bestinnen will. Der Jüngling übergab ihm das Blatt des Freyherrn, der Prior öffnete es schweigend, und las; — immer ernster wurden seine Züge, und seine Augen starrten wie eingewurzelt in das Blatt. Es war so still, daß Zalan das Schlagen seines Herzens hören konnte. Endlich begann der Prior: „Dein Name?“ — „Zalan.“ — „Und deine Ältern?“ — „Thekal Geisa, der meines Vaters, der Mutter Lodan Agnes, beyde todt.“ — „Der Ring an deinem Finger?“ — „Meiner sterbenden Mutter letztes Geschenk.“ Eine leise Röthe überflog des Priors bleiche Wangen. Er winkte ihn auf einen Stuhl, und sprach: „Mein Vorgänger ist so schleunig abberufen worden, daß es scheint, als habe ihm die Zeit gefehlt, den Freyherrn von seiner Entfernung zu verständigen, denn dieser Brief gilt ihm; er schreibt: „Zum Tode mit dem Überbringer dieser Zeilen, zum Tode; denn geringer Herkunft, wagt er es meine Tochter zu lieben; zum Tode, daß ich ihn nimmer sehe, aber heimlich.“ — „Kennt denn die Liebe den Stolz der Ähnen?“ rief der Jüngling. — „Schweig“ entgegnete der Prior, — „ich habe den Auftrag meiner Obern, den Wünschen des Freyherrn mich zu fügen.“ — Zalan fuhr flammend auf. — „Aber dir will und kann ich nicht Leid thun; doch schwöre, daß du ewig verschweigst, was du nun erfährst.“ Und Zalan schwur.

Der Jüngling faßte bewegt seine Hand, der Alte aber sprach mit einer

Stimme, in der des Herzens langverhüllte Wärme in ihrer zartesten Regung bebte: „Du mußt noch diese Nacht, mußt auf der Stelle fort. Hier liegt ein Brief an unsern Meister in Kroatien; er war für einen andern bestimmt, nun sey er dein; hier lies und merke dir den Nahmen. Der Meister stellt dich in unser Heer, halte dich gut, das übrige laß dem Himmel, und wenn dich alles verläßt, bleib ich dir.“ — „Wodurch habe ich so viele Theilnahme verdient?“ rief der tiefbewegte Jüngling, und der Prior erwiederte. „Du hast mich in längstvergang'ne Zeit zurückgesetzt, mein Herz ist weich geworden, und es drängt mich dir zu sagen, was in meinem Innersten wohnt, was nie über meine Lippen gekommen ist, auf daß du weißt, daß du deiner Mutter zweymahl das Leben dankst. Ich habe sie geliebt mit aller Gluth des jugendlichen Feuers, ich liebe sie noch, wie einen Leitstern in trüber Nacht. Ich sah sie — ein Mädchen noch, — sehr oft auf ihres Vaters Burg, ach! aber auch dein Vater sah sie dort, und liebte sie, wie ich; wer hätte es auch nicht gethan? — Soll ich dir alle die Qualen meines Herzens schildern? ich vermochte nicht dieß Schwanken zu ertragen, mit einem Wurf wollte ich mein Schicksal lösen, hin ritt ich zu ihres Vaters Burg, und gedachte ihr meine Liebe zu erklären; da begegnete mir ein Knappe, und rief mir zu: ich käme eben recht, alles sey so froh im Schloß, Agnes werde so eben verlobt. Da gab ich dem Knappen einen Ring, denselben, den du jetzt an deinem Finger trägst, ein Geschenk für sie, wandte mein Roß und sprengte dahin. Ich ward Templer. Schon war sie getraut, ich durch Gelübde gebunden, als ein Ritter in unser Hospitium kam. Er sprach sehr viel, deß ich nicht achtete, bis er auch deiner Mutter gedachte. Mein Herz bebte; er beschrieb die Feyerlichkeit der Trauung, und wie sie so traurig gewesen, und wie die Sage gehe, daß sie einen Andern geliebt, und nur aus Gehorsam sich mit ihrem Gatten verbunden. Das alles waren eben so viel Dolchstiche für mich! Seitdem habe ich nichts mehr von ihr gehört, hab' es mir sogar versagt, nach ihr zu fragen. Ich wurde nach dem Orient gesendet, ich suchte den Tod, und fand ihn nicht. Wenig Wochen sind es, daß ich zurück, wenig Tage, daß ich hier bin, und ich murre nicht mehr, daß mich kein Sarazen getödtet, denn ich kann dir das Leben retten. Doch sieh', die Sanduhr ist abgeronnen, die Sterne sinken, die Zeit drängt, fahre wohl, und wenn du in Weh' zu vergehen meinst, so denke mein, und daß auch ich gelitten.“ —

In sprachloser Nührung sank der Jüngling in seine Arme; der Prior schellte, der Servient trat ein, Zalan schwanke hinaus, und saß zu Roß, eh' er wußte, wie ihm geschehen. Wehmüthig blickte er zurück, hin, wo der Löwenstein prangte, und sein Herz schwamm im bittersten Leid, als er sein Roß vom bekannten geliebten Pfade wegwenden mußte, zum fremden, neuen.

In der Burg Löwenstein ging es indessen stille her; kaum hatte sich Emelka von ihrer Ohnmacht erhohlt, als ein Bothe vom Pöstenyer Prior anlangte mit der Kunde: der Knappe von Löwenstein sey im Heimreiten von der Wag, durch die er sehen wollen, weggerissen worden.

Emelka rang mit einer schweren Krankheit. Des Hauses einziges Kind Des Freyherrn harte Brust durchzuckte Angst. Er berief einen heilkundigen Mönch; der entriß sie dem Tode, aber die Quelle der Krankheit vermochte er

nicht zu dämmen. Sichtlich welkte sie dahin, der Sommer schwand, der Herbst kam und ging, der Winter war in seiner ganzen Strenge eingetreten, der Freyherr hauste im Forst, die Eber der Gebirge jagend, noch öfter auf Jemetveny; es schien, als habe er Wichtiges mit dem Burgherrn daselbst zu berathen. Wenn es nun so recht einsam war, der Schnee in dichten Flocken fiel, die Dämmerung ihre scheuen Flügel ausbreitete, wenn nur des froststiefen Aares Geschrey, nur der Wachen einzler Ruf ernst und schauerlich durch die Stille hereinbrach, da rief Emelka ihrer Amme, Gunda. Während der Feuerherd knisterte, das Fräulein aber träumerisch auf ihre Kissen sank, erzählte diese, was ihr an Sagen aus der Vorwelt bekannt war; vom Ritter Argylus, und seinem Játos, von der Ungern ersten Wanderschaften, von den Wundern der Bekehrer dieses Landes, von dem Glück, das ausdauernde Liebe krönt, von des Meineids unausweichlicher Strafe, wie sogar Geister kämen aus der Gruft, verlassne Liebe zu rächen, oder wie sich im Leben Getrennte, im Tod endlich liebend vereinen. Vor allen aber liebte Emelka das Märchen von der Willi, was denn die Alte immer so begann: „Willi heißt, mein liebes Kind, ein Mädchen, welches als Braut stirbt. Die Willi irren ruhelos umher und halten auf Kreuzwegen ihre Tänze; finden sie dort einen Mann, so tanzen sie ihn todt. Er ist dann der Bräutigam der jüngsten Willi, die durch ihn zur Ruhe kommt, eine solche ist auch meine Schwester. Ach! ich habe sie gar oft im Mondenschein gesehen,“ und nun erfolgte die Geschichte der Liebe, des Leidens, und des Todes jenes armen Mädchens. In den Erzählungen aus dem Gebieth des Geisterreichs suchte die unglückliche Emelka die Schwere des Erdenlebens zu vergessen.

So war das Frühjahr genacht, als der Freyherr eines Tages von Jemetveny zurückkam und seiner Tochter ankündigte, daß sie Braut sey, Braut des Herrn von Jemetveny; Emelka kannte des Vaters felsenfesten Willen, und ging schweigend von dannen. — Zufrieden schaute der Freyherr hinaus in das Wagthal. „Hier, und rechts, und links, und über jenen Bergen, werd' ich nun mit meinem Schwiegersohn herrschen“ so dachte er. In der Verzweiflung ihres Herzens flehte Emelka auf zum Himmel um Rettung, und der Himmel rettete sie; sie ward bleicher und bleicher, das Roth ihrer Lippen schwand, der Glanz des blauen Auges erlosch, ihr Ravenhaar floß ringlos über Nacken und Arme, als habe ihr der Tod seinen Mantel umgeworfen, sie starb. „Vater, ich vergebe dir, daß du Zalan von mir gesendet,“ war ihr letztes Wort, und dem harten Freyherrn bebte das Mark in den Gebeinen; und als der Sarg geschlossen war, ließ er ihn hinaus tragen in den Wald zu einer Höhle, und dort einerden. Er aber zog als Siedler in die Höhle, und hat seither nicht mehr geredet, sondern bethete viel und reuig.

Mit ungewohnter Schnelle verbreitete sich durch Handelsleute die Kunde von der Verödung des Löwensteins nach Kroatien, und Zalan raffte sich auf, und pilgerte heimwärts. „Gleicht denn mein Leben nicht einer Blume, die in ihrer vollsten Blüthe zertreten ward? Wohl! so seyen die welken Blätter wenigst dort verstreut, wo mein Glück ruht. Will mir der Freyherr es nicht gönnen, daß ich mit ihm das Grab hüte, so mag er mich nur selbst tödten, aber von ihr lassen werd' ich nicht.“

Es war später Abend, als er nach mühevolem Wandern am Löwenstein

anlangte. Eine unennbare Bewegung zog ihn hinein zum geheimnißreichen Walde; neben ihm rauscht' es, wie windgetriebnes Herbstlaub, einzle Klänge drangen zu ihm, wie der Sang träumender Nachtigallen; leise Schimmer, wie ziehende Glühwürmer, zuckten aus dem Gebüsch vor; der Mond trat in seiner Fülle heraus, die Glocke schlug zwölf, er stand auf einem Kreuzweg im Kreise der Willi's. Leise, leise erhoben sie die Stimmen, ein trübes Lied voll hangen Sehns, voll ungestillter Liebe entquoll den Geisterlippen, und schneller und schneller wirbelte der Tanz, und die Fingerringe und die Myrthenkronen leuchteten, und die Haare wehten, wie ziehende Nebel; da trat die Eine auf ihn zu, und faßte ihn bey den Armen, und wie er aufblickte, schrie er laut auf: „Emelka!“ — Er sah ihr in das Auge, und sein Blick erstarrte, sie drückte ihn an das Herz, und das seine hörte auf zu schlagen, und als sie ihn küßte, war er todt.

Als des andern Morgens der Freyherr hinabschritt in das Thal, fand er die Leiche unter einem Rosenstrauch; er erkannte seinen frühern Edelknaben. „Herr! vergib mir meine Sünden!“ sagte der himmelan gehobene Blick. Er lud den unglücklichen Jüngling auf seine Schultern, und grub ihn unter heißen Thränen ein neben seiner Tochter. — Von nun erschienen der Edelknabe und die Tochter oft in seinen Träumen, leuchtend, wie der Morgenstern, und sah'n ihn verzeihend und tröstend an.

Das Krönungsfest.

Romanze.

Der König stand im festlichen Gepränge,
Bereitet war das heitre Krönungsmahl,
Wie Wogen rauscht im inebenden Gedränge
Der Heimischen, der Fremden frohe Zahl,
Der Hörner Ruf, des Farogato Klänge
Verkünden jetzt: der Kaiser naht dem Saal;
Und wie er kömmt, herrscht ehrerbietig Schweigen,
Und alle sich dem hohen Fürsten neigen.

Mit ihm erscheint, verschämt und sittig sagend,
Sophie, die Schwester, jetzt des Königs Braut,
Die Myrthen- und die Herrscherkrone tragend;
In Aller Brust wird ein Gedanke laut:
Wie Niemand ihn an Würde überragend,
Wird keine schön're Frau als sie geschaut.
Den Starcken ziemt's zur Herrscherinn zu krönen,
Die fürstlich glänzt im Zauberland des Schönen.

Wie Sterne, die der Menschen Schicksal lenken,
Zieh'n mit Erfolg des Königs Vettern ein;
Denn Brüder sind's, sich gleich an edlem Denken,
Ihr Herz dem Golde gleich gediegen rein.
Im Felde stark, und taub des Hofes Ränken,
Im Herzen Gott, verachtend Schmuck und Schein;
So wandeln sie auf nie verrückten Pfaden,
Wie's Fürsten ziemt vom Stamme der Arpaden.

Das Mahl beginnt, die Freude regt die Schwingen,
 Da hebt, so sprechend, sich der Palatin:
 „Die Väter ließen Ahnen Thaten singen,
 Wenn Freud und Lust in ihre Feste schien;
 Darf solches Lied vor dir, o Herr erklingen?“
 Erwartend, bittend blickt die Braut auf ihn;
 Der König ruft in seiner Freude Glühen:
 „Des Sanges Blume laßt vor uns erblühen.“

Der Sänger naht mit silberweißen Haaren,
 Den Leib umschlieft ein priesterlich Gewand,
 Jung blizt das Aug, ob er schon reich an Jahren,
 Sein Sangesruhm erfüllt das ganze Land.
 Den Ungarn allen, die zugegen waren,
 Sind Virags ernste Lieder wohlbekannt.
 Er rührt die Harfe, mächt'ge Töne rauschen,
 Die Braut erglüht, und alle Gäste lauschen.

Correspondenz-Nachrichten.

Berlin im November.

** Wie eine Ameise hat Ihr Korrespondent einige Monate lang gesammelt, um für Ihre Zeitschrift, wie gewöhnlich, das Neueste aus unserem Berliner Leben, in seine ruhige Bille einzutragen. In der That hat sich Material genug angehäuft, und ich habe heute nur die Verlegenheit, die Massen der vor mir liegenden Notizen gehörig zu ordnen. Gott Lob, daß von den dreyn Rubriken Ihrer Zeitschrift, die Mode meine Verlegenheit nicht noch vermehrt, denn von diesem Kapitel dispensiren Sie mich ja wohl ein für alle Mahl; es hieße ja auch wohl Eulen nach Athen tragen, wollte ich von den Moden unserer Berlinerinnen nach Wien berichten, da jene ja eben nichts Charakteristisches an sich tragen, als daß — sie eben nicht charakteristisch sind; die Kunst aber, meine Leser, macht bey uns Riesenschritte! Die große Oper gibt sich eine Konstitution, während auch endlich einmahl die Volksposse schüchtern hervor duckt, und — doch lassen Sie mich nicht antizipiren.

Mit der Konstitution hat es nähmlich folgende Bewandniß. Hr. Spontini, wie man zu glauben gewohnt war, als erster Kapellmeister und Titular-General-Intendant der Musik engagirt, fand es für zweckmäßig, sein Reich zu erweitern, und bey seinen Verdiensten hielt es nicht schwer, seine Wünsche durchzusetzen, was denn auch zum dreymahligen Heil unserer Oper wirklich geschehen ist. — Indem nähmlich in diesem Augenblick ein Komitee konstituiert worden, der aus dem Vater der hochtrabenden Olympia, den beyden Musikdirektoren, und dito Konzertmeistern besteht, ein Komitee, in welchem dem obersten Leiter unserer Bühne gegen diese fünf Stimmen nur eine einzige gestattet ist, und das fortan über Oper und Ballet unumschränkt gebiethen wird, so sehen Sie wohl ein, daß dem Grafen Brühl der lyrische Zepher entwunden ist, denn der Lage der Dinge nach bildet jenes Komitee eine rein ministerielle Kammer, in deren Zentrum Hr. Spontini thront.

Somit sind denn Oper und Ballet von der allgemeinen Direktion unserer Bühne emanirt, und stehen fortan auf eigenen Füßen da. Der Erfolg wird entscheiden, wie der neue Pathe für die Kinder sorgen wird. — Es wäre ungerecht, bey dieser Gelegenheit nicht alle das Gute anzuerkennen, das Hr. Graf Brühl in der Zeit seiner Wirksamkeit für diese Zweige der dramatischen Kunst auf unserer Bühne gethan hat. In Pracht, in Luxus hat er uns fast verwöhnt, vorzüglich aber wollen auch wir, die oft gerühmte, von ihm und nur von ihm eingeführte Korrektheit der Kostume einmahl anerkennen; eine Korrektheit, die freylich zu Zeiten für den Schonheitsinn so unangenehm übertrieben wird, daß man uns z. B. in der Oper *Nittelis* vor längerer Zeit einmahl die lieben Egyptier — in puris naturalibus presentirte, ein Kostum, das frey,

sich eben so korrekt — als wohlfeil seyn mag. Ernstlich fortzufahren, Hr Graf Brühl hat sich, wie wohl wenige Theater-Direktoren, bisher die Achtung, die Gunst des Publikums zu erwerben gewußt, und eine Schwäherung seines Wirkungskreises zu Gunsten eines Ausländers hat jene Gunst nur noch erhöht, indem sich bedauernde Theilnahme darin mischte.

Ich werde Ihnen noch nicht geschrieben haben, daß das grandiose schöne Opernhaus neu restaurirt, und vor einem Monath wieder eröffnet worden ist. Die Vorliebe des Publikums für dieses schöne Gebäude ist jetzt um so größer, da es in der That einen ungemein imposanten und doch freundlichen Anblick gewährt, und da man überall viel Konfortabler ist, als in dem neuen Prachtgebäude, dessen unangenehme Verhältnisse täglich mehr und mehr in die Augen fallen, oder in den Tagen vielmehr nicht in die Augen fallen, da diese so finster sind, daß sich neulich ein Spatzvogel ein Wachslichtchen in eine Parkett-Loge mitgebracht haben soll. Eine der ersten Vorstellungen im neu restaurirten Opernhause war die des großen, herrlichen Don Juan, in welchem Mad. Milder nach einer mehrwöchentlichen Abwesenheit wieder unter uns mit gewohntem Beyfall auftrat. Hiesige Blätter erzählten viel von den Ehrenbezeugungen, die dieser großen Sängerin in Königsberg in Preußen widerfahren sind. Da las man unter andern von einer emphatischen Anrede, die ein betrunkenener Komödiant an die Große coram publico gehalten, von einer Krone, die er ihr mit gewaltiger Faust auf's Haupt gestülpt hatte u. s. w. Bey uns ist Mad. Milder auch ohne Kronen und Anreden immer gern gesehen.

Von eigentlichen Theaterneuigkeiten sahen wir Stella von Goethe, neu einstudiert, oder vielmehr sahen wir nicht, wir d. h. der Referent, weshalb wir die Anzeige davon unserm Mitkorrespondenten überlassen wollen. Dafür hatten wir aber das Glück, ein Berlinisches Geistesprodukt von dem nicht humoristischen Adalbert vom Thale, genannt „der Hagelschlag“ zu sehen. Der „Gesellschafter“ sagte zwar, wie ich glaube, die Saaten des Bfs. hätte dieß Mahl kein Hagelschlag getroffen — jenes dieß Mahl ist malsizös — bey alle dem aber war der „Gesellschafter“ dieß Mahl galant, einem passablen Einfall zu Liebe. Denn der „Hagelschlag“ zeigt uns im plattesten Dialog eine ganz alltägliche Intrigue, und der Bf. wird sich damit wenig Unsterblichkeit erringen. Man tolerirte das Stück bey der Armuth an Neuigkeiten, die unser heutiges Lustspiel bezeichnet.

Weniger nachsichtig war man mit jenem im Anfange meines Briefes erwähnten Versuche, eine Berliner Lokal-Volksposse auf unser Theater zu bringen. Es war nämlich in der vorigen Woche als Neuigkeit: Der Stralower Fischzug, ein Volksstück in zwey Akten von Julius von Vosß, Musik von Schneider — angekündigt. Sie müssen erfahren, daß alljährlich am 24. August in dem uns benachbarten Fischerdorfe Stralow ein feyerlicher Fischzug gemacht wird, und daß bey dieser Gelegenheit seit langen Zeiten die niedrigste Volksmasse Berlins in Scharen nach Stralow strömt, um sich dort einen Tag zu erlustigen. Man war wie selten gespannt auf die Physiognomie dieses Stückes, und selten oder nie mag das große Opernhaus so voll gewesen seyn, als diesen Abend. Ja, ja, verehrteste Leser, das große Opernhaus! Eben jener hehre Tempel, in dem Alceßis und Iphigenie, Tasso und Lear, Wallenstein und Don Juan zu opfern pflegen, diente als Schauplatz für den Stralower Fischzug! Wir Berliner finden freylich darin nichts, die wir längst gewohnt sind, das Neufonntagskind und die falsche Prima Donna und die Schwestern von Prag sich auf eben denselben Bretern herum tummeln zu sehen.

Das Publikum harpte mit gespanntester Aufmerksamkeit. Beym Aufziehen des Vorhanges sah man eine Menge Volkes im Rokume der gemeinen Berliner auf einem grünen Teppich (der wohl eine Wiese vorstellen sollte!) niedergehockt, im Vorgrunde eröffneten einige betrunkene Handwerksgefallen den Reigen damit, daß sie sich tüchtig prügelten!! — Man glaubte, nun würde die Volksmasse anfangen, theilnehmend in die Handlung einzugreifen — — Keinesweges! Sie blieb ruhig sitzen und bildete während des ganzen Stückes gleichsam nur die Hinterdekoration!! Vorn aber fing nun die eigentliche Handlung an; ein Sattler hat einem hohen Staatsmann versprochen, seine

Tochter einem von diesem vorgezogenen (altdeutschen) Schullehrer zu geben, während diese einen der Gesellen ihres Vaters liebt. Der Altdeutsche zieht sich die Verachtung der Familie, der Sohn ihre Liebe zu, jener muß abziehen, dieser heirathet Sela! — Gegen diese leichte Intrigue wäre in einem solchen Stücke gar nichts einzuwenden; wie wenig aber hat der Verfasser sie in einen schicklichen Rahmen zu fassen, in ein passendes, erlustigendes Gewand zu kleiden gewußt! Da drängen sich ganz unzusammenhängende, vereinzelte Scenen im gemeinsten (nicht im volksthümlichen) Tone neben einander hin, Personen kommen und gehen ohne weitere Absicht, als um eine platte Erbärmlichkeit zu debilitiren, oder um, wie es im zweyten Akte nahmentlich der Fall ist, ein sentimentales, rührendes (!) Lied zu singen, oder um von der Vortrefflichkeit der Berliner, von der Gediegenheit der preussischen Vaterlandsliebe, vom Haß gegen die Neuerer und Umtreiber u. dgl. zu sprechen — und vor Allem hat man die Unschicklichkeit gehabt, dieses Quodlibet, in dem auch nicht Ein wahrhaft komisches Motiv den Grundton gibt — zwey lange Akte hindurch auszudehnen! Aber die Geduld des Publikums war rascher zu Ende, als das Stück, und sobald man sah, daß im zweyten Akte derselbe Unsinn, dieselben Erbärmlichkeiten wieder anfangen zu langweilen, rührte sich die Nemesis unter den Bänken, und bald war der Lärm so allgemein und so — derb, daß man nächst jener Murr-Musik, die dem weiland Kammer Sänger Fischer aus bekannten Gründen dargebracht ward, sich nicht erinnert, ein solches Pochen und Pfeifen gehört zu haben. Man glaube nur nicht, daß das große Publikum kein gesundes Urtheil, keinen bon sens habe. Nie hat es so viel davon bewiesen, als diesen Abend; jedes erträgliche Wort, jede gelungene Anspielung, jede gute Parodie ward enthusiastisch beklatscht, und bey seiner großen Willfährigkeit sich zu amüsiren, kañ man ihm wahrlich nicht die Schuld zuschreiben, wenn der erste Versuch einer Berliner Lokalposse so schmächtig verunglückt ist, ein Versuch, der acht Tage lang ganz Berlin beschäftigt hat, der auch in der That historisch für unser Theater wichtig war, was die Ausführlichkeit in meinem Berichte entschuldigen möge. Bey der zweyten Aufführung hatte man gewaltige Striche durch die Scenen gemacht, und das Publikum war durch die Zeitungen vorher an ein altes Verboth, im Theater nicht zu pochen, erinnert worden. Sonderbar genug! Also jedes dramatische Unkraut soll vom Publikum verdaut werden? Man will einer gebildeten Zuhörermasse das Recht nehmen, etwas, das sie anwidert, von sich abzuweisen, und so dem guten Geschmack die Ehre zu geben? Aber genug hiervon!

Einige andere neue Lustspiele: „Er ist sein Gegner,“ „Wer nimmt ein Loos?“ „Dreßigjährige Liebe,“ alle aus dem Französischen (siehe meinen letzten Bericht!), sind ohne allen Eindruck auf die Zuhörer und auf die Kasse an uns vorüber gegangen. In diesem Augenblicke loct auf einige noch folgende Vorstellungen vielleicht, das Ballet „Aschenbrödel,“ das wir einem Wiener Modell kraftlos nachgestümmelt haben, ein kleines Publikum an. Ganz voll ist das Haus immer nur auch jetzt noch, wenn Weber's „Freyschütz“ gegeben wird, von dem so eben ein Klavierauszug von des Komponisten Hand hier erschienen ist, und sehr gesucht wird. (Der Schluß folgt.)

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

Acacia lophanta. Büschelblüthige Akazie. Aus Neuhoolland.
Eupatorium Dalea. Weidenblättriger Wasserdost. Aus Jamaika.
Hypericum aegyptiacum. Aus Agypten.
Hibiscus pruriens. Aus Westindien.
Justicia bracteolata. Rennigrothe Justice. Von Caracas.
Lachenalia unifolia. Einblättrige Lachenalie. Vom Kap.

Modenbild LII.

Kleid von Merinos mit einer Weinlaub-Quirlende in grüner Seide gestickt. Säubchen von Dünntuch mit Blumen und Bandern geschmückt.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schick.

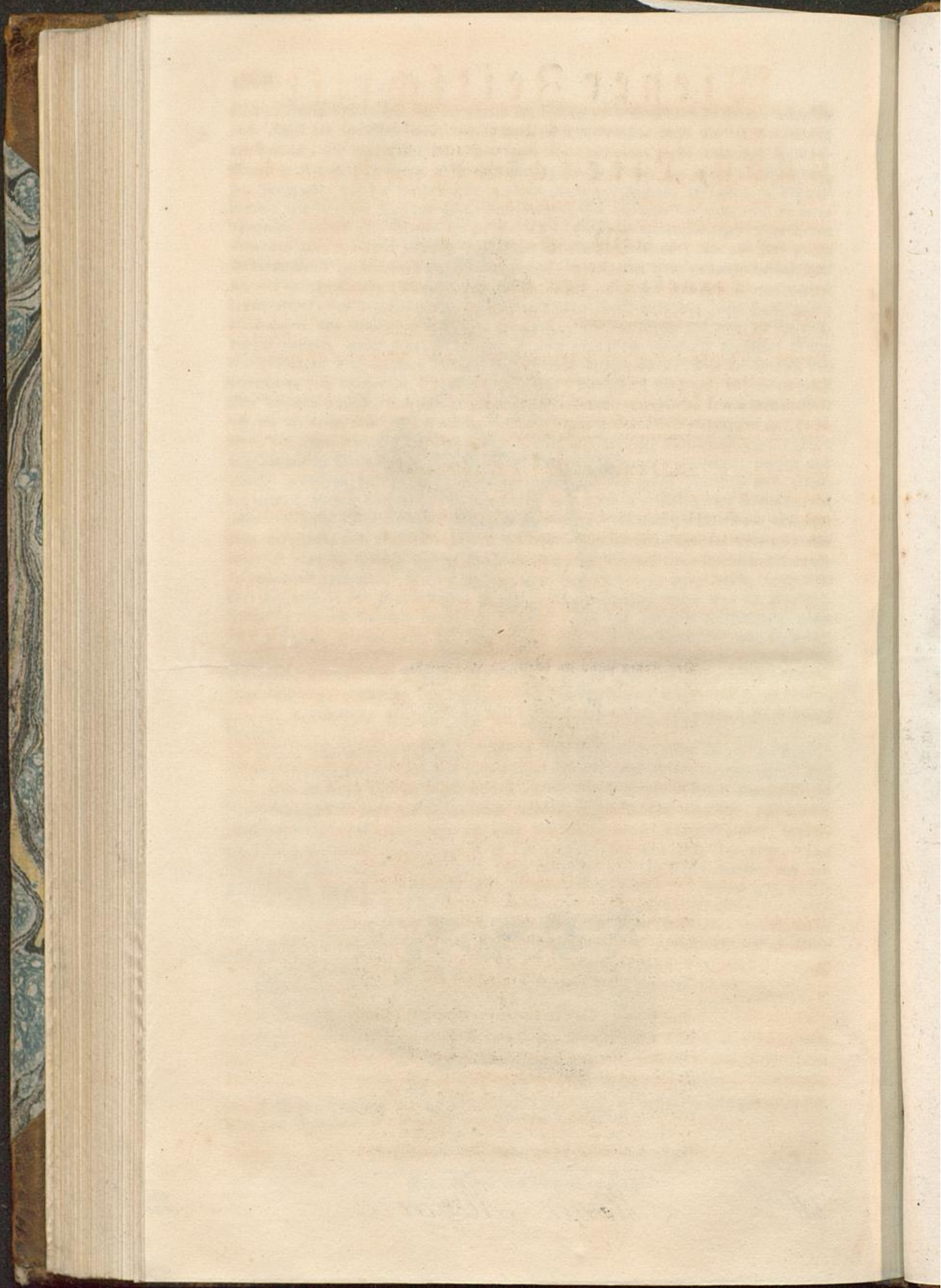
Gedruckt bey Anton Strauß.



III.

Wiener Mode.

433
1821



Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Sonnabend, den 29. December 1821.

156

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Motenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertheil. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertel. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Ottavio Buondelmonte.

Von M. G. N. F.

Die Flamme von Zwietracht, welche der Partheyhaß der Guelfen und Gibellinen entzündet hatte, loderte schon in den meisten Städten Italiens, eh' das glückliche Florenz davon ergriffen wurde. Zwar glimmte zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts auch dort schon das Feuer, welches die blühendste Stadt Italiens mit unbändiger Gewalt verwüsten sollte; aber noch war es nicht in Flammen ausgebrochen. Ein Weib war es, welches den verzeihenden Brand ansachte.

Unter den edlen Familien in Florenz war die der Buondelmonte eine der angesehensten, und Ottavio das Haupt dieser Familie. Eine Verbindung mit dem mächtigen Hause der Amidei sollte den Glanz des feinnigen erhöhen, und Ottavio gab den Wünschen seiner Verwandten nach, so wenig auch die Braut, welche ihm bestimmt war, ihn durch Schönheit und Anmuth zu fesseln vermochte. Inzwischen würde ihr dieß auch bey größeren Reizen, als sie besaß, nicht gelungen seyn, da bereits ein anderes Bild Ottavio's ganze Seele erfüllte. Er hatte die Dame, deren Bild seiner Phantasie unaufhörlich vorschwebte, bisher nur an heiliger Stätte und nie anders als verschleiert gesehen, und immer hatte sie sich seinen Nachforschungen so glücklich zu entziehen gewußt, daß diese, was er auch thun mochte um die anziehende Unbekannte näher kennen zu lernen, dennoch vergeblich blieben. Ihre edle Gestalt, das feinste Ebenmaß aller Glieder, und die Grazie ihrer Bewegungen ließen auf eine vollendete Schönheit, so wie ihre Kleidung auf hohe Geburt und Reichthum schließen. Dennoch unterdrückte Ottavio die Leidenschaft, welche die Unbekannte ihm eingestößt hatte, und schien entschlossen, die Wünsche seines Herzens dem Ehrgeiz seiner Familie zum Opfer zu bringen; als ein ganz unerwartetes Ereigniß diesen Entschluß mit einem Male vernichtete.

Wenige Tage vor seiner Vermählung reitet er durch eine der weniger besuchten Straßen der Stadt. Vom Balkon eines ansehnlichen Pallastes

ruft ihn eine Matrone bey seinem Nahmen, und bittet ihn verbindlich, auf einige Augenblicke zu ihr hinaufzukommen. *Ottavio* steigt ab; ein Diener eilt herbey sein Pferd in Empfang zu nehmen, und von ihm erfährt er, daß er sich im Hause einer *Donati* befinde. Er tritt in einen reich verzierten Saal, findet dort die Dame, welche ihm vom Balkon zugerufen hatte, und fragt nach ihren Befehlen. Ich wollte euch zu eurer nahen Vermählung Glück wünschen, antwortet sie; und fängt unmittelbar darauf an mit so schonungslosem Spott über seine Braut herzufallen, daß *Ottavio* vor Überraschung ihr kaum ein Wort zu erwiedern weiß. Endlich sammelt er sich, und mit Rücksicht auf ihr Geschlecht und ihre Geburt verweist er der übermüthigen Spötterinn ihre beleidigende Unart. „Ihr seyd wohl im Ernste aufgebracht,“ erwiederte diese lächelnd; „über die Freyheiten, die ich mir mit eurer Braut heraus genommen habe. Ihre Reize, ihr Geist, ihre Anmuth verdienen es auch, daß ihr nach echter Rittersttte trohig jedem den Handschuh hinwerft, der allenfalls Lust hätte, sie mehr für häßlich als für schön, mehr für abgeschmackt und albern als für wichtig und geistreich zu halten. Aber mir, mir, mein wackerer Ritter, solltet ihr das zu guten halten, da ich es gewiß auch nicht schlimm mit euch im Sinn gehabt habe.“ „Seht!“ ruft sie, „was ich für euch aufgespart habe;“ und öffnet mit diesen Worten die Thüre eines Seitenzimmers. *Ottavio* wirft einen Blick durch die Thüre, und halb von ihm abgewendet steht in der Mitte des geöffneten Gemaches seine angebethete Unbekannte.

Überrascht, hingerissen von seinem Gefühl stürzt er zu ihren Füßen. Er ergreift die Hand der Lebenden, und bedeckt sie mit heißen Küßen; er wagt es seiner halb unbewußt, ihren Schleyer aufzuheben, und ein plötzlicher Zauber fesselt alle seine Sinne. So schön, so reich mit jedem Reize der Anmuth geschmückt, hatte die Phantaste selbst ihr Bild nicht zu schaffen gewußt. „Und sie soll mein seyn?“ fragt er, als die sprachlose Überraschung des ersten Entzückens sich in Worte auflöst mit scheuem Zweifel die Tante, welche ihn lächelnd beobachtet.

„Sie ist dein,“ erwiedert diese, „wenn du ihre Liebe verdienen willst.“

Schüchtern blickt *Ottavio* auf die schweigende Schöne. Ihr gesenktes Auge, die hohe Gluth ihrer Wangen, verriethen ihm, daß auch er ihrem Herzen nicht gleichgültig ist. Auf's neue sinkt er zu ihren Füßen, und fleht um ihre Liebe. Der Bund ist geschlossen, und nach wenigen Tagen wird die Vermählung vollzogen.

Das Haus der *Donati* neigte sich mit eben so lebhafter Partheylichkeit auf die Seite der Guelphen, als jenes der *Amidei* auf die Seite der Gibellinen. Inzwischen war es persönlicher Haß gegen das Familienhaupt der Letzteren, was *Victoria Donati* reizte, ihnen eine so empfindliche und wohlausgedachte Kränkung zu bereiten. Was die Treulosigkeit des Vaters in früheren Jahren an ihr verschuldet hatte, sollte er jetzt im Alter, und mit ihm zugleich seine wie er selbst von *Victoria* gehasste Tochter entgelten. *Victoria* konnte leicht voraussehen, daß sie bey Ausführung ihrer Rache das Glück ihrer Nichte aufopfere; daß sie *Ottavio's* Leben den Dolchen der beleidigten *Amidei* aussehe; und daß die Wortbrüchigkeit desselben den glimmenden Partheyhaß beyder Familien zu wilden Flammen aufblasen wür-

de; aber alle diese Rücksichten galten ihr nichts gegen die Befriedigung ihrer Rachsucht.

Als die *Amidei* die Beschimpfung erfuhren, welche *Ottavio* ihrer Ehre angethan hatte, versammelten sie alle ihre Freunde, um gemeinschaftlich mit diesen den Plan zur Rache zu entwerfen. Die Erbitterung über die Beleidigung, die ihnen von dem Einzelnen widerfahren ist, übertragen sie auf seine ganze Familie; und wie immer empört auch hier Privathass den Partheyhass. Die *Uberti*, damahls die reichste und mächtigste Familie in Florenz, und eifrige *Gibellinen*, schloßen sich mit lebhaftem Interesse an sie an, und *Mobea Lambertini* machte zuerst den Vorschlag den Schimpf im Blute des Verräthers zu tilgen. Sein Anschlag findet allgemeinen Beyfall; und als *Ottavio*, wenig Tage nach seiner Vermählung, eines Morgens sich den Armen seiner schönen Gemahlinn entwindet, um auf ein nahe bey der Stadt liegendes Landgut zu reiten, sprengen auf der Brücke über den *Arno* die Mörder auf ihn heran, und durchbohren ihn mit ihren Dolchen.

Der bedeutende Rang, welchen *Ottavio* unter den Edlen in Florenz eingenommen hatte, seine persönlichen Verdienste, die verzweiflungsvollen Klagen seiner jungen Gemahlinn, und das Geschrey seiner Familie, alles trug dazu bey, die Theilnahme an seinem unglücklichen Schicksale zu vermehren. Ganz Florenz theilte sich zwischen die *Buondelmonte* und *Uberti*, und bald darauf in offener Feindschaft in *Guelphen* und *Gibellinen*. Nicht lange währte es, so zerfielen die ersteren wieder unter sich selbst in zwey andere Partheyen, wovon die der *Bianchi* ihre Hoffnungen auf *Bonifaz VIII.*, die der *Neri* die ihrigen auf *Carl von Anjou* setzten, und die sich beyde mit dem unversöhnlichsten Hasse befehdeten.

Der Hammer Thor's.

An Molly.

Hast du gehöret vom Hammer des Thor vom treuen Miölnere,
 Warf Er ihn tausend Mahl weg, kam er doch immer zurück.
 Wenn dem Gott' erschien als ungeschmeidig der Hammer,
 Schob er ihn winzig und klein, wie es beliebt, in den Sack *).
 Molly, Du hast in mir gefunden den treuen Miölnere,
 Wirfst Du mich tausend Mahl weg, fehr' ich doch immer zurück.
 Wenn ich manchmahl Dir auch ungeschmeidig erscheine,
 Steckst du mich sofort, wie es beliebt, in den Sack.

h.

*) S. die Edda von Kühn S. 250.

Wahre Anekdote.

Kurze Zeit vor Garrick's Abreise von Paris, im Jahre 1765, befand er sich mit seiner Gattinn in einer angesehenen Gesellschaft, wo auch die berühmte Schauspielerinn Clairon anwesend war. Nachdem die Unterredung eine Zeitlang die schönen Künste überhaupt zum Gegenstande gehabt hatte, ergoß sie sich endlich über die Wesenheit der englischen und französischen Bühne. Ein Anwesender ergriff diese Wendung des Gespräches, um den Künstler und die Künstlerinn im Nahmen des glänzenden Zirkels zu bitten, einige Proben ihres Talentes zum Besten zu geben.

Der Bitte wurde willfahren und die Versammlung gab dem vortrefflichen Nebenbuhlerpaar ihren dankonden Beyfall in den wärmsten Ausdrücken zu erkennen. Man konnte jedoch bemerken, daß man der Clairon heimlich die Palme zugestehete, und dem Fremdling nur aus Artigkeit davon nichts merken lasse. Der aufmerksame Garrick, dem dieser stille Vorzug der Clairon nicht entging, schrieb ihn, wie natürlich dem Umstande zu, daß der größte Theil der Gegenwärtigen nur wenig der englischen Sprache kundig wäre, und er beschloß daher durch bloßes Geberdenspiel zu erlangen, was die Clairon durch dasselbe mit Deklamation verbunden erreicht habe.

Ohne der Gesellschaft seine Absicht mitzutheilen, erzählte er im Laufe der allgemeinen Unterhaltung folgenden Vorfall, der sich in einer Provinz Frankreichs während seines Aufenthaltes daselbst zugetragen hatte.

„Ein Vater, sagte er, spielte mit seinem einzigen Kinde an einem offenen Fenster. Die laute Fröhlichkeit des Kindes erregte meine Aufmerksamkeit, und seine Schönheit, die mit der Glückseligkeitsmiene des Vaters wetteiferte, fesselte auf einige Zeit meine Blicke und Schritte. Da — o erstarrender Moment! — entschlüpfte durch eine unglückliche Bewegung das allzu lebhaftes Engelschen den Armen des Vaters, stürzte herab und lag erschlagen zu Boden. Mit Worten, meine Herren, kann ich Ihnen das Verzweiflungsgesicht des Vaters nicht schildern — aber —“

Hier verstummte der Erzähler und in seiner Stellung wie in seinem Gesichte erblickte man des Kindes Vater in dem Augenblicke, da dasselbe seinem Arm entfiel.

Schrecken, Mitleid, Erstaunen ergriff die Anwesenden, und in aller Augen zitterten Thränen. Lange konnte die betroffene Gesellschaft sich nicht erholen, und als es geschehen war, hielt Alle. Clairon, innigst erschüttert, den Sieger umarmt, und bath seine Gattinn um Nachsicht für diese etwas ungewöhnliche Aeußerung der Bewunderung.

„Als seine Geistesverwandte,“ versetzte die sanfte Frau, „mögen Sie Ihren Cousin immerhin umarmen, nur bedinge ich mir dabey meine leibliche Gegenwart aus.“

Notizen über das spanische Theater in Madrid.

(Aus der spanischen Zeitung El Universal, von N. Fürst.)

Als das Trauerspiel: die Novize oder das Klosteropfer zum ersten Male auf dem Theater del Principe im Jahre 1810 aufgeführt wurde, erschienen in verschiedenen spanischen Blättern mehrere mit den Buchstaben H. J. unterzeichnete Artikel, worin das originale Trauerspiel des Hrn. La Harpe: *La Melanie*, und die Übersetzung desselben (gegenwärtiges Stück) von Hrn. Carnerero, über alle Maßen gelobt wurden. Wir bedauern sehr, bey der erneuerten Darstellung dieses Trauerspiels, keine Veranlassung gefunden zu haben den Lobpreisungen des ungenannten Lobredners beystimmen zu können.

Die *Melanie*, oder gegenwärtiges Trauerspiel: das Klosteropfer, ist fast von aller Handlung entblößt. Mehrere sehr lange und langweilige Dialogen schleppen sich bis zur Katastrophe, den freiwilligen Tod der Novize, hin, wozu die Motive nicht genug begründet sind. Es handelt sich darum, daß ein Vater, um die Mitgabe zu ersparen, seine Tochter zur Ablegung des Klostergelübdes zwingt. Der Erfolg dieser unzeitigen väterlichen Sparsamkeit ist, daß die Tochter den freiwilligen Tod dem Klosterzwange vorzieht. Wäre es aber nicht weit passender gewesen, ein standhaftes „Nein“ vor der Entkleidung auszusprechen, als durch Gift sich selbst das Leben zu nehmen? Wie kann man einen so scheinbaren heroischen Entschluß bey einem jungen Mädchen, das im Christenthume erzogen ist, als wahrscheinlich voraussetzen? Und wie konnten ihrem Geliebten, D. Carlos, der als ein rechtschaffener Mann geschildert wird, die Motive unbekannt bleiben, die den Vater dazu verleiten, seine Tochter aufzuopfern? — Diese Fragen dringen sich unwillkürlich bey der Darstellung auf. Auch die Einheit des Orts wird in diesem Stücke aus keiner andern Ursache, als weil es die Konvention so gebiethet, beobachtet. Das Sprachzimmer der Nonnen dient, ganz gegen hergebrachte Sitte, zum Sammelplatz der Männer und Frauen, die, um bloß den Schauspielplatz nicht leer zu lassen, zu jeder Stunde aus und eingehen. Wenn es ferner bey dramatischen Charakteren eine unerläßliche Bedingung ist, daß sie originell, wahrscheinlich, interessant und durchgeführt seyn müssen, so ist davon in diesem Trauerspiele auch keine Spur zu finden. Die Übersetzung ist schwülstig und nichts weniger als gelungen, und das Stück erhielt bey der Darstellung nur sehr geringen Beyfall.

Nach diesem Trauerspiele wurde eine Scene aus der Oper: *Los Misterios de Efeso* gegeben. Die Señora Borguesi, die darin zum ersten Male auftrat, geberdete sich aber auf eine so höchst seltsame Weise, daß sie mehr einer Furie als dem Liebhaber der *Aysia* glich. Welcher Geschmack! welche konvulsivische Verzückungen, statt Aktion, und welches ohrenzerreißende Geschrey, statt Gesang! Das Publikum blieb auch keineswegs gefühllos bey diesen Vortrefflichkeiten und gab seine Theilnahme — durch lautes Zischen zu erkennen. Die Señora Borguesi ließ sich aber dadurch nicht irre machen, sie hielt vielmehr unerschütterlich Stand und schien zum Wahlspruch gewählt zu haben: *Tu ne cede malis sed contra audentior esto*. Erst als der Vorhang niederrauschte, wurde der heftige Sturm beschwichtigt.

Das Trauerspiel: *Sancho Ortiz de las Roelas*, das eine neue Bearbeitung von *Lope de Vega's Estrella* von Sevilla ist, wurde, obgleich die Darstellung sehr mangelhaft war, indem es der spanischen Bühne schlechterdings an tragischen Schauspielern fehlt, dennoch beyfällig aufgenommen. Das Schauspiel: die Landung der Russen in *Motril* (*Los desembarcos de los Rusos in Motril*) verdankte den Beyfall, den es erhielt, einigen zeitgemäßen Anspielungen, die darin vorkommen, da es übrigens ein höchst mittelmäßiges Produkt ist.

Unter den neuesten Produktionen des Theaters del Principe verdienen nur das Lustspiel: die Modehändlerin aus *Biscaya* (*La Toquera vizcaina*) und die Oper: der Barbier von Sevilla, Musik von *Joachim Rossini*, erwähnt zu werden. Die Modehändlerin aus *Biscaya* gehört zu jenen alten Stücken, worin treffender Witz und eine gefällige Diktion, für so manche Unwahrscheinlichkeiten und andere Gebrechen entschädigen müssen. Der Plan dieses Stücks ist sehr einfach und besteht

darin, daß ein junges Mädchen, um ihren Liebhaber, D. Juan de Luna, der sich wegen eines Duells vor dem Gerichtshofe in Valladolid stellen muß, nicht aus den Augen zu verlieren, ihm nachreist und sich als Modehändlerinn ausgibt. Dieß gibt Anlaß zu allerhand interessanten Verwicklungen, und da das Lustspiel sehr gut gespielt wurde, erhielt es allgemeinen und rauschenden Beyfall.

Was die Oper: „der Barbier von Sevilla,“ betrifft, die schon seit langer Zeit ganz Europa entzückte, scheint es Rossini allein vorbehalten gewesen zu seyn, diesem nähmlichen Gegenstande, den Paisiello so meisterhaft behandelte, neuen Reiz zu verleihen. Welcher Reichthum und welche Mannigfaltigkeit und Kraft in der Komposition. Die Ouverture enthält, wie dieß fast bey allen Ouverturen dieses Tonsetzers der Fall ist, die Hauptmotive der Oper, oder richtiger gesagt, die Oper im Auszuge. Bey der ersten Vorstellung wurden besonders das Duett zwischen dem Grafen Almaviva und Figaro, die Arie des D. Basilio und das Finale im ersten Aufzuge mit rauschendem Beyfall aufgenommen. Da aber die erste Darstellung einer Oper, nur als eine Generalprobe anzusehen ist, so steht zu erwarten, daß selbe bey öfterer Wiederholung mit mehr Präzision, als es bey der ersten Darstellung der Fall war, ausgeführt werden wird. Die Oper wurde im Ganzen mit rauschendem Beyfall aufgenommen.

Correspondenz-Nachrichten.

(Schluß.)

Berlin.

Wir sind auf die musikalische Bühne gelangt, auf der einige interessante Erscheinungen an uns vorüber gegangen sind, die sie, sonderbar genug! wieder einmahl alle in Wien kennen. Ich versprach Ihnen über Ihre Campi etwas Näheres. Nun, diese wahrhaft große, meisterhafte Sängerin hat als Donna Anna, Konstanze und als Königin der Nacht debütiert, und jedes Mahl alle die entzückt, die mehr in die Oper kommen, um zu hören, als um zu sehen. Mad. Campi leistet fast das Höchste in der Technik, und was sie leistet, ist vollkommen. Das sind Koloraturen, Triller und Passagen, wie man sie bey allem Singang, den man hat, nicht alle Tage hört! Einige Leute stießen sich an den Taufschein der Sängerin, und diese mögen mehr befriedigt gewesen seyn, als Mlle. Rainz aus Wien in einigen kleinen Rossinischen Scenen auftrat. Mit ihr zugleich erschien in einem Rossinischen Intermezzo, aus dem Barbier von Sevilla zusammengesetzt, ihr Lehrer und Begleiter, Hr. Köffel, und bewies sich als munterer, italienischer, d. h. kunstgeübter Sänger. Er wäre eine schätzbare Akquisition für uns.

Im übrigen, um noch einen Augenblick im Reiche der Musik zu verweilen, haben uns, wie gewöhnlich, schon jetzt, obgleich der Winter noch nicht einmahl eigentlich angefangen hat, verschiedene fremde Künstler heimgesucht, von denen Mlle. Therese de Sessi, der Klarinettist Hermbstädt und der vortreffliche Violinist Lipinski aus Lemberg den meisten Beyfall hatten. Ein sogenanntes gutes Konzert hat Keiner gemacht. „Wo sollen auch alle die Thaler herkommen?“ fragen die Berliner. Die Konzertgeber saugen wahrhaftig unsere Kassen rein aus, und es wäre fast zu wünschen, daß, wie ein Gerücht sagt, der neue Musikgeneral dem Unwesen, das offenbar mit dem Konzertgeben getrieben wird, ein gewisses Ziel setzte. Am meisten hat uns neuerlich der originell-phantastische Vouche erschöpft, der — noch immer hier ist, und alle Wochen ein Leichtes Konzert gibt, und immer wieder einen vollen Saal hat, und dazwischen immer noch das Publikum durch die Briefe, die er in die Zeitungen setzen läßt, wacker amüfirt. Jetzt intendirt er ein aller-aller-allerlestes zum Besten der Armen, denen zu Gunsten er neulich schon einmahl gespielt hat, was dankbare Erwähnung verdient.

Aus dem Reiche der bildenden Kunst bemerke ich die Erscheinung eines interessanten Kupferstiches: „Der König an Blücher's Krankenbette,“ den die fleißigen Künstler Gebrüder Herschel so eben herausgegeben haben. Auch für Ausländer, die weniger Lokal-Interesse haben, als wir, ist dieß Blatt wegen der großen Porträt-Ähnlichkeit der hohen Personen (ein bekanntes Talent dieser geschickten Brüder) sehr empfehlungs-

wert. Ein anderes Urtheil über dieß gelungen Kunstwerk fällt der geistreiche M ü c h l e r, der die Elegante mit seinen interessanten Berliner Korrespondenzen schmückt; es ist merkwürdig, den Vortrefflichen einmahl als Kritiker auf dem Felde der Kunst zu finden, da er sonst nur auf dem Gebiete der Moral zu hausen, und in lamenswerten Berichten darüber zu klagen pflegt, daß sich abermahls ein Waschweib erhängt, ein Feldweibel umgebracht habe! Diese Notizen sind denn freylich immer eben so herzbrechend, als sie wohl wahr sind, denn der Korrespondent zieht sie aus offiziell-polizeylichen Ortsblättern, z. B. dem Beobachter an der Spree, dem Wadgack'schen Wochenblatte u. s. w.

Apropos von Berliner Korrespondenten fällt mir ein, daß bey Gelegenheit einer meiner letzten Korrespondenzen in Ihrer geschätzten Zeitschrift, die Karlsruher im Morgenblatt, die Wiener in der Eleganten, und die Berliner im Gesellschafter in Aufstand gerathen sind. Wenn Ihnen das nicht unangenehmer ist, als Ihrem Korrespondenten, dann lassen wir die Herren gewähren! Der „Gesellschafter“ hat meine, des ihm völlig unbekanntem Korrespondenten, Parthen, und also unaufgefordert genommen, und wir dürfen dieß als eine Satisfaktion für uns betrachten; da aber die Sache nur um einen mittelmäßigen, hier nicht gut aufgenommenen Schauspieler handelt, so mag sie ad Acta gelegt seyn!

Endlich noch einige literarische Notizen. Man wird sich erinnern, daß die undurchdringliche Anonymität, worin sich der Verfasser von Junius Briefen hüllte, zu einer Menge von kleinen und größern Schriften Anlaß gab, welche in England erschienen, und wodurch man ein Licht über den Urheber derselben zu verbreiten suchte. Der Anfang zu ähnlichen Versuchen, der Verfasser der geistreichen Romane, welche jetzt die ganze gebildete Lesewelt in Anspruch nehmen und deren Reihe „Waverley“ eröffnete, zu entdecken, ist vor Kurzem durch eine in London erschienene, an Hrn. Richard Heber gerichtete Reihe von Briefen gemacht worden, welche unter dem Titel herausgekommen sind: „Lettres to Richard Heber containing critical remarks on the series of novels, beginning with Waverley and an attempt to ascertain their author“ und wovon nächstens eine deutsche Bearbeitung hier bey Duncker und Humblot erscheinen soll. Ich entlehne diese Notiz aus einer hiesigen Zeitung, weil ich Ihnen noch weiter nichts über dieß Unternehmen sagen kann, auf welches gewiß auch das Interesse der Wiener Lesewelt gespannt seyn wird.

Hr. Franz Horn hat einige Nachträge zu einer jüngst von ihm erschienenen literarisch-historischen Schrift drucken lassen. Das ist nichts Bemerkenswerthes, denn Herr Franz Horn läßt gar vieles drucken. Es ist ferner nichts Bemerkenswerthes, daß in diesen Nachträgen abermahls viel Wunderliches und Geschraubtes vorkommt, denn auch das begegnet diesem Schriftsteller täglich; aber zur Erheiterung Ihrer Leser mögen einige Notizen hier stehen, die ich nur der Sonderbarkeit wegen bemerkt habe, und die den Wienern dieß neue Produkt von Franz Horn bezeichnen mögen:

„Ernst Schulze ist kein Dichter im höhern Sinne des Wortes. — Seine Theorie hat ihm ein nüchternen Lehrer beigebracht, der als Literarhistoriker schätzbar (ey, seht einmahl! es ist freundlich von Hrn. Franz Horn, daß er Bouterweck's vortreffliche Geschichte der Poesie „schätzbar“ nennt!) nach manchen ermüdenden Umtrieben in der Philosophie und Ästhetik zuletzt dem Einschlummern nahe gekommen ist.“ — (Bouterweck und Franz Horn! Wenn man so diese beyden Nahmen sich gegenüber sieht, so biethet sich die Kritik dieser Kritik von selbst dar!!)

„Das Schreiben und Druckentlassen muß wohl etwas sehr Schönes, aber auch sehr Ernstes und Heiliges seyn.“

„Amüßren kann man mit „sich entmüßen“ übersetzen!“

„Ich gab Werke, die auch dann noch dauern werden, wenn jene (uno-mystische) Schule längst vergessen ist. — Mein Recensent (in der Hallischen Lit. Zeit., der Hrn. Fr. Horn gar verb aber am rechten Flecke, so scheint es, angegriffen hatte) könnte wahrscheinlich seine ganze literarische Existenz hingeben, wenn er auch nur meinen einen Roman „Liebe und Ehe“ als Sein betrachten dürfte.“ (Man sieht, daß Herr Horn nicht nur freundlich, daß er auch sehr bescheiden ist!)

„Nicht ohne Blut und Thränen hab' ich mir die friedliche Klarheit erworben, deren ich mich jetzt erfreue!“

Aber genug, um das Wiener und nicht Wiener Publikum mit diesen Proben zu „entmüsen.“

Entschuldigen Sie die Länge meines heutigen Briefes. Ich will dafür auch lange nicht wiederkommen.

U n k ü n d i g u n g.

Die gebildete Lesewelt, die dieser Zeitschrift ihre Theilnahme zuwendet, wird hienit zur Vorausbezahlung auf den bevorstehenden siebenten Jahrgang desselben geziemend eingeladen.

Der Herausgeber ist sich bewußt unter mancherley Hindernissen seinem Blatte bisher keine Art von Sorgfalt schuldig geblieben zu seyn, um es von Jahr zu Jahr zu vervollkommen; er sieht mit Freuden sein Streben anerkannt, und darf hoffen, sich des ihm geschenkten Zutrauens immer würdiger zu machen. Diese Hoffnung gründet sich insbesondere auf die wachsende Anzahl von Beiträgen, wodurch ausgezeichnete deutsche Männer aller Bundesstaaten, denen er hiemit öffentlich dankt, sich bemühen werden, die Leser der Wiener Zeitschrift, deren Plan im Wesentlichen unverändert bleibt, geistreich zu unterhalten und zu belehren.

Die Bedingungen für die Abnehmer der Wiener Zeitschrift bleiben unverändert, wie sie unter dem Titel angeführt sind, und man bemerkt hier nur noch folgendes:

Jene resp. Abnehmer, welche ihre Exemplare von Wien aus mit hartem Wachs und dem Amtssiegel geschlossen zu erhalten wünschen, zahlen halbjährig 2 fl. W. W. Für die Absendung am Tage der jedesmahligen Erscheinung sind halbjährig 5 fl. W. W. nebst obigen Beträgen zu entrichten. Außerdem wird die Zeitschrift an den gewöhnlichen Posttagen wöchentlich zwey Mal versendet.

Sollten willkührliche Bertheurungen eintreten, so ersucht der Herausgeber ihm, oder der k. k. obersten Hofpostamts-Haupt-Zeitungs-Expedition, sogleich Anzeige davon zu machen, um die Abhülfe verschaffen zu können.

Die Trennung des Textes und der Kupfer, und die vereinzelte Verabfolgung derselben findet nur hier in Wien und im Wege des Buchhandels Statt. Mit der Post kann nur die Versendung des Textes und der Kupfer gemeinschaftlich erfolgen.

Das Honorar ist auf fünf Dukaten in Gold für unsern Druckbogen festgesetzt, und dem Belieben der Schriftsteller überlassen, dasselbe gleich nach dem Abdruck, oder nach halbjähriger Berechnung zu fordern.

Im Wege des Buchhandels wird die Zeitschrift gleich andern literarischen Journalen in monatlichen Heften, mit einem Umschlag versehen, sowohl mit als ohne Kupfer um die angesezten Pränumerationspreise vom Jahre 1822 an in Kommission von Hrn. Carl Gerold allhier zu haben seyn, und man ersucht die löblichen Buchhandlungen Deutschlands und des österreichischen Kaiserstaates, sich an denselben mit ihren Bestellungen zu wenden.

Wien im December 1821.

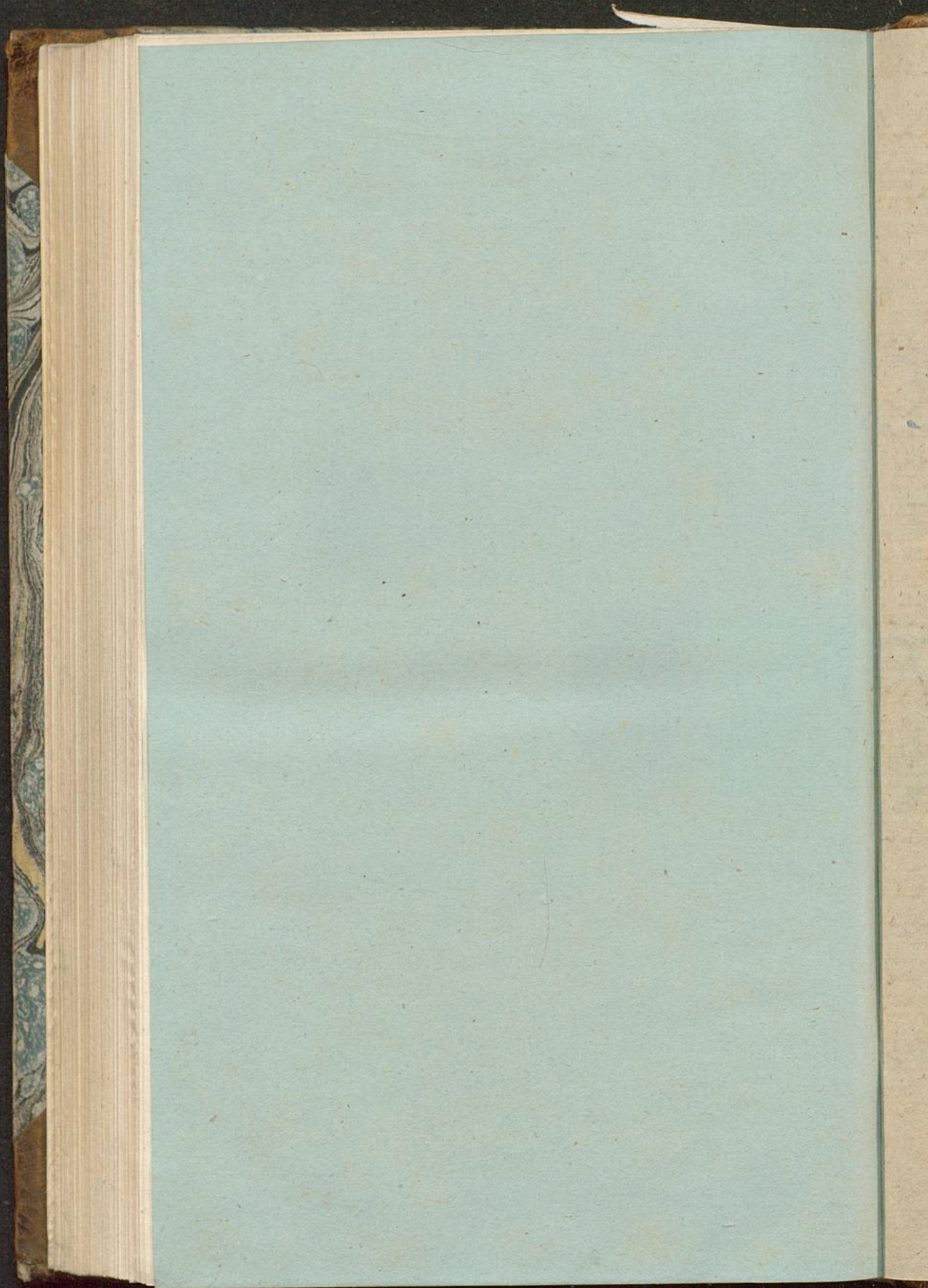
Der Herausgeber.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schick.

Bedruckt bey Anton Strauß.

n,
du
ge
ie
en
is
gu
ich
ich
che
n,
bt,
ers
ner
chs
B.
B.
alis
der
du
ers
ost
ich
ht,
der
na-
ne
m-
lob-
enz
.





86





